Elglundlsche) u. a. 4). Auch kann jeder Backofen zu einer Branntweinblase dienen, durch die sich die aus dem Brodteige entwickelten Dünste in Weingeist verwandeln (s. allgem. landwirthschaftliche Zeitung. 1831. Nr. 88. S. 305.). (*Th. Schreger.*)

DESTILLIRKOLBEN, Cucurbitae, Cucurbites, sind chemische Gefäße von verschiedener Größe und Gestalt, aus Glas, Metall, Stein- oder Thonmasse, welche, mit ihrem Helme oder Hute bedeckt, zum Destilliren dienen. Sie haben einen senkrecht aufsteigenden kürzern oder längern Hals, der sich allmälig verengt. Ihr Bauch ist mehr oder weniger rund, kürbisähnlich oder platt ꝛc. Nach ihrer Größe theilt man sie ein in Scheidekolben, als die kleinsten von einigen Zollen bis zu 1 Fuß im Durchmesser der Kugel, in gewöhnliche Kolben von etwa 1 Fuß u. m. im Durchmesser, und in Herrenkolben, deren Kugel über 2 Fuß im Durchmesser hat, und von denen die größten Ballons heißen.

Tubulirte Kolben sind solche, die zu oberst ihres Bauchs seitwärts zum Eintragen der Substanzen eine offene Röhrenmündung haben, welche sich mit einem Stöpsel schließen läßt.

Kolben von weißem Glase sind zur genauern Beobachtung ihres Inhalts die schönsten, jene von grünem Glase aber dauerhafter.

Solche Kolben, die im freien Feuer stehen, oder einen sehr hohen Hitzgrad aushalten sollen, verwahrt man gegen das Zerspringen durch einen zweckmäßigen Beschlag (s. d. Art. Beschlag). (*Th. Schreger.*)

DESTILLIRKRÜGE oder Kruken, Cuines, nennt man in Frankreich eine Art kurz- und krummhalsiger steinerner Flaschen, worin das Scheidewasser u. a. Säuren im Großen destillirt werden. Zu Vorlagen außerhalb des länglichten Ofens (der sogenannten Galeere) dienen ebenso geformte Gefäße, deren Hals blos so weit ist, daß er den Hals der als Retorte dienenden Kruke aufnehmen kann. Die teutschen Destillirkruken unterscheiden sich durch ihren cylindrischen Bauch und geraden Hals. Auch bedienen wir uns zu den obigen Arbeiten der steinernen Retorten, vorzüglich der Waldenburgischen ꝛc. (S. Demachy's Laborant im Großen, a. d. Franz. v. Sam. Hahnemann. I. Taf. I. Fig. 1 dd.) (*Th. Schreger.*)

DESTOUCHES, Philippe Néricault, geb. zu Tours im J. 1680. Über die Jugendjahre dieses bekannten dramatischen Dichters hat man keine sichern Nachrichten, sondern nur sehr von einander abweichende Gerüchte. Nach einigen soll er, um nicht Jurist zu werden, seiner Familie entlaufen seyn und sich mehre Jahre mit einer Schauspielertruppe herumgetrieben haben, bis ihn der französische Gesandte in der Schweiz, Herr Puysieux, in Solothurn kennen lernte, lieb gewann und für das diplomatische Fach ausbildete. Nach andern dagegen soll er in Paris die Schulen mit Auszeichnung besucht, dann eine Zeitlang als Freiwilliger in den teutschen Feldzügen mitgefochten und, während der Winterquartiere, in Hanau die Bekanntschaft des H. v. Puysieux gemacht haben. Gewiß ist nur, daß er durch diesen Mann in eine Laufbahn gebracht worden, worin er sich großen Beifall erwarb und, wenn das Schicksal ihn mehr begünstigt hätte, zu den wichtigsten Ämtern hätte emporsteigen können. Als er aus der Schweiz zurückgekehrt war, schickte ihn der damalige Regent von Frankreich (der Herzog von Orleans) mit dem nachmaligen Kardinal Dubois nach England, wo er längere Zeit als Geschäftsträger blieb und sich die Zufriedenheit des Prinzen im höchsten Grade erwarb; allein der baldige Tod des Regenten vernichtete seine Hoffnungen, und er zog sich nun auf ein kleines Landgut bei Melun zurück, wo er seine letzten Jahre verlebte, mit literarischen Arbeiten aller Art, auch mit eifriger Bekämpfung des Unglaubens beschäftigt. Den Antrag, eine Sendung nach Rußland zu übernehmen, wies er von sich. Schon als er noch in der Schweiz war, fing er an für das Theater zu arbeiten. Sein erstes Stück war der Curieux impertinent in 5 Acten und in Versen, wozu er den Stoff aus einer bekannten Novelle des Cervantes entlehnt hatte. Dieses und einige folgende Stücke wurden bald auch in Paris mit Beifall gegeben und verschafften ihm den Eintritt in die Akademie, in welcher er 1723 den Dichter Campistron ersetzte. Unter den Stücken, welche nicht allein gleich bei ihrem Erscheinen mit Beifall aufgenommen worden, sondern sich auch zum Theil bis jetzt auf der Bühne erhalten haben, nimt unstreitig der Philosophe marié, in 5 Acten und in Versen, den ersten Rang ein. Es ist das beste, was Destouches jemals gemacht, und wahrscheinlich hat er es aus seinen eignen Lebenserfahrungen geschöpft, da er in England eine katholische Dame heirathete und aus Gründen, die uns unbekannt sind, seine Ehe eine Zeitlang verheimlichen wollte oder mußte. Nächstdem kann man noch zu seinen bessern Producten zählen: le Glorieux, worin er zuerst das Komische mit dem Pathetischen verbindend, sich der später Mode gewordenen, traurigen Gattung des comique larmoyant näherte, und die kleine, aber recht heitere, erst nach seinem Tode erschienene Posse la fausse Agnès, in 1 Act, in Prosa. Die meisten übrigen Stücke, worunter le triple mariage, l'obstacle imprévu, le dissipateur die besten seyn möchten, sind wol für immer von der Bühne verschwunden. Überhaupt kann man Destouches kaum einen höheren als etwa den dritten oder vierten Rang unter den ältern französischen Lustspieldichtern einräumen. Molière's einfache Wahrheit, Anschaulichkeit und echt komische Kraft erreicht er fast nie, und selbst Regnard und Lesage übertreffen ihn bei weitem an Erfindung und komischer Laune. Mit Ausnahme der vorhin erwähnten bessern Stücke sind seine meisten sogenannten Charakterstücke, wie l'ingrat, l'irrésolu, le médisant, l'ambitieux et Vindiserette, l'homme singulier und mehre andere schwach und verfehlt, da die meisten dieser Charaktere eher sittlich empörend als komisch zu nennen sind, und auch die Darstellung derselben wenig Kraft und Leben hat. Dazu kommt noch, daß er sich häufig zur Entwickelung seiner Fabeln alter längst

4) S. bei Gilbert a. a. O. 1830. 2. S. 172. Taf. II. Fig. 1. — In Dingler's polytechn. Journ. II. 4. S. 377. 5. S. 392. XXXV.

abgedroschener Mittel, Verwechselungen der Personen, Wiedererkennungen, plötzliches Eintreffen todt geglaubter Personen u. s. w. bedient, wie man sie nur in einigen der schwächsten Stücke Molière's findet. Die beste Ausgabe der Werke Destouches ist die von seinem Sohne besorgte, Paris 1757, 4 B. in 4. Mehre andere sind in den Jahren 1758, 1772 und in neuerer Zeit erschienen. In einer Stereotypausgabe, Paris 1810 in 2 B., sind nur die besten Stücke aufgenommen worden. (*Blanc.*)

DESTUR, auch Destur Mobed, in der persischen Religion ein Priester aus der ersten Klasse oder dem ersten Grade des Priesterstandes. Es gab nämlich 3 Grade der Athornes oder Priester: Heebed, der gemeine Priester, Mobed, der Gesetzgelehrte und Destur oder Destur Mobed, der Gesetzverständige, der den tiefern, innern Sinn der Gesetze kennt. Der erste von diesem letztern Grade, also der erste der ganzen Hierarchie, hieß Desturan Destur. Er war als solcher Haupt der Desturs in einer Stadt, einer Provinz, oder im ganzen Reiche, erklärte die schwersten Punkte der Gesetze und entschied in letzter Instanz in Gewissensfällen. Ihm gebührte der zehnte Theil der Einkünfte eines Parsen. (*Richter.*)

DESVAUXIA. So hat Robert Brown (Desvauxia Prodr. fl. N. H. p. 252.) eine Pflanzengattung nach dem Herausgeber des Journal de botanique (Vol. I—V. Paris 1808—1814. 8.) N. A. Desvaux genannt, welche Labillardière schon früher (Nov. Holl. I. p. 7. t. 1.) unter dem Namen Centrolepis (s. d. A.) beschrieben hatte. Da aber der ältere Name (κέντρον, λεπίς) nur auf einige Arten (welche den Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt haben) paßt, so hielt R. Brown es für nöthig, ihn zu verändern. Zu den neun bei R. Brown verzeichneten Arten hat Gaudichaud (Voy. de Freycinet, bot. p. 419.) eine neue, D. longifolia, gefügt. Alle Arten sind kleine Gräser von dem Ansehn eines Scirpus, sie bilden Rasen, wachsen nur in Neuholland und Van Diemensland und geben nach Bartling (Ord. nat. p. 86.) den Typus einer von den übrigen Restiaceen abweichenden Gruppe (Desvauxieae, zu denen außer Desvauxia die Gattungen Aphelia und Alepyrum *R. Br.* gehören), welche den Uebergang zu den Cypereen bildet. (*Sprengel.*)

DESZNA 1) Marktflecken am Sebes im Borosjenöer Bezirk der Aradeer Gespanschaft Ungerns, mit einem Eisenhammer. In der Nähe sind Goldwäschereien. — 2) Deßna, Teschen, Herrnstadt im Taborer Kreise Böhmens, mit 160 Häusern und einem gerühmten Gesundbrunnen und Bade; dabei das Schloß Rothlhota. (*Leonhardi.*)

DETACHEMENT bezeichnet in der militärischen Kunstsprache einen vom Hauptcorps abgesonderten Theil desselben — eine Entsendung, Nebencorps — welches bestimmt ist, durch seine Unternehmungen und Leistungen die Absichten des Hauptcorps vorzubereiten, zu erleichtern oder herbeizuführen. Das Operationsobject eines Detachements wird daher nur ein Theil des Operationsobjectes des Hauptcorps seyn, oder die Erreichung desselben vorbereiten. Detachements sind, wie die Kriegführung im Allgemeinen, offensiver und defensiver Natur. Zu den letzteren gehören sämtliche Entsendungen, welche zur Sicherheit eines Corps angeordnet werden, die sogenannten Avant-, Arrièregarden und Seitensicherungsanstalten. Offensiv dagegen sind diejenigen Detachements, welche vom Hauptcorps abgetrennt werden, um den Feind anzugreifen. Dies geschieht gewöhnlich, um, nachdem die Kräfte des Feindes getrennt sind, den Hauptangriff auf denselben um so erfolgreicher auszuführen. Beide Arten der Kriegführung gehen, wie im Kriege überall, abwechselnd in einander über. Ja es gibt Detachements, welche den doppelten Charakter schon in ihrem Entstehen in sich tragen, z. B. viele Recognoscirungen. Erwägt man, daß jeder einem Feinde, der seine Absichten zu verhüllen versteht, gegenüber stehende Commandirende einem im Dunkel der Nacht forschend Suchenden gleicht, so ist leicht zu begreifen, wie viele Anlasse der Krieg zur Absendung von Detachements gibt, Behufs des Erforschens und Überraschens. Nichts scheint oft in den Augen des Ungeübten den Zweck des Krieges, die Erreichung des Sieges, so sehr zu sichern, als häufiges Detachiren; dennoch beruht diese Annahme auf einem Irrthume. Wenige, richtig angeordnete Erkundigungsdetachements leisten mehr als viele, deren Gang von einem geistlosen, pedantischen Mechanismus vorgeschrieben ist. — Ebenso wenig billigen die Regeln der Kriegskunst, daß man stets da detachirt, wo man feindlichen Detachements begegnet. Weil es im Gegentheil Hauptmaxime der Kriegführung ist, daß man im Allgemeinen und in den besondern Fällen der Stärkere an Zahl zu seyn bemüht seyn muß, so gehört es zu den wichtigsten Grundsätzen der Strategie und der Taktik, nur da zu detachiren, wo es wirklich nothwendig wird, und in so geringer Stärke, als die Natur des zu erreichenden Zweckes es immer gestattet. Dies scheint allerdings der oberste Grundsatz bei Anordnung von Detachements zu seyn, denn Zersplitterung ist die Mutter der Niederlagen.

Detachirung soll gewöhnlich die Handlung bezeichnen, durch welche Detachements angeordnet und entsendet werden. (*v. Ganscauge.*)

DETARIUM. Eine von Jussieu (Gen. p. 365.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (aber in mehren Punkten, namentlich in der Bildung der Frucht, abweichend und nach Candolle, Légum. mém. XIII., Prodr. II. p. 521., mit Cordylia *Lour.* eine abgesonderte Gruppe, Detarieae, bildend) und aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem vierspaltigen Kelche, fehlender Corolle, abwechselnd kürzeren Staubfäden und einer Steinfrucht mit dicker Schale, welche einen einzigen, in mehliger Masse liegenden Samen enthält. Die einzige, noch wenig bekannte Art, D. senegalense *J. F. Gmel.* (Syst. III. p. 790.) wächst in Senegambien als ein Baum mit unpaar gefiederten, unten zottigen Blättern und traubenförmigen Blüthen. (*Sprengel.*)

DETENTION heißt in der Rechtssprache jedes Innehaben einer Sache, ohne daß dabei auf die besondere Absicht des Inhabers irgend gesehen wird. Auch

Digitized by Google

derjenige detinirt, welcher gar nicht weiß, daß er eine bestimmte Sache inne hat; ebenso natürlich derjenige, welcher dies weiß und zugleich die Absicht hat, den Gegenstand der Innehabung sich zuzueignen. In diesem letztern Falle wird der Inhaber insbesondere Besitzer (possessor), so wie das mit jener Absicht verbundene Innehaben Besitz (possessio) genannt. Dieser Besitz ist, nach den verschiedenen Arten, die davon unterschieden werden, die Quelle mannigfaltiger, höchst wichtiger Rechte. Dagegen führt die Detention an und für sich keine Wirkungen mit sich. Zufälligerweise sind indessen gewisse Wirkungen allerdings damit verknüpft. So z. B. hat der Inhaber (detentor) das Retentionsrecht gegen denjenigen, welcher die detinirte Sache zurückfodert, aber gewissen Ansprüchen, die der Detentor an ihn hat, noch nicht nachgekommen ist. Auch hat er das Recht der Selbstvertheidigung gegen Jeden, der ihm das Object der Innehabung mit Gewalt entziehen will u. s. w. (*Dieck.*)

Determinismus s. Willensfreiheit.

DETERN, ein Flecken in Ostfriesland, im Amte Stickhausen, in der südöstlichen Ecke desselben, nahe an der oldenburgischen Grenze, auf einem veredelten Sandboden belegen, ziemlich lang, zum Theil reinlich und wohlgebaut, mit einer Straße, die in der Länge hindurch geht. Die Einwohner sind Bauern und Handwerker, insgesamt 629, die in 113 Häusern wohnen [1]). An der Südseite des Orts, etwas östlich und sehr nahe an demselben vereinigen sich zwei Flüßchen, die durch kleine Deiche begrenzt aus dem benachbarten Herzogthum Oldenburg herkommen, und von welchen das südliche das Basseler-Tief, und das östliche das Aper-Tief genannt wird. Nach ihrer Zusammenkunft bei Detern bilden sie zusammen ein etwas größeres, ebenfalls mit einem Deich eingefaßtes Flüßchen, das ursprünglich die Jümme hieß, nun aber von den Anwohnern schon seit sehr langer Zeit die Ems genannt wird, weil es, nachdem es vorher mit dem Fluß Loda sich vereinigt hat, endlich unweit der Stadt Leer mit der wirklichen Ems zusammenfließt. Auf diesem Flüßchen ist bei Detern ein ziemlich lebhafter Verkehr durch Frachtschiffe, die insbesondere mit Torf aus dem Oldenburgischen nach Ostfriesland fahren. Auch ist wegen der dort zusammen- und vorbeikommenden Gewässer die Lage des Orts etwas gesenkter und niedriger, als die nördlich daran grenzende Sandgegend, sowie dadurch der dortige ursprüngliche Sandboden aus der Zeit, als jene Gewässer noch ohne Deich waren, mit angeschwemmter Marscherde vermischt und veredelt wurde und somit fruchtbarer, wie auch wol cultivirt und für den Ackerbau und die Viehweide sehr ergiebig ist. An der Westseite des Orts stehen zwei ansehnliche Windmühlen. In der Mitte desselben befindet sich eine schöne lutherische Kirche, die im Jahre 1806 statt der vorigen sehr alten und den Einsturz drohenden neu erbaut ist; nur steht sie nicht an der Straße und fällt wenig ins Auge. An derselben fungirt ein Prediger, der gewöhnlich auch Superintendent ist über einen Theil der Kirchen des Stickhauser Amtes. Zur Parochie gehören noch einige umliegende Dörfer, auch die vormalige Grenzveste Stickhausen, jetzt der Sitz des benannten Amtes, so daß die Seelenzahl der ganzen Kirchgemeinde aus etwa 1060 Menschen besteht. Unmittelbar bei Detern nördlich befindet sich eine mineralische Quelle, die daselbst schon im Anfange des 18ten Jahrhunderts bekannt war und damals auch von vielen mit Erfolg benutzt wurde, jetzt aber nicht beachtet wird und fast ganz in Vergessenheit gerathen ist [2]). — Detern hatte in früherer Zeit, bis ins 15. Jahrhundert, seine eigenen Häuptlinge, von welchen der letzte, Popko Inema, 1432 seine Burg an die Brüder Edzard und Ulrich Cirksena, die Stifter des nachherigen gräflich- und fürstlich-ostfriesischen Hauses und damals sehr reiche und mächtige Häuptlinge an mehren ostfriesischen Örtern, durch Tausch abstand [3]). Die Häuptlingsburg daselbst hieß die Slötelborg oder Schlüsselburg und stand in der jetzigen Mitte des Orts, wo nun ein offener Platz mit einem daran stehenden Wirthshause befindlich ist. Sie scheint 1435 noch vorhanden gewesen zu seyn und ist wahrscheinlich bald nachher, da (1453) ganz Ostfriesland unter die Herrschaft des Ulrich Cirksena kam, abgetragen worden. Man will nach alten Akten dafür halten, daß zu Detern in jener Zeit der ostfriesischen Häuptlinge noch eine Burg vorhanden gewesen sei, die Gripenburg genannt.

Eine besondere Berühmtheit hat dieser Ort in der ostfriesischen Geschichte wegen mehrer in der Fehdezeit der Häuptlinge daselbst vorgefallenen Schlachten. Im Jahre 1399 bestanden bei und in Detern der damalige Erzbischof von Bremen und andere westphälische Bischöfe nebst dem Grafen von Oldenburg ein sehr blutiges Gefecht mit dem ostfriesischen Häuptlinge Reno thom Brook und dessen Bastardbruder Witzeld, wobei letzterer getödtet wurde. Im Jahr 1426 erfocht bei Detern der tapfere ostfriesische Häuptling Fokko Ukena mit etwa 1000 kühnen und starken, schlagfertigen Bauern einen vollkommenen Sieg über ein Heer von 11000 Mann, womit der Erzbischof von Bremen und die Grafen von Oldenburg, Hoya, Teklenburg, Diepholz und Ritberg in Ostfriesland eindringen wollten. Im folgenden Jahre machte der oldenburgische Graf Dietrich einen Raubzug nach Detern, ohne daß ein Widerstand vorhanden war, und brannte es nieder. Endlich im Jahre 1516 erlitt der ostfriesische Graf Edzard I. bei Detern eine sehr bedeutende Niederlage durch die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und deren Verbündete [4]).

Der Name des Orts rührt wahrscheinlich her von dem altfriesischen Worte diot, diet oder deidt, ein Volk, eine Völkerschaft oder Geschlecht, und von herna, herne (noch jetzt im Plattteutschen hörn) eine Ecke, oder Win-

1) Ubbelohde, Statistisches Repertorium über das Königreich Hannover. Hannover 1823. 2. Abth. S. 37.

2) Verf. hat über diese und zwei andere ostfriesische Mineralquellen weitere Nachricht gegeben im hannöverschen Magazin. 1819. Nr. 82. S. 987. 3) *Beninga*, Chronyk van Oostfriesland. Emden 1728. p. 281. — *Emmii* Rer. frisic. historia. Lugd. 1616. Lib. XXII. p. 539. 4) Wiarda's ostfriesische Geschichte. I. Band. S. 361. 429. 433. II. Band. S. 290.

Digitized by Google

kel, auch Gegend an der Grenze. Ein historischer Grund des Namens läßt sich nicht nachweisen. Aber das alte Friesland bildete dort eine Ecke gegen die südostwärts angrenzenden Sachsen. Vielleicht zielt also dies Wort auf die dortige Grenze des alten Frieslandes und soll so viel heißen als ein Grenzort des Volkes, eine Ecke oder ein Winkel an der Grenze des Landes. (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DETESTATIO SACRORUM. Dieser Ausdruck ist aus der Verbindung der gentes in Rom und den Rechten und Verpflichtungen der einzelnen Geschlechter zu erklären. Wer nämlich in eine andere gens übertrat, indem er von einem Andern arrogirt wurde, wozu bekanntlich die Einwilligung der Curien in Anwesenheit des Pontifex gehörte, übernahm damit alle die Leistungen und Verpflichtungen, also auch die kirchlichen (sacra gentilicia), welche dieser gens oblagen, und mußte dies aufs feierlichste angeloben. Mit diesem Übertritt in eine andere gens und mit der Übernahme der sacra dieser gens war nun auch das feierliche Lossagen von der gens, der er früher angehörte, und von den sacris dieser gens verbunden. Und dies feierliche Lossagen von der gens ist es wahrscheinlich, was der Ausdruck *Detestatio Sacrorum* bezeichnen soll, da in *detestari* immerhin die Bedeutung: etwas von sich abweisen, und zwar auf eine förmliche, nachdrückliche Art, liegt. S. v. Savigny in d. Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft. Bd. II. H. 3. S. 401 f.; vergl. mit *Ch. G. Schwarz* de sacrorum detestationibus. Altorf 1726. 4. Weil damit nicht blos gewisse kirchliche Verrichtungen, Darbringung von Opfern und andere Leistungen der Art verbunden waren, sondern auch die Bestimmung mancher rechtlichen Verhältnisse, zunächst testamentarischer, damit zusammenhing, so erklärt sich dadurch hinreichend die Bedeutung dieser Detestatio, und wir begreifen, wie einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit, Servius Sulpicius, eine eigene Schrift *De detestandis sacris*, aus welcher Gellius (Noctt. Att. VI, 12. vergl. XV, 27.) eine Stelle des zweiten Buchs anführt, abfassen konnte. Vergl. auch Cic. pr. Dom. 14. und de Legg. II, 19. (*Baehr.*)

Detmold s. Lippe.

Detonation s. Verpuffung.

DETRÉ, französischer Jesuit, geb. 1668, gestorb. 1730, wurde im J. 1706 als Missionar in das spanische Amerika gesendet, im J. 1713 zum General-Superior aller Missionen am Marañon und im J. 1727 zum Rector des Collegiums von Cuença ernannt. Nachdem er sich mit den Sprachen der Eingebornen bekannt gemacht hatte, übersetzte er den Katechismus in die Sprache von 18 Völkerschaften. Die von dem Pater Fritz aufgenommene Karte des Marañon sendete er nach Europa. Ein interessanter Bericht von ihm über die wilden Stämme am Marañon steht im 23sten Theile der Lettres édifiantes. (*H.*)

DETREKÖ (Blasenstein), ein Fürstl. Pálfysches, Schloß und Kastell, beide auf zwei hohen Bergen, 400 Schritte von einander entfernt, im Preßburger Comitat des Königreichs Ungern, eine Stunde von Stampfen. Einst gehörten mehre Ortschaften dazu, und es wurde eine Grafschaft genannt. Bei dem ersteren befindet sich eine sehenswerthe, 50 Klafter tiefe Tropfsteinhöhle, an welcher die Einbildungskraft die wunderbarsten Gebilde zu erblicken wähnt. Auf dasselbe brachte auch Peter Bakits die schöne Susanna Révay in Sicherheit, die er aus Holusch, wie sicher sie auch daselbst ihr Gemahl verwahrte, zu entführen wußte, und weshalb gegen ihn der Reichstag vom J. 1608 (Art. 26.) einen Fiscalprozeß erklärte, aber der vom J. 1625 (Art. 49.) wieder aufhob. (*Gamauf.*)

DETRIANUS *), ein römischer Architekt unter Adrian, baute die nach Adrian genannte Brücke und versetzte eine kolossale Statue Nero's von dem Platze, wo sie stand und ein Tempel aufgebaut werden sollte, mit Hilfe von 24 Elephanten an einen andern. (*Schinke.*)

DETRIS. Unter diesem Namen führt Adanson (Fam. des pl. II. p. 131.) eine Pflanzengattung an, welche nach dem kurzen Charakter und dem Synonym Aster africanus flore coeruleo Hort. par., Cineraria amelloides *L.* ist. H. Cassini hat dieselbe Gattung seiner Gattin, Agathe Nicncourt, zu Ehren Agathaea genannt (Bull. de la soc. phil. Décembr. 1816., Nov. 1817. p. 183.). Er trennt sie von Cineraria Dodon. *L.* wegen der Bildung des Griffels der hermaphroditischen Blümchen, wonach sie in seiner Gruppe der Astereen gehört, während Cineraria nach ihm eine Senecionee ist. Der Griffel der Zwitterblümchen theilt sich nämlich bei beiden Gruppen in zwei Schenkel, welche bei den Senecioneen halbdrehrund, unbehaart, an der Spitze abgestutzt und bärtig sind und sich zurückschlagen (*Cass.* opusc. I. p. 322.), während sie bei den Astereen unterhalb halbdrehrund, oberhalb halbkonisch und außen feinbehaart sind und sich mit den Spitzen zungenförmig nach innen biegen (doch nur kurz vor und während der Befruchtung, später biegen sich die Spitzen nach außen). — Dieser Unterschied ist aber theils überhaupt zu unwesentlich, theils dauert, wie bemerkt, die nach Cassini charakteristische Zungenform der Griffelschenkel nur kurze Zeit, theils bemerkt man auch bei andern Arten der Gattung Cineraria (z. B. C. platanifolia *Desf.* und C. trachyphylla *Spr.*) eine ähnliche Bildung, so daß es unnöthig scheint, die Gattung Agathaea von Cineraria zu trennen. H. Cassini rechnet zwei Arten hieher, welche beide strauchartig und (die zweite wahrscheinlich) am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch sind: 1) A. coelestis *Cass.* (l. c., Dict. des sc. nat. I. Suppl. p. 77 mit Abb., Opusc. I. t. 6., Cineraria amelloides *L.*, Bot. reg. t. 249., Detris *Adans.* l. c.) mit gegenüberstehenden Blättern; ein in Glashäusern häufig gezogener Strauch. 2) A. microphylla *Cass.* (l. c., Dict. des sc. nat. III. Suppl. p. 63.) mit abwechselnden Blättern; nach trockenen Exemplaren in Jussieu's und Desfontaine's Herbarien bestimmt und noch zweifelhaft. (*Sprengel.*)

*) Sein Name wird sehr verschieden angegeben, bald Dentrianus und Dexterianus von *Saumaise* in *Spartian.* in vit. Adrian. c. 19., bald Demetrianus von *Casaubonus*, bald Derianus von *Gruter*.

DETRIUS (Dactrius), Brandanus, ein gelehrter und verdienstvoller Theolog des 17. Jahrh., wurde geboren zu Hamburg den 4. Juni 1607. Sein Vater war daselbst Schreib- und Rechenmeister und wurde ihm im J. 1626 durch den Tod entrissen. Er nahm hierauf seinen Aufenthalt zu Lübeck bei dortigen Anverwandten und besuchte die dasige Schule so lange, bis er im J. 1630 die Universität Helmstädt beziehen konnte. Nachdem er hier bereits drei Jahr sich den theologischen Studien gewidmet hatte, begleitete er seinen Lehrer, den Dr. Calixtus, auf einer Reise nach Weimar zu dem Herzoge Ernst dem Frommen. Dieser verlieh ihm auf Calixtus Empfehlung ein Stipendium für drei Jahr; weswegen er seine im J. 1636 unter Calixtus gehaltene Dissertation: de turpore et sanguine Domini in s. eucharistia reapse praesente, aus Dankbarkeit dem Herzoge zueignete. Im J. 1636 wünschte Hugo Grotius als königl. schwedischer Abgesandter bei dem französischen Hofe für seine Hausgenossen einen lutherischen Prediger aus Calixtus Schule zu haben. Dätrius kam dazu in Vorschlag und wurde von Grotius unter der Bedingung angenommen, daß er sich in seinen Vorträgen über das heilige Abendmahl allgemeiner Ausdrücke bedienen und solches ihm und seiner Hausgenossenschaft privatim reichen sollte. Dätrius ließ sich hierauf am 9. März 1636 in Helmstädt ordiniren und reisete über Holland nach Paris. Er fand daselbst eine besondere Achtung bei den Gelehrten und eine vorzügliche Freundschaft und Liebe bei den dortigen Glaubensgenossen. Doch erforderte seine Lage eine große Vorsicht und Behutsamkeit, weil er immer mit Katholiken umgeben und auch Grotius selbst von einer andern Confession war. Doch genoß er, wenigstens anfangs, dessen besondern Beifall. Grotius nennt ihn in einem Briefe vom 25. October 1636 an seinen Bruder Wilhelm Grotius juvenem optimum ex Calixti disciplina. Sodann schreibt er in einem andern Briefe vom 12. December desselbigen Jahres: Brandanus et moribus et moderatis sententiis mirum in modum se mihi probat. Weil aber Grotius ein Mann war, der von manchen Dingen in der Religion ganz eigene Ansichten hatte und von der damals vorherrschenden Denkweise vielfach abwich, auch im J. 1638 eine Dissertation herausgab, de s. coenae administratione ubi pastores non sunt, et an semper communicandum per symbola?, so konnte Dätrius nicht länger ohne öfteren Wortwechsel sich bei Grotius aufhalten und verließ ihn im Julimonat des gedachten Jahres. Er wandte sich jetzt nach Helmstädt, wo man ihn sogleich zum Prediger der Klosterpfarre Wehnde bestellte und er schon am 27. August daselbst eingeführt wurde. Noch in dem nämlichen Jahre, am 10. December, wurde er von dem Herzoge Georg von Braunschweig-Lüneburg als dessen Hofprediger nach Hannover berufen. Von hier verlangte ihn der Graf Ulrich II. von Ostfriesland im J. 1663 zu seinem Hofprediger und Generalsuperintendenten über die lutherischen Gemeinden des Landes. Indem er diesen Ruf annahm, suchte er zuvor zu Helmstädt die theologische Doctorwürde nach und vertheidigte unter Calixtus seine Inauguraldissertation de baptismo, die nachher von dem aus der protestantischen Kirche zum Katholicismus übergegangenen Bartholomäus Mithusius in einer Missive über die Taufe des Johannes, die zu Mainz im J. 1644 gedruckt ist, angegriffen wurde. Dätrius trat seine Stelle am 6. April des gedachten Jahres zu Aurich an. Er erwarb sich in Ostfriesland ein besonderes fortwirkendes Verdienst durch eine neue und verbesserte Einrichtung der lateinischen Schule zu Aurich, die er dem Grafen Ulrich vorschlug und ihn dazu veranlaßte. Bis dahin hatte die dortige lateinische Schule, die zwar ursprünglich schon im J. 1542, und nicht sehr lange nach der Reformation gestiftet war, nur einen Rector zum einzigen Lehrer, der außer der lateinischen Sprache auch das teutsche ABC und so weiter lehrte und Kinder von allerlei Gattung zu unterrichten hatte. Jetzt aber erhielt die Schule drei Klassen, mit einem Rector, Conrector und Cantor. Dies geschah nach Dätrius Vorschlägen und Anleitung im J. 1646, und der neu eingerichteten Anstalt wurde, zur Ehre des Beförderers, der Name der Ulrichsschule beigelegt [1]).

Dätrius blieb nicht lange auf seinem wichtigen Posten in Ostfriesland. Bereits im J. 1646 wurde er als Superintendent nach Braunschweig berufen, und von da 1662 als Oberhofprediger des Herzogs August und als Director des Consistoriums nach Wolfenbüttel. Nicht lange nachher erhielt er noch die Würde des Abts vom Kloster Riddagshausen. Als solcher starb er 1688 am 22. November nach einer Krankheit von 16 Wochen, worin er oft mit frommer Sehnsucht betete: dimitte Domine servum tuum! Sein Nachfolger im Amte, Dr. Justus Cellarius, hielt ihm eine Leichenpredigt über Matth. 7, 13. 14. Er war, nach Heinrich Meiboms d. J. Urtheil in einer Inschrift unter seinem in Kupfer gestochenen Bildniß, ein talentvoller Mann, ein großer Gelehrter, von einem reifen Urtheil und vorzüglicher Beredsamkeit, und zugleich ein frommer und wackerer Prediger [2]). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

---

1) Das Gebäude derselben ist unter der königl. hannöverschen Regirung über Ostfriesland in den Jahren 1820 und 21 neu und größer gebaut, und die Schule in ein Lyceum verwandelt, das den Namen Ulrico-Georgica, mit 6 Lehrern erhalten hat. — Ein Mehres davon habe ich gemeldet in Wachlers theologischen Nachrichten. 1823. S. 107 u. f. 2) Quellen: Die oben angeführte Leichenpredigt über ihn von Cellarius, Helmstädt 1688. Rathmelers braunschweigische Kirchengeschichte. 4. Th. S. 588 u. f. *Moller*: Cimbria literata. Tom. I. p. 136. Blumii braunschweigische Predigergedächtniß. S. 7. 8. Reershemius ostfries. Predigerdenkmal. Aurich 1796. S. 50—54. Juncks ostfries. Chronik. 6. Theil. Aurich 1786. S. 102. — In Jöchers Gelehrtenlexiken von 1750 ist Dätrius zweimal aufgeführt, einmal unter diesem Namen, und dann wieder als Detrius. — Außer mehren Predigten hat er herausgegeben: Andr. Hyperii, Theol. Marpurg. Tractatus tres theologici, I. Dissert. de Feriis bacchanalibus quodve apud Christianos locum habere nullo modo debeant. II. Historia quae legitur 2 Macc. 12. de donariis Hierosolymam missis ad sacrificium, pro expiandis mortuorum peccatis. III. Verba 1. Cor. 15, 29. de baptismo pro mortuis, — jamotim denuo publicati. 1664. — Epistola de judicio extremo ad p. t. Scholarchum Consil. Guelph. 1668. — Desid. Erasmi Disserta de bello nemquam bello, cum epist. Detrii ad

DETROIT (Br. 42° 25′, L. 294° 38′), Hauptstadt des Gebiets Michigan in Nordamerika, der Sitz des Gouverneurs und des obern Gerichtshofs. Sie liegt an der Straße Detroit, welche den St. Clairee mit dem Eriesee verbindet, und bildet ein regelmäßiges Viereck, das durch ein Fort, mit einer beständigen Garnison von 168 Mann, gedeckt ist, hat ein Gouvernementsgebäude, ein Rathhaus, ein Markthaus, ein Arsenal, ein großes Warenhaus, eine schöne kathol. und eine presbyt. Kirche, eine Bank, eine Akademie, eine Druckerei, ein Zuchthaus, 260 gut gebaute Häuser und (1819) 1110 Einwohner, welche, begünstigt durch einen Hafen, nicht unbedeutenden Handel mit Newyork, Ohio und den Militärposten an den Seen treiben. Im J. 1818 belief sich die Tonnenzahl der zum Hafen gehörigen Schiffe auf 849, der Werth der Ausfuhr auf 138660, der Einfuhr auf 81222 Guld. (Nach Hassels Erdbeschr. der v. St. v. N. A. S. 685.) (*Leonhardi.*)

Detrusor urinae und Detrusorium s. Druckinstrumente.

DETTENHAUSEN, ein evangel. Pfarrdorf im Oberamte Tübingen und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg mit 860 Einwohnern. Der Ort gehörte ehemals den Pfalzgrafen von Tübingen, von welchen er im J. 1280 dem Kloster Bebenhausen geschenkt wurde. (*Memminger.*)

DETTENHEIM, uraltes katholisches Pfarr- und Rheindorf, 2¾ teutsche Meilen westlich von Bruchsal und ¼ M. südwestlich von Philippsburg, war schon im 8. Jahrh. ein angesehener Ort, wo das berühmte Kloster Lorsch an der Bergstraße in den Jahren 788, 789, 791 und anderen, bedeutende Güterschenkungen erhielt [1]). Es lag in dem alten rheinfränkischen Anglachgaue [2]), wird aber von den Urkundenschreibern auch in den Ufgau gesetzt [3]), der sich hier in den Anglachgau erweiterte [4]). Im 13. Jahrh. wird es als ein Bestandtheil des Kurfürstenthums der Pfalz erblickt und war bis zur Auflösung dieses Kurfürstenthums der einzige Ort, der aus dem Oberamte und der Fauthey Germersheim außer dem Speiergaue und diesseit des Rheines umgeben von Badischem Gebiete lag [5]). Die Kirche, dem Apostel Jakob gewidmet, war schon vor der Reformation eine Pfarrei und gehörte zum Speierschen Landkapitel Graben [6]). Im J. 1765 wurde sie neu erbaut und zum Landkapitel Philippsburg geschlagen. Noch im J. 1812 bestand das Dorf mit seiner Kirche, mit 80 Häusern und einer Bevölkerung von 470 Einwohnern, die sich größtentheils mit dem Fischfange und der Schiffahrt auf dem Rheine nährten, auch von alten Zeiten her eine Rheingoldwäscherei trieben, wo in 7 Jahren etwa 390 Kronen geläuterten Goldes eingingen und den Arbeitern seit dem J. 1767 für die Krone 2 Gulden 48 Kr., seit dem Jahre 1798 aber 3 Gulden rheinisch bezahlt wurden. Allein der Ort hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich den größten Theil seiner Gemarkung, nämlich 533 Morgen Wald, 132 Morgen Äcker, 361 Morgen Wiesen und 64 Morgen Fischgewässer verloren, und seine diesseitige Feldmark enthielt nur noch 408 Morgen Äcker und 98½ Morgen Wiesen; überdies fing um das J. 1812 der Rhein an, die Häuser des Dorfes selbst zu untergraben. Man sah sich daher genöthigt, seine Einwohner und Gebäude nach Altenbürg bei Bruchsal zu verpflanzen, woraus dort das jetzt bedeutende Dorf Karlsdorf entstanden, hier aber nur ein Hof des alten Namens Dettenheim, der nun zur Gemeinde des Fleckens Graben gehört, zurückgeblieben ist. (*Th. Alfr. Leger.*)

DETTENSEE, Hohenzollern-Siegmaringensches Dorf auf dem rechten Ufer des Neckars, zwischen Sulz und Horb, ist nur darum merkwürdig, weil es vom Kaiser Leopold I. zu einer gefürsteten Grafschaft erhoben worden, zu Gunsten von Johann Ferdinand, dem ersten Fürsten von Portia, als welcher auf diese Art sich als ein wirklicher, mit unmittelbaren Reichslanden versehener Reichsfürst constituiren wollte. Die Sache war aber, entweder wegen des Widerspruchs der altfürstlichen Häuser oder der Reichsritterschaft, ohne Folgen, und die Herrschaft blieb dem Ritterkanton Neckar steuerbar, wie sie es unter den frühern Besitzern, den Spechten von Bubenhofen, gewesen. Durch Kauf gelangte sie im J. 1701 an die helvetische Abtei Muri, deren Abt eben die reichsfürstliche Würde erlangt hatte. Es gehören zu der Herrschaft, außer Dettensee, auch noch die Ortschaften Dettingen, Diessen, Glatt, Dürrenmettstetten und Neckarhausen, heut zu Tage wird sie aber gewöhnlich und namentlich in dem Reichsdeputationsschlusse von 1803, durch welchen sie an Hohenzollern-Siegmaringen kam, die Herrschaft Glatt genannt. Nur der Fürst von Portia führt noch den unfruchtbaren Titel eines gefürsteten Grafen von Dettensee. (*Weizenegger.*)

DETTINGEN [1]), Groß- und Kleindettingen sind zwei Dörfer des schweizerischen Kantons Aargau, wovon das erste, das 820 Einwohner zählt, auf dem rechten, das andere aber auf dem linken Ufer der Aar liegen. In der Kriegsgeschichte des Jahres 1799 hat Kleindettingen einige Bedeutung gewonnen, weil der Erzherzog Karl mit einer Macht von nahe an 60000 Mann am 17. August des eben erwähnten Jahres hier den Übergang über die Aar erzwingen wollte. Obgleich zu diesem Zwecke

---

Aug. Frider. Duc. Brunsw. edita 1672. — Lutheri, Melanchthonis, aliorumque judicia de personis in certis gradibus matrimonio jungi divina lege prohibitis, specimen quod non licet viro, uxoris suae defunctae sororis filiam ducere. 1677. — Euchologia Christiana, ex Psalmo 20. — Philadelphia Christiana, ex Psalmo 138.

1) Codicis Laurisham. diplomatici cartae MMMDXLIV, MMMDXLV, MMDIX et MCCCIV. 2) Ejusd. Codicis carta MMDIX.; vergl. Kremer in Geich. des Rhein-Franciens. S. 96. 3) Ejusd. Codicis carta MMMDXLIV. 4) Kremer im a. W. S. 81—83. 5) Widder in geograph. histor. Beschreibung des Kurfürstenthums Pfalz. II. S. 439—440. 6) *Wurdtwein* subsid. diplomatic. Tom. X. p. 325.

1) In dem amtlichen Verzeichniß der Bezirke, Kreise, Pfarren, Gemeinden, Ortsbürgerschaften, kleinen Ortschaften und Höfe des Kantons Aargau (Aarau 1830. 8.) wird der Name „Dettingen“ geschrieben. Großdettingen bildet eine eigene Gemeinde und Ortsbürgerschaft der Pfarre und des Kreises Kirchgan, während Kleindettingen zur Gemeinde Biberstein in der Pfarre und dem Kreise Buggen gehört. Beide Ortschaften liegen im Bezirke Zurzach.

das Dorf eingeäschert ward, so mußten dennoch die Östreicher mit Verlust abziehen, ohne den Übergang bewerkstelligen zu können. Fast alle schweizerischen Schriftsteller schreiben den unglücklichen Erfolg des für den Feldzug entscheidend gewordenen Versuches der Tapferkeit ihrer Landsleute zu. Ja, in Robert von Glutz-Blotzheims Handbuche für Reisende in der Schweiz (6te Aufl. Zürich 1830. S. 175.) wird mit dürren Worten gesagt: „Einige wenige schweizerische Schützen machten durch ihre Unerschrockenheit und Sicherheit im Treffen das Schlagen einer Schiffbrücke unmöglich." Man vergleiche damit die Angaben des Erzherzogs Karl in seiner meisterhaften Schilderung dieses Feldzuges, die des damaligen französ. Artillerie-Brigadechef Dedon [2]) und die des Herrn Raoul-Rochette [3]), um eine Menge anderer zu verschweigen. Der zweite hier angeführte Schriftsteller war auch, wie der Erzherzog, ein Augenzeuge an Ort und Stelle, und sein sachkundiges Urtheil erscheint um so unparteiischer, als er in den den Östreichern feindlichen Reihen focht. Nun sagt er aber ausdrücklich a. a. O. S. 45. schl.: „Cependant, quoique cette position fut faiblement gardée, et que nous n'eussions pas eu le moindre soupçon de ce projet, il n'en échoua pas moins, autant par l'effet des mauvaises dispositions faites pour le passage, que par la difficulté de faire tenir les ancres à cause du fond de rocher d'une partie du lit de la rivière." (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DETTINGEN am Bodensee, kathol. Pfarrdorf, 2 teutsche Meilen nördlich von Constanz und uralter Ort, der schon in Karls des Großen Schenkungsurkunde für das Kloster Reichenau vorkommt. Später erscheint er als Stammsitz eines der zwei alten, nun erloschenen, schwäbischen Rittergeschlechter, die sich von Dettingen nannten und deren Wapenschilde man im Weigelschen Wapenbuche (Th. 2. Tab. 89 und 92.) abgebildet findet. Die unsrigen am Bodensee sind Wapengenossen jener Ritter von Dettingen, die jenseit des Rheines im Zürichgaue oberhalb Klingenau und Tegerfeld zu Dettingen an der Aar saßen. Sie sind ohne Zweifel desselben Geschlechtes und wahrscheinlich ihre Stammverwandten. Sie führten einen dreimal in die Länge von Gold und Schwarz mit abwechselnden Tinkturen getheilten Schild und kommen in Urkunden des 12. und 13. Jahrh. vor. Im J. 1362 kam Dettingen samt seiner Veste und aller Zugehör um die Kaufsumme von 1300 Pfund an des teutschen Ordens Commende Meinau und mit dieser im J. 1806 an Baden. Gegenwärtig ist es mit 292 Einwohnern, die von Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Obstbau leben, dem großherzogl. Bezirksamte Constanz zugetheilt, und seine Zugehörungen sind: der Weiler Wallhausen, Hof und Jägerhaus Rhonhausen, der herrschaftliche Schupflehenhof Mühlhalden mit zwei Fischweihern, einer herrschaftlichen Bestandssäge und einer Getreidemühle, der Hof Burg auf einer angenehmen Anhöhe am See, wo man noch die Ruinen des festen Schlosses sieht, das einst die Ritter von Dettingen bewohnten, endlich der herrschaftliche Pachthof und die ehemalige Sennerei Weier, zusammen eine Bevölkerung von 483 Einwohnern, die seit 30 Jahren kaum um 15 Individuen gewachsen ist. Alle sind katholisch, ausgenommen 9 Mennoniten, welche die Bevölkerung des Hofes Weier ausmachen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

DETTINGEN, im Würtembergischen, 1) ein evangel. Marktflecken im Oberamte Urach und Schwarzwaldkreise an der Erms, mit 2530 Einwohnern. Der Ort hatte ehemals ein Chorherrnstift mit dem Familienbegräbniß der Grafen von Achalm. — 2) ein katholisches Pfarrdorf im Oberamte Rottenburg und Schwarzwaldkreise, mit 735 Einwohnern. — 3) Dettingen am Schlohnberg, ein evangel. Marktflecken im Oberamte Kirchheim und Donaukreise, mit 2040 Einwohnern. In alten Zeiten gehörte der Ort den Edeln von Mansperg.

(*Memminger.*)

DETWA, ein fürstl. Eszterházyscher Marktflecken im Sohler Comitate in Niederungern, mit 6333 slawischen Einwohnern, wovon gegen 3435 Menschen in beinahe eine Meile vom Orte zerstreuten Wohnungen leben und sich vom Ackerbau und der Viehzucht ernähren. Der um Georgi auf einer großen Ebene bei Detwa Statt findende Schafmarkt versammelt viele Käufer und ist in statistischer Hinsicht höchst merkwürdig. Wenn aber v. Csaplovitz im „Hesperus" erinnert, daß die Ebene, auf welcher dieser Handel vor sich geht, Talve heißt, so ist dies dahin zu berichtigen, daß nicht die Lokalität, sondern das Geschäft selbst unter Talve verstanden wird. Bekanntlich kaufen um diese Zeit auch die Fleischhacker in Compagnie mehre hundert Schafe. Da diese gleich nach geschlossenem Kaufe unter die einzelnen Mitinteressenten vertheilt (slawisch talowat) werden, so bezeichnet man unter obigem Worte die Theilung selbst. (*Zipser.*)

DEUCALION. So nennt Stscheglow ein Trilobitengeschlecht, in welches er den Trilobites Esmarckii (= Entomostrarites crassicauda *Wahlenb.* = Asaphus cr. *Al. Brongn.* = Cryptonymus Rosenbergii, Cr. Wahlenbergii, Cr. Rudolphii, Cr. Parkinsonii *Eichw.*) stellt. Vergl. den Art. Trilobites und Asaphus. v. Leonhard Zeitschr. für Mineralogie. 1828. I. 126. Note. (*H. G. Bronn.*)

DEUDORIX, Theutrich, ein Sikambrer, Sohn des Bätoris, des Bruders Melons, der die Sikambrer zu der Zeit anführte, als Augustus dem Tiberius, an des Drusus Stelle, den Oberbefehl des Heeres gegen die Teutschen gab, in welchem Feldzuge die Sikambrer nach Gallien verpflanzt wurden. Was hiebei mit Melon und Bätoris geschah, wird nirgends gesagt. Vierundzwan-

2) S. Entreprise de l'Archiduc Charles pour passer l'Aar et reprendre l'offensive — in der Verfolger Relation détaillée du passage de la Limat, effectué le 25 vendémiaire an 8 (17. oct. 1799) dans l'Atlas des Cartes topographiques, gravées par *Tardieu*. Paris de l'imprimerie de Didot jeune. An IX. (1801) 8. p. 42. 3) Histoire de la Révolution helvétique, de 1797 à 1803. Paris MDCCCXXIII. gr. 8. S. 388. sagt der Verfasser: „Le 17. août fut marqué pour le passage de l'Aar, opération importante, qui en condoisant tout d'un coup les Autrichiens sur les derrières et sur les communications de leur adversaire, pouvait leur ouvrir une vaste carrière, mais qui échoua par l'incapacité des officiers chargés de l'établissement des ponts." Et beschet sich dabei auf des Erzherzogs Karls Campagne de 1799. Tom. II. p. 102—123.

zig Jahre darauf aber wird des letztern Sohn Danaë unter denen genannt, die bei dem Triumphe des jüngern Germanicus nebst Thusnelde, der Gemahlin Hermanns, und deren dreijährigem Sohne Thumelico mit zur Schau aufgeführt wurden (Strabo VII.). (*H.*)

DEUKALION, *Δευκάλιον* Strab. 9. p. 435, wurde eine kleine Insel genannt, welche im Hintergrunde des pagasäischen Meerbusens (jetzt Meerb. von Volo) neben dem Vorgebirge Porrha lag. (*L. Zander.*)

DEUKALION, *Δευκαλίων*. 1) Der Sohn des Prometheus und angeblich der gemeinschaftliche Stammvater der Hellenen, ja aller Menschen, die nach der Fluth die Erde bevölkerten. Die Mutter wird verschieden angegeben (s. *Prideaux* ad *Marm. Oxon.* p. 337., *Munker* u. *v. Staveren* ad *Hyg.* f. 153.), bald Pandora, bald Klymene (die Berühmte), Asia, Hesione und Axiothea (*Hyg.* f. 153. *Apollod.* 1, 7. 2. Schol. Il. 1, 10. *Herod.* IV, 45. *Tzetz.* ad Lycophr. 1283. Schol. Apollon. I, 444. Etym. M. *Steph. Byz.* v. Asia. *Eustath.* ad *Dion. Per.* 620. Vergl. *Creuz.* Fragm. Hist. p. 153 sq. *Wessel.* und *Valck.* ad *Her.* p. 800. *Herm.* ad Hymn. Hom. Apoll. 250. p. 25.). Nach Einigen war er auch ein Sohn des Helliphron und der Jophassa. Der Hauptmythos von ihm ist die nach ihm benannte Fluth in Hellas, in den Sagen mit der allgemeinen Fluth identificirt, welche das erste Menschengeschlecht vertilgte. Apollodor a. a. O. erzählt: Deukalion herrschte in der Gegend von Phthia (in Thessalien) und hatte zur Gemahlin die Pyrrha, Tochter des Epimetheus und der Pandora, welche die Götter als das erste Weib *) gebildet hatten. Da nun Zeus das eherne Geschlecht der Menschen (Anspielung auf die 4 Zeitalter der Dichter; das eherne Geschlecht also wol die נְפִילִים [Nephilim des Moses, die Riesen, die gewaltthätigen Tyrannen, aus der Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden; die Asurs oder Rakschasa's der Hindu's] vertilgen wollte, so baute Deukalion auf den warnenden Rath des Prometheus einen Kasten (*λάρναξ*, Kiste, Gefäß, daher auch Schiff), versah ihn mit dem Nöthigen und bestieg ihn mit der Pyrrha. Zeus aber ließ vielen Regen vom Himmel herabströmen, so daß der größte Theil von Hellas überschwemmt wurde und alle Menschen umkamen, wenige ausgenommen, die sich auf die höchsten Berge flüchteten. Neun Tage und neun Nächte fuhr Deukalion auf dem Meere umher und landete endlich am Parnassos; und als nun der Regen aufgehört hatte, so ging er aus dem Kasten heraus und opferte dem Zeus Phyxios (dem Erretter). Zeus aber schickte den Hermes zu ihm und ließ ihn fragen, was er wolle; da wünschte er denn, daß wieder Menschen werden möchten. Nun befahl ihm Zeus, Steine über seinen Kopf zu werfen. Aus den Steinen, welche Deukalion warf, wurden Männer, aus denen der Pyrrha aber Weiber. Deswegen hießen die Völker λαοί von λᾶας, ein Stein. Dies letztere ist offenbar eine etymologische Fabel, entstanden aus der Lautähnlichkeit von λαός, Volk und der bei Grammatikern vorkommenden Form λάος, Stein. Ovid (met. 1, 252 etc.) schmückt die Erzählung mehr aus: Zeus will erst die Erde verbrennen, erinnert sich aber an einen Orakelspruch, daß einst Erde und Himmel durch Feuer verzehrt werden sollen; und wählt nun die Überschwemmung. In Äols Grotte verschließt er alle Winde, die Wolken und Regen verscheuchen, und befiehlt nur dem Regen bringenden Südwinde zu wehen. Auf feuchten Schwingen, die Stirn in dichten Nebel gehüllt und Bart und Haare triefend, fliegt er daher, drückt die Wolken zusammen und läßt die Platzregen hernieder stürmen. Auch Poseidon beut dem Zorne seines Bruders die Hand, erschüttert mit seinem Dreizack die Erde, daß jede verborgene Quelle hervorstürzt, und befiehlt den Strömen, über die Ufer zu steigen. Da werden denn Felder, Häuser, Tempel und Menschen überdeckt und hinweggeschwemmt, und die Erde ist ein uferloses Meer. Vergebens suchen die Sterblichen sich zu retten; sie erklimmen Hügel, aber die Fluth erreicht sie doch; sie rudern auf Schiffen, aber sie sterben aus Mangel an Nahrung. Die Nereiden sehen staunend ihre Welt mit Häusern, Palästen und Hainen erfüllt; Delphine springen auf Baumästen umher, Wolf und Schaf schwimmen friedlich neben einander, die Vögel stürzen mit ermüdeten Schwingen in die Fluth, da nirgends ihr Fuß ruhen kann u. s. w. Die Landung des Deukalion geschieht bei Hygin am Ätna, bei Servius (ad *Virg.* Ecl. 6, 41.) am Athos, bei noch Andern in Dodona, doch stimmen für den Parnaß die meisten Angaben. Diese Verschiedenheiten erklären sich daher, daß man die Überschwemmung bald für eine partielle, hier oder dort vorgefallene, bald für eine allgemeine erklärte. Aus demselben Grunde ließ man auch das Wasser bald da, bald dort in einen Erdschlund wieder verlaufen, z. B. bei Athen (wol wegen Verwechselung mit der ogygischen Fluth), wo Deukalion dem Jupiter Phyxios einen Tempel erbaut haben soll, der, wie man glaubt, eben der gewesen, den der Kaiser Hadrian unter dem Namen des olympischen Jupiter wieder erneuerte (*Paus.* I, 18.). Bei eben diesem Tempel zeigte man auch Deukalions Grab. Lukianos (de Dea Syria) läßt dagegen das Wasser in einen Schlund bei Hierapolis verschwinden (s. Derketo). Eben dieser erzählt bei der Überschwemmung noch andere Umstände, die aus den alten Sagen über die allgemeine Fluth, namentlich aus der hebräischen, von ihm aufgenommen zu sein scheinen. So erwähnt er un-

*) So nach *Pindar.* Nem. VI, 1. und daselbst die Scholien. Pausanias I, 24, 3. (vergl. Wolf zu *Hes.* Theog 590.) sagt ebenfalls, Hesiodos und andere Dichter berichteten, Pandora sei das erste Weib gewesen, und vor ihr habe das Geschlecht der Weiber nicht existirt. Insofern angenommen wurde, daß durch die Fluth die Hellenen, d. h. die Menschen, vertilgt seien und von Deukalion und Pyrrha alle folgenden Menschen abstammten, war Pandora, die Mutter des Deukalion oder der Pyrrha, allerdings das erste Weib. Auf das untergegangene Geschlecht nahm man nicht Rücksicht, oder dachte sich dieses als ein Geschlecht von titanischen Halbgöttern, die des Weiblichen nicht bedurften. Oder da sich überhaupt an Pandora die Idee des ersten Sündenfalls knüpft, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß man in der That mit ihr den Begriff des ersten Weibes, wie ihn Mosis und andere orientalische Völker faßten, verbunden habe. Es wären also in ihr zwei Ideen verschmolzen: die Mutter der Menschen nach der Fluth und die Mutter der Menschen überhaupt.

Digitized by Google

ter andern, daß Deukalion seine Weiber und Kinder und von allen Thieren ein Paar mit in den Kasten genommen habe, und daß nach Jupiters Willen alle diese verschiedenen Geschöpfe in der größten Eintracht bei einander gelebt hätten. Zum Andenken des Verlaufens der Fluth sei in Hierapolis der Gebrauch des Wassertragens entstanden (s. Deckers). Aber auch in Athen soll Deukalion das Fest der Hydrophorien zum Andenken der im Wasser Umgekommenen eingesetzt haben (*Plut.* Sulla). Plutarch (de sollertia animal. c. 28.) berichtet, daß Deukalion eine Taube habe ausfliegen lassen, um zu erforschen, ob das Wasser verschwunden sei. Unstreitig auch eine aus dem orientalischen Mythos geschöpfte Sage. Nach Apollon. Arg. III, 1087. fragte Deukalion die Themis um Rath, wie die Erde wieder bevölkert werden könnte. Diese gab ihm und der Pyrrha den bekannten Orakelspruch, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen, welchen sie endlich nach langem Nachsinnen zu deuten vermochten. So auch *Ovid.* met. I, 321. Das Etymol. M. hat dagegen über die Bildung der neuen Menschen die eigene Sage: Zeus habe dem Prometheus und der Athene befohlen, Bilder aus Schlamm zu formen und den Winden, ihnen Leben einzuhauchen, eine Wendung, die wol dem hebräischen Mythos von der Bildung des ersten Menschenpaares ihr Daseyn verdankt. — Deukalion herrschte nun über die neu entstandenen Menschen, entweder zu Lykorea auf dem Parnaß (*Prideaux* ad *Marm. Par.* p. 337.), oder im lokrischen Opus (*Pind.* Ol. 9, 65.) oder in Kynos, einer Stadt in Lokris (*Apollod.* in p. 387. Schol. Theocr. XV, 141.), oder in Thessalien, vornehmlich in Phthiotis (Schol. Apollon. Arg. III, 1086. *Strab.* IX. p. 660. *Apollod.* I, 7. 2. und dazu die Scholien. *Conon.* Narr. 27.), oder in Attika (*Paus.* I, 18.). Mit der Pyrrha erzeugte er den Hellen, den Amphiktyon und die Protogeneia (*Apollod.* l. c.), nach Einigen auch die Melantho (*Ovid.* met. VI, 120.), die vom Neptun den Delphos gebar.

Sehr wahrscheinlich sind Deukalion, Pyrrha und ihre Erzeugten allegorische Personen. Deukalion wird von δεύω, bewässern und ἅλς, das Meer, abgeleitet und bedeutet also das überschwemmte Land; Pyrrha von πῦρ, Feuer, kann auf vulkanische Ausbrüche deuten, an denen Thessalien in alten Zeiten reich gewesen zu seyn scheint, daher man auch hieher die Phlegräischen Gefilde und den Gigantenkampf versetzte, um die Wuth des vulkanischen Feuers zu schildern. Nach Rhianus hieß auch Thessalien in den ältesten Zeiten Pyrrha, das Feuerland. In seinem südwestlichen Gegenden, in dem Gebiete des alten Hellas, das nach Dodona zu und an dem Acheloos lag, ereignete sich nach Aristoteles (meteor. I, 14.) die Deukalionische Fluth im Lande der Graïer, Selli, Helli, die in der Folge Hellenen hießen. Es besteht nämlich Thessalien aus einer weit gedehnten, rings um von Bergen eingeschlossenen Ebene. Es war voller Seen und Sümpfe und der Peneus der Hauptfluß desselben, in den sich die übrigen Flüsse, wie der Apidanos, Onochonos, Enipeus und Pamisos ergossen und so ihre Gewässer durch eine einzige enge Bergschlucht, der Mündung des Peneus, zwischen den Gebirgen des Olympos und Ossa hindurch dem Meere zuführten. Erdbeben und vulkanische Eruptionen verschlossen vielleicht einst diese Öffnung und verwehrten den Abfluß; anhaltende Regengüsse vermehrten das Wasser, die Ebene ward überschwemmt, und was von den Bewohnern sich nicht auf die Berge retten konnte, verlor das Leben. Endlich bahnte sich der Druck des Wassers, vielleicht durch neue Erdbeben unterstützt, wieder einen Ausweg und zerriß den Zusammenhang des Ossa und Olympos, wodurch denn die jetzige Mündung des Peneus und das Thal Tempe sich bildete. Die Ehe des Wassermannes und der Feuerfrau bewirkte also, daß das Land wieder trocken wurde. Einen der Häuptlinge der pelasgischen Stämme hatte die Fluth nach dem Parnaß getrieben. Er sammelte hier, was von Lokrern, Lelegern und Graïkoi's oder Helli's *) sich auf die Berge gerettet hatte, und vereinte sie unter seiner Herrschaft. Ihn nannte man nun den Deukalion, den Wassermann, weil er der aus dem Wasser Gerettete war, und die um ihn versammelten Völker bekamen den Namen Hellenen von den alten Helli oder Selli; sie wurden daher als sein Sohn Hellen personifizirt, so wie unter dem Namen Amphiktyon (vielleicht eigentlich Amphiktion), die Umwohner, Grenznachbaren, die sich ihm zugleich unterwarfen; die Tochter Protogeneia aber, die Erstgeborne, sollte das versammelte Volk als die ersten Bewohner bezeichnen. Von Bergen waren die Geretteten herabgekommen, also von Felsblöcken und Steinen, und darum waren sie die aus Steinen Entstandenen.

Es ist aber Deukalion ein Sohn des Prometheus, des Vorhersehenden, Vorherüberlegenden, daher dessen, der ihm den Kasten zu bauen befiehlt, weil er die Fluth vorhersieht. Deukalion ist also selbst der vorhersehende, der weise überlegende Verstand, der die der Fluth vorangehenden Zeichen kennt und danach seine Maßregeln nimt, um sich zu retten. Im Prometheus aber ist er der Asiate, der vom Kaukasos Gekommene, oder aus Skythien (denn Lukianos nennt ihn ausdrücklich den Skythen, und Äschylos versetzt ihn wahrscheinlich ebenfalls dahin); eben daher kamen überhaupt die ersten Bewohner von Griechenland. Vermittelst dieser Abstammung scheinen sich die orientalischen Sagen von der allgemeinen Fluth an jene partielle in Thessalien geknüpft zu haben. Sie waren mit dem Völkerzuge aus den Urssitzen des Menschengeschlechts mit herüber gekommen und vermischten sich in der Folge mit den Sagen von der spätern Fluth. Darum werden denn auch durch Deukalions Überschwemmung alle Menschen vertilgt, und er wird der Stammvater eines neuen Geschlechts. Ritter (in seiner Vorhalle S. 445 ꝛc.) erinnert auch an ein altes indisches Gedicht, Hari-Vansa genannt, welches die Geschichte eines Deo-Kal'pun erzählt. Er ist ein Gegner des brahminischen Krischna, daher ein dämonischer Heros; seine Begleiter sind die Völker der Schneegebirge,

*) Der Name Helli könnte füglich die an Wassern, in feuchten Gründen Wohnenden bedeuten, von Λίος, Sumpf, stehendes Wasser, feuchte Niederung. Dann könnte sich gerade der Name Hellenen von jener Wasserfluth herschreiben und Hellen um so eher Sohn des Deukalion seyn.

Digitized by Google

die Saken, Darada's, Parada's und andere; sie verdeerden allesamt durch Feuer und Wasser, und diese Zerstörung ward der Paralaya, der großen Weltzerstörung, gleich geachtet. Diese Sage hält man mit einer andern aus Menu's Gesetzbuche übereinstimmend, nach der unter mehren für unrein gehaltenen Völkern auch die Yavanen (in welchen man die Jonier, überhaupt die Griechen findet, vergl. 1 B. Mos. 10, 2.) nach Westen zu aus Indien vertrieben werden. Das Kalyun in der gemeinen Sprache ist im Sanskrit Kalayawana. Nun bekommt zwar Kalyun in den Büchern der Braminen nicht den Ehrennamen Deva, weil er Krischna's Widersacher ist, aber seine Anhänger, heißt es, machten ihn zu einem Gott, nannten ihn also Deva-Kala-Yavana oder in der gemeinen Sprache Deo-Kal-Yun. Sein Vater war ein aus Mahadewa Gebornee, Namens Garga, und dieser hatte im Sanskrit den Beinamen Pramathesa, d. h. Herr der fünf Sinne, d. h. ein sich selbst Beherrschender, ein Weiser, Verständiger. Es wäre somit nicht unmöglich, daß in der Sage von Deukalion und Prometheus wirklich indische Überlieferungen sich vorfänden, die nur nachher im Vaterlande der Hellenen weiter ausgebildet und localisirt worden wären. Nähere Bekanntschaft mit der indischen Literatur wird darüber einst noch entscheiden. Nach *Hegesianax* b. *Hyg.* Poet. Astron. II, 29. und *Nigidius* b. Schol. Germ. war Deukalion im Wassermann unter die Gestirne versetzt. S. Derketo.

2) Ein Sohn des Minos und der Pasiphaë oder der Kreta (*Apollod.* III, 1. 2. *Diod.* V, 79.), nach Andern des Asterios Sohn und der Kreta, der Tochter des Halimon. Hygin (s. 175.) rechnet ihn mit zu den kalydonischen Jägern und s. 14. zu den Argonauten. Er zeugte den Idomeneus (*Hyg.* fab. 97. Od. XIX, 178 sq.), desgleichen die Kreta und von einer Beischläferin den Molos. *Apollod.* III, 3. 1.

3) Ein Sohn des Herakles und einer Tochter des Thespios. *Hyg.* f. 162.

4) Ein Teuer, den Achilles erlegte. Il. XX, 442.

5) Ein Sohn des Abas und Enkel des Melampus, aus des Kretheus Geschlecht und mit Jason verwandt.

6) Nach Val. Flacc. (1, 566.) ein Bruder desjenigen Amphion, der Sohn des Hyperesios und der Hypsa war, vielleicht derselbe, dessen Hellanikos nach Schol. Apollon. Arg. III, 1085. gedenkt. (*Richter.*)

DEURHOFF, Willem, ein merkwürdiger, philosophisch-theologischer Selbstdenker zu Amsterdam, geboren daselbst im März 1650. Sein Vater, ein poetischer Bürger und Ladenhändler, war Abraham D. und seine Mutter, Johanna Sengverd, eine Vatersschwester des Professors Senguerdius zu Leyden. Er war kein eigentlicher Literat, hatte auf keiner Universität studirt oder gelehrte und fremde Sprachen erlernt, vielmehr war er ein Koehmacher, der fortwährend dieses Handwerk betrieb und davon lebte. Nebenher aber und blos von seinem eigenen Genius geleitet, studirte er in seinen abendlichen Ruhestunden die Wissenschaften, und legte sich insbesondere auf das Studium der Philosophie und Theologie. Mit einem vielbegabten, hellen und durchdringenden Verstande verband er eine brennende Wißbegierde und einen rastlosen Fleiß. In der Philosophie studirte er die Systeme des Descartes und Spinoza, doch hielt er sich vorzüglich an Descartes, dessen neue Philosophie damals noch in ihrer ersten Blüthe stand, und dessen klare Grundsätze und einfache Methode überall im Gebiete der Wissenschaften eine heilsame Gährung der Geister hervorbrachten und selbst in Holland bei verschiedenen Theologen einen vorzüglichen Beifall fanden. Doch war Deurhoff kein blinder Nachfolger des Descartes, vielmehr ging er in manchen Stücken von ihm ab und betrat ganz seine eigene Bahn, oder er glaubte, daß Manches in der Philosophie des Descartes sich noch schärfer bestimmen ließe und einfacher dargestellt werden könnte. So verbesserte er unter andern die sechs ersten metaphysischen Behauptungen desselben und brachte sie auf fünf zurück. Er gehörte zu denjenigen Cartesianern, die man Occasionalisten genannt hat (s. diese).

Durch fortgesetztes Nachdenken bildete er sich ein eigenes philosophisch-theologisches System, auf Verstandesprincipien gegründet. Es betraf insbesondere diejenigen Religionswahrheiten, die auch ohne eine nähere göttliche Offenbarung erkennbar sind und bei der heiligen Schrift vorausgesetzt werden. Über dieses System hielt er des Abends in seinen Feierstunden Vorlesungen für alle Lernbegierigen, die daran Theil nehmen wollten. Auch machte er sonst seine Grundsätze öffentlich bekannt, indem er nach und nach folgende sechs, sich auf einander beziehende Bücher, in 8. gedruckt, zu Amsterdam herausgab.

1) Beginselen der Waarheid en Deugd (Anfangsgründe der Wahrheit und Tugend). Amsterd. 1684. — In dieser Schrift zeigt er unter andern das Daseyn Gottes und die Lehre von der Dreieinigkeit, soviel davon erkennbar und klar ist, die freie und unabhängige Schöpfung Gottes und die Erhaltung alles dessen, was außer Gott besteht; das Selbstbestehen der denkenden Natur und das Entstehen aller vernünftigen Seelen. 2) Voorleeringe van de heilige Godgeleerdheit (Vorschule der heiligen Gottesgelahrtheit). 1687. — Hier widerlegt der Verfasser alle Einwendungen der Atheisten, insbesondere des Spinoza, gegen die Möglichkeit einer freiwilligen Offenbarung Gottes. Er zeigt die Möglichkeit dieser göttlichen Offenbarung, mit Angabe der erforderlichen Kennzeichen derselben, wobei zugleich die Katholiken, wie auch Hobbes und Socin widerlegt werden. 3) Grondvesten van den Christelyken Godsdienst (Grundlagen der christlichen Religion). 1690. — In diesem Buche sucht Deurhoff darzuthun, daß alle Fundamente der Religion in der christlichen gefunden werden. Er beweiset den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift mit festen, klaren und vorzüglichen Gründen und gibt eine Darstellung der Gottesgelahrtheit, wobei er den ersten Theil derselben, der von den Rathschlüssen Gottes im Allgemeinen und in besonderer Hinsicht handelt, näher entwickelt. 4) Bespiegelingen van de heilige Godgeleerdheit (Wissenschaftliche Betrachtungen der heiligen Gottesgelahrtheit). 1697. — Dieses Werk enthält den

Digitized by Google

Anfang einer wissenschaftlichen Betrachtung und Auseinandersetzung oder Erklärung der Wahrheiten, die in der heiligen Schrift niedergelegt sind, insbesondere von der Schöpfung der Welt, von dem Falle der ersten Menschen und ihrer Verbannung aus dem Paradiese. 5) Toegang tot de hoogste Wetenschap (Zugang zu der höchsten Wissenschaft). 1699. — Hier wird gehandelt von den Gnadenwerken Gottes und mehren theologischen Lehrstücken, nämlich von der Gerechtigkeit Gottes und Nothwendigkeit der Versöhnung, von dem Mittler und der thatsächlichen Mittheilung der Gnade an die sündhaften Menschen durch die Gründung des geistlichen Lebens und die innere Berufung, sodann von dem Glauben und der Heiligung in den verschiedenen Zeitperioden bis zur Erscheinung Christi auf Erden. 6) Volmaaktheit van de leere des geloofs (Die vollendete Lehre des Glaubens). 1702. — In dieser Schrift bringt Deurhoff die Lehre von Gott und deren Erkenntniß in ein System, erklärt die Zukunft Christi auf Erden, redet über sein Leben, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und seinen Eingang in das Heiligthum und leitet die Rechtfertigung, die Wiedergeburt und die Annahme der Menschen zur Kindschaft Gottes und völligen Unsterblichkeit ab — von der Vereinigung mit Christus in Gott.

Diese Schriften, die nach und nach einzeln erschienen und zum Theil bald vergriffen waren und wieder aufgelegt werden mußten, gab der Verfasser im J. 1715 in zwei Theilen in 4. zusammen heraus. Sie sind sehr selten.

Außerdem schrieb er während der ersten Herausgabe dieser Schriften eine Abhandlung über die Erlösung des Menschen (van des menschen verlossinge), die unter seinen Freunden in der Handschrift herumging, jedoch durch öfteres Abschreiben unvollständig und fast entstellt wurde. Diese ließ er ebenfalls im J. 1694 gedruckt erscheinen. Sie wurde aber von dem reformirten Kirchenrath zu Amsterdam mit Mißbilligung angesehen, und der Verfasser, der zu dem kirchlichen Bereich desselben gehörte, darüber vielfach in Anspruch genommen und angefochten, wogegen er sich indeß auch öffentlich verantwortete in einer eigenen Schrift: De goede zaak van Willem Deurhoff, of Geloofs-onderzoek van den Eerwaarden Kerkenraad van Amsterdam. 1695.

Auch von andern wurde er wegen seiner besondern Behauptungen angegriffen. Gegen die oben angeführte erste und zweite Schrift schrieb ein Candidat, Johannes Duker, ein Werkchen unter dem Titel: Geopende Deure tot de heilige Godgeleerdheit. Amsterd. 1687. Deurhoff antwortete darauf in einem Büchlein, betitelt: Overtuigende Kracht der Waarheit. 1688. Dann traten mit besonderen Schriften gegen ihn auf der Doctor Buchius, der Professor van Thil und der Buchhändler Halma, gegen welche Deurhoff sich vertheidigte in einem Werkchen, betitelt: Volslagen afhangelykheit alter schepselen van de eeuwige voorzaak. Amsterd. 1702. Andere Angriffe, namentlich eines Jakobus Koelman, in dessen Nergil van de Cartesiaansche Philosophie, und eines Jakobus Schuts, wies er zurück in einem Anhange zu der oben angeführten Abhandlung über die Erlösung des Menschen.

Außerdem wurde er von dem damaligen Prediger zu Amsterdam, nachherigem Professor zu Leyden, Tako Hajo van den Honert, des Spinozismus beschuldigt. Deurhoff hatte nämlich in seinen Beginselen der Waarheid en Deugd von den Reformirten behauptet, daß sie wegen ihrer Meinung von dem absoluten Dekret und von der unwillkürlichen Weltschöpfung Gottes Spinozisten wären. Diese Beschuldigung nun gab van den Honert in seinen waarachtigen Wegen Gods, edit. 1706. p. 51—173. ihm zurück, weil er eben auch in jener Schrift gelehrt hatte, daß nur eine Intelligenz oder denkende Substanz vorhanden sei, und daß die Seelen aller Menschen, auch die eines Petrus und Paulus, nicht als besondere Geister, sondern als Modifikationen der allgemeinen, denkenden Substanz oder All-Seele, zu betrachten wären. Diese Idee gehört aber eigentlich und zunächst nicht dem Spinoza, sondern schon andere haben sie vor ihm vorgetragen. Auch sagt Colerus, der Biograph Spinoza's, in Vita Spinozae. p. 93. ausdrücklich, daß Deurhoff ein starker Gegner desselben gewesen sei. Er selbst widerlegte van den Honerts Beschuldigung in einem Briefwechsel mit seinen Freunden, den er unter dem Titel: Noodzakelykheid en onverschilligheit der werkinge Gods, 1707. herausgegeben. Da jener wieder darauf antwortete, vertheidigte er sich abermals in einem Aufsatze: Godvruchtigheid der ouden, die er seiner Erklärung des 73. Psalms beifügte. — Noch erschien von ihm ein anderer Briefwechsel. Amsterdam 1692 und 1693, mit Willem van Blyenburgh, Rathsverwandten in Dortrecht, und mit Heinrich Brink, über die Natur und die Wirksamkeit der Geister, Engel und Teufel, in Beziehung auf den damals darüber entstandenen Streit durch Balthasar Bekker. — Eine durch Styl und Inhalt besonders ausgezeichnete Schrift Deurhoffs ist noch seine Verklaring van den tweeden Zendbrief van den heiligen Apostel Petrus. Amsterd. 1713. Er schildert darin in sehr klaren und lebendigen Zügen das Bild eines Christen in seinem Glauben, in seiner Hoffnung und Liebe, und entwirft zugleich eine kräftige und ernsthafte Darstellung der Zukunft Christi zum Gericht.

Deurhoff war ein tiefdenkender, freisinniger Kopf, der in der Philosophie und Theologie seinen eigenen Weg gehen wollte und somit in seinen theologischen Ansichten von der Lehre der herrschenden Kirche in Holland, zu deren Mitgliedern er gehörte, vielfach abweichen mußte. Seine Vorstellung der Dreieinigkeitslehre war ungefähr die sabellianische. Die Unsterblichkeit der Seele an sich räumte er zwar ein, leugnete sie aber in Verbindung mit dem Körper gedacht. Überhaupt enthalten seine Schriften viele sonderbare, auffallende und ganz eigene Gedanken, die über dem Horizonte seines Zeitalters stehen und einen höheren, genialischen Schwung seines Geistes beurkunden. Er war ein in eigner Kraft scheinendes und brennendes Licht in jener dunkeln, nebelvollen Zeit, und bei dem starren, eisigen Dogmatismus seines Vaterlandes. Seine Grundsätze

fanden zwar vielfachen Widerspruch, doch auch Beifall, insbesondere bei einem Theil der Mennoniten zu Amsterdam, der schon damals eine liberalere Denkungsart hegte und selbst zu Socins Meinungen hinneigte. Einige Prediger derselben machten Gebrauch von Deurhoffs Lehren und verbreiteten sie ohne Geräusch, doch nicht ohne Anfechtung von andern Predigern ihrer Kirchengesellschaft, die einer zweiten, weniger aufgeklärten Gemeinde derselben in Amsterdam angehörten. Mit seinem vorzüglichen Scharfsinn und unbefangenen Verstande vereinigte Deurhoff eine lautere und aufrichtige Frömmigkeit und bethätigte sie in seinem Leben durch Worte und Werke bis ans Ende. Auf seinem Sterbebette war er ruhig und getrost und bezeugte die zuversichtlichste Hoffnung eines bessern Lebens. Er starb zu Amsterdam den 10. October 1717 *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEURIOPOS, *Δευριοπος Strab.* 7, p. 326. 327. *Livius* 39, 53. war ein District in der Landschaft Päonien am Flusse Erigon (jetzt Bistritza), der sich in den Axios ergoß. Die Gegend gehörte also zu Obermakedonien und hatte die Städte Bryanion, Stymbara und Alalkomenä, oder vielleicht richtiger Alkomenä, denn unter diesem Namen führt Stephanos eine illyrische Stadt an. Die Deurioper werden von Strabon neben den bekannteren Lynkastern genannt und waren ohne Zweifel wie diese illyrischen Stammes. Als die Römer Makedonien bezwungen und in vier Provinzen zerschnitten hatten, so gehörten die Deurioper zu dem vierten District, und durch des Kaisers Constantinus Eintheilung des Reichs zu Macedonia secunda oder salutaris in der Präfectur Illyricum. (*L. Zander.*)

Deunx s. As.

DEUSDEDIT oder Deodat (Papst), aus Rom gebürtig, Sohn des Subdiakonus Stephanus, im Jahre 615 zum Bischof von Rom erwählt, welche Würde er bis zum Jahre 618 bekleidete. Er zeichnete sich als Papst wenig aus, so daß man nichts weiter von ihm zu erzählen weiß, als daß er einen Aussätzigen durch die Wunderkraft eines Kusses von seiner Krankheit geheilt haben soll [1]). Mit Unrecht ist ihm früher die Verordnung zugeschrieben worden, daß, wenn Vater und Mutter bei ihrem Kinde Pathenstelle vertreten, deren Ehe als aufgehoben zu betrachten sei [2]). (*Voigt.*)

DEUS EX MACHINA ist zur sprüchwörtlichen Redensart geworden, womit man das ganz unerwartete, gar nicht vorauszusehende Eintreten irgend einer Person oder eines Ereignisses in eine verwickelte Handlung, gerade im entscheidenden Augenblicke, zur Beförderung des Glückswechsels, bezeichnet. Diese Bezeichnung schreibt sich von dem Theaterwesen der Alten her. Der Deus ex machina ist die Theatergottheit, welche, wenn sie erscheinen sollte, in einer Maschine, einer Art von Gondel, an Seilen herabgelassen wurde. (S. *Böttiger* Prolus. Deum ex machina in re scenica veterum illustr. Weimar 1800.) Hievon konnte jedoch an sich jene Bedeutung des Deus ex machina nicht entstehen, denn Gottheiten erschienen auf der Bühne nicht blos zu dem angegebenen Behuf. Jene Bedeutung gründet sich vielmehr darauf, daß man Gottheiten als Nothbehelf gebrauchte, um einen Knoten, den man nicht zu lösen vermochte, dadurch zu zerhauen, wozu bei unseren Dichtern die Onkels aus Ostindien sehr beliebt sind. Man löset dadurch eine Verwickelung überraschend durch ein scheinbares oder wirkliches Wunder auf, anstatt sie auf natürlichem Wege zu lösen. (*H.*)

Deuteria s. Theodebert.

Deuteronomium s. Moses.

DEUTICHEM, Deutikom, Dotekum, (Br. 51° 58′ 16″ L. 23° 55′ 47″), Cantonsstadt in der niederländischen Provinz Geldern, an der alten Yssel, mit 1500 Einwohnern, verfallenen Festungswerken und einer berühmten Bomben- und Kugelgießerei, welche das Material hauptsächlich aus dem Bezirk Zütphen bezieht. (*Leonhardi.*)

DEUTLICH, DEUTLICHKEIT. Deuten heißt: Zeigen, Weisen; die Ableitungssylbe Lich: Gleich, Ähnlich. Deutlich bezeichnet diesemnach das, was einem Vorgezeigten, Vorgewiesenen gleich ist; was man also ganz und genau zu erkennen veranlaßt ist. Was man ganz und genau erkennt, an dem faßt man auf und unterscheidet seine Merkmale. Daher gehört in der Kunstsprache der Logik zur Deutlichkeit, daß man sich der Merkmale eines Gegenstandes bewußt sei und sie von einander unterscheiden könne. Die Logik gebraucht Deutlichkeit im Gegensatz von Klarheit. Man nennt eine Vorstellung, einen Begriff klar, wenn man sich dabei dessen, was vorgestellt wird, was der Begriff in sich begreift, so bewußt ist, daß man dasselbe von andern unterscheiden kann. Der Gegenstand der klaren Vorstellung, des klaren Begriffs ist uns jedoch nur im Ganzen kenntlich, wir unterscheiden ihn von andern nur nach gewissen Hauptmerkmalen. Die Vorstellung, der Begriff werden aber deutlich genannt, wenn man sich der sämtlichen einzelnen Merkmale derselben bewußt ist und dem zufolge den Gegenstand nach allen seinen Merkmalen unterscheiden kann. Um einen deutlichen Begriff zu erhalten, muß man klare Vorstellungen auch von allen Merkmalen haben. Um sich einen Begriff deutlich zu machen, muß man ihn entwickeln, d. i. die Merkmale desselben einzeln darlegen. Dies nennt man auch Zergliederung, Auflösung des Begriffs; die vollständige Auflösung gibt die Erklärung. Die auf diese Art gewonnene Deutlichkeit nennt man auch die analytische, zum Unterschiede von der synthetischen, welche die Theilvorstellungen (die einzelnen Merkmale) zu der Einheit des Begriffes zusammenfaßt. Wie wichtig beides für das richtige Denken sei, leuchtet von selbst ein. — Das deutlich Gedachte soll nun aber auch in deutlicher Rede vorgetragen werden. Wir denken mit Worten, und dies macht die Sache bisweilen schlimm. Freilich sollte man mit dem Schüler im Faust meinen: „doch ein

*) Quellen: *Hoogstraten*, allgemeen historisch etc. Woordenboek. IV. Deel Amsterd. 1727. p 76. — *Buckeri* Historia critica Philosophiae. Tom. IV. Pars 2. Lips. 1744. p. 291. 705 720 — Fuhrmann Handwörterbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte. 1. Band. Halle 1826. S. 597.

1) *Platina* p. 82. 2) Bower Gesch. der Päpste. B. IV. S. 37.

Begriff muß bei dem Worte seyn;" der Teufel aber ist gleich mit der Antwort da:

Da eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Sowol die bloße Schönrednerei als die Scheinwisserei verfallen häufig in diesen Fehler. Jedem, dem es wahrhaft darum zu thun ist, daß seine Rede etwas sage, kann man keinen besseren Rath geben, als diesen: Mit Worten mußt du denken, mit Worten reden; gestatte daher keinem den Eintritt in deine Gedanken, mit dem du nicht einen wenigstens klaren Begriff verbindest. — Wer diesen Rath nicht befolgen kann oder will, der hat schon den ersten Schritt zu dem hinüber gethan, was Göthe sehr treffend durch Nebeln und Schwebeln bezeichnet hat. Dieses wird hauptsächlich befördert durch Kunstwörter, deren Entwickelung man unterlassen hat, durch den Gebrauch abstrakter Ausdrücke, die man in concreto nie beachtet hat, durch die Lässigkeit, sich mit einem figürlichen Ausdrucke zu begnügen, anstatt das eigentliche Wort zu suchen, und durch unterlassene Aufhebung der Zweideutigkeit in Worten, insofern sie im Worte selbst liegt. Klopstock sagt: „Wie einer spricht, so denkt er. Er gibt durch die Wahl der Worte den Zuhörern gleichsam einen Maßstab, mit welchem sein Denken gemessen werden soll. Der Untersucher wird finden, daß der Maßstab sicher ist, und daß er sich damit nicht vermißt. Habt den Maßstab stets in der Hand; ich wiederhole es, er ist sicher, und ihr könnt durch seine Hilfe die unrichtigen Denker am leichtesten aufdecken." Nächst der Wahl der Worte ist aber auch die Beschaffenheit der Wortfügungen überhaupt, die Genauigkeit der Wortfolge und die Richtigkeit der Bezeichnung aller Verhältnisse durch Wortbiegung zu berücksichtigen. Die einzelnen Wörter, als Zeichen von Vorstellungen und Begriffen, haben Bedeutung; die Fügung der Worte nach ihrer Bedeutung zu einem Ganzen schließt den Verstand der Rede in sich; der Gedanke gibt sich allein dadurch zu erkennen. Zu einer deutlichen Rede gehört daher, daß die Bedeutung der Wörter streng gewählt sei und in der Wortfügung der Gedanke sich leicht erkennen lasse.

Kant unterschied eine logische und ästhetische Deutlichkeit und erklärte nach der besondern Bestimmung, die er dem Wort Ästhetik gab, diese letztere für Deutlichkeit in der Anschauung. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche würde die ästhetische Deutlichkeit diejenige seyn, wie sie sich für die schönen Redekünste eignet. Diese erfodern allerdings nicht überall die logische Deutlichkeit, am wenigsten als vollständige Zergliederung der Begriffe; alle Gedanken in denselben aber müssen Klarheit haben. Dunkelheit würde den Verstand zu einer Anstrengung auffodern, durch welche der Zweck der schönen Rede vernichtet würde. Man sehe hierüber den Artikel Dunkelheit. (*H.*)

DEUTO soll nach einer sehr jungen Nachricht *) ein Steinschneider gewesen seyn. Wann? läßt sich nicht bestimmen. Die Alten nennen keins seiner Werke. Seinen Namen führt man auch verändert Λεύκων, Leukon, an *). (*Schincke.*)

Deutsch s. Manuel.

DEUTSCHMANN, Johann, geb. den 10. Aug. 1625 zu Jüterbock, im ehemaligen Fürstenthume Querfurt, studirte zu Wittenberg, wurde daselbst im J. 1652 Adjunkt der philosophischen Fakultät, und nachdem er in den Jahren 1655—1657 eine gelehrte Reise durch Teutschland, Dänemark und Holland gemacht hatte, außerordentlicher, und im J. 1662 ordentlicher Professor der Theologie zu Wittenberg, wo er den 12. Aug. 1706 starb. Er war einer der heftigsten Gegner Speners und der pietistischen Schule und zugleich einer der berühmtesten gelehrten Kämpfer seiner Zeit. Man wird oft von dem Paradoxen seiner Thesen überrascht; aber er war nie um die Vertheidigung auch der seltsamsten verlegen, indem er aus der Metaphysik seines Jahrhunderts einen unerschöpflichen Reichthum von Distinctionen zu schöpfen wußte. Er war sehr vom Steine geplagt, und man sagt, daß die heftigsten Schmerzen ihn auf der Stelle verlassen hätten, sobald er nur in einen lebhaften theologischen Streit verwickelt worden wäre. Seine Schriften stehen vollständig im Jöcher verzeichnet; wir geben sie nur summarisch an. Größtentheils bestehen sie in Disputationen. Theologia positiva. — Apologia Aug. Confessionis. — Consilia theologica Wittenbergensia 1669. Fol., die er nebst Quenstedt sammelte und ordnete. Examen controversiarum Socinian. Disput. XX. Consideratio libr. symb. s. symbolographia, Disp. IX. Controversiarum papisticarum examen, Disp. XXV. Articulorum fidei secund. ordinem artic. Smalcaldicor. repetitio, Disp. XXX. De attributis div., Disp. IX. De mysterio SS. Trinit., Disp. X. Analysis accurata et Exegesis compendii theol. *Leonhardi Hutteri*. Witteb. 1709. 8.; außerdem noch Streitschriften gegen Spener, Calixt ꝛc. und eine Menge einzelner Dissertationen und Programme, z. B. Biblicum Abelis Theologiae compendium. Witteb. 1709., Theologia positiva Adami Protoplasti, ibid. 1709. 4. — S. Ranft's Leben der kursächsischen Gottesgelehrten. (*Franke.*)

DEUTZ, Tuicium, Städtchen des Regirungsbezirkes und Landkreises Köln, wird durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüber liegenden Köln in Verbindung gesetzt, und zählt in 306 Häusern 2524 Selen, die sich von Feld- und Gartenbau, von einigen Fabriken, Handwerken, Handel und Schifffahrt ernähren. Kaiser Konstantin erbaute hier eine Brücke über den Rhein und bei derselben zu deren Vertheidigung ein Kastell, welches keineswegs, wie man gewöhnlich versichert, auf Veranlassung des Erzbischofs Bruno von Köln im J. 957 oder 964 zerstört wurde. Es wurde dasselbe vielmehr im J. 1002 von dem Erzbischofe Heribert in ein Kloster verwandelt. Später erbauten sich die Vögte dieses Klosters, die Grafen von Berg, ein anderes Schloß, von welchem aus die Gegend lange beunruhigt wurde, bis Erzbischof Heinrich von Mülenark den Bau im J. 1230 gewaltsam wegnahm und

*) *Jongius* Catal. Mus. Bat. p. 153.

*) *Sillig* Catal. p. 184.

Digitized by Google

schleifen ließ. Den fortwährenden Ansprüchen der Grafen an das Eigenthum des Ortes selbst zu wehren, umgab ihn Heinrichs Nachfolger, Erzbischof Konrad, mit einer Mauer und 18 Thürmen. Im J. 1376 wurde das Städtchen durch die Bürger von Köln verwüstet, und im J. 1445 durch den Herzog Johann I. von Kleve verbrannt, nachdem er besonders von der Judengemeinde große Schätze erpreßt. Ein gleiches Schicksal hatte dasselbe im Jahre 1632, als es, ungeachtet der neu errichteten Festungswerke, von dem schwedischen General Baudissin überrumpelt wurde. Nochmals wurde Deutz im J. 1673 von den Kaiserlichen erobert und sodann nach dem Nimweger Frieden aller Festungswerke beraubt. Gegenwärtig und zwar seit dem J. 1816 sind sie wiederhergestellt.

Die größte Merkwürdigkeit von Deutz ist die vormalige Benediktinerabtei zu U. L. F. und St. Heribert. Sie verdankt ihren Ursprung einer Verabredung des Kaisers Otto III. mit dem Kölnischen Erzbischofe Heribert. Sie versprachen sich zu Ehren der Himmelskönigin ein Kloster zu begründen, entweder in körperlicher oder nur in geistiger Gemeinschaft, so zwar, daß, wenn einer von ihnen vor Lösung des Gelübdes abgerufen werden sollte, der andere dennoch dasselbe zu vollführen und seinen abgerufenen Genossen der Früchte seines frommen Werkes theilhaftig werden zu lassen habe. Die Ahnung des nahenden Todes, die, wie es scheint, den Kaiser ergriffen hatte, ging bald in Erfüllung. Otto starb im J. 1002, und kaum war ihm in Aachen die letzte Ehre erwiesen worden, als Heribert sich aufmachte, um das gemeinschaftliche Werk zu beginnen. Eine passende Stelle fand sich in dem alten Kastell von Deutz, und der Bau des Klosters wurde mit so ungewöhnlicher Thätigkeit betrieben, daß dasselbe noch im J. 1003 von seinen Bewohnern bezogen werden konnte, nachdem Heribert am 16. Februar n. J. ihrem Vorsteher, dem Abte Volpert, den Hof in Rade, pro remedio animae meae vel etiam dilectissimi senioris mei, Ottonis imperatoris augusti, zu Eigenthum übergeben hatte. Aber auch noch in ebendem Jahre 1003 stürzte die allzu eilfertig erbaute Kirche, welche eben, nach abgehaltener Mette, von den Klostergeistlichen verlassen worden, so vollständig zusammen, daß auch nicht ein Stein auf dem andern blieb. Heribert ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, verschaffte sich einen erfahrenern Baumeister, und bald erstand die Kirche schöner aus ihren Ruinen. Auch das Kloster kam schnell in Aufnahme, denn der fromme Abt Volpert besaß die Kunst, sich und seine Gemeinde Gott und den Menschen wohlgefällig zu machen. Die Kirche in Kierse, unweit der Volme, wurde ihm von Benno, einem edeln Manne, geschenkt. Der Graf von Deutz, Arnold, und seine Hausfrau Uda gaben eine Mark jährlich und den Zehnten von sechs Leben. Heribert, der Freiherr von Ehrenbreitstein, schenkte Güter in Mühlheim (Thal Ehrenbreitstein) und die Fähre über den Rhein, an deren Statt in neuerer Zeit eine Schiffbrücke die Verbindung zwischen Koblenz und Ehrenbreitstein unterhält; die Witwe Eveza schenkte das Dorf Zündorf samt der Kirche, Wezelinus, ein kölnischer Dienstmann, die Güter in Merheim, Stockem und Güterswick. Sogar der ruchlose Graf Balderich von Opladen und Houburg, der Stiefvater des h. Meinwerk von Paderborn, und dessen noch sträflichere Gemahlin Adela brachten Geschenke dar, namentlich den Hof in Antwerker, welchem der Stifter Heribert zwei andere Höfe in Eschweiler und Budberg und später, am 24. Februar 1008, die Kirche und den Hof in Odendorf hinzufügte. Auf diese Art wurde die anfangs zweifelhafte Existenz der neuen Stiftung nach und nach gesichert, und jetzt erst am 3. Mai 1018 fertigte Heribert für sie den förmlichen Stiftungsbrief aus, worin außer den bereits genannten Gütern auch noch das Kastell zu Deutz selbst mit seinen Thürmen und Gräben, die Zehnten der benachbarten Ortschaften Kalk, Vingst, Rolshoven, Soll und Westhoven, der Zehnte zu Remagen, die Höfe in Windense, Wich, Werthinge, Ödingen, Rinwich, Vellepe und Eltingen, die Höfe und Kirchen in Leichlingen, Hattingen und Wald, die Höfe in Ninove, Schluckenhove, Erlpe, Lichte, Lune, Viesch, Gladebeche, Heumar, Langeln und Bilke, ein Hof und Weingut zu Wadenheim, die Kirche und der Hof Behn unweit Sinzig, Weingärten in Bacharach, die Burg zu Bürgel, die Kirche und Zehnten zu Unce, Anrode, Settene und Unna als klösterliche Besitzungen aufgeführt werden. Drei Jahre später den 13. April 1021 starb der Abt Volpert, der auch die Klöster St. Pantaleon in Köln und Gladbach regirt hatte, genau also 30 Tage nach seinem Freunde, dem h. Heribert, wie dieser es, unmittelbar nach seinem Ableben, in einem nächtlichen Traumgesichte dem Abte verheißen hatte. Die Abtei blühte jedoch herrlich fort, zumal der neue Erzbischof Piligrin seines Vorgängers Neigung zu derselben geerbt zu haben schien; namentlich erhielt sie von ihm die Kirche in Heringen bei Hamm mit mancherlei Gütern und Gefällen zu Bönen, Derne, Waldorf, Hillen, Wattenscheid, Herbidden und Affalterbach, die Zehnten zu Buchheim und Westhoven, einen Zins von 7 Talenten Dortmunder Münze, um für die Brüder Oberkleider anzuschaffen u. s. w. Auch erweiterte Piligrin die allzu enge Klosterkirche um ein beträchtliches. Nicht weniger zählt das Kloster Piligrins Nachfolger Hermann II., den h. Anno und Sigwin, dann die Kaiser Heinrich II., Konrad II., Heinrich IV. und Lothar II. unter seine vorzüglichsten Wohlthäter. Konrad II. insbesondere gab drei mansos in loco Hernin, in pago Tuizichgowe; die Veranlassung zu Heinrichs IV. Freigebigkeit wurde die Genesung seines Sohnes, des nachmaligen Kaisers Heinrich V., die auf des h. Heribert Fürbitte erfolgt war. Unter den Äbten haben sich noch ausgezeichnet Rudolf II., der auch zugleich die Abteien Cornelismünster und Werden regirte und sogar von einigen Domherren in Osnabrück zu ihrem Bischofe ausersehen war; er starb aber an Gifte um das Jahr 1089, bevor er seine Wahl durchsetzen konnte. — Der selige Rupert, den Erzbischof Friedrich im J. 1120 zum Abte bestellte. Er war, wie er selbst berichtet, mit zu geringen Fähigkeiten geboren, und gelangte nur durch eine besondere Gnade der heil. Jungfrau zu ausgezeichneter Gelehrsamkeit, von der seine zahlreichen Schriften, Paris 1638. 2 Bde. Fol. noch heute zeugen. Unter andern schrieb er vitam S. Heriberti und de incendio Tuitiensi. Dieser Brand, der sich am 25. Aug. 1128 ereig-

Digitized by Google

nete, gab dem Abte Gelegenheit, sich auch Verdienste anderer Art durch den Wiederaufbau der eingeäscherten Klostergebäude zu erwerben. Er starb reich an guten Werken in einem Alter von 44 Jahren den 11. Februar oder 4. März 1185. — Gerlach, der zwölfte Abt, wurde von Papst Eugenius III. eingesetzt, nachdem der bisherige Abt Rudolf III. durch seine schlechte Haushaltung das Kloster beinahe zu Grunde gerichtet hatte. Er schaffte die verlornen Güter wieder herbei, erwarb neue, verbesserte die Klosterzucht, die Einrichtung des Gottesdienstes und den Chorgesang und starb im J. 1161. — Johann von Xanten, in Deutz der 19te und auch in St. Trond Abt, ein salbungsreicher Prediger, starb den 22. Sept. 1228. — Werner erwarb durch Vertrag vom Sept. 1295 von dem Grafen Adolf von Berg tauschweise gegen die Kirche zu Burg bei Opladen, das Patronat der Pfarrkirche zu Remagen. — Wilhelm Laner von Breidbach, der 80ste Abt, aus dem noch blühenden rheinländischen freiherrlichen Geschlechte, trat der Bursfelder Union bei, reformirte nach ihren Ansichten mit gleichviel Festigkeit und Erfolg im J. 1491 die ganze Abtei und starb nach 39jährigem Regiment den 10. Okt. 1492. — Aber auch an widrigen Schicksalen hat es der Abtei nicht gefehlt. Bei der Verwüstung des Städtchens durch die Bürger von Köln, im J. 1376, wurde sie von Grund aus zerstört. In dem truchsessischen Kriege hatte sie eine baiersche Besatzung eingenommen; die Truchsessischen in Bonn wollten dieses nicht dulden, und nachdem ihr erster Angriff am 6. Aug. 1583 abgeschlagen worden, erschienen sie 6 Tage später mit solcher Macht, daß des Kommandanten Ranuccini Widerstand hinter elenden, zum Theil aus Fässern errichteten Bollwerken nur als Tollkühnheit betrachtet werden kann. Doch vertheidigte er sich beinahe den ganzen Tag hindurch, bis seine gesamte Mannschaft nicht überwältigt war, sondern in den Flammen, die nach und nach das weitschichtige Gebäude verzehrten, den Tod gefunden hatte. Die Mauern ließ hernach ein ehrsamer Rath der Stadt Köln, damit sie dem Feinde nicht zu einem Bollwerke dienten, niederreißen, und die Klostergeistlichen, die sich später wieder einfanden, mußten sich für ihren Gottesdienst mit der Pfarrkirche behelfen, bis auch diese, gelegentlich von Bauditissins feindlichem Angriffe, am 21. September 1632 in die Luft flog. — Ein zeitlicher Abt führte folgenden Titel: N. Abt des Gotteshauses U. L. F. und St. Heriberti zu Deutz, Benediktinerordens, Bursfelder Congregation, Herr zu Gleich, Leichling, di Skum, Eschweiler, Langel, samt angehörigen Orten, der Stadt Unna und in Hamm Archidiakonus. Die Einkünfte betrugen an 80000 Gulden jährlich. Unter den Kostbarkeiten des Kirchenschatzes war besonders ein silberner Sarg mit den Gebeinen des heil. Heribert zu bemerken. — Die Bürgermeisterei Deutz enthält in den Ortschaften Deutz, Kalk, Poll, Rolshoven und Vingst, die auch die alleinigen Bestandtheile des vormaligen kurkölnischen Amtes Deutz ausmachten, 897 Häuser und 8478 Einwohner, worunter 209 Juden. (*v. Stramberg.*)

DEUTZERGAU, Tuizichgowe, ein Gau der Ripuarier auf dem rechten Rheinufer, empfing seine Benennung von dem römischen Kastell in Deutz und möchte in seiner Begrenzung wol so ziemlich mit dem kölnischen Dekanat Deutz übereinstimmen. Hienach hätte er nördlich und östlich die Wipper, südlich die Agger und den Auelgau, westlich den Rhein zu Grenzen gehabt, und würde er ungefähr den Mittelpunkt des nachmaligen Herzogthums Berg ausgemacht haben. Diese Lage mag es seinen Gaugrafen nicht wenig erleichtert haben, nach und nach um ihr in diesem Gau belegenes Stammschloß (Altenberg) die Grafschaft oder das spätere Herzogthum Berg zusammenzubringen. Die Geographie dieses Gaues liegt aber noch ganz im Dunkeln und kann nur aus den Schätzen des Düsseldorfer Archivs erläutert werden. Das Chronicon Gottwicense kennt ihn nur dem Namen nach und weist ihm daher eine ganz falsche Lage an. Das dort genannte Ratmarsheim in pago Tuzicgowe möchte wol Rath, unweit Bensberg, sowie das in einer Urkunde Kaiser Konrads II. vom J. 1025 genannte Hernin das heutige Heerweg zwischen Mühlheim und Wipperfürth seyn.

(*v. Stramberg.*)

DEUTZIA. So nannte Thunberg aus Dankbarkeit gegen Joh. Deutz, Schöffen von Amsterdam, welcher nebst einigen andern angesehenen Holländern ihm die Mittel zu seiner Reise nach Japan darbot, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und nach Candolle (Prodr. IV. p. 16.) aus der Gruppe der Hydrangeen der natürlichen Familie der Saxifrageen (nach Blume aus der Familie der Caprifolien). Char. Der Kelch unter dem Fruchtknoten glockenförmig, fünfspaltig, mit eiförmigen, stumpfen, aufrechten Lappen; fünf oder sechs ablange, stumpfe Corollenblättchen stehen auf dem Fruchtboden; die linienförmigen, unterhalb der Spitze ausgerandetrn, zwei- oder dreispaltigen Staubfäden stehen unter dem Fruchtknoten und tragen kugelige Zwillingsantheren; die Griffel sind fadenförmig, mit keulenförmigen Narben; die Kapsel ist dreieckig, mit den Griffeln gekrönt, dreifächerig, dreiklappig, an der Basis aufspringend, mit mehrsamigen Fächern. Die einzige Art, welche Thunberg auf Bergen in Japan fand, D. scabra *Thunb.* (Diss. nov. gen. p. 19 — 21. t. 1. fl. jap. p. 185. t. 24., *Gärtn.* fil. carpol. p. 30. t. 184. f. 4., *Lam.* ill. t. 30.) ist ein sehr ästiges, klafterhohes Bäumchen mit gegenüberstehenden, eiförmig-ablangen, langzugespitzten, sternförmig-steifbehaarten, feingesägten Blättern und am Ende der Zweige stehenden, rispenförmigen, weißen Blüthen. Die scharfbehaarten Blätter dieses Baums, welchen die Japanesen Joro nennen (*Kämpf.* am. ex. p. 854.), werden zum Poliren hölzerner Geräthschaften benutzt. Hiezu kommen drei neue Arten aus Nepal in den Samlungen der engländisch-ostindischen Compagnie, D. staminea *H. Br.*, D. Brunoniana *Wallich* und D. corymbosa *H. Br.*, welche noch nicht beschrieben sind. (*Sprengel.*)

DEVA, *Δεύα* oder richtiger *Δηοῦα ποταμοῦ ἐκβολαί* Ptolem. 1, 3. ist der jetzige Fluß Dee in Schottland, der auf der Ostküste bei New-Aberdeen mündet, wie der Name selbst zur Genüge beweist. Ptolemäos (1, 3.) führt aber auch noch *Δηοῦα ποταμοῦ ἐκβολαί*

Digitized by Google

an der südwestlichen Küste Schottlands, zwischen dem Meerbusen Jena (Ἰηνᾶ ἐκχυσις) und dem Flusse Novius, an; und auch dieser Fluß führt noch jetzt den Namen Dee. Wohl zu unterscheiden sind beide von dem Meerbusen Seteia (Σετηΐα ἐκχυσις Ptol. 1, 3.), welches die Meeresbucht ist vor der Mündung des Flusses Dee bei Chester. (*L. Zander.*)

DEVA, Itinerar. Anton. p. 469. 482., Δηόνα Ptol. 1, 3. — in Erasmus Ausgabe fehlerhaft Δηόναα — wird als eine Stadt des alten Britannien im Gebiete der Cornavier, und zwar 3 Meilen südöstlich vom Aestuarium Seteia aufgeführt. Sie war das Standquartier der legio XX. victrix, und ist nach dieser Bemerkung bei Ptolem. und dem Itinerar., sowie nach den Maßangaben die jetzige Stadt Chester, da denn die dort gefundenen Inschriften diese Legion wirklich nennen. (*L. Zander.*)

DEVA, Dacopolis, Diemrich, walachisch Djeva, Marktflecken und Bergschloß im Großfürstenthum Siebenbürgen, Hunyader Gespanschaft, diesseitigen Maroscher Cirkel, Devaer Bezirk. — Dieser volkreiche, von Ungern, Walachen und einigen Bulgaren bewohnte Marktflecken liegt am linken Ufer der Marosch und wird von der aus Siebenbürgen nach dem Banat führenden Hauptpoststraße durchschnitten. Hier ist der Sitz des Offizialats der Hunyader Gespanschaft, eines königl. Dreißigstamts und eines Postamts. Außer einer katholischen, reformirten und griechischen nicht unirten Pfarrkirche befindet sich hier auch ein Franziskanerkloster. Das alte, jetzt aufgelassene Schloß, welches auf einem nahen, ziemlich hohen, beinahe ganz einzeln stehenden, zuckerhutförmigen Berge liegt, war in frühern Zeiten einer der festesten Plätze Siebenbürgens und wird bald als sicherer Zufluchtsort, bald als Statsgefängniß in der Landesgeschichte erwähnt. Am Fuße des Berges ist eine Schanze befindlich, welche noch dermalen in gutem Stande erhalten wird und die Wohnung des Kommandanten, eine kleine Kaserne, das Militärverpflegungsmagazin und Backhaus umschließt. Der Wein und das Obst, welche in dieser Gegend erzeugt werden, sind von vorzüglicher Güte. (*v. Benigni.*)

DEVA, Villa der spanischen Provinz Guipuscoa, an der Mündung des gleichnamigen Küstenflusses in die gleichnamige Bucht; hat einen kleinen Hafen und Fischerei. (*H.*)

DEVADASI oder Devataschi, in Indien eine Göttersklavin, d. h. ein Mädchen, das einem Gotte eigenthümlich geweihet wird. Haasner in seiner Landreise ꝛc. Bd. 1. S. 68. theilt darüber die ausführlichsten Nachrichten mit. Nach demselben zerfallen die Daschi's, Sklavinnen, in zwei große Abtheilungen, in Devadaschi's, die der Gottheit eines Tempels geweihet sind, und in Daatscheri's, welche einzelne Gesellschaften bilden, im Lande umherziehen, durch Tanz und Gesang unterhalten und dabei das Gewerbe öffentlicher Mädchen treiben, was aber bei den Hindus nichts verächtliches ist. Diese letztern mögen insbesondere die seyn, welche unter dem Namen der Bayaderen bekannt sind, den man wol nicht von dem portugisischen Balladeiras, sondern von der gewöhnlichen Anrede an Frauen: Bhayatri, Bhiru, du Furchtsame, Keusche, abzuleiten hat, so daß auch diese in frühern Zeiten eine bessere Bestimmung gehabt haben mögen. Die Devadaschi's zerfallen wieder in zwei Ordnungen: 1) solche, die sich dem Dienste des Wischnu oder Schiwa gewidmet haben, und 2) solche, die sich den niedern Gottheiten, dem Indra, Kartikeya u. s. w. weihen. Die erstern wohnen innerhalb des Tempelbezirks ihrer Götter und dürfen denselben ohne Erlaubniß des Oberpriesters nicht verlassen. Die zweite Klasse dagegen hat die Erlaubniß, nach Belieben in Städten und Dörfern zu wohnen. Beider Geschäft besteht darin, die Siege und Thaten ihrer Götter zu besingen, allen ihren Festen beizuwohnen und vor den Götterbildern zu tanzen, sowol im Tempel, als bei öffentlichen Prozessionen; ferner die Blumenkränze zu winden, womit die Götterbilder geschmückt werden, die Blumensträuße zu binden, deren man sich bei Opfern und Auszierung der Altäre bedient, den Tempel und die Zellen der Priester im innern Hofe rein zu halten und überhaupt alle weiblichen Arbeiten für dieselben zu verrichten. Auch müssen sie die Wolle reinigen, aus der die Kleider der Götter gewebt werden, die Farben zubereiten, womit deren Stirn bemalt wird, die Lampen im Tempel putzen, mit Öl und Dochten versehen, sie anzünden und die Hefen dieses Öles aufbewahren, mit welchen Brandopfer angezündet werden. Die Dienerinnen im Tempel des Wischnu müssen auch die Affen füttern, die daselbst zu Ehren des Hanuman unterhalten werden. Diese Mädchen, welche aus den gemischten und niedern Kasten stammen, treten als Kinder in diese Art Orden. Sie müssen schön, gut gewachsen, frei von allen körperlichen Gebrechen und Krankheiten und unentstellt von Blattern seyn; auch dürfen sie noch nicht mannbar und nicht verlobt seyn. Wollen Eltern eine Tochter diesem Dienste widmen, so melden sie es dem ersten Priester des Tempels, dem sie geweihet werden soll. Dieser untersucht nun das Kind und setzt dann einen schriftlichen Kontrakt auf, worin die Eltern auf alle Rechte an dasselbe Verzicht leisten und ihn unterschreiben. Darauf wird das Mädchen feierlich geschmückt und an einem glücklichen Tage und zu einer guten Stunde im Triumphe nach dem Tempel geführt. Hier empfangen es die schon vorhandenen Devadaschi's aus den Händen der Eltern, baden es in dem zum Tempel gehörigen Teiche, legen ihm ganz neue Kleider an und schmücken es mit den dem Tempel gehörigen Juwelen. So stellt nun der Priester das Mädchen dem Gotte vor und läßt es ein Gelübde nachsprechen, wodurch es sich zeitlebens seinem Dienste widmet. Nun wird, zum Zeichen, daß die Gottheit das Gelübde angenommen habe, der Blumenkranz ihres Bildes dem Mädchen um den Hals geworfen, und es muß etwas von der Milch trinken, mit der das Götterbild gewaschen wurde. Darauf durchbohrt ein Priester mit einem Pfriemen ein Ohrläppchen des Mädchens, womit denn die Einweihung vollendet ist. Die Neuaufgenommene wird nun in Al-

Digitized by Google

lem unterrichtet, was zu ihrem Stande gehört, im Lesen und Schreiben, in Musik, Gesang, Tanz und den Geschichten der Götter, vorzüglich des Gottes, dem sie angehört; auch lernt sie Hymnen und Lobgesänge und liest Bücher, die ihr zu lesen erlaubt sind. Auf diese Art werden sie die gebildetsten unter allen Hindufrauen. Unter gewissen Einschränkungen ist es ihnen erlaubt, ihre Reize Andern Preis zu geben. Die eigentlichen Devadaschi's sind verpflichtet, ihre Liebhaber nur aus den beiden ersten Kasten zu wählen. Wird der Umgang einer solchen mit einem Sudra entdeckt, so wird ihr das Haar abgeschoren, der Körper mit Eselsurin gewaschen und beide Ohrläppchen abgeschnitten, endlich wird noch der entblößte Rücken von einem Tschantala mit Ruthen gepeitscht; der Sudra aber wird der Hälfte seiner Mannheit beraubt und aus dem Lande gejagt. Die Klasse der Daatscheri's steht der der Devadaschi's zwar am Range nach, ist aber viel zahlreicher, unabhängiger und reicher. Sie müssen, wenn sie die Reihe trifft, in den Tempeln dieselben Dienste verrichten und alle bei öffentlichen Prozessionen zugegen seyn, wofür sie einen bestimmten Gehalt an Reis u. s. w. bekommen. Aber sie haben die Erlaubniß, auf Hochzeiten oder andern Festen der Reichen die Gesellschaft durch Tanz und Gesang zu erfreuen, wofür sie reichlich beschenkt werden. Ihre Liebhaber sind gewöhnlich aus der Kaste der Waisyas, die reicher und freigebiger als die Bramanen sind. Daher haben manche solcher Mädchen einen Schmuck von Gold und Diamanten 8 bis 10000 Rupien an Werth. Umgang mit Männern aus den unreinen Stämmen aber, so wie mit Christen und Muhammedanern ist ihnen verboten. Ihre reizende Kleidung und verführerischen Tänze werden von allen Reisenden gerühmt, aber auch ihre Uneigennützigkeit und Treue gegen den gewählten Liebhaber. Man hat sogar Beispiele, daß sie bei dem Tode desselben sich mit verbrannt haben. Ungegründet sind die Beschuldigungen, daß der Oberpriester jedes Tempels zuerst die neue Devadaschi umarmte und die Bramінen überhaupt die Gunst dieser Mädchen an Andere verkauften. An dergleichen Zwang ist durchaus nicht zu denken.

Man findet diese Einrichtung mit Tempeldienerinnen in der ganzen Halbinsel südlich vom Ganges und auf der ganzen Westküste bis Guzerate; dagegen gibt es keine Spur davon nördlich und östlich vom Ganges in dem alten Lande der Hindus. As. Rech. Vol. I. p. 166. 167. In den Ländern, wo man sie antrifft, herrschte sonst die Lehre des Buddha, und in den Anciennes relations des Indes etc. berichtet ein im 9. Jahrh. n. Chr. in diesen Gegenden reisender Araber, daß Mütter, wenn sie eine schöne Tochter hätten, sie ihrem Gotte Bod widmeten. Vielleicht stammt also die Anstalt aus dem Buddhaismus her und wurde nur nach dessen Verdrängung von den Bramanen beibehalten. Auch findet man in den bis jetzt bekannten epischen Gedichten der alten Hindus dieser Tempelmädchen nirgends erwähnt, obgleich sich öfters dazu Gelegenheit gefunden hätte. Sonst aber trifft man sie in allen Buddhistischen Ländern, z. B. in Ceylon, Pegu, Siam ꝛc., auch in Japan, wie Kämpfer berichtet (Reise. B. I. S. 245; II. S. 46 ꝛc. 246 u. 308.). (*Richter.*)

DEVAGUEL, bei den Hindus der Name der Halbgötter und guten Genien. (S. Deweta.) (*Richter.*)

DÉVAI, Matthias, einer der ersten und thätigsten Förderer des Protestantismus in Ungern. Sein eigentlicher Name war Biro. Er nannte sich aber lieber nach seinem Geburtsorte Déva, im Hunyader Comitate Siebenbürgens, den Dévaer, oder mit ungrischer Endung, Dévai; und dieser Name verblieb ihm. — Von vielleicht der ganzen ersten Hälfte seines Lebens ist nichts weiter bekannt, als daß er ein Mönch war, und daß auch in seine Zelle die Kunde von dem allen drang, was dort zu Wittenberg seit dem Jahre 1517 ein anderer Mönch begann, und daß er davon inniglich ergriffen sein Kloster und sein Vaterland verließ [1]). — Es mag im J. 1527 oder 1528 gewesen seyn, als er, wahrscheinlich schon ein Mann bei 30 Jahren, nach Erdöd, im Szathmárer Comitate Ungerns, kam. Der Ort gehörte damals Caspar Drágfi, Obergespan der Comitate Mittel-Szolnoik und Kraszna und einzigem Sohne des jüngst bei Mohács gebliebenen ungrischen Schatzmeisters und obersten Landrichters Johann Drágfi. Sein Burgpfarrer Andreas Batizi, stand schon auf Luthers Seite; so gelang es Dévai bald, diesen Herrn so für die Sache des Reformators zu gewinnen [2]), daß er sich unverhohlen für sie erklärte und ihre mächtige Stütze in der ganzen Umgegend ward. — Von Erdöd wanderte Dévai in das benachbarte Abaujvárer Comitat, dessen Obergespan damals Peter Perény war, der erste unter allen Großen Ungerns, der dem Werke Luthers huldigte und dasselbe allenthalben auf seinen ausgebreiteten Besitzungen an der Bodrog, wie an der Drau und Temes begünstigte. Auch ihn hatte Dévai Gelegenheit in seinem Glauben zu bestärken und zur Beharrlichkeit zu ermuntern. — Im J. 1529 zog er nach Wittenberg [3]), um aus dem Munde der Heroen des Lutherthums selbst noch nähern Aufschluß über ihr Werk zu erhalten. Er wohnte dort in Luthers Hause und aß von Luthers Tische, und erwarb sich seine wie Melanchthons Achtung in so hohem Grade, daß sie ihm darüber die unzweideutigsten Beweise gaben [4]). — Nach seiner Rückkehr von Wittenberg nahm er im J. 1530 die Stelle eines ungrischen Predigers zu Kaschau an und streute dort wie in der Umgegend der neuen Lehre Samen mit vielem Erfolge aus. Doch währte seine Wirksamkeit daselbst nicht lange. Auf Betrieb des Franziskanermönchs Gregor Szegedy, der zu Paris studirte und den stolzen Titel eines Doctors der Sorbonne führte, und auf Betrieb des Wiener Bischofs Johann Faber, an welchen dieser sich gewendet, ließ König Ferdinand I.

1) *Wagner* Analecta Scepus. P. II. p. 165, wo unter dem Monachus profugus, wie man anderswoher weiß, Dévai zu verstehen ist. 2) *Pázmáni Hodegus* p 218. 3) *Bartholomaeides* Memoriae Ungarorum, qui in Alma condam Universitate Vitebergensi a tribus proxime concludendis seculis studia in ludis patriis coepta confirmarunt. Pestini 1817. (p. 896. 8 maj.) p. 7. 4) S. ihre weiter unten angeführten Briefe.

Digitized by Google

schon im nächsten Jahre (1531) den Befehl zu seiner Verhaftung und Absendung nach Wien ergehen, und es wurde der Befehl Donnerstag vor Martini vollzogen und hätte bald blutige Auftritte herbeigeführt, weil sich die Bewohner Kaschau's den geliebten Lehrer nicht wollten nehmen lassen [5]). — In Wien war Dévai's Loos wider alle Erwartung milde, und noch in demselben Jahre (1531) erfolgte seine Entlassung aus dem dortigen Gefängnisse. Ob aber dies seiner wackern Vertheidigung in Betreff der sieben und zwanzig Irrlehren, welche ihm Faber vorhielt, und die er zu Kaschau sollte verbrettet haben [6]), oder aber irgend einem andern Umstande zuzuschreiben sei, weiß man nicht. — Er nahm nun seinen Weg nach Ofen, wo der Gegenkönig Johann von Zapolya sein Hoflager hatte und wo er hoffte mehr Sicherheit zu finden, weil dieser König großentheils von Siebenbürgern umgeben war. Doch es wußten die Mönche auch hier ihn in den Kerker zu bringen, und er würde aus demselben auf den Scheiterhaufen haben wandern müssen, wenn es nicht durch der Umstände wunderbare Fügung wäre vereitelt worden. Es saß in demselben Kerker der königliche Hufschmid, der, wenn des Königs Leibpferd, das er bei der Anheftung eines Hufeisens vernagelte, nicht genesen würde, mit dem Tode sollte bestraft werden. Das Pferd genas, und dem Schmid wurde die Freiheit angekündigt. Aber er wollte davon durchaus keinen Gebrauch machen, wenn sie nicht auch sein Mitgefangener erhielte, der in dem Kerker sein Lehrer und sein Tröster war. Gerührt durch so dankbare Anhänglichkeit, gewährte ihm Zápolya seinen Wunsch, und Dévai erhielt gleichfalls die Freiheit [7]). — Nun verweilte er noch ein Paar Jahre in Ofen, immer thätig und wirksam für das Glaubenswerk, dem er sich gewidmet hatte. Er führte demselben immer mehr Anhänger zu, namentlich auch die beiden Pröpste Franz Bátzi von Zopsen und Emerich Bebek von Stuhlweißenburg, die sich am Hofe Zápolya's aufhielten. Jetzt schrieb er auch jene zwei Abhandlungen, die, ob sie gleich nicht im Druck erschienen, sondern nur in schriftlichen Exemplaren herumgingen, doch so viele Bekenner dem alten Glauben entzogen, daß der schon gedachte Szegedy sie durch seine Rudimenta salutis (Wien 1535. 4.) zu widerlegen für Pflicht hielt. Die eine führte den Titel: de dormitione Angelorum, die andere handelte vom Glauben der Rechtfertigung, Gnade und andern Gegenständen der christlichen Lehre. — Als Zápolya sein Hoflager von Ofen nach Großwardein verlegte (1534), verließ auch Dévai jene Stadt und begab sich wieder in das Gebiet König Ferdinands nach Schärwär zu Thomas Nádasdy, dem nachmals so berühmten Palatin des Reichs, und trug das meiste dazu bei, daß aus dem Manne der größte Förderer des Lutherthums im linken Donaukreise ward. Er verfaßte auch daselbst im folgenden Jahre (1535) gegen Szegedy's Rudimenta salutis zwei Schriften, die eine unter dem Titel: Confutatio Apologiae cujusdam Gregorii Szegediensis, Ordinis S. Francisci, super quadam sententia Matthiae Dévai editae, per eundem Dévai Hungarum, und dem obigen Propst Bebek gewidmet; die andere unter dem Titel: Apologia quarundam propositionum, summam doctrinae Christianae continentium, contra indoctas censuras indocti Gregorii Szegediensis, und dem obigen Propst Bátzi zugeeignet. — Mit diesen zwei Schriften ging Dévai entweder noch zu Ende des Jahres 1535, oder zu Anfang des folgenden nach Wittenberg, um daselbst ihren Druck zu veranstalten, fand aber dazu schon in Nürnberg, wo er wegen eingetretener Unpäßlichkeit länger verweilen mußte, Gelegenheit. Er machte da mit dem Prediger Veit Dietrich (Vitus Theodoricus) Bekanntschaft, und dieser besorgte im Jahre 1537 den Druck der zwei Schriften, welchen er auch noch die ganze Prüfung beifügte, die Faber zu Wien mit Dévai vornahm, und die dieser in Nürnberg in die Feder dictirte, so gut als es das Gedächtniß gestattete. Sie hat den Titel: Articuli, in quibus Matthias Dévai Ungarus Viennae a Reverendo Patre Joanne Fabro damnatus est, non eo prorsus ordine, quo examinatus est, sed quem memoriae beneficio tenere potuit, conscripti [8]). — Mit einem schönen Empfehlungsschreiben Melanchthons an Nádasdy [1537. 7. Oct.] [9]) kehrte Dévai zu Ende des letztgedachten Jahres (1537) von Wittenberg wieder nach Schärwär zurück und nahm wahrscheinlich an all den Anstalten Theil, welche dort um diese Zeit zur Förderung der evangelischen Lehre getroffen und betrieben wurden. Dann waren es aber auch seine letzten Bemühungen für das Lutherthum. Er neigte sich von da immer mehr und mehr zu Zwingli's Lehre hin, und es mußte bald ganz unverhohlen geschehen seyn, weil die Prediger des Schäroscher Comitats schon im J. 1543 deshalb einen Klagebrief an Luther schrieben und darauf von ihm im nächsten Jahre (1544, 21. April) zur Antwort erhielten, er könne es kaum glauben, daß mit Dévai eine solche Veränderung sollte vorgegangen seyn; wenn es aber doch so wäre, so dürften sie versichert seyn, daß wenigstens er das zu keine Veranlassung gegeben habe [10]). — Wer sie aber gegeben habe, und ob es vielleicht gar durch eine persönliche Bekanntschaft mit dem schweizer Reformator selbst geschehen sei, ist leider ebenso wenig bekannt, als warum gerade jene Prediger sich deshalb beklagten. Überhaupt verschwindet von der Zeit an, als der Wechsel bei dem Manne eintrat, fast jede weitere Spur seines Lebens und Wirkens, und alles, was sich hie und da darüber findet, ist nur Vermuthung oder Möglichkeit. Das Wahrscheinlichste möchte noch seyn, daß er wirklich Prediger und Senior zu Debreczin gewesen sei, der niemandem zum Predigtamte gelangen ließ als nur solche, die mit ihm einerlei Meinung waren. Wol weiß man dort darüber nichts [11]), aber dies wiegt doch

5) *Wagner* Analecta Scepus. l. c. 6) *Lampe* Hist. Eccl. Reform. p. 20. 7) *Matthaeus Skaritzae* in vita Stephani Szegedini (1568) p. 2.

8) Sie findet sich, wie schon gesagt, auch bei *Lampe* l. c. abgedruckt. 9) *Ribini* Memorab. Eccl. Aug. Conf. in Hung. P. I. p. 40. 10) *Ribini* l. c. p. 60. 11) Magyar

Digitized by Google

dir gute Quelle noch nicht auf, in welcher sich die Nachricht findet [12]). Hingegen für sein Predigerthum in Papa, von welchem man gleichfalls sehr zuversichtlich spricht [13]), hat man bis jetzt durchaus keinen haltbaren Grund. Wann vollends, oder wo, und auf welche Art der Mann gestorben sei, den man Ungerns Luther nannte, und der mit den ersten Männern des Reichs in so vielfacher Berührung stand, darüber findet sich nirgends auch nur die leiseste Vermuthung. — Außer seinen schon angeführten Schriften ist noch von ihm eine ungrische Hymne vorhanden, welche die Hauptsumme des Glaubens enthält und in das Gesangbuch der reformirten Gemeinden Ungerns aufgenommen ist [14]). Sie besteht aus so viel Strophen als sein Tauf- und Zuname Buchstaben enthält und außerdem noch einer. Die erstern beginnen der Reihe nach mit einem dieser Buchstaben, die letzte mit f, welches das fecit anzeigen soll.

(*Gamauf.*)

Devalvation s. Münzen.

DEVAPRAYAGA *), in dem Volksdialekt Deoprag. Im Sanskrit wird eine Stelle, wo zwei oder mehre Flüsse zusammenströmen, Prayâga genannt; unter allen den Stromvereinen, die von den Hindus verehrt werden, sind die fünf am oberen Ganges die heiligsten, und unter diesen fünf wird dieser für den allerheiligsten gehalten. Dieser „göttliche" (das bedeutet das Wort Deva) Stromverein, der unterste von jenen fünfen, wird durch die zwei hier zusammenlaufenden Hauptquellflüsse des Ganges, Bhagirathi Ganga und Alakananda Ganga, gebildet, jener hier 112 F., dieser 142 F. breit; unmittelbar nach der Vereinigung ist der Ganges 240 F. breit und sehr reißend. Hier, im Winkel des Zusammenflusses, ist der heilige Badeort, wo drei Badebecken in den Felsen gehauen sind, die von unzähligen Pilgern benutzt werden. Felsenstufen führen hinauf zu einer Stadt, die etwa 100 F. über dem Wasser steht; die Häuser sind überhaupt zwei Etagen hoch, von großen Quadern gebaut und mit grobem Kalk verbunden. Sie enthielt im J. 1808 über 200 Häuser, meistens von Brahmanen bewohnt, zu deren Unterhalt 25 Ortschaften in der Umgegend Abgaben zahlen. An der höchsten Stelle steht ein pyramidalischer Tempel, dem Raghunath oder Ramatschandra geweiht, von ungeheuren Felsen ohne Cement gebaut, etwa 60 Fuß hoch. Drinnen verehrt man eine Bildsäule aus schwarzem Steine gehauen und in ihren unteren Theilen roth bemalt. Noch etwa 700 F. höher thürmt sich der Fels herauf. Lage: 30° 9′ n. Br., 78° 33′ ö. L. v. Greenw.

(*Palmblad.*)

DEVARIS, (Devarius), Matthäus, geb. auf der Insel Corfu gegen das Ende des 15. und gest. zu Rom in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. unter Papst Pius IV., in einem Alter von 70 Jahren. Seine Familie bekannte sich zu dem lateinischen Ritus und sendete ihn in seinem achten Jahre nach Rom, wo er in die griechische Schule, welcher Laskaris vorstand, aufgenommen wurde. Nachdem er aus dieser geschieden war, wurde er Bibliothekar des Cardinals Ridolfo, dem er zugleich die griechischen Schriftsteller vorlas. In dieser Zeit verfertigte er seinen reichhaltigen Index zu der römischen Ausgabe des Commentars über Homer von Eustathius (Rom 1542—50), wegen welcher mühsamen, gelehrten Arbeit Papst Paul III. ihm eine Pension ertheilte und ihn zum Corrector der griechischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek ernannte. Nach des Cardinals Ridolfo Tode leitete er drei Jahre lang die Erziehung des nachmaligen Cardinals Marco Antonio Colonna, und kam alsdann in das Haus des Cardinals Alessandro Farnese, in welchem er starb. Bleibenden literarischen Ruhm hat er sich erworben durch seine Schrift de graecae linguae particulis (Rom 1587. 4.), welche nach seinem Tode sein Neffe Peter Devaris herausgab. Matth. Gesner sagte davon: vehementer amo Matth. Devarii librum de particulis graecae linguae, qui est doctissimus et praeclare declarat, quam particulae vim habeant in connexione, in explicatione; quam restringendi, excipiendi cet. (*Isagoge.* II. §. 1154). Die römische Ausgabe ist sehr selten; eine neue, mit Anmerkungen begleitete, besorgte Jo. Gott. Fr. Reußmann (Leipz. 1775 u. 1793. 8.). — S. *Saxii* Onomast. IV, 610. (*H.*)

DEVARSCHIS, göttliche Heiligen, eine Benennung der Rischis bei den Hindus. (S. Rischi.) (*Richter.*)

Devaux, Devauxia s. Desvauxia.

DEVAYAGNA oder Dewa-Jagna, das göttliche Opfer, eine Benennung des heiligen Opfers Homam (s. dieses) bei den Hindus. (*Richter.*)

DEVECSER (sprich: Devetscher), ein ungrischer Marktflecken des Weßprimer Comitats in Ungern, am Fuße des Berges Schomlyo, in dessen Nähe der berühmte Schomlauer Wein vortrefflich gedeiht, mit 1800 Einwohnern, einer kathol. Kirche und einem verfallenen Schlosse, das einst der Familie Csoron gehörte und ihr das Prädicat gab. (*Gamauf.*)

DEVELOPPEMENT, in der Baukunst, die einzelnen Risse zu einem Gebäude, um die innere Beschaffenheit und Austheilung der Stockwerke durch Grundrisse, Durchschnitte und Ansichten zu erläutern. In der

Ország Historiája (Geschichte des Königreichs Ungern), von Elias Budai. 2. Bändchen. S. 87—95. 12) Matricula XXIV. Regalium, abgedruckt in *Wagneri* Analecta Scepus. P. II. p. 189—277 †). 13) A' Pápai Reformata Szent Ecclesiának rövid Historiája, von Franz Toth. Komorn 1808. kl. 8. 14) Unter dem Titel: Minden embernek illik ezt megtudni.

†) Ich bin im Stande, darüber noch eine andere, ebenso lautere Quelle, nämlich die alte Leutschauer Chronik von Caspar Hain, zu citiren, in welcher bei dem Jahre 1539 ausdrücklich gesagt wird: „Anno 1539 hat gelebet Herr Leonhardus Stöckel von Bartfeld, ein Schüler Lutheri, welcher die fünf freien Städte (in Oberungern: Kaschau, Leutschau, Eperyes, Bartfeld und Keben) zur augsburgischen Confession gebracht. Ihm ist gefolget Johann Honter, Transilvanus, der zugleich Superintendent dieses Tractes (zu Kronstadt in Siebenbürgen) gewesen. Der dritte, der in Ungern die augsburgische Confession ausbreiten anfing, war Matthias Dévay, Hungarus et Pastor Debrecinensis Ecclesiae. (*Rumy.*)

*) *Raper* Survey in As. Res. T. XI. Webb. das. *Hamilton* East India Gazetteer. T. I. p. 504. Ritter Erdkunde Thl. 1. S. 697.

Digitized by Google

Kriegskunst, die Aufmärsche aus der Colonne, um sich in Schlachtordnung zu stellen. (*v. Hoyer.*)

DEVELTUS, Δουέλτος κολωνία *Ptolem.* 3, 11. Develton cum stagno, quod nunc Deultum vocatur veteranorum *Plin.* 4, 18; auf Münzen Colonia Flavia Deultum, welches, mit Plinius Worten verglichen, zu erkennen gibt, daß Vespasianus dort eine Colonie römischer Veteranen gründete. Der Name kommt aber späterhin oft corrumpirt vor, z. B. bei Ammianus Marcell. (31, 8.) Dibaltum. Nach Plin., Ptolem. und dem Liner. Ant. p. 229. lag die Stadt in Thrakien und gehörte nach Hierokles (p. 635.) zur ἐπαρχία Αἱμιμόντου d. h. des Hämosgebirges, welche das heutige Rum-Ili einnahm. Da sie 24 Millien südwestlich von Anchialos lag, so wird sie ungefähr in der Gegend des jetzigen Meerbusens von Burgas gestanden haben, wo sich noch jetzt ein Ort Zagora oder Sagara finden soll. Sie lag aber auf der großen Straße, die über den Hämos führte, und war daher nicht ohne Bedeutung. Die Gothen eroberten sie im J. 377 nach Chr. Geb., wie Ammian. erzählt, darauf die Bulgaren im J. 812 (*Theophan.* p. 442), an welche sie in der Folge im J. 860 von den Griechen, mit dem am Hämos gelegenen Landstriche, abgetreten und unter dem Namen Zagora Hauptstadt wurde (*Zonaras* II. p. 125, 60.). (*L. Zander.*)

DÉVÉN, Divény, Dévin, Theben, slaw. Dewoina, Dowina [d. h. Mädchenburg] *), ein teutscher Marktflecken in Niederungern diesseit der Donau, Preßburger Gespanschaft, im Bezirke jenseit des Gebirges, nahe am Einflusse der March in die Donau, unter dem Berge Kobel, in einer reizenden Gegend, eine Meile von Preßburg entfernt, mit einem alten, von den Franzosen im J. 1809 größtentheils demolirten Schlosse, einer eigenen kathol. Pfarre, einem königl. Wasser-, Grenz-, Dreißigstamte, 208 Häusern, 1470 kathol. und 10 evang. luther. Einwohnern, gehört nebst den benachbarten Dörfern Ratschdorf (Récse), Neudorf (Dévén oder Divény Ujfalu) und Kaltenbrunn (Hidegkút) der gräfl. Pálfyschen Familie, und von dem Marktflecken hat die ganze Herrschaft ihren Namen. Die Einwohner sprechen dieselbe teutsche Mundart mit den Preßburgern und nähren sich größtentheils von dem Wein- und Obstbau. Es wächst hier vieles und gutes Obst, besonders große Kirschen. Die Felsenburg Dévén, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die Donau und die March, den nahe liegenden Berg Kobel, auf die über der Donau liegenden Ortschaften Teutsch-Altenburg und Wolfsthal, über das Marchfeld mit dem herrlichen kaiserl. Lustschlosse Schloßhof an der March und den entfernteren Schneeberg in Österreich hat, ist aus sehr verschiedenartigen, in dieser Gegend nicht vorkommenden Steinarten, z. B. aus grobkörnigem, mit röthlichem Quarze versetztem Granit, erbaut. Über den Ursprung dieser alten Felsenburg hat man mehre Sagen. Eine leitet den Namen von dem slawischen Worte Dewoina oder Dewina (serbisch Dewojka), welches eine Jungfrau oder ein Mädchen bedeutet, ab und gibt die Tochter eines slawischen Herzogs für die Gründerin aus. Wahrscheinlich nennt man auch das Dévén gegenüber auf dem rechten Donauufer gelegene, alte Wolfsthaler Schloß (jetzt auch nur eine Ruine), magyarisch Leányvár (d. h. Mädchenburg), teutsch Gottenburg (Göttinburg), weil es mit dem Schlosse Dévén einerlei Ursprung hatte. Vielleicht kommt aber die Benennung von dem slawischen Namen der Göttin Venus, Dewoina, Dewa, Dewinna (gleichsam vorzugsweise: das Mädchen) her. Nach einer andern Sage verdankt es seinen Ursprung den Römern, die einst in dieser Gegend, namentlich in Carnuntum (zwischen Petronell und Teutsch-Altenburg) hausten. So viel ist gewiß, daß die Burg Dévén bereits um das Jahr 864 zu den bedeutendsten festen Plätzen von Großmähren (Murahania) gehörte. Um diese Zeit flüchtete sich dahin der slawische Herzog Ratislaw (Wratislaw, serbisch Radoslaw) mit seinen Schätzen, nachdem ihn der teutsche Kaiser Ludwig besiegt hatte. Nach einer langwierigen Belagerung ergab er sich dem Sieger und zwar unter sehr nachtheiligen Bedingungen. Unter Stephan I., oder Heiligen, kam das Schloß unter die Bothmäßigkeit der ungrischen Könige, nachdem die March zur westlichen Grenze von Ungern bestimmt worden war. Im J. 1233 wurde das Schloß, samt dem Marktflecken, von den Truppen des östreichischen Herzogs Friedrich verbrannt; 1272 von dem böhmischen Könige Ottokar, der den ungrischen König Bela besiegte (dessen Enkelin Kunigunde von Machovien oder Matschau er bald darauf heirathete) eingenommen, doch kam es nach dem Frieden wieder zu dem Königreiche Ungern. Zu Anfang des 16. Jahrh. ward es ein Eigenthum der mächtigen Grafen von St. Georgen und Pösing. Ferdinand I. schenkte das Schloß dem Palatin Stephan Báthory, um ihn für seinen Verlust, den er als Gegner der Zapolyaschen Partei erlitten hatte, zu entschädigen. Hier starb dieser große Mann im J. 1585, nachdem er an dem damals verfinsterten Himmel seines Vaterlandes als ein Stern erster Größe gestrahlt hatte. Als einer seiner Nachfolger sich zu der Partei des siebenbürgischen Fürsten Bocskay geschlagen hatte, kam das Schloß an den Fiscus, ex nota infidelitatis, und wurde wieder ein Eigenthum der ungrischen Krone. Im J. 1621 nahm es der tapfere östreichische Feldherr Bonquoy, nach einer kurzen Belagerung, der Partei des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen weg, und Ferdinand III. schenkte es nebst dem dazu gehörigen Marktflecken, nach dem Frieden, dem um den Stat und sein Vaterland höchst verdienten ungrischen Reichspalatin Paul von Pálfy. Im J. 1683 wurde es von den nach der Kaiserstadt Wien ziehenden Türkenhorden vergeblich belagert. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. gerieth es immer mehr in Verfall und wurde endlich nicht mehr bewohnt. Im J. 1809 zerstörten es die Franzosen vollends, als sie die ungrische Grenze überschritten *). (*Rumy.*)

*) Der teutsche Name Theben ist durch diese Corruption des ungrischen und slawischen Namens entstanden und hat mit Theben in Griechenland nichts als den gleichen Klang gemein.

*) Der gelehrte und geschmackvolle ungrische Geschichtsforscher

Digitized by Google

DEVENTER, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der niederländischen Provinz Over-Yssel, welcher in den vier Cantonen Deventer, Hardenberg, Ommen und Raelte 41570 Einwohner enthält. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der Yssel, welche hier die Schipbeek aufnimt, und über welche eine Schiffbrücke führt, ist mit vernachlässigten Festungswerken umgeben und hat 6 Thore, 4 öffentliche Plätze und enge Straßen; ein im J. 1630 gestiftetes Gymnasium, 6 Kirchen, darunter die Hauptkirche mit geschätzten Glasmalereien, eine Synagoge, 1200 Häuser und 9621 Einwohnern, welche starke Leinweberei, Bierbrauerei und eine Eisengießerei unterhalten. Jenseit der Yssel ist die aus Alleen bestehende, öffentliche Promenade de Werp. — Deventer, lat. Daventria oder Davontorum, war früher eine freie Reichs- und Hansestadt und hatte Münzgerechtigkeit. Papst Paul IV. errichtete hier im J. 1559 ein Bisthum, welches aber schon im J. 1591 wieder einging, nachdem die Stadt durch den Prinzen Moriz den Spaniern wieder abgenommen worden, in deren Gewalt sie im J. 1589 durch Verrätherei des Commandanten Stanley gekommen war. Sie ist der Geburtsort des berühmten Philologen J. Gronov, des Heinrich und Jacob von Deventer, Eberhard Bronchorst u. A.; Thomas a Kempis lehrte und starb in dieser Stadt. (*Leonhardi.*)

DEVENTER, das Bisthum, ist eines derjenigen, welche König Philipp II. in den Niederlanden neu begründete, in der Absicht, dem weitern Verfalle der katholischen Kirche entgegen zu wirken. Er widmete zu der bischöflichen Tafel die Propsteien an den Collegiatstiftern zu Deventer, Zütphen und Oldenzeel, und das bei Zwol gelegene, von regulirten Chorherren Augustinerordens besessene Priorat St. Agnes oder Berg-Kloster (in welchem Thomas a Kempis lebte und starb), verwandelte das bisherige Collegiatstift zu St. Lievinus in ein Domstift und untergab der geistlichen Gerichtsbarkeit des neuen Bischofs die Städte Deventer, Zwol, Campen, Vollenhoven, Zütphen, samt der Reichsgrafschaft Bentheim, wie dieses alles in der Erectionsbulle des Papstes Paul IV. vom J. 1559 auseinandergesetzt und bestätigt ist. Der erste Bischof, Johannes Matthäus, ein Franziskanermönch, resignirte wegen Leibesschwachheit, lebte seitdem in dem Franziskanerkloster zu Oudenarde, wo er im J. 1572 von den Hugonotten grausam gemishandelt wurde, und starb im J. 1577. Sein Nachfolger Aegidius du Mont, ernannt im J. 1570, war früher Provinzial der brabantischen Franziskanerprovinz gewesen und starb ebenfalls im J. 1577. Ihm folgte durch Verleihung vom J. 1589 Gisbert Coeverinx, Domdechant zu Herzogenbusch, der jedoch niemals zur Possession gelangen konnte und auch die kurze Reihe der Bischöfe von Deventer beschloß. Im Jahre 1655 trennte der Papst Alexander VII. von der verwaiseten Diöcese die Grafschaft Bentheim, welche seitdem dem Münsterschen Kirchsprengel angehörte. In den Tagen seiner Blüthe hatte das Bisthum, welches dem Erzbischofe von Utrecht unterworfen war, 4 Collegiatstifter und 62 Klöster gezählt. (*v. Stramberg.*)

DEVEREUX (nach der in England seit langer Zeit und allgemein angenommenen Schreibart, obgleich es wol ursprünglich d'Evreux geheißen haben mag), ansehnliches, obwol von den großen Grafen von Evreux in der Normandie nicht abstammendes Haus, in welchem die Würde eines ersten Viscount von England erblich ist. Als der Ahnherr des Hauses wird ein Robert d'Evreux betrachtet, den man unter den Gefährten Wilhelms des Eroberers aufzählt. Walther Devereux, der mit des Lord Wilhelm Ferrers von Chartley einziger Tochter und Erbin verheirathet war, auch um ihretwillen in das Parlament vom J. 1461 berufen wurde, fiel für Richard III. in der Schlacht bei Bosworth im J. 1485. Sein Sohn Johann, Lord Ferrers von Chartley, gest. im J. 1497, war mit Cäcilia, der Schwester und Erbin von Heinrich Bourchier, dem Grafen von Eu und Essex, verheirathet und brachte durch diese Vermählung unter andern die Baronie Bourchier an sein Haus. Dieses Sohn Walther, Lord Ferrers und Bourchier, gest. im J. 1558, wurde am 2. Febr. 1549 zum Viscount Hereford creirt und vermählte sich in erster Ehe mit Maria Grey, des Marquis Thomas von Dorset Tochter, und zum andern Male mit Margaretha, der Tochter von Robert Garneys auf Kenston in Suffolk. Aus der zweiten Ehe stammen die noch heute blühenden Viscounts von Hereford. Der Sohn der ersten Ehe, Richard, starb vor dem Vater, jedoch mit Hinterlassung eines Sohnes, Walther, der dem Großvater in der Eigenschaft eines Viscount von Hereford succedirte. Als die Königin von Schottland, um ihren Verkehr mit dem Herzoge von Norfolk zu erschweren, nach Coventry gebracht wurde, erhielt Walther den Auftrag, sie gemeinschaftlich mit den Grafen von Shrewsbury und Huntingdon zu bewachen. Seine Genauigkeit in der Erfüllung dieses Auftrags machte ihn der Königin so angenehm, daß sie ihn am 4. Mai 1572 zum Grafen von Essex ernannte. Der neue Graf, der nicht allein nach Ehre geizte, fiel auf den Gedanken, sein Glück durch Eroberungen in Irland zu verbessern. Er entwarf den Plan zu einer Expedition nach Ulster, wo unter den O'Neales einige Unruhen ausgebrochen waren, und unterstützt durch verschiedene Höflinge, welche ihn von London zu entfernen wünschten, gelang es ihm, die Königin für sein Projekt zu gewinnen. Nachdem er sich erboten, die Hälfte der Unkosten zu tragen, und zu dem Ende seine Güter um eine Summe von 10000 Pfund an die Königin verpfändet, wogegen er sich die Hälfte der zu machenden Eroberungen als ein Kronlehen und die Erbmarschallswürde von

---

und Topograph Freiherr Aloys von Mednyanszky zu Vecsele lieferte im 10ten Hefte des Tudományos Gyüjtemény (Wissenschaftliche Sammlung) 1820 eine interessante Beschreibung und Geschichte des Schlosses Déva, nebst einer Ansicht des Schlosses in Kupfer, wie es noch im J. 1807. vor der Zerstörung durch die Franzosen existirte. Unter Adolf Rumke's 264 Donauansichten (Text in topographischer, historischer, ethnographischer und pittoresker Hinsicht von Dr. Rumy. Wien. 1826. Fol.) kommen Nr. CXXVI. und CXXVII. zwei schöne Ansichten der heutigen Trümmer des Schlosses nach der Demolirung vor (samt einer Beschreibung von Rumy S. 19. und 20.).

Digitized by Google

Ireland zusagen ließ, wurden bedeutende Streitkräfte zu seiner Verfügung gestellt. Seine Absicht war es, sich sogleich einzuschiffen, allein seine Gegner, besonders Leicester, wußten die Ausfertigung seiner Vollmachten auf mancherlei Art aufzuhalten. Als er endlich im J. 1573 in Clanhughboy landete, hatten die Stämme, auf deren Mitwirkung er geglaubt zählen zu können, sich eines andern bedacht, und ganz Ulster war gerüstet, sich der Fremdlinge zu erwehren. Dessen ungeachtet, und obgleich der Vicekönig alles mögliche versuchte, um das Unternehmen rückgängig zu machen, und obgleich es sich ergab, daß Essex nicht weniger in der Zahl als in der Beschaffenheit seiner Truppen betrogen worden, machte er einige Fortschritte. Die mitgebrachten Vorräthe waren aber bald aufgezehrt, neue nirgends aufgetrieben, und die kleine Armee, die sich auch in der Irländer Kriegsmanier und ihre unaufhörlichen Plackereien nicht zu finden wußte, äußerte ein höchst bedenkliches Mißvergnügen; insbesondere gingen alle Freiwilligen von Adel, die sich mit Essex eingeschifft hatten, und auf denen seine Stärke eigentlich beruhte, unter mancherlei Vorwänden nach Hause. Ohne Mittel, den Krieg fortzusetzen, blieb dem Grafen nichts übrig, als der Königin seine traurige Lage zu schildern, und sie war im Begriffe ihn zurückzurufen. Leicesters Meinung war dies aber keineswegs, und am Ende erhiele Essex den Befehl, in Ireland auszuhalten und dem Vicekönige gegen die Rebellen im Süden beizustehen. Wirklich gelang es ihm, von dem unruhigen Brian Mac-Murchad und von dem mächtigen Grafen von Desmond Unterwerfung zu erzwingen, und mit erneuerter Lust kehrte er nach dem Norden zurück, um an der Colonisation von Ulster zu arbeiten. Der offenen Gewalt nicht mehr vertrauend, suchte er durch trügerische Unterhandlungen zum Ziele zu gelangen. Felim, einer der mächtigsten Häuptlinge unter den O'Neals, ließ sich berücken, den Friedensvertrag zu besiegeln, lud ihn Essex zu einem festlichen Schmause. Der Irländer fand sich ein mit einem glänzenden und zahlreichen Gefolge (im J. 1574); noch kreisete der fröhliche Becher, als Bewaffnete in den Saal stürzten und im Angesichte des irländischen Fürsten alle seine Begleiter niedermachten. Er selbst, seine Gemahlin und sein Bruder wurden nach Dublin gebracht und daselbst in Stücke geschnitten. Vergeblich hatte sich indessen Essex mit der namenlosen Schmach solcher Treulosigkeit belastet, sein Werk wollte nicht vorwärts schreiten; übersättigt von Widerwärtigkeiten aller Art legte er sein Commando nieder, um es alsbald wieder auf Befehl der Königin zu übernehmen. Das Glück schien ihm günstiger zu werden; als er eben die schottischen Ansiedler in Ulster überwunden, wurde er abgesetzt. Mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, eine Reise nach England zu machen, aber kaum dort angelangt, erhielt er die Weisung, nach Ireland zurückzukehren, um sein leeres Marschallamt auszuüben. Er gehorchte, erkrankte alsbald und starb, nur 36 Jahre alt, zu Dublin im J. 1576 an einer wahrscheinlich durch Kummer erzeugten Dysenterie. Die öffentliche Meinung hielt ihn jedoch für vergiftet und nannte als seinen Mörder den Grafen von Leicester; auch, was nicht zu übersehen, wurde ungewöhnliche Mühe angewendet, um der Königin und dem geheimen Rathe zu beweisen, daß Essex eines natürlichen Todes gestorben sei. Seine Witwe Lätitia, des Sir Franz Knollis Tochter, die schon früher ein Liebesverständniß mit Leicester unterhalten, heirathete ihn in zweiter Ehe, fiel aber darin in der Königin Ungnade, und niemals, selbst nicht in den Tagen der höchsten Gunst ihres Sohnes, konnte sie der eifersüchtigen Elisabeth Verzeihung erhalten. Nach Leicesters Tode heirathete Lätitia den Ritter Christoph Blount. In ihrer Ehe mit Essex hatte sie vier Kinder geboren. Walther der jüngere Sohn, ein kühner Kriegsmann, blieb in der Normandie im J. 1590; die ältere Tochter Penelope wurde an Robert Rich, Baron von Lee, und nach dessen Tode an Karl Blount, die jüngere, Dorothea, an den Ritter Thomas Perrot, und nach dessen tragischem Ende an Heinrich Percy, den Grafen von Northumberland, verheirathet.

Der ältere Sohn Robert, Graf von Essex, zählte noch nicht 10 Jahre, als er den Vater verlor. Im J. 1684 folgte er seinem Stiefvater in den holländischen Feldzug. Später wurde er durch denselben der Königin vorgestellt, und diese ward sogleich durch des Grafen Jugend, Geschicklichkeit und Geist geblendet, obgleich sein Äußeres nicht sonderlich vortheilhaft war, denn er war vorwärts gebückt, nachlässig im Anzuge und ging und tanzte ohne Grazie, Nachtheile, die durch ein Paar wunderschöne Hände nicht aufgewogen werden konnten. Die Königin ernannte ihn zum Stallmeister, gab ihm beim Erscheinen der unüberwindlichen Armada, obwol er das 21ste Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die wichtige Stelle eines Generalkapitains der Reuterei, zeigte, als sie das Lager bei Tilbury besuchte, ihre Vorliebe für ihn mit Gepränge Angesichts des ganzen Heeres und belohnte seine unblutigen Dienste mit dem Hosenbandorden. Nach Leicesters Tode trat Essex als erster Günstling an dessen Stelle; die Königin begehrte seine beständige Anwesenheit am Hofe, und ihre Nachsicht für seine Launen machte ihn selbst zum Sklaven aller Leidenschaften. Allein der Umgang mit dem alten Weibe hatte wenig Reiz für den jungen Flüchtling, und die Begierde nach Ruhm, vielleicht auch nach Beute — denn er war bereits 22000 Pfund schuldig — lenkte seine Blicke auf die vor Plymouth versammelte Flotte. Ohne der Königin sein Vorhaben mitzutheilen, verschwand er plötzlich vom Hofe und an Bord des Swiftsure ging er am 8. April 1589 in See, so daß der Graf von Huntingdon, dem der Befehl geworden, den Ausreißer zu verhaften und gefangen zu den Füßen der Monarchin zurückzubringen, unverrichteter Dinge den Rückweg nach London antreten mußte. Freilich hatte er seinen Auftrag den Befehlshabern der Flotte, Norris und Drake, mitgetheilt, allein diese wußten nichts, oder wollten nichts von Essex wissen; unmöglich konnten sie aber, als der Swiftsure sich ihnen an der Küste von Portugal zugesellte, Angesichts des Feindes einen rüstigen Streiter von sich weisen. Am

Digitized by Google

13. Mai wurde bei Peniche gelandet, nachdem Essex zuerst mit dem Degen in der Faust in die Brandung gesprungen, und das Castell ward sofort genommen; ein ähnliches Wagestück bestand er vor Lissabon, wo er bis an das Thor vordrang und, freilich ohne Erfolg, Einlaß foderte. Ebenso erfolglos war überhaupt der ganze Feldzug, und als Essex nach dessen Beendigung an den Hof zurückkehrte, fand er seinen Platz in der Königin Gunst halb und halb durch Walther Raleigh und Karl Blount eingenommen. Jenen trieb er sofort nach Ireland. Gegen Blount und die goldene Schachkönigin, die dieser als Zeichen der Gunst von der Monarchin empfangen und am Arme trug, ergoß er sich in mancherlei Spottreden. Blount foderte Genugthuung; sie schlugen sich, Essex ward am Schenkel verwundet, die Eitelkeit der Königin ließ sie glauben, ihre Schönheit sei die Ursache des Zwistes gewesen, und ihre Neigung für den ältern Liebhaber erwachte in ihrer ganzen Stärke. Bald fand sich auch eine Gelegenheit, die Stärke dieser Neigung zu erproben. Essex hatte sich des nach England geflüchteten spanischen Statssecretairs Antonio Perez angenommen, und auf dessen Aussage hin den Leibarzt Roderigo Lopez, einen Juden, einer Verschwörung gegen das Leben der Königin bezüchtigt. Cecil mußte die Sache untersuchen und konnte nicht umhin, den Juden unschuldig zu finden. Essex erhielt wegen seiner Voreiligkeit einen scharfen Verweis, ging voll Ingrimm nach Hause und verließ sein Zimmer nicht, bis die Königin durch wiederholte Sendungen und Entschuldigungen die Beleidigung wieder gut gemacht hatte. Nicht zufrieden mit diesem Triumphe und angespornt durch Verdruß und durch die Hoffnung die Cecils zu beschämen, betrieb Essex nochmals die Untersuchung, und mit vieler Mühe brachte er gegen Lopez und zwei andern Portugisen eine nicht unwahrscheinliche Anklage auf Hochverrath zu Stande. Die Unglücklichen mußten sterben, damit der Liebling Recht behalte. — Bei der Belagerung von Rouen im J. 1691 befehligte Essex die engländischen Hilfstruppen in Heinrichs IV. Lager, ermüdet aber durch den langsamen Gang der Operationen und unwillig, daß seine dem Ligistischen Commandanten zugesendete Herausforderung unbeachtet geblieben, ließ er sich für seine Person noch vor Ankunft des Entsatzes durch seine Königin abrufen. Im J. 1592 wurde er in den geheimen Rath aufgenommen. Im J. 1596, als Spanien mit einer neuen Flotte drohte, waren es vornehmlich Essex und der Admiral Howard, welche die Königin bestimmten, dem Feinde durch Aussendung einer Flotte, durch Zerstörung seiner Häfen, Werfte, Schiffe und Magazine, zuvorzukommen. Essex erhielt das Commando der Landtruppen, um aber seinen Ungestüm in Schranken zu halten, ward ihm ein Kriegsrath zur Seite gegeben, den er bei jeder wichtigen Vorfallenheit zu Rathe ziehen sollte. Nach vielem Schwanken und Zaudern, theils durch den heimlichen Widerstand der Cecils, theils durch die Unbeständigkeit der Königin veranlaßt, lief die Flotte am 1. Junius 1596 von Plymouth aus. Sie zählte 150 Segel mit 14000 Mann an Bord, worunter 1500 als Volontairs dienende Edelleute. Am 20. Junius warf sie Anker an dem Eingange des Hafens von Cadiz, in dem sich eben 15 Kriegsschiffe und etwa 40 Kauffahrer befanden. Schon am folgenden Morgen drangen die Engländer trotz des Feuers der Forts und der Stranddatterien in den Hafen selbst ein, und nach einem verzweifelten Gefechte ward die Mehrzahl der feindlichen Schiffe vernichtet oder genommen. Eine Stunde später hatte bereits der Graf von Essex, mit gewohnter Schnelligkeit, zu Puntal 1500 Mann ans Land gesetzt und gerades Weges gegen die Stadt geführt. Eine kleine Schaar, die zum Widerstande Miene gemacht, wich bei seiner Annäherung und gelangte, da die Thore verschlossen waren, durch eine Bresche in die Stadt. Essex folgte den Flüchtenden auf der Ferse, sie warfen sich in die Häuser und machten ein mörderisches Feuer, aber der Graf erreichte dessen ungeachtet den Marktplatz, wo sich der Admiral Howard und noch eine andere Abtheilung, welche durch ein Thor eingedrungen waren, mit ihm vereinigten. Jetzt war jeder Widerstand vorüber, und am folgenden Morgen ward eine Capitulation geschlossen, welche den Einwohnern gegen Erlegung von 120000 Kronen Schonung des Lebens zusagte, die Stadt aber samt allen darin befindlichen Kaufmanns- und sonstigen Gütern der Raubgier der Sieger Preis gab. Der Raub selbst wird von einigen auf vier, von andern auf acht Millionen Silberdukaten berechnet, und der Charakter der engländischen Soldaten zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Wildheit, obgleich Essex alles that, was in seinen Kräften stand, um derselben Einhalt zu thun. Namentlich schickte er bei 3000 Nonnen und Frauen, denen er sogar erlaubt haben soll, ihre Kleinodien und Kleider mitzunehmen, unter Escorte nach Puerto Sancta Maria. — In dem Kriegsrathe erhob sich nun die Frage, was ferner zu beginnen. Essex schlug unter andern vor, in das Innere von Andalusien einzudringen; dann erbot er sich, wenn man ihm nur 4000 Mann lassen wolle, die Insel von Cadiz zu behaupten. Beide Anschläge wurden als zu verwegen verworfen, und die Truppen mit dem besten Theile der Beute eingeschifft, nachdem man die Stadt bis auf zwei Kirchen in Asche gelegt hatte. Aber auch während des fernern Laufes der Flotte konnte der Kriegsrath sich ebenso wenig zu neuen Unternehmungen verständigen, und nach vielem Zanke und einer zwecklosen Landung in Algarbien kehrte die Expedition nach Plymouth zurück, ehe sie noch volle 10 Wochen auswärts gewesen. Der Fall von Cadiz war der härteste Schlag, der noch den König von Spanien betroffen; er hatte 13 Kriegsschiffe und ungeheure Vorräthe eingebüßt, die stärkste Festung des Reichs lag in Trümmern, die Schwäche des vermeinten Kolosses war vor aller Welt Augen aufgedeckt, während Englands Macht sich in ihrer ganzen Größe gezeigt hatte. Wirklich wurden auch die Sieger von ihren Landsleuten mit Triumphgeschrei und Jubel begrüßt; nur bei der Königin fanden sie einen kalten, ungnädigen Empfang.

Seit dem Augenblicke, wo Essex zum ersten Male

Digitized by Google

am Hofe erschien, hatte ihn Burleigh mit Eifersucht angesehen. Als Alter und Gebrechlichkeit diesen Statsmann mahnten, es sei die Zeit gekommen, sich von den Geschäften zurückzuziehen, suchte er, wie natürlich, seinen Platz und Einfluß seinem Sohne, Robert Cecil, zu verschaffen. Essex war der einzige, der ihm hiebei hinderlich werden konnte; er suchte daher dessen Einfluß insgeheim zu untergraben, während er äußerlich die größte Ergebenheit für ihn heuchelte, und die Königin, vielleicht um zu zeigen, daß ihr Günstling sie nicht beherrsche, gab seinem Widersacher häufig Gehör und bewilligte zwar gewöhnlich, was Essex für sich, doch nie was er für andere begehrte. Kaum war Walsingham verstorben, so schlug Burleigh seinen Sohn Robert Cecil, Essex aber zuerst den unglücklichen Davison und dann den Thomas Bodley für die erledigte Stelle vor. Unter dem Vorwande, den Frieden zwischen beiden Parteien zu erhalten, wählte Elisabeth keinen, sondern ersuchte Burleigh, provisorisch die Geschäfte zu führen, wobei sie ihm erlaubte, sich seinen Sohn als Gehilfen beizugesellen. Die Absicht des alten Fuchses, wie ihn Essex nannte, war klar, doch hatte der Graf Einfluß genug, um des jungen Cecil Ernennung sechs Jahre lang hinzuhalten. Kaum aber war die Expedition nach Cadiz ausgelaufen, so unterzeichnete Elisabeth das Dekret, und die Höflinge, welche das Übergewicht der Cecils nicht mehr bezweifelten, suchten die Königin dem abwesenden Günstlinge vollends zu entfremden. Seine Liebschaften und Ausschweifungen, seine Anmaßung, sein Eigensinn und Jähzorn wurden mit Übertreibung geschildert und heuchlerisch beklagt. Cadiz hieß eine leichte, nur durch die Flotte bewirkte Eroberung, von der Raleigh das ganze Verdienst habe. Inwiefern sie die Königin überzeugten, ist ungewiß, als aber Elisabeth hörte, die Beute sei nicht für die Schatzkammer aufbewahrt, sondern vertheilt worden, ließ ihr Geiz sie nicht mehr an des Grafen übler Aufführung zweifeln, und sie erklärte, wenn sie bisher seinen Willen gethan, so solle er jetzt den ihrigen thun lernen. Als die beiden Oberbefehlshaber in Plymouth eintrafen, wurde ihnen von wegen der Königin eröffnet, die Expedition koste ihr bereits 50000 Pfund (auch Essex hatte aus seinem Vermögen, oder vielmehr aus seinem Credit eine bedeutende Summe darauf verwendet), sie werde sich daher keinen fernern Ausgaben unterziehen, sondern ihnen, welche wüßten, was aus der Beute geworden, komme es zu, Geld zur Bezahlung der Matrosen und Soldaten herbeizuschaffen. Auf diese sonderbare Mittheilung eilte Essex sogleich an den Hof; da er aber wußte, wie unvortheilhaft man ihn der Königin geschildert hatte, fand er für gut, eine ganz neue Rolle, die eines Heiligen nach puritanischem Zuschnitte, einzustudiren. Der fröhliche, wollüstige Essex nahm ein ernstes, gesetztes Wesen an; jene, denen die Öffentlichkeit seiner Liebschaften anstößig gewesen war, wurden durch die ausschließliche Aufmerksamkeit, die er seiner Gemahlin widmete, überrascht, und sein regelmäßiges Erscheinen, seine inbrünstige Andacht bei Predigt und Gebet erbaute oder belustigte vielleicht seine ehemaligen Gesellen. Dessen ungeachtet weigerte die Königin, wenn sie auch wider Willen ihre Freude über die Rückkehr des Lieblings äußerte, sich hartnäckig, seine Rechtfertigung unter vier Augen anzuhören; täglich mußte er vielmehr im Rathe vor ihr erscheinen und sich Punkt für Punkt verantworten. Er behauptete, er und seine Collegen hätten gethan, was in ihren Kräften stand, sie hätten der Königin zwei Gallionen und über 100 metallene Geschütze gebracht; wenn sie ihren Antheil an der übrigen Beute vermisse, so müsse sie sich an die durch den Lord Schatzmeister ernannten Commissarien halten, die trotz öfterer Ermahnung ihre Pflicht verabsäumt hätten; er für seine Person sei bei allen Gelegenheiten durch seine Collegen im Kriegsrathe, die Creaturen der Cecils, überstimmt worden, welche sich insbesondere seinem Vorschlage, in den Gewässern von Terceira die spanische Silberflotte aufzufangen, widersetzt hätten. Eben langte die Nachricht an, diese Flotte sei, zwanzig Millionen Dukaten reich, in Spanien angelangt. Augenblicklich richtete sich der Zorn der Königin auf des Grafen Widersacher und deren Beschützer, jedermann suchte sich mit dem Beklagten zu versöhnen, und selbst Burleigh, der die Königin überredet hatte, ihr gehöre das von den Bürgern von Cadiz erpreßte Lösegeld, nahm nunmehr Partei für Essex. Des Günstlings Triumph konnte nicht vollständiger seyn, zumal Burleigh wegen dieser Abtrünnigkeit von seiner Gebieterin die härteste Behandlung erfahren mußte; aber von den Geschäften konnte er den Robert Cecil nicht verdrängen. Dieser war fleißig und verständig, ein Meister in der Kunst zu schmeicheln und stets bereit, seine Ansicht der höhern oder „göttlichen Beurtheilung seiner Monarchin" zu opfern. Essex hingegen war unruhig und eigensinnig, konnte er nicht mit Gründen und Bitten durchdringen, so beschuldigte er die Königin der Unfreundlichkeit, er verließ den Hof und hütete unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit das Bett, und obwol Elisabeth mehrmals beschloß, seinen Eigensinn zu brechen, gab sie jedesmal nach, aus eitler Furcht, sein Herz zu brechen. Außerdem war noch ein Punkt vorhanden, der ihn in Gefahr setzte, die Gunst seiner Gebieterin zu verlieren. Die Welt, die an seine Frömmigkeit nicht glaubte, nannte ihn, vielleicht mit Unrecht, den begünstigten Liebhaber einer verheiratheten Dame von hohem Range, und die Königin selbst hatte sich überzeugen müssen, daß er mit einer ihrer Hoffräulein, mit der schönen Bridges, verkehre. Die Schuldige empfing ihre Züchtigung von der Königin eigner Hand (1. Dec. 1596), aber Essex wurde begnadigt und scheint wenigstens für die Zukunft vorsichtiger geworden zu seyn, wozu ihn vielleicht auch die von Persons herausgegebene Conferenz über den nächsten Erben der englandischen Krone bestimmt haben mochte. Dieses Buch war dem Grafen dedicirt worden, mit solchem Lobe seiner vielen Tugenden, daß die Königin selbst Eifersucht darüber empfand, zumal Essex von wegen seiner Ältermutter, die von Thomas von Woodstock, dem Herzoge von Gloucester, abstammte, unter den Kronprätendenten aufgezählt war. Was dieserhalb zwischen ihm und der Königin vorging,

Digitized by Google

ist nicht bekannt, aber am 8. November 1596 bemerkte man, daß er bleich und nachdenkend von ihr schied. Zu Hause angekommen, schien er sehr krank, und er hütete, obgleich die Königin ihn Tags darauf besuchte, bis zum 12. November das Bett.

Unter diesen Umständen war es ihm wol nicht unerwünscht, daß die Nachricht von neuen Zurüstungen in den spanischen Häfen auch von Seiten Englands neue Anstrengungen erheischte. Es wurde eine Flotte von 140 Schiffen, ein Heer von 8000 Mann dem Grafen übergeben; unter seinen Befehlen standen der Lord Thomas Howard und Walther Raleigh. Er war nicht mehr an einen Kriegsrath gebunden, die Cecils hatten, wie er glaubte, die Zahl seiner Freunde vermehrt, und er sah nichts vor sich als Sieg und Ruhm. Unglücklicherweise war das Wetter ungünstig; Essex in seiner Ungeduld jammerte über den Verzug, die karge Königin über die Vermehrung der Kosten; um das Hinderniß zu überwinden, nahmen beide ihre Zuflucht zum Gebete, der Wind wurde nordöstlich, und Elisabeths Demuth schrieb diese günstige Veränderung der brünstigern Andacht ihres Günstlings zu. Allein Essex sollte in dieser Expedition nichts als Unglück erfahren. Die Flotte hatte kaum 40 Meilen zurückgelegt, als sie durch einen Sturm zurückgetrieben wurde (9. Juli 1597), der vier Tage anhielt. Mit gewohnter Hartnäckigkeit kämpfte der Graf gegen Sturm und Wellen, bis sein Schiff ein Wrack geworden. Die ihn begleitenden Volontairs hatten den Seedienst gekostet, die meisten schlichen sich nach Hause, so wie man zu Plymouth anlangte. Die Ausbesserung der Flotte hätte Kosten verursacht, zu denen die Königin sich nicht verstehen wollte. Essex segelte wieder ab, aber mit weniger Schiffen und unter veränderter Bestimmung. Er erreichte die Azoren, nahm Graciosa und Flores, während Raleigh ohne Befehl *) ein Gleiches mit Fayal that; aber die Silberflotte, auf die es allein abgesehen war, entkam, begünstigt durch des Grafen Unbekanntschaft mit dem Seedienste, nach Terceira, und die Engländer mußten mit vier unbedeutenden Prisen und mäßiger Beute den Heimweg antreten. Von Plymouth ging Essex an den Hof, wo die bittersten Vorwürfe seiner harrten. Er habe, sprach die Königin, nichts gethan, um die Kosten der Expedition zu vergüten, vielmehr ihre Schätze vergeudet, seine Instructionen verkannt und den tapfern Raleigh mißhandelt. Schmollend verschloß sich Essex in sein Haus zu Wanstead unweit London, und seine Beschwerden, so wie die fruchtlosen Bemühungen der Monarchin, ihn zu beruhigen, unterbrachen für mehre Wochen den Gang der Statsgeschäfte. Elisabeth ließ sich zu dem Bekenntnisse herab, alle gegen den Grafen erhobenen Beschuldigungen seien grundlos; das war ihm aber nicht genug. Er verlangte Genugthuung dafür, daß die Stelle eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster an Robert Cecil statt an eine seiner Creaturen vergeben worden, und daß dem Lord Admiral in dem Patente, welches denselben zum Grafen von Nottingham ernannte, aller Ruhm wegen der Einnahme von Cadiz zugetheilt worden. In seinem Unwillen erbat er sich die Erlaubniß zum Zweikampfe mit Nottingham oder einem von dessen Söhnen, und nur durch seine Ernennung zum Lord Marschall (18. Dec. 1597), welche ihm den Rang vor dem Lord Admiral verschaffte, durch ein Geschenk von 7000 Pfund Cochenille und durch einen vortheilhaften Contract für den Verkauf einer noch größern, in den königlichen Magazinen deponirten Quantität, ließ er sich beruhigen. Diese Unterhandlung hatte vornehmlich Cecil geleitet, der im Begriffe, seine Gesandtschaft nach Frankreich anzutreten, den Grafen nicht als seinen Feind zurücklassen wollte, und wirklich erreichte er seinen Zweck. Essex wurde des Cecil Freund, wachte während Roberts Abwesenheit für dessen Interesse und führte zugleich die Geschäfte des Statssecretariats. Die Frage, ob England dem Frieden von Vervins beitreten solle, trübte zuerst diese Einigkeit, Essex sprach im geheimen Rathe mit gewohnter Heftigkeit für den Krieg, die Cecils priesen den Frieden; in der Hitze der Discussion mahnte der Lord Schatzmeister an die Schlußworte des Psalms 55: „die Blutgierigen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen." Er machte keinen Eindruck, wenn gleich viele in diesen Worten eine Prophezeiung erblickten, die früh genug in Erfüllung ging. Die Ernennung eines Lord Lieutenants für Ireland veranlaßte noch ernstlichere Debatten. Dem Rathe der Cecils folgend, wollte die Königin dieses Amt an den Oheim des Grafen, an Wilhelm Knollys geben, Essex hingegen verlangte es für Georg Carew. In der Discussion sagte ihm Elisabeth beißende Worte, statt der Antwort kehrte er ihr verächtlich den Rücken. Ihres Zorns nicht mächtig, gab sie ihm eine derbe Ohrfeige und hieß ihn zum Teufel gehen. Essex griff an sein Schwert, aber der Lord Admiral legte sich ins Mittel, und jener stürzte hinaus und schwur, einen solchen Schimpf hätte er von ihrem Vater nicht geduldet und er werde ihn noch viel weniger von einem Könige im Unterrocke dulden. Der Krieg war demnach erklärt, und Hof und Nation sahen dem Ausgange neugierig entgegen. Essex begehrte Genugthuung für den Schlag, Elisabeth Abbitte wegen seiner Vermessenheit. Die Monate Julius und August vergingen, ohne daß von einer Seite ein versöhnender Schritt gethan wurde. Im September wurde der Graf ernstlich, vielleicht auch nur scheinbar krank; die Königin wurde sanfter, so lange sie ihn in Gefahr wußte, kehrte aber auch gleich nach seiner Genesung zu ihren starren Gesinnungen zurück. Des Grafen Freunde beschworen ihn, der Monarchin nachzugeben. Dazu rieth auch der Siegelbewahrer Egerton in einem langen Briefe, dem jener aber noch weitläufiger antwortete, er sei entschlossen, nicht nachzugeben und die Folgen abzuwarten. Dennoch kam eine Aussöhnung zu Stande, und am 6. November kehrte Essex an den Hof zurück. Er schien wieder in Gnaden zu stehen, aber in Elisabeths Herzen war die Liebe dem Hasse gewichen;

*) Nach seiner Instruction hatte Raleigh hiedurch den Tod verdient, und Esser wurde aufgefodert, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. „Ich würde es thun," antwortete der Graf in echtem Ritterſinne, „wenn er mein Freund gewesen wäre."

Digitized by Google

fortan ließ sie seiner Verwegenheit und seinem Ehrgeize die Zügel schießen und ihn dem Verderben zu rennen.

In den weitern Berathungen über den Zustand von Ireland zeigte Essex durch seine Einwendungen gegen die Ernennung jedes andern, daß er die Stelle eines Lord Deputy für sich wünschte, obwol er es unter seiner Würde hielt, darum zu bitten. Seine Feinde, begierig ihn vom Hofe zu entfernen, suchten seinen Ehrgeiz zufrieden zu stellen, und die Königin ward nach langem Widerstreben vermocht, alle seine Foderungen zu bewilligen (März 1599). Es wurde ihm eine Schuld von 8000 Pfund erlassen, und das Dreifache dieser Summe als Geschenk hinzugefügt; eine Armee von 18000 Mann, die besten Truppen des Reichs, wurde seinem Commando untergeben, und seine Vollmachten waren ausgedehnter, als sie einer seiner Vorgänger gehabt, namentlich erhielt er die Befugniß, alle Verbrecher und Verräther ohne Ausnahme zu begnadigen, nach eigenem Ermessen Krieg zu führen oder Frieden zu schließen und nach eigner Wahl die Offizierstellen zu vergeben. Selbst seine Instructionen waren nach seinen eigenen Angaben abgefaßt; vor allem sollte er mit sämtlichen disponiblen Truppen gegen Tyrone ziehen und wo möglich die Provinz Ulster, den Herd des Aufruhrs, unterwerfen. Oberflächlichen Beobachtern schien es, als habe er in der königlichen Gunst seinen alten Platz wieder eingenommen, und bei dem Aufbruche entließ ihn Elisabeth wirklich mit Zeichen von Wohlwollen. Allein sie war noch immer gegen ihn gestimmt; einige seiner Officiere wurden angewiesen, ihr über sein Benehmen getreulich Bericht zu erstatten, und seine Feinde im Rathe lächelten über die Hast, mit der er in die Schlinge stürzte. In Ireland angekommen, gab er seinem Freunde, dem Grafen von Southampton, das Commando der Reuterei, obgleich ihm die Königin dieses, aus persönlichem Grolle gegen Southampton, ausdrücklich untersagt hatte, und kaum konnte er durch zwei sehr ernsthafte Schreiben der Monarchin dahin gebracht werden, daß er diese Handlung entschiedenen Ungehorsams zurücknahm. Ebenso wenig schien Essex geneigt, seiner schriftlichen Instruction wahrzunehmen. Gegen die allgemeine Erwartung richtete er seinen Marsch nach Munster, er drang, obwol er einige ungünstige Gefechte mit den O'Moores zu bestehen hatte, bis Limerick, nahm im Vorbeigehen Cork und Waterford und kehrte längst der Küste nach Dublin zurück (30. Juli 1599). Der Einnahme zweier Schlösser und der trüglichen Unterwerfung einiger Häuptlinge hatte er drei Monate, die günstige Jahreszeit und den besten Theil seines Heeres geopfert. Die Königin wollte seine Rechtfertigung nicht hören, die verlangten Verstärkungen nicht bewilligen, und er empfing den entschiedenen Befehl, den Zug gegen Ulster anzutreten. Am 24. August stieß er mit nur 3000 Mann, mehr war ihm nicht geblieben, an den Ufern des Brenny auf Tyrone. Statt zu schlagen, trafen sich beide Heerführer zu einer geheimen Unterredung, in welcher allerdings mehr von den Interessen des Grafen, als von denen der Königin gehandelt worden zu seyn scheint. Den Tag darauf fand eine öffentliche Conferenz Statt, und es ward ein während des Winters von 6 zu 6 Wochen zu erneuernder Waffenstillstand abgeschlossen, unter der Bedingung, daß der Graf die nicht allzu bescheidenen Foderungen des Häuptlings von Tyrone an die Königin beförderte. Dieser den Verheißungen des Grafen so sehr widersprechende Ausgang des Feldzugs entzog ihm vollends die Gunst seiner Monarchin. Wenn die Nichterfüllung ihrer Erwartungen ihren nur scheinbar schlummernden Zorn wieder erweckte, so flößte die Unwissenheit dessen, was zwischen ihrem Deputy und Tyrone vorgegangen, ihr zugleich Verdacht gegen dessen Treue ein. Aber er ließ ihr keine Zeit, über diesen Gedanken zu brüten. Am 28. September, als sie eben aufgestanden, aber noch nicht angekleidet war, öffnete sich die Thüre ihres Schlafgemachs und Essex lag zu ihren Füßen. Er bat, ihm seine unerwartete Ankunft zu verzeihen und dieselbe dem Eifer für ihren Dienst beizumessen, welcher ihn aus Ireland herbeigeführt habe, um seiner Gebieterin den wahren Zustand des Königreichs vor Augen zu legen. Elisabeth wußte nicht, ob sie zürnen oder sich freuen sollte. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, und freudig beurlaubte sich Essex. Seinem Freunde sagte er, in der Fremde habe er viele Stürme, daheim aber völlige Windstille getroffen. Gegen Mittag wurde er zur Audienz gelassen, was ihn in seinem Irrthume bestärkte, allein am Abend brach das Ungewitter aus. Er bekam Stubenarrest, und nach einigen Tagen wurde er dem Siegelbewahrer übergeben, um unter dessen Aufsicht in freier Haft zu bleiben.

Seine plötzliche Rückkehr war durch einen zornigen Brief verursacht worden, den er den Einflüsterungen seiner Nebenbuhler zuschrieb. Sein erster Gedanke war gewesen, mit 2000 Reutern nach Wallis zu überschiffen, nach London zu eilen und seine Widersacher vom Hofe zu verjagen, allein auf Zureden des Grafen von Southampton und des Christoph Blount, der aus dem Buhlen seiner Mutter ihr Ehegerr geworden war, entsagte er dem gefährlichen Plane und beschloß, wie einst Leicester, durch sein unerwartetes Erscheinen am Hofe die Umtriebe seiner Feinde zu vereiteln. Allein Elisabeth ließ diesen Kunstgeiff nicht zweimal gelingen. Ihre Härte hatte mit den Jahren zugenommen, und die Vorstellungen von Robert Cecil, von dem Grafen von Nottingham, von Lord Cobham und Walther Raleigh erhielten ihren Zorn lebendig, und sie ließ ihn nicht nur an dem Grafen, sondern auch an allen seinen Begleitern aus. Ganz anders aber als der Hof, ließ des Volkes Stimme sich über den Grafen vernehmen. Man beklagte sein Unglück und tadelte die blinde Strenge der Königin, Essex ward in Predigten und Flugschriften vertheidigt; mehre Prediger waren so kühn, für ihn in der offenen Kirche zu beten, und sogar in dem Palaste wurden Schmähschriften gegen jene, die man für seine Feinde hielt, verbreitet und angeheftet. Durch diese Äußerungen der öffentlichen Meinung beunruhigt, wollten Cecil und Nottingham sich das Verdienst erwerben, die Königin zu besänftigen, allein sie war unerschütterlich, und Fürbitten schärften nur ihren Rachedurst. Zwar äußerte sie, sie

Digitized by Google

wolle Besserung und nicht sein Verderben, aber erst nachdem sie die Richter befragt und mit Leidwesen erfahren hatte, eine Klage auf Hochverrath sei nicht einzuleiten. Alle Bitten seiner Freunde, alle seine Demüthigungen wurden verächtlich aufgenommen, und keiner seiner Verwandten, auch nicht seine Gemahlin, erhielt Erlaubniß, ihn zu besuchen. Der Kummer warf ihn auf das Siechbett, allein die Königin hielt seine Krankheit für Verstellung, bis man sie überzeugte, daß kaum noch Hoffnung vorhanden sei, den Kranken zu retten. Jetzt schickte sie ihm eine von ihrer eigenen Hand bereitete Suppe, und mit thränenden Augen betheuerte sie, daß sie ihn selbst besuchen würde, wenn es ihre Ehre erlaubte. Gleich Wolsey ward der Graf durch den Sonnenblick der königlichen Gunst in das Leben zurückgerufen, und gleich ihrem Vater verfiel die Königin zurück in ihren Widerwillen, je mehr es sich mit dem Kranken besserte. — So spannte des Grafen Schicksal Monate lang die Aufmerksamkeit des Hofes. Elisabeth konnte zu keinem Entschlusse gelangen, aber ebenso wenig nährte der Graf, wenn er auch Erlaubniß erhalten, als ein Gefangener sein eignes Haus zu bewohnen, die Hoffnung eines günstigen Ausgangs. Die Heftigkeit seiner Schwester, der Lady Rich, die sogar einen Brief, den sie seinetwegen an die Königin geschrieben, in Umlauf brachte, zwang diese endlich, ihrer eigenen Rechtfertigung wegen, dem Grafen durch eine Commission von 18 Gliedern den Prozeß machen zu lassen; doch sollte das Verfahren geheim gehalten und die Entscheidung nur ein Gutachten genannt werden. Essex wurde hauptsächlich dreier Vergehen angeklagt: der Vernachlässigung des Kriegs gegen Tyrone, der entehrenden Conferenz und des Vertrags mit diesem Rebellen und der unbefugten Rückkehr nach England, worauf er verurtheilt ward, seiner Ämter als Geheimer Rath, Lord Marschall und Befehlshaber der Artillerie entsetzt zu werden, und so lange es Ihrer Majestät gefalle, Hausarrest zu haben. Er fügte sich in sein Schicksal mit einer Demuth, welche die Commissarien und die Königin rührte, brachte seine Zeit fortan in Andachtsübungen zu und erklärte, die Zähren der Reue hätten die Flamme seines Ehrgeizes ausgelöscht, er habe der Welt auf ewig Lebewohl gesagt, und wenn er die königliche Gunst noch suche, so geschehe es um keiner irdischen Absicht willen, sondern damit er aus diesem Leben scheiden könne, versöhnt mit ihr, die er als das Ebenbild des Allmächtigen verehre. Elisabeth begann einen Blick des Mitleids auf den reuigen Sünder zu werfen, sein Obriststallmeisteramt wurde ihm nicht entzogen, er wurde der Aufsicht der Hüter enthoben, mit der Weisung jedoch, den Hof zu meiden und sich als Gefangener auf Ehrenwort anzusehen.

Unterwürfigkeit und Zerknirschung waren lediglich eine Maske, unter welcher Essex das Toben seiner Leidenschaften und die verschiedenartigsten Entwürfe barg. Seine Freunde suchten ihn zur Flucht nach dem Auslande zu bereden; entschlossen antwortete er, nie werde er im Exil leben, er wolle seine vormalige Größe wieder erlangen oder in dem Versuche untergehen. Weit mehr schmeichelte ihm das Project, das man ihm kaum in Irland hatte ausreden können, sich mit Gewalt der Person der Königin zu bemächtigen und seine Feinde aus dem Rathe zu stoßen. Zu dessen Ausführung bewarb er sich um die Mitwirkung des Königs von Schottland und des Vicekönigs Mountjoy von Ireland. Gab letzterer seine Einwilligung, so nahm er sie doch gleich zurück, als die Nothwendigkeit nicht mehr bestand, sein Leben zu wagen, um jenes des Freundes zu retten; seit dem Gutachten der Commissarien war Essex nicht mehr bedroht, durch das Henkerbeil zu sterben. Entmuthigt durch diesen Abfall, machte der Graf nochmals den Versuch, sich der Königin zu nähern. Ein ihm verliehenes Monopol auf süße Weine ging mit Michaelis 1600 zu Ende. Er bat um dessen Erneuerung, erhielt aber die Antwort, es solle zuvörderst der Ertrag ausgemittelt werden, auch pflege man unbändige Pferde durch Verminderung des Futters zu zähmen. Er bat zum zweitenmale, und Elisabeth ernannte eine Commission, das Monopol für sie selbst auszuüben. Der Graf wartete bis zum 17. November, dem Jahrestage ihrer Krönung. An diesem Tage empfing sie von ihm einen demüthigen, rührenden Brief, der wohl berechnet war, ihre Liebe wieder anzufachen, wenn ein Funken davon sich in ihrer Brust erhalten hatte. Der Brief blieb unbeachtet, der Unglückliche, des letzten Bretes, woran er sich in seinem Schiffbruche anklammerte, verlustig, überließ sich den Eingebungen seiner Verzweiflung. Zeither hatte er in Zurückgezogenheit und Stille gelebt, jetzt stand Essexhouse jedem offen, und es herrschte darin eine gastfreie Lebensart, die der Lage und den Finanzen des Besitzers gleich wenig angemessen schien. Seine Feldzüge hatten ihn bereits mit vielen Edelleuten vom Kriegsstande in Verbindung gesetzt, diese Verbindungen bemühete er sich jetzt durch Liebkosungen und Freundschaftsbezeugungen noch inniger zu machen; seine ehemaligen Dienstboten und Clienten wurden vom Lande hereingerufen, und verwegene, dürftige Abenteuerer vermehrten ihre Zahl. In der Stille buhlte er um das Zutrauen der Katholiken, hauptsächlich aber baute er auf die Puritaner, denen er öffentlich schmeichelte, und deren Sitten er vollständig angenommen zu haben schien. Ihre eifrigsten und berühmtesten Prediger fanden sich täglich in Essexhouse ein, beteten und predigten für die Familie, zogen aber zugleich ganze Scharen von Fanatikern herbei, während andere Theologen auf des Grafen Geheiß die Frage untersuchten, ob es bei schlechter Staatsverwaltung dem Unterthan nicht erlaubt sei, den Souverain zu zwingen, daß er nach den Gesetzen regire? Endlich war er bemühet, seine Verbindungen mit dem Könige von Schottland zu erneuern. Aber Jakob zögerte nach seiner Weise; die Verschwornen, die, um allen Verdacht abzulenken, gewöhnlich in Drurvhouse unter des Grafen von Southampton Vorsitz ihre Zusammenkünfte hielten, verloren viele Zeit in fruchtlosen Berathungen, und das Zuströmen des Volks nach Essexhouse erregte allgemach die Aufmerksamkeit der Minister, die durch eine von Heinrich Nevil gemachte geheime Mittheilung noch mehr geschärft wur-

Digitized by Google

de. Essex wurde vor den geheimen Rath beschieden (7. Februar 1601), antwortete aber dem Secretair Herbert, der ihm diesen Befehl überbrachte, er fühle sich zu unwohl, um das Zimmer zu verlassen; einige Minuten nachher mahnte ihn ein anonymes Schreiben, unverzüglich für seine Sicherheit zu sorgen, und darauf folgte die Nachricht, die Wachen im Palast und in dessen Umgebungen seien verdoppelt worden. Es galt also, einen schleunigen Entschluß zu fassen. Noch in der Nacht ließ er seine Freunde zu sich entbieten, und als der Morgen sie versammelt hatte, eröffnete er ihnen, es bestehe ein Anschlag auf sein Leben, und bat sie, ihn zur Königin zu begleiten, deren Schutz er anzuflehen gedenke. Es war Sonntag; um 10 Uhr Morgens sollten sich der Lord Mayor, die Aldermänner und Zünfte zu St. Paul versammeln, dann wollte Essex nach beendigter Predigt unter sie treten und sie auffodern, ihm in den Palast zu folgen. Ein unerwarteter Besuch hinderte ihn, dieses Experiment mit seiner Popularität vorzunehmen. Kurz vor 10 Uhr wurde ihm gemeldet, der Siegelbewahrer Egerton, der Graf von Worcester, der Intendant des königlichen Hauses, Knollys, und der Lord Oberrichter hielten vor dem Thore und begehrten Einlaß. Er ließ ein Pförtchen für sie öffnen, doch mußte ihr Gefolge zurückbleiben. Egerton fragte um die Ursache der lärmenden Versamlung, in die man ihn hier einführe. Essex antwortete mit lauter Stimme: „Es besteht ein Anschlag gegen mein Leben, man hat auf meinen Namen falsche Briefe geschrieben und Meuchelmörder geworben, mich im Bette zu tödten. Wir haben uns vereinigt, um unser Leben zu vertheidigen, da meine Feinde nicht anders zu befriedigen sind als durch mein Blut." Darauf entgegnete Cobham: „Beweiset das, wir werden es treulich berichten, und die Königin wird unpartheiische Gerechtigkeit üben." Egerton bat, Essex möge seine Beschwerden insgeheim vorbringen, allein mehre Stimmen riefen: „Sie betrügen Euch, Mylord, sie richten Euch zu Grunde. Ihr verliert die Zeit." Egerton bedeckte sich und befahl der Versamlung im Namen der Königin, die Waffen abzulegen und sich nach Hause zu begeben; doch Essex trat sofort in das Haus, die Lords folgten ihm, aber der Haufen schrie: „Schlagt sie todt, behaltet sie als Geiseln, werft das große Siegel zum Fenster hinaus." Man führte sie durch zwei von Büchsenschützen bewachte Zimmer in eine Hinterstube, wo sie der Graf ersuchte, sich eine halbe Stunde zu gedulden. Er kehrte in den Hof zurück, zog sein Schwert und stürzte hinaus in die Straße, begleitet von den Grafen von Rutland und Southampton, den Lords Sands und Mounteagle und ungefähr 80 Edelleuten, denen sich später noch etwa 200 andere, darunter der Graf von Bedford und Lord Cromwell, anschlossen. Zu Ludgate wurde der Zug eingelassen, nachdem Essex der Wache betheuert hatte, er wolle nur sein Leben vor den Nachstellungen Cobhams, Raleighs und Consorten retten; aber er fand die Straßen leer, die Zusammenkunft zu St. Paul war unterblieben, und die Bürger hielten sich in Folge eines Befehls des Lord Mayor ruhig zu Hause. Mit dem Rufe „für die Königin, meine Gebieterin" drang der Graf bis zum Hause des Sheriffs Smith, auf den er vor allen bauen zu können glaubte. Aber Smith hatte sich unsichtbar gemacht; der unglückliche Essex erkannte, daß sein Plan gescheitert war, und zog sich, unfähig seine Bewegung zu verbergen, in ein einsames Zimmer von Smiths Hause zurück, um sich nothdürftig zu fassen.

Am Hofe besaß er so viele Freunde, daß die Minister nicht wußten, wem sie trauen, was sie beginnen sollten. Unbedeutende Sicherheitsanstalten wurden von ihnen getroffen, allein es dauerte lange, bis sie sich entschließen konnten, von der sichtlichen Verlegenheit ihres Gegners Vortheil zu ziehen. Gegen zwei Uhr endlich wagte sich Lord Burleigh in Begleitung eines Herolds und von einer andern Seite der Graf von Cumberland in die Stadt, sie riefen Essex als einen Verräther aus, setzten einen Preis von 1000 Pfund auf seine Verhaftung und boten allen Mitschuldigen volle Begnadigung. Mittlerweile hatte der Graf mit enttäuschten Hoffnungen und vermindertem Gefolge Smiths Behausung verlassen; Lord Burleigh wich vor ihm, aber die Wache am Ludgate trieb ihn zurück; er ging daher nach Queenhithe und von da mit 60 Gefährten zu Wasser nach Essexhouse. Hier ward sein Kummer zur Verzweiflung gesteigert. Sein Vertrauter, Gorges, hatte die verhafteten Lords, die als Geisseln so nützlich werden konnten, entlassen. Essex begann nunmehr sein Haus zu befestigen, allein binnen wenigen Minuten war es von den Königlichen unter dem Lord Admiral umringt. Vom Garten aus wurde mit Essex und Southampton, die sich auf dem Dache eingefunden hatten, parlamentirt. Des Grafen Vorschläge wurden verworfen, doch gewährte man ihm eine Frist von zwei Stunden, um die Weiber wegzuschaffen; gegen 6 Uhr, nachdem das Geschütz angekommen, wurde die Auffoderung wiederholt. Sands rieth zu einem Ausfalle, der im schlimmsten Falle einen ritterlichen Tod gewähren würde, aber Essex, der noch sein Leben zu retten hoffte, ergab sich unter der Bedingung, daß er vor seinen ordentlichen Richtern sich verantworten dürfe. Am andern Morgen wurde er mit den übrigen Häuptern der Verschwörung nach dem Tower gebracht, und einige Tage später, den 19. Februar, mußte er mit Southampton vor dem Gerichtshofe der Pairs, dem Lord Buckhurst als Steward präsidirte, erscheinen.

Essex eröffnete die Debatten, indem er gegen die Anwesenheit mehrer Pairs, die er als seine persönlichen Feinde betrachten müsse, protestirte. Diese Einrede ward verworfen. Die Anklage selbst ward vorgenommen; sie beschuldigte die Delinquenten, die Entthronung und den Tod der Königin bezweckt zu haben, und wurde mit großer Heftigkeit von den Kronadvokaten durchgeführt. Essex erwiederte, er wolle nicht um sein Leben sprechen, das verlohne sich der Mühe nicht, aber er habe seine Ehre zu retten. Nie habe er daran gedacht, der Königin zu nahe zu treten. Daß er die Waffen ergriffen und die Bürger zu Hilfe gerufen, werde durch die Nothwendigkeit entschuldigt. Cobham und Raleigh hätten ihm nach dem Leben getrachtet; wie wenig Schutz

Digitized by Google

in einem solchen Falle die Autorität der Königin gewähre, beweise Greys Angriff auf den Grafen von Southampton, und er habe dabei der Gewalt nur Gewalt entgegensetzen können. Die Kronadvokaten bemerkten dagegen, die Verschwornen hätten in Druryhouse vorgeschlagen, sich der Person der Königin zu bemächtigen und sie zu zwingen, nach des Grafen Willen zu regiren. Der Einfall in die Stadt sei das Resultat jenes Projects gewesen, wie dieses durch Zeugen bewiesen werden könne. Die Erwähnung von Druryhouse schien den Grafen zu beunruhigen. Er hatte jedes verdächtige Papier vernichtet und fest auf die Verschwiegenheit seiner Mitschuldigen gebaut. Auch faßte er sich bald, und als ihm der Zeuge Gorges entgegengestellt wurde, zwang er diesen zu dem Bekenntnisse, daß nichts der Königin Nachtheiliges sei beabsichtigt worden. Überdem bemerkte er, gehe es ihn nicht an, was in Druryhouse verhandelt worden, er sei ja niemals dort gesehen worden. Im Verfolge des Processes warf man dem Grafen vor, gesagt zu haben, das Reich sei verhandelt und verkauft. Er rechtfertigte sich damit, daß Robert Cecil, der eigentliche Herrscher, behauptet habe, die Thronfolge gebühre der Infantin von Spanien. Cecil, der die Verhandlungen belauschte, stürzte aus seinem Verstecke hervor und begehrte, der Graf solle für diese Äußerung seinen Gewährsmann nennen oder gestehen, daß er ein Verläumder sei. Essex weigerte sich dessen, ließ aber doch fallen, daß Southampton dasselbe gehört habe. Southampton wurde aufgefodert, zu sprechen, und nannte nach langem Bedenken den Sir Robert Knollys, den Oheim von Essex. Während Knollys gerufen ward, erhob sich Eduard Coke und beschuldigte den Grafen der Heuchelei und Irreligion, weil er sich für einen Protestanten ausgebe und doch seinem Stiefvater Blount, einem bekannten Katholiken, Duldung versprochen habe. Essex wies die Beschuldigung als ganz ungegründet ab; er habe als Protestant gelebt und werde als solcher sterben; Blount habe kein Versprechen von ihm erhalten, jedoch betrachte er es nicht als einen wesentlichen Bestandtheil des reformirten Glaubens, Katholiken ihrer Religion wegen zu tödten. — Knollys hatte sich mittlerweile eingefunden, wollte aber von Cecil gehört und seinem Neffen erzählt haben, die Thronfolge gebühre der Infantin nicht nach Cecils, sondern nach des bekannten Schriftstellers Doleman Meinung. Der Graf erwiederte, kurz, er habe ihn ganz anders verstanden. „Eure Mißverständniß," fiel Cecil ein, „entsprang aus eurer Abneigung gegen den Frieden. Euer Ehrgeiz strebte danach, daß jeder Kriegsmann Euch als seinen Vater verehre, und darum suchtet Ihr mich und die Räthe, die des Krieges Ende wünschten, als Söldner Spaniens darzustellen."

Nach einstündiger Berathung erklärten die Pairs beide Gefangene für schuldig. Essex sprach, er werde weder um Gnade bitten, noch Gnade ausschlagen; obwol die Lords ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes schuldig befunden, glaube er doch, daß sie ihn im Innern losgesprochen und hoffe demnach, daß sie sich für das Leben seines Mitgefangenen verwenden würden, der hauptsächlich nur aus Freundesliebe gefehlt habe. Der Lord Steward sprach das Urtheil, und Essex bemerkte, als er abtrat, sein Leib hätte der Königin bessere Dienste leisten können, doch solle geschehen nach ihrem Gefallen; bringe sein Tod ihr Vortheil, so sei es gut. Er bat um den Besuch seines Lieblingspredigers Ashton, sprach einige Worte der Entschuldigung zu den Räthen, die er hatte verhaften lassen, und bat die Lords Morley und Delaware um Verzeihung, daß er ihre dem Complott ganz fremden Söhne in seine Gefahr verwickelt hatte. Im Tower empfing er den Besuch des Dechants Dove von Norwich, der ihn ermahnte, sich durch ein offenes Bekenntniß seiner Schuld mit dem Allmächtigen zu versöhnen. Er entgegnete, was er gethan, sei keine Beleidigung Gottes. Die Weigerung, vor dem Rathe zu erscheinen, rechtfertigte er durch das Beispiel Davids, welcher der Vorladung Sauls nicht gehorchte, und sein Amt als Lord Marschall, meinte er, gebe ihm die Befugniß, die in der Regirung obwaltenden Mißbräuche abzustellen. Aber Ashton, der, wie man glaubt, von Cecil unterrichtet worden, führte eine härtere Sprache und bedrohte den Grafen mit der Rache eines allwissenden Richters, wenn er nicht ein vollständiges, aufrichtiges Bekenntniß ablege. Des Grafen stolzer Sinn ward gebrochen. Er ließ den Siegelbewahrer, Schatzmeister, Admiral und den Lord Burleigh zu sich bitten, um ihre Verzeihung zu empfangen; legte ein aufrichtiges Geständniß aller seiner ehrgeizigen Entwürfe ab, verrieth die Geheimnisse derer, die er verführt hatte, sein Wagestück zu theilen, und bekannte den Gegenstand seiner Unterhandlung mit dem Könige von Schottland. Das Bekenntniß füllte 4 Bogen aus, doch hat man dessen Richtigkeit in Zweifel gezogen, und des Unglücklichen Leidensgefährten klagten, er habe sich und ihnen Verbrechen aufgebürdet, die nie begangen worden. — Die Blicke des Publikums waren nunmehr auf Elisabeth gerichtet. Einige behaupteten, sie werde es nicht über das Herz bringen, den Liebling zu tödten, die Liebe werde den Haß besiegen; andere, sie dürfe nicht, denn aus Rache könnte er auf dem Blutgerüste Geheimnisse offenbaren, die der Ehre einer jungfräulichen Königin nachtheilig wären. Aber seine Feinde waren gewandt, und während sie sich im Hintergrunde hielten, ließen sie gewisse Frauen handeln, über deren Schwäche der Graf in früherer Zeit gesiegt hatte, und die sich jetzt dadurch rächten, daß sie die Erbitterung der Königin lebendig erhielten. Durch diese Frauen hörte sie Geschichten von seiner Lüderlichkeit, Anmaßung und Undankbarkeit gegen seine Wohlthäterin, die er „ein altes, an Leib und Seele gleich schiefes Weib" genannt hatte. Diese Beleidigung ihrer „göttlichen Schönheit" machte den tiefsten Eindruck auf die Eitle; dazu kam die Hartnäckigkeit, mit der er sich weigerte, um Gnade zu bitten, und beides machte sie unempfindlich für die Entschuldigungen, Bitten und Thränen seiner Freunde. Sie unterzeichnete den verhängnißvollen Befehl. Am 25. Februar 1601 gegen 8 Uhr Morgens ward Essex zu dem im Hofraum des Towers

Digitized by Google

errichteten Schaffot geführt. Ihn begleiteten drei Geistliche, deren Worte, nach seinem eigenen Ausdrucke, sein Herz umgepflügt hatten. Niemals hatte sich ein armer Sünder demüthiger oder reuiger bezeigt. Er bekannte seine zahlreichen Übertretungen der Gebote Gottes, aber als er von seinem Verbrechen gegen die Königen sprechen sollte, suchte er vergebens Worte für seine Gefühle. Er nannte es „eine große Sünde, eine blutige Sünde, eine himmelschreiende, abscheuliche Sünde, wegen deren er Gott und seine Monarchin um Verzeihung bitte." Ob er noch auf Gnade hoffte, ist ungewiß, man bemerkte aber, daß er seiner Gattin, Kinder und Freunde gar nicht erwähnte, daß er von Niemand Abschied nahm und beim Niederknieen zum Gebet große Gemüthsbewegung verrieth. Der erste Streich benahm ihm alles Gefühl, der dritte trennte sein Haupt vom Rumpfe.

So starb in dem Alter von 33 Jahren der hochfahrende, ritterliche Essex. Bei seinem ersten Erscheinen vor Elisabeth hatte er die Abneigung zu bekämpfen, mit der sie den Sohn einer Frau betrachten mußte, die ihre glückliche Nebenbuhlerin um Leicesters Herz gewesen war. Diesem Vorurtheile hatte er keineswegs eine ausgezeichnete körperliche Bildung entgegen zu setzen, aber er besaß eine Freimüthigkeit, eine Verachtung jeglicher Verstellung, ein Ungestüm der Empfindung, der ihn im Gespräche sein ganzes Inneres ausschütten ließ, und diese Eigenschaften blendeten die ältliche, an die behutsame, abgemessene Sprache der Höflinge gewöhnte Königin. Sie wollte seine unausgesetzte Gegenwart am Hofe und übernahm es, seinen Geist zu bilden; aber der Schüler unterfing sich, die Lehren seiner Meisterin zu bestreiten, und der Muth, mit dem er sich gegen ihre Zurechtweisungen auflehnte, zwang sie zum Beifall. In jedem Zwiste siegte seine Beharrlichkeit, und die besiegte Gebieterin überschüttete ihn mit Liebkosungen und Gunstbezeugungen, um den Schmerz zu vergüten, den sie ihm verursacht. Daraus bildete er sich ein System, welches zwar einige Jahre gelang, aber am Ende ihn auf das Blutgerüst führte. Er hielt sich nämlich überzeugt, die Königin sei nicht zu leiten, aber mit Gewalt zu treiben; Demuth könne ihre Hartnäckigkeit nicht mildern, wol aber Widerstand sie brechen. Essex besaß, ein seltener Fall bei Günstlingen, zu gleicher Zeit die Liebe der Monarchin und des Volkes. Dieses kannte nur die schimmernden Züge in des Grafen Charakter, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit, seinen ritterlichen Muth und Ruhmdurst, seinen beharrlichen Widerstand gegen die heimtückische Politik der Cecils. Sein letztes Vergehen sogar wurde minder seiner eigenen Leidenschaftlichkeit, als den sein offenes, argloses Gemüth bearbeitenden geheimen Agenten seiner Feinde zugeschrieben. Um diese Ansicht zum Schweigen zu bringen, ward ein amtlicher Bericht über seinen Verrath bekannt gemacht, und ihm darin mit Berufung auf seine und seiner Mitschuldigen Geständnisse das Vorhaben zur Last gelegt, sich auf den Thron zu schwingen. Allein die Beschuldigung fand keinen Glauben, und die Popularität der Königin, die längst im Abnehmen gewesen, schien mit ihrem Günstlinge begraben zu seyn. Es ist auch ausgemacht, daß sie selbst bald die bitterste Reue wegen ihrer Strenge empfand, obgleich die Geschichte von dem Ringe, den Essex der Gräfin von Nottingham anvertraut haben soll, um ihn der Königin zu überliefern, der aber nicht an sie gelangte, billig als ein Mährchen betrachtet wird.

Essex war mit des berühmten Statssekretairs Walsingham Tochter, Franziska, die er als Philipps Sidney Witwe kennen gelernt hatte, verheirathet, und die Gesellschaft dieser geistreichen, hochgebildeten Frau war seine einzige Erheiterung in der letzten, traurigen Periode seines Lebens. Nach seinem Tode schloß sie ein drittes Ehebündniß mit dem Grafen von Clanricard. In ihrer Ehe mit Essex hatte sie drei Kinder geboren. Franziska die ältere Tochter wurde an Wilhelm Seymour, den Herzog von Sommerset, Dorothea an Heinrich Shirley von Staunton's Harold, und nach dessen Tode an Wilhelm Stafford von Blatherwick verheirathet. — Der Sohn Robert II. erhielt vom König Jakob I. im J. 1603 die Wiederherstellung der von seinem Vater verwirkten gräflichen Würde *), und Jakob schien nicht ungeneigt, an dem verwaisten Kinde Vaterstelle zu vertreten. Er war nur 14 Jahre alt, als der König ihn mit Franziska Howard, der Tochter des Lord Kammerherrn Suffolk, verheirathete.

Gleich nach der Trauung ging der Graf auf die Universität, und von da nach dem festen Lande, die 13jährige Gräfin aber blieb unter der Aufsicht ihrer Mutter, die mehr für die äußere als für die moralische Bildung ihrer Tochter sorgte. Lady Essex ward der Stolz des Hofes; an Schönheit, Witz und Annehmlichkeiten war sie sonder Gleichen. Als aber ihr Gemahl nach vierjähriger Abwesenheit zurückkehrte, empfing sie ihn mit sichtlichen Zeichen von Abneigung, und wenn sie ja zuweilen mit ihm lebte, so geschah es jedesmal nur auf ausdrücklichen Befehl ihres Vaters. Ihr Zusammenseyn mit Essex war kurz; er klagte über die Kälte seiner Frau, sie verlebte ihre Zeit in Thränen und Jammer, und endlich erzeugten diese Zwistigkeiten bei beiden Theilen einen entschiedenen Widerwillen gegen einander. Die Gräfin hatte am Hofe viele Anbeter, unter denen sich auch der Prinz von Wallis, Heinrich, und König Jakobs Liebling, der Viscount von Rochester, Robert Carr, befanden. Letzterer war der Begünstigte, und bei einer ihrer verstohlenen Zusammenkünfte ward beschlossen, sie solle die Scheidung von Essex verlangen und den Viscount heirathen. Politische Rücksichten bewogen ihren Vater und ihren Oheim, den Plan zu billigen; der König sah mit Freuden darin ein Mittel, der Feindschaft zwischen seinem Günstlinge und den beiden Ministern ein Ende zu machen, und Essex selbst ergriff willig die Gelegenheit, sich von einer bösen Frau zu trennen. Der Vorwand der Ehescheidung, wie er dem von dem Könige angeordneten Delegations-

*) Die sehr verschuldeten Güter waren nicht confiscirt worden. Sie lagen mehrentheils in Herefordshire. Das wichtigste dieser Güter war das Städtchen Wedly.

Digitized by Google

hofe vorgetragen ward, beruhete auf des Grafen Unfähigkeit, die Pflichten der Ehe zu erfüllen, und er bekannte, daß er in Ansehung der Gräfin sich seiner Unfähigkeit bewußt, obgleich er in Ansehung anderer Frauen nicht davon überzeugt sei. Um jeden Irrthum zu vermeiden, ließ der Gerichtshof durch geschworne Frauen ein Visum repertum aufnehmen. Behufs dessen aber, wie die Welt versicherte, an der Gräfin Stelle ein junges Mädchen untergeschoben ward. Nach solchen Untersuchungen, die König Jakob selbst mit der Wärme und Parteilichkeit eines Advokaten förderte, wurde die Ehescheidung ausgesprochen, und am 4. Nov. 1613 ließ sich die Geschiedene dem Günstlinge antrauen. Später, nachdem das Liebespaar von dem rächenden Schicksale ereilt worden, verwandelte sich die sträfliche Liebe in den tödtlichsten Haß. Carr und seine Gemahlin lebten viele Jahre in einem Hause, ohne sich zu sehen oder zu sprechen.

Dem Grafen von Essex scheint der scandalöse Hergang nicht nur den Hof, sondern selbst den Aufenthalt in England unangenehm gemacht zu haben. Er diente viele Jahre auf dem festen Lande, zuerst in den Niederlanden unter dem Prinzen Moriz, und erwarb sich nicht nur einen reichen Schatz von Kriegserfahrung, sondern auch im hohen Grade die Zuneigung der Soldaten, so daß er bereits als einer der bedeutendsten Männer des Reichs betrachtet werden mußte, als ihn Karl I. im J. 1639 zum Generallieutenant bei der gegen die Schotten bestimmten Armee ernannte. Sein Benehmen in diesem Posten vermehrte gar sehr die Popularität, gleichsam ein väterliches Erbtheil, deren er sich durch ganz England erfreute, mochte aber für den König keine Aufmunterung seyn, ihn auch in dem Feldzuge von 1640 zu gebrauchen. Aus Empfindlichkeit darüber scheint Essex im Vereine mit Bedford, Holland, Hampden und andern nicht wenig beigetragen zu haben, die Schotten zu einem Einfalle in England zu ermuthigen, sowie er auch mit 11 andern Pairs die Bittschrift an den König vom 22. Sept. 1640, worin sie die Beschwerden der Nation vortrugen und ein Parlament als das einzige Mittel zur Abhilfe angaben, unterzeichnete. Dieses Parlament war aber kaum versammelt, als Essex, Bedford, Say und Kimbolton sich an die Spitze des Oberhauses stellten und die zahlreichen Freunde, die der König darin hatte, gänzlich paralysirten. Vergeblich wurde Essex mit einigen andern Gliedern der Opposition in den königlichen geheimen Rath aufgenommen, vergeblich wurde er zum Oberkammerherrn ernannt, er blieb des Hofes entschiedener Gegner, wirkte, selbst auf die Gefahr, sich mit Bedford zu verunreinigen, aus allen Kräften für Straffords Untergang und ließ sich, als endlich das Zeichen zum tödtlichen Kampfe gegeben wurde, von dem Parlamente zum Lordgeneral mit einem täglichen Solde von 10 Pfund ernennen. Am 12. Julius 1642 empfing er das feierliche Versprechen der Lords sowol als der Gemeinen, in dem bevorstehenden Freiheitskampfe mit ihm zu leben und zu sterben, und am 9. August wurde er durch eine königliche Proclamation, falls er nicht innerhalb 6 Tagen zu seiner Pflicht zurückkehren würde, zum Verräther erklärt. Es würde ihm ein Leichtes gewesen seyn, diese leere Förmlichkeit durch Vernichtung der geringen Macht, die sich um den König in Nottingham versammelt hatte, zu vergelten; aber das Parlament hatte keine Befehle gegeben, und auf eigene Verantwortlichkeit wollte Essex nicht handeln. Er begnügte sich demnach, die zerstreuten Corps an sich zu ziehen und auf diese Art in und um Northampton eine Macht von 15000 Mann zu versammeln. Jetzt endlich erhielt er den Befehl, die Personen des Königs, des Prinzen von Wallis und des Herzogs von York nöthigenfalls mit Gewalt aus den Händen der Elenden zu befreien, von denen sie umgeben wären, allen denen, die innerhalb 10 Tagen zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, gänzliche Verzeihung anzubieten und dem Könige eine Bittschrift zukommen zu lassen, des Inhalts, daß er sich von seinen bösen Rathgebern trennen und sich wieder auf die Treue seines Parlaments verlassen möge. Von Northampton rückte Essex gegen Worcester vor (23. September), wurde aber sofort durch des Königs kühnen Marsch nach London hin zurückgerufen. Er folgte dem Könige und langte am Abend des 22. Oktobers in dem Dorfe Keinton bei Shipton an, während die Royalisten in einer kleinen Entfernung zu Edgecoat Rast hielten. In dieser Stellung kam es am andern Mittage zu einem hitzigen Treffen, gewöhnlich die Schlacht von Edgehill genannt, dessen Ehre beide Theile sich zuschrieben, dessen Vortheile aber der König erntete. Essex zog sich nach Coventry zurück, wurde aber bald von dem Parlamente zur Vertheidigung der von den königlichen Streifparteien bedrohten Hauptstadt herbeigerufen. Die Londoner Stadtmiliz vereinigte sich mit seinen Truppen, und an der Spitze von 24000 Mann, die er jetzt unter seinen Befehlen vereinigte, hätte man wol ein Unternehmen von Bedeutung von ihm erwarten dürfen. Indessen, und obgleich sich die beiden Heere einen ganzen Tag hindurch im Gesichte standen (14. Nov.), wagte keins anzugreifen, und der König zog sich am Ende über Reading nach Oxford zurück. Den Feldzug des Jahres 1643 eröffnete Essex mit der Belagerung von Reading, die Stadt capitulirte nach Verlauf von 10 Tagen. Allein das Ungemach der kurzen Belagerung hatte die Gesundheit der Soldaten zerstört, und Sterblichkeit und Desertion verminderten täglich ihre Zahl. Essex sah sich gezwungen, statt die in Vorschlag gebrachte Belagerung von Oxford zu betreiben, 6 Wochen in seinen neuen Quartieren zu Reading zu verweilen. Diese Unthätigkeit machte ihn den Zeloten, denen seine vornehme Herkunft allein ein Greuel war, noch verdächtiger, und sie begannen ihre ganze Neigung auf Wilhelm Waller, den stürmischen und glücklichen Krieger, zu wenden. Während man die Truppen unter Essex in einem Zustande von gänzlicher Entblößung schmachten ließ, ward für Waller ein unabhängiges Heer von 8000 Mann gebildet und für dessen Bedürfnisse beinahe mit Verschwendung gesorgt.

Digitized by Google

Allein der Erfolg zeigte, daß Wallers Fähigkeiten überschätzt worden waren. In dem Laufe einer Woche focht er zwei Schlachten, eine bei Bath, die andere bei Devizes; die erste war hartnäckig, aber unentschieden, die zweite blutig und unglücklich. Essex, der kaum noch 5000 Mann unter seinen Fahnen zählte, wagte es nach diesem Ereignisse nicht, seine bisherigen Standquartiere zu Thame und Aylesbury noch länger zu behaupten, sondern zog sich in die Nähe von London. Der Anblick seines entmuthigten Häufleins weckte urplötzlich die Hoffnungen der Friedenspartei. Die Lords, diesen Augenblick wahrnehmend, schickten den Gemeinen sechs Beschlüsse zu, welche die Grundlage einer neuen Unterhandlung mit dem Könige bilden sollten, und ihre Anträge wurden in Erwägung gezogen, bis es den Unruhestiftern durch ihre gewöhnliche Taktik gelang, die gesamte Bevölkerung der Stadt für die Fortsetzung des Krieges zu begeistern. Das Geschrei der Menge verscheuchte die Furchtsamen aus dem Hause, und bei der Fortsetzung der Verhandlungen über die Beschlüsse der Lords erhielt die Kriegspartei eine Majorität von 7 Stimmen. Dessen ungeachtet dürften ihre Gegner noch gesiegt haben, wenn sie sich nur, wie ursprünglich gerathen worden war, zum Heere begeben und den Schutz des Grafen von Essex angesprochen hätten. Allein Lord Say und Pym kamen ihnen zuvor und besänftigten durch Entschuldigungen und Verheißungen den Unwillen des Generals. Sie erboten sich, seine Verläumder zu bestrafen, bezeigten ein grenzenloses Vertrauen auf seine Ehre und versicherten, Gelder, Kleidungsstücke und Rekruten seien bereit, um sein Heer wieder in Stand zu setzen. Essex ward gewonnen und benachrichtigte seine Freunde, er könne sich mit gutem Gewissen nicht gegen das Parlament, von dem er seine Bestallung habe, erklären. Alles wurde auch wirklich aufgeboten, um seine Foderungen zu befriedigen; nur Waller war nicht aus seinem Commando zu verdrängen, ja er mußte sogar, auf wiederholte Aufforderung des Parlaments, diesem gefährlichen Nebenbuhler die Vertheidigung der neuerrichteten Befestigungswerke von London anvertrauen, wiewol er seinerseits niemals dahin gebracht werden konnte, in dem zu dem Ende erlassenen Befehle den verhaften Namen zu nennen. Der leergelassene Raum ward jedoch auf einen Beschluß des Hauses der Gemeinen ausgefüllt.

Essex verließ sodann die Hauptstadt, um den Entsatz von Gloucester zu bewerkstelligen. Die Sache ward von den meisten Kriegsverständigen für unmöglich gehalten; aber alle Versuche der Royalisten, durch ihre überlegene Cavallerie des Grafen Marsch zu hindern, mißlangen, und am 5. Sept. 1643 verkündete das Losbrennen von 4 Kanonen auf den Hügeln von Presbury seine Ankunft. Die Belagerer verschwanden und Essex, nachdem er wenige Tage damit zugebracht hatte, seine Truppen zu ergänzen und den Platz zu verproviantiren, trat den Marsch in der Richtung gegen London wieder an. In Tewkesbury, seiner ersten Station, rastete er 5 Tage, während deren er das Gerücht verbreitete, er werde sich gegen Worcester wenden. Durch einen forcirten Marsch erreichte er aber vielmehr Cirencester und hiedurch den doppelten Vortheil, daß er unangefochten das offene Land durchzog und sich der bedeutenden Magazine dieser Stadt bemeisterte. Als er sich aber in Fortsetzung seines Marsches dem Städtchen Newbury näherte, fand er das königliche Heer in Bereitschaft, ihm den Durchmarsch streitig zu machen. Er mußte also eine Schlacht liefern (20. Sept.), so sehr er gewünscht hätte, sie zu vermeiden. Von beiden Seiten wurde mit vielem Muthe gefochten. Die Cavallerie des Parlaments wurde mehrmals geworfen, aber gegen den Wald von Piken, den ihnen das Fußvolk entgegen hielt, konnten die Cavaliere nichts ausrichten. Beide Heere brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und am Morgen setzte Essex seinen Marsch durch die Straßen von Newbury fort, ohne von der feindlichen Cavallerie, die seinen Nachtrab umschwärmte, sonderliche Notiz zu nehmen. Er hatte allerdings gesiegt, wenn auch die Action bei Newbury zweifelhaft geblieben war. Nachdem er aber einen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt gehalten, suchte er um die Erlaubniß an, sein Commando niederzulegen und auf das Festland zu reisen. Denen, welche ihm diesen Gedanken ausreden wollten, setzte er das Mißtrauen, mit dem er behandelt, und die Beleidigung, welche ihm durch die an Waller verliehene Autorität angethan worden war, entgegen. Verschiedene Auskunftsmittel wurden angegeben, aber der General fühlte seinen Vortheil; seine Eifersucht ließ sich nicht durch Schmeichelei oder Unterwürfigkeit beseitigen, und Waller war nach langem Kampfe genöthigt, sein Commando aufzugeben. Übrigens sahen sich beide Theile ebenso sehr durch die späte Jahreszeit, als durch den bei Newbury erlittenen Verlust genöthigt, die Winterquartiere zu beziehen. Diese Waffenruhe suchte das von dem Könige in Oxford versammelte Parlament zu benutzen, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. An den Grafen von Essex wurde (30. Januar 1644) ein von allen Mitgliedern beider Häuser unterzeichnetes Schreiben gerichtet, worin sie ihn aufforderten, denen, „von welchen er bestellt worden," ihren angelegentlichen Wunsch bekannt zu machen, daß von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt würden, um über einen Vergleich zu unterhandeln. Essex erwiederte, nachdem er zuvor Instruktionen eingeholt, er könne ein Schreiben nicht überliefern, welches weder der Aufschrift noch dem Inhalte nach die Autorität des Parlaments anerkenne. Ebenso fruchtlos waren die von dem Könige selbst eingeleiteten Versuche, und es blieb nichts übrig, als nochmals die Entscheidung des Kriegsglückes anzurufen. Die Armee des Grafen war auf 20000 Mann gebracht worden; im Begriffe, London zu verlassen, hat er die Versammlung der Gottesgelehrten, für den glücklichen Erfolg seiner Waffen einen Bet- und Fasttag zu halten. Sein Plan war es, den König einzuschließen oder in Oxford zu belagern, zu welchem Ende er seine Truppen in zwei Corps marschiren ließ. Seiner Schwä-

Digitized by Google

che bewußt, entschlüpfte der König zwischen beiden durch nach Worcester. Dahin sollte Waller ihn verfolgen, während Essex sich nach Dorsetshire wendete, um den Pfalzgrafen Moritz zu bekämpfen; er nahm Weymouth und Taunton, entsetzte das hart bedrängte Lyme (15. Junius) und rückte gegen Exeter vor, wo die Königin vor wenigen Tagen von einer Tochter entbunden worden war. Die unglückliche Fürstin schickte an den General, um einen Paß zu haben, indem sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Bath oder Bristol gehen wollte. Er verweigerte den Paß, bot aber der Königin unverschämter Weise an, sie selbst zu begleiten, wenn sie nach London reisen wolle, wo sie schon des Hochverraths angeklagt worden war. Da sich nirgends ein angemessener Widerstand zeigte, drang Essex unaufhaltsam gegen Cornwall vor, zum großen Erstaunen jedes besonnenen Beobachters. Viele äußerten sogar den Verdacht, er suche sich an dem Parlament zu rächen, indem er dessen Truppen dem Feinde in die Hände liefere. Zu Lestithiel erhielt er zwei Schreiben, eins, worin der König ihn bat, sich mit ihm zu vereinigen, um die Feinde zu einem Frieden zu zwingen, der, indem er die gesetzlichen Rechte der Krone feststelle, auch die Religion und die Freiheiten des Volkes sichere; und ein andeees von 48 der vornehmsten Offiziere des königl. Heeres unterzeichnet, die sich verpflichteten, das Schwert gegen den Souverain selbst zu ziehen, wenn er sich jemals von den in seinem Schreiben aufgestellten Grundsätzen entfernen sollte. Essex schickte beide Schreiben an das Parlament und entgegnete kaltblütig, sein Geschäft sei zu fechten, jenes des Parlaments zu unterhandeln. Seine Lage war aber durch sein unbesonnenes Vordringen bereits höchst bedenklich geworden; abgeschnitten von aller Verbindung mit London hatte er auf der einen Seite die See und auf den drei andern Seiten den König selbst, der durch geschickte Märsche Wallers Corps zu Grunde gerichtet hatte, den Pfalzgrafen und den Ritter Grenville. Seine Reuterei, die sich keinen Unterhalt mehr verschaffen konnte, durchbrach, wiewol nicht ohne Verlust, die feindlichen Stellungen und entkam. Die Infanterie war nicht so glücklich. Täglich wurden einige ihrer Posten von den Royalisten genommen, der kleine Hafen von Joy, durch welchen allein sie Lebensmittel beziehen konnten, wurde durch das feindliche Geschütz beherrscht, und die durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten muthlos gemachten Truppen wollten nicht länger bei ihren Fahnen bleiben. In dieser Lage warf sich Essex, nur von zwei Offizieren begleitet, in ein Boot, das ihn glücklich nach Plymouth trug, während seine Armee capitulirte. Der Lordgeneral eilte nach London und foderte auf der Stelle eine Untersuchung seiner Aufführung, sowie der des Ausschusses, der es unterlassen habe, die Royalisten im Rücken des Heeres zu zerstreuen, und überhaupt die Sache des Volkes verrathe, um seine Eifersucht mit der Schmach eines Gegners zu vergnügen. Seinem verwundeten Gemüthe zu schmeicheln, ordneten beide Häuser eine gemeinschaftliche Deputation an ihn ab, um ihm für seine Anhänglichkeit an die Sache zu danken und ihre Hochschätzung der vielen und ausgezeichneten Dienste auszudrücken, die er seinem Vaterlande geleistet. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit erschien er jedoch nicht mehr bei der Armee, vielmehr widmete er seine ganze Aufmerksamkeit fürs erste dem politischen Treiben der Independenten, deren Oberhaupt Cromwell er schon damals im Verdachte hatte, eine gänzliche Umwälzung der Stats- und Religionsverfassung zu beabsichten. Ihn von der kühn betretenen Bahn zu vertreiben, mußte Manchester ihn vor den Lords anklagen, er habe den Wunsch gezeigt, die Pairs zu dem Stande einfacher Edelleute herabzusetzen, seine Bereitwilligkeit erklärt, gegen die Schotten, als die Einführer eines religiösen Despotismus, zu fechten und gedroht, den König und das Parlament zu zwingen, solche Bedingungen anzunehmen, als er vorschreiben werde. Diese Anklage ward den Gemeinen mitgetheilt, einem Ausschusse zugewiesen und am Ende vergessen; Cromwell aber zögerte nicht, an Essex und Manchester Rache zu nehmen. Er schlug im Unterhause vor, was in der Folge „die selbstverläugnende Verordnung" genannt wurde, daß die Glieder beider Häuser von allen Civil- und Militärstellen ausgeschlossen seyn sollten. Seine eigentliche Absicht lag offen vor Jedermanns Augen; allein dem Vorschlage ward die Mitwirkung von Cromwells Partei und von allen jenen, deren Geduld durch die Zwistigkeiten der Befehlshaber erschöpft war, und als eine Ausnahme zu Gunsten des Lordgenerals in Anregung gebracht wurde, ward sie bei einem Hause von 193 Mitgliedern durch eine Mehrheit von 7 Stimmen verworfen. Die Lords, durch die Stärke der Opposition ermuthigt, widerstanden längere Zeit, allein eben hatte der aus Engländern und Schotten gebildete Ausschuß seinen Entwurf einer militärischen Reform zu Ende gebracht und das Obercommando dem Ritter Fairfax zugedacht, der Pöbel bedrohete die Gegner der selbstverläugnenden Verordnung, und die erschreckten Lords gaben einer Gewalt nach, die sie nicht zu meistern wußten. Am 3. April 1645 wurde die Verordnung angenommen, und sämtliche Mitglieder beider Häuser wurden nach Verlauf von 40 Tagen aus allen Civil- und Militäranstellungen entlassen. Essex selbst nahm schon am 2. April, mit Widerwillen zwar, seinen Abschied und erhielt, außer einer Danksagung für die geleisteten Dienste, die Zusage eines Jahrgehaltes von 1000 Pfund. Die Liebe des Volkes begleitete ihn auch in das Privatleben. Er starb den 14. Sept. 1646, und die Häuser, um ihre Ehrfurcht für sein Andenken zu bezeugen, folgten dem Leichenzuge und bestritten die Kosten aus dem öffentlichen Schatze. Sein Tod wurde von vielen als eine Calamität beweint. Allerdings hatte er eingesehen, daß man England die Freiheit um einen zu schmerzlichen Preis verkaufen wollte, daß seine Zukunft noch drückender werden dürfte, als die Gegenwart, und er war darum fest entschlossen, den Frieden herbeizuführen und so viel wie möglich die Übel gut zu machen, die er selbst, mehr aus Irrthum als aus Bos-

Digitized by Google

heit hatte erzeugen helfen; aber wir glauben nicht, daß er vermögend gewesen seyn würde, seine gute Absicht durchzusetzen. Die Zeit war noch nicht gekommen, dieser furchtbaren Revolution eine rückschreitende Bewegung aufzudrücken, und der in jeder Hinsicht mittelmäßige Essex war besonders untauglich für ein so kühnes Unternehmen. Selbst sein Feldherrntalent ist bezweifelt worden; wenigstens zeigten sich seine in fremden Diensten gesammelten Erfahrungen als ziemlich nutzlos für den Krieg, den er hier zu führen berufen war. Die Leidenschaften der Kämpfenden verschmähten die kaltblütigen Berechnungen der Taktik; die Nothwendigkeit erzeugte ein neues System des Kriegführens, und Männer von Talent und Ehrgeiz erwarben sich diejenigen Kenntnisse, die der Beschaffenheit der Truppen und der Natur des Krieges am angemessensten waren. Für die Partei der Presbyterianer aber war des Grafen Tod ein wirkliches Unglück, sie verloren mit ihm eine ihrer bedeutendsten Stützen, sowie der kleine Überrest von Gewalt, der dem Hause der Pairs noch geblieben war, mit ihm begraben wurde. — Da der Graf seinen einzigen Sohn aus einer zweiten Ehe, Robert III., überlebt hatte, so erlosch der Titel von Essex, jener von Hereford aber ging an eine jüngere Linie über. Diese Linie stammt, wie wir gehört haben, aus der zweiten Ehe des ersten Viscount von Hereford. Eduard Devereux ihr Ahnherr, besaß Bronwich. Sein Enkel, auch Eduard genannt, succedirte dem letzten Grafen von Essex als fünfter Viscount von Hereford. Der heutige dreizehnte Viscount, Heinrich Devereux, premier (nicht first) Viscount of England, succedirte seinem Vater am 31. Sept. 1804. — Außerdem besteht noch eine Nebenlinie in Brecknockshire; dieser Nebenlinie gehörte der Hauptmann Devereux an, der in der Egerschen Mordnacht vom 24. Februar 1634 mit 6 Hellebardirern in Wallensteins Schlafgemach drang und mit den Worten: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk dem Feind überführen und kaiserlicher Majestät die Krone von dem Haupte herunter reißen wollen? Jetzt mußt du sterben!" den Feldherrn mordete. (*v. Stramberg.*)

DEVERRA, ein dämonisches Wesen des Volksglaubens bei den Römern, das vom abergläubischen Abkehren der Schwelle mit einem Besen den Namen hatte. Sobald die Hausfrau eines Kindes genesen war, suchte man, um den Sylvan von jedem schädlichen Einflusse abzuhalten, durch symbolische, auf den Anbau sich beziehende Gebräuche ihr drei schützende Gottheiten zuzuwenden. Drei Männer nämlich gingen um die Schwelle des Hauses und schlugen dieselbe zuerst mit einer Axt, dann mit einer Stampfkeule, worauf sie mit einem Besen abgefegt wurde. Dies sollte denn dahin deuten, daß die Bewohner des Hauses gesittete Menschen wären, daß sie in einer kultivirten Gegend wohnten, daß also der Waldgeist Sylvanus keine Macht über sie haben könne. Mit der Axt nämlich fällt man Bäume, beschneidet dieselben mit dem Eisen, bereitet den Spelt mit der Stampfkeule und kehrt die Früchte mit dem Besen zusammen. Daher waren diese 3 Dinge Zeichen des Anbaues und die ihnen vorstehenden Genien wären Intercido, Pilumnus und Deverra. (*Varro* bei *Augustin.* de C. D. VI, 9.) Die erstern beiden wurden männlich, Deverra aber weiblich, als Göttin, gedacht. (*Richter.*)

DEVERRA. Eine von Candolle (Coll. de mém. V. p. 46.) aufgestellte Pflanzengattung aus der Gruppe der Seselinen der natürlichen Familie der Umbelliferae und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Die gemeinschaftliche und besondere Doldenhülle ist klein, hinfällig, vier- bis sechsblättrig; der Kelchrand kaum bemerkbar; die Corollenblättchen eiförmig, lang zugespitzt, mit einwärts gebogener Spitze; die Griffel kurz, zuletzt ausgebreitet; die Frucht eiförmig oder rundlich, von der Seite etwas zusammengedrückt, durch abstehende Haare oder Schüppchen hackerig; die Rippen unscheinbar; die Vertiefungen mit einem Saftgange auf dem Rücken; auf der Nahtseite zwei Saftgänge. Die drei Arten, welche Candolle bisher rechnet, sind aromatische, fast blattlose, schimmelgrüne, steife, besenartige afrikanische Staudengewächse. Wegen der besenartigen Beschaffenheit der Arten wählte Candolle den Gattungsnamen Deverra (nach Augustinus bei den Römern eine Göttin, welche dem Auskehren des Hauses einer Wöchnerin vorstand), indem der ältere Vivianische Name Pityranthus (πίτυρον, Kleie) nur auf eine Art paßt: 1) *D. aphylla* Cand. (Prodr. IV., p. 143., Bubon aphyllus *Cham. et Schl.* Linn. 1826. p. 389.) mit ruthenförmigem Stengel und sehr hackerigen Früchten; am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) *D. tortuosa* Cand. (l. c., Athamanta tortuosa *Spr.* syst. I. p. 900.) mit sehr ästigem, gedrehtem Stengel und sparsam zottigen Früchten. Im nördlichen Afrika. Zerfällt in zwei Formen: α) *D. virgata* Cand. (l. c., Bubon tortuosus *Desf.* atl. I. p. 257. t. 78.) mit ruthenförmigem, biegsamem Stengel; im State Tunis; und β) *D. rigidior* Cand. (Bubon tortuosus *Sieb.* pl. exs., Crithmum pyrenaicum *Forsk.*) mit sehr ästigem, steifem Stengel; in Ägypten, an den Pyramiden. 3) *D. Pityranthos* Cand. (l. c. p. 144., Pityranthos denudatus *Viv.* fl. libyc. p. 15. t. 7. f. 1. 2.; Bunium pityranthon *Spr.* syst. p. 901. — S. d. A. Bunium.) mit ruthenförmigem Stengel und langen Zweigen; Doldenhüllen und Früchte sind mit kleienartigen Schüppchen bedeckt; an der großen Syrte, in der Nähe des alten Cyrene. (*Sprengel.*)

D'EVES oder D'ewes, Sir Symonds, geb. 1602 zu Coxden in der Grafschaft Dorset, stammte von einer alten, edlen, niederländischen Familie ab, die sich schon seit langer Zeit in England niedergelassen hatte. Er erhielt seine Bildung im väterlichen Hause und auf der Universität zu Cambridge, wo er in einem Alter von 18 Jahren Materialien für die Geschichte seines Vaterlandes zu sammeln anfing. Vor seinem 30. Jahre beendete er eine Sammlung der Tagebücher aller unter der Regirung Elisabeths gehaltenen Parlamente, ein für die Geschichte seiner Zeit sehr nützliches Werk, das jedoch erst nach seinem Tode (London 1682, in Fol.) bekannt gemacht wurde. Im J. 1639

Digitized by Google

wurde er zum Sherif der Grafschaft Suffolk ernannt und zum Chevalier erhoben, 1641 zum Baronet. Inzwischen war er zum Parlamentsmitglied für die Stadt Sulburg in der Grafschaft Suffolk erwählt, saß in dem sogenannten langen Parlamente, erklärte sich im bürgerlichen Kriege gegen die königliche Partei und unterzeichnete den Covenant. Doch müssen seine politischen Meinungen zu den gemäßigten gehört haben, denn er war mit unter denen, die 1648 durch die Soldaten Cromwells aus dem Parlamentssale vertrieben wurden. Er kehrte nun zu seinen historischen und antiquarischen Studien zurück und ordnete die Materialien, welche er für die Antiquitäten der engländischen Geschichte gesammelt hatte. Diese Materialien sind jedoch nie gedruckt worden und werden in mehren Bibliotheken aufbewahrt. Seine übrigen zahlreichen Manuscripte, unter denen sich auch sein Tagebuch befindet, sind jetzt in der Bibliothek des Grafen Oxford. Seine Arbeiten werden zwar für brauchbar gehalten, sollen aber mehr Genauigkeit und Fleiß, als Geschmack und Urtheil verrathen. Dewes starb den 18. April 1650. (*Franke.*)

DEVIENNE, Charles Jean Baptiste d'Agneaux, geb. 1728 zu Paris. In einem Alter von 17 Jahren bestimmte er sich zum Klosterleben und trat in den Benedictinerorden von der Congregation des heiligen Moritz. Er gehört zu den fleißigsten Schriftstellern dieses Ordens, führte den Titel eines Historiographen der Stadt Bordeaux, war Anhänger der Grundsätze, welche die Revolution herbeiführten, und starb 1792. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur folgende an: 1) Eclaircissements sur plusieurs antiquités trouvées à Bordeaux. 1757. in 12. 2) Histoire de la ville de Bordeaux, tome I. 1771. in 4. Er führt die Geschichte der Stadt bis zur Minderjährigkeit Ludwig XIV., der 2. Theil ist indeß nicht erschienen. 3) Dissertation sur la religion de Montaigne. 1773. in 8. 4) Eloge historique de Michel Montaigne, et discours sur sa religion. 1773. in 12. 5) Administration générale et particulière de la France. 1775. in 12. 6) Lettres sur l'histoire de France. 1782. in 12. 7) Histoire d'Artois. 1785—87. 5 Vol. in 8. 8) Histoire générale de France, écrite d'après les principes qui ont opéré la revolution. 1791. 2 Vol. in 12. 9) Le triomphe de l'humanité, ou le mort de Léopold de Brunswick, poëme qui a concouru pour le prix de l'académie française. Lille 1787. in 8. (*Franke.*)

DEVIENNE, François, war seit 1796 als Fagottist im Orchester der großen Oper zu Paris und als Professor der Flöte am Conservatorium der Musik daselbst angestellt, welche Stellen er mit ungemeinem Fleiße und glänzendem Erfolge verwaltete. Seine unermüdliche Thätigkeit und sein Eifer, der Tonkunst nach allen Kräften und von allen Seiten zu nützen, wurden sogar durch die Auftritte der Revolution nicht beschränkt. Die Zahl seiner gedruckten Werke ist nicht gering; er gehört unter die Vielschreiber, die offenbar durch innern Drang getrieben werden, ihre schnellen Empfindungen schnell zu Papier zu bringen. Er war der Mann seiner Zeit und seines Volkes; das Meiste seiner vielen Compositionen fand man sehr unterhaltend. So sehr er auch in Harmonien und Musikerzeugnissen aller Art lebte, so wenig vergaß er die Liebhabereien seiner Zeitgenossen und befriedigte vor Allem den kriegerischen Sinn seiner Nation durch brausende Ouverturen, Märsche, Harmonien für Militärmusik und große Symphonien für 20 und mehr Blasinstrumente. Lebhaft warf er sich in Alles. In dem großen Verzeichnisse seiner Compositionen, das Gerber in seinem neuen Lexikon der Tonkünstler genau lieferte, lesen wir viele Ouverturen und Symphonien (nach französischer Weise), Concerte für Blasinstrumente, Quartetten, Trio's, Duetten und Solo's für allerlei Instrumente. Auch das Fach des Gesanges bereicherte er mit manchem gefälligen Hefte. Selbst als Opernsetzer trat er mit außerordentlichem Glück auf. Schon 1791 wurde seine Operette Le Mariage clandestin sehr beliebt; noch mehr 1795 Agnes et Felix ou les deux Espiègles (die beiden Eulenspiegel); vor allen aber seine Visitadines 1797, die über 200 Vorstellungen erlebten. Seine Flötenschule machte zu ihrer Zeit gleichfalls Glück. Sie erschien unter dem Titel: Méthode de Flûte théorique et practique, contenant tous les principes, des petits airs, Duos et Sonates faciles, précédés d'un prélude à la tête de chaque morceau. Paris, chez Imbault 1795. In Leipzig kam im Bureau de Musique von Kühnel (jetzt Peters) eine verbesserte Übersetzung heraus. — Er starb zu Charenton d. 5. Septbr. 1803 in einem Alter von 43 Jahren. (*G. W. Fink.*)

DEVIKOTTA, sanskr. Devikata, d. h. die Veste der Göttin, Stadt im Reiche Tanschor (Tanjore), nahe der Vereinigung des Flusses Kolerun mit dem See, etwa 37 engl. M. im Süden von Pondichery. Diese Festung wurde im J. 1749 vom Major Lawrence eingenommen. Lage: 11° 25′ n. Br. 79° 52′ ö. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

DEVILLE, Anton, war aus einer angesehenen Familie der Dauphiné 1596 in Toulouse geboren, wo seine Voreltern sich im 15. Jahrhundert niedergelassen hatten. Er legte sich mit besonderm Eifer auf die Mathematik und Kriegsbaukunst und trat in savoyische Dienste, wo er schneller vorwärts zu kommen hoffte, auch sich durch seine Geschicklichkeit und Thätigkeit die Gunst des Hofes und zwei Orden (des St. Mauritius und St. Lazarus) erwarb. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er daselbst angestellt und trug im J. 1637 zur Wiedereroberung von Corbie bei, worauf er bei den Belagerungen mehrer Städte, St. Omer, Hesdin, Arres u. m. a. gebraucht ward, nach dem Frieden aber die an Frankreich abgetretenen Orte zu befestigen Auftrag bekam. Er starb im J. 1657. Seine Schriften sind: Les fortifications. Fol., zuerst 1629 und 1636 in Paris gedruckt, dann 1640 in Lyon, 1666 in Paris, 1672 in Amsterdam in 8., Teutsch ebendas. 4. 1676 auch 8., auch unter dem Titel: Der vollkommene Ingenieur. 8. Frankfurt 1760. Die 53 dazu gehörigen Zeichnungen sind von Deville selbst gezeichnet und gestochen. — Pyctomachia Veneta seu de pugna Venetorum in ponte quotannis autumnali tempore inter Nicolaotos et Castellanos frequentari solita. 4. Venedig 1633. und Descriptio portus et urbis Polae antiquitatum 1633.

Digitized by Google

sind in Burmanns Thesaurus antiquitatum Italiae. T. V. und VI. wieder abgedruckt. — Obsidio Corbejensis. fol. Paris 1633. — Le Siège de Landrecy. 8. 1657. — Le Siège de Hesdin. fol. Lyon 1639. — De la charge des gouverneurs des places. fol. Lyon et Paris 1639. mit dem 1627 gestochenen Brustbilde des Verf. 1655. 1656. in 8. Paris 1740. 1790. in 12. Enthält eine Samlung praktischer Regeln über die Bewahrung und Vertheidigung der Festungen und hat den späteren Schriften Vaubans und Anderer über diesen Gegenstand zur Grundlage gedient. Van der Gröben hat in seiner Kriegsbibliothek zwei Aufsätze daraus entnommen: Von den Parteien (im 2. Bde.) und: Methode, Festungen zu recognosciren und in Grundriß zu bringen (im 8. Bde.). Sein Sprichwort gilt noch immer: „Wer Festungen bauen will, muß die Augen zu, und den Beutel aufthun." (*v. Hoyer.*)

Devise s. Sinnbild, Sinnspruch.

DEVIZES, ein Borough in Wiltshire, am Kennet- und Avonkanale auf einer Anhöhe gelegen, gut gebaut, mit 2 Kirchen, 1 Kapelle, 1 Bethaus für Dissenters, 1 Grammatikalfreischule für 100 Kinder, 890 Häus. und 4851 Einw., welche Manufakturen von Serge und Kasimir unterhalten. Der Ort sendet 2 Deputirte zum Parliament und hat 2 Wochen- und 6 Jahrmärkte. — Devizes ist ein sehr alter Ort, dessen Ursprung von einigen bis auf die Zeiten der Römer zurückgeführt wird, welche hier eine Station gehabt haben sollen; das jetzt verfallene feste Schloß wird schon unter Heinrich I. erwähnt. Während des Bürgerkriegs unter Karl I. war Devizes von den Parliamentstruppen unter William Waller besetzt, welcher hier (1643) in einer blutigen Schlacht von der königl. Armee geschlagen ward. (*Leonhardi.*)

DEVOLUTION. Seiner grammatischen Bedeutung nach ist unter dem Zeitworte devolvere im Allgemeinen derjenige Akt zu verstehen, wodurch ein gewisser Gegenstand aus seiner bisherigen Lage in eine andere versetzt wird oder darein übergeht [1]). In demselben Sinne wird dieses Wort nun auch von den römischen Juristen gebraucht, so jedoch, daß sie darunter nicht blos den faktischen Übergang eines Objects in eine neue Lage verstehen [2]), sondern auch den aus einem bestimmten Rechtsgrunde erfolgenden Übergang auf einen Dritten [3]), und zwar zunächst einen solchen, der sich schon von Rechtswegen (ipso jure) ereignet [4]). Der Übergang selbst heißt Devolutio; doch findet sich dieses Substantivum weder bei den Classikern, noch bei den römischen Juristen. Selbst zur Zeit des Mittelalters scheint es noch nicht üblich gewesen zu seyn, da es bei Dufresne fehlt, und namentlich auch weder in demjenigen Titel der Decretalen Gregors IX., welcher über das heut zu Tage sogenannte kanonische Devolutionsrecht handelt, noch in dem entsprechenden Titel der Clementinen gefunden wird [5]). Während der spätern Zeiten ist es dagegen ein technischer Ausdruck geworden, der überall, insbesondere bei den Kanonisten und Germanisten, gebräuchlich ist; bei den Erstern für das eben erwähnte kanonische Devolutionsrecht, bei den Letztern für das teutschprivatrechtliche Verfangenschaftsrecht.

I. Unter dem kanonischen Devolutionsrechte ist, wie J. H. Böhmer sich ausdrückt, zu verstehen: Translatio juris, pro ea vice amissi, in superiorem, ob negligentiam in eligendo, conferendo et providendo [6]), oder mit andern Worten, das für den Fall, wo der ordentliche Provident sein kirchliches Provisionsrecht entweder nicht auf die vorschriftsmäßige Weise oder nicht binnen der gesetzlichen Frist ausgeübt hat, auf denjenigen Kirchenobern, welchem der ordentliche Provident zunächst unterworfen ist, übergegangene (devolvirte) Recht, das Provisionsrecht für den vorliegenden Fall anstatt des ordentlichen Providenten auszuüben. Tritt daher eine solche Devolution ein, so geht bei den Katholiken das Präsentationsrecht des Patrons, oder das Wahlrecht des Kapitels an den Bischof, das Besetzungsrecht des Bischofes an den Erzbischof über [7]); ist der Papst in culpa oder mora, so tritt wieder die Provisio ordinaria ein. — Was die Protestanten betrifft, so gelten bei ihnen, unter den sich von selbst verstehenden Modificationen, dieselben Grundsätze. Von dem Kirchenpatron devolvirt also das Präsentationsrecht an den Landesherrn oder an denjenigen, welcher dessen rechtmäßiger Vertreter ist, z. B. an die Consistorien oder die Consistorialpräsidenten, und es heißt z. B. in der kursächsischen Kirchenordnung: „Wann aber der Lehen-Herr keine solche tüchtige Personen nominiren und vorstellen könnte, oder wollte, und aber wir, unsers von Gott befohlnen Amts und hoher Obrigkeit halben, uns schuldig erkennen, unsere von seiner Allmächtigkeit uns befohlene Kirchen und Unterthanen obgehörter Maßen zu versehen; so sollen unsere Consistorialen und Verordnete des Synodi mit Bestellung desselben Pfarren, Prädicaturen, Diakonaten und Subdiakonaten, als ob laut, verfahren, damit solch Kirchendienst nicht vaciren, sondern die Pfarrkinder mit der Predigt göttlichen Worts und rechtem Gebrauch der heiligen Sacramente versehen und keinesweges versäumet werden, und solches denen Patronis an den Collaturen unnachtheilig und unabbrüchig seyn [8])." Eben so devolvirt das Collationsrecht der Kapitel an den Landesherrn [9]). — Durch die Devolution wird aber, wie schon bemerkt, das Wahl-, Collations- oder Provisions-Recht an sich nicht gefährdet; vielmehr beschränken sich

1) *Caesar* de bello civili Lib. II. cap. 11. *Cicero* in Antonium Orat. VII. cap. 4. *Curtius* Lib. V. cap. 3. 2) L. 23. D. de praescript. verb. (19. 5.) 3) L. 1. C. de bonis matern. (6. 60.) 4) L. 9. D. de jure fisci (49. 14.)

5) Vergl. Tit. de supplenda negligentia praelatorum. (Gregor. I. 10. Clement. I. 5.) 6) *Boehmer* Jus ecclesiast. Protestant. Lib. I. Tit. 10. §. 2. — Vergl. über das gesammte kanonische Devolutionsrecht außer dem Tit. 10. bei Böhmer auch noch *Gonzalez Tellez* Comment. in Decretal. Gregor IX. Lib. I. Tit. 10. 7) cap. 2. 8. 5. X. de supplend. negligent. praelator. (1. 10.) cap. 17. X. de jur. patronat. (3. 38.) cap. 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) 8) entlehnt aus *Boehmer* loc. land. §. 8., woselbst auch noch andere übereinstimmende Partikulargesetze angeführt und quoad passus concernantes abgedruckt sind. 9) *Boehmer* loc. land. §. 9.

Digitized by Google

ihre Wirkungen lediglich darauf, daß derjenige, zu deſſen Gunſten ſie gereicht, das an ihn devolvirte Recht für den vorliegenden Fall exercirt. Wie ebenfalls ſchon bemerklich gemacht iſt, erfolgt die Devolution aus einem doppelten Rechtsgrunde: — Erſtens deshalb, weil das devolvirte Recht nicht innerhalb der gehörigen Zeit ausgeübt iſt. Nach den Verordnungen des kanoniſchen Rechts ſoll eine „cathedralis vel regularis ecclesia“ nicht länger als drei Monate ohne Prälaten ſeyn [10]; bei andern Collativ-Pfründen darf die Vacanz nicht länger als ſechs Monate dauern [11]. Doch läuft dieſe Zeit nicht von dem Augenblicke der eingetretenen Vacanz, ſondern erſt von dem Augenblicke der dem Collator über die Erledigung gewordenen Wiſſenſchaft an [12]. Auch darf der Collator an der Ausübung ſeines Rechts weder durch faktiſche, noch juriſtiſche Impedimente gehindert ſeyn [13]; und wie daher z. B. keine Devolution Statt findet, wenn die Proviſion wegen obwaltender Kriegsunruhen nicht erfolgen konnte [14], ſo insbeſondere auch dann nicht, wenn der Provident ohne ſeine Schuld ſuspendirt iſt [15]. — Zweitens erfolgt die Devolution, wenn die Proviſion nicht auf die kanoniſche Weiſe unternommen worden. Dies bezieht ſich im Allgemeinen auf den Fall der Wahl eines Candidaten, der die erfoderlichen Eigenſchaften nicht in ſich vereinigt, der alſo mit Irregularitäten, beſonders mit einer Irregularitas ex delicto, behaftet iſt [16]. — Daß dieſe beiden Vorausſetzungen der Devolution auch bei den Proteſtanten gemacht werden, liegt wol ſchon in der Natur der Sache; doch ergibt es ſich noch zum Überfluß aus dem Osnabrückſchen Frieden, woſelbſt bei der Devolution vorausgeſetzt wird, daß die vacanten Präbenden nicht „debito tempore modove“ conferirt ſeien [17]. — Übrigens erfolgt die Devolution nicht ſchon von Rechtswegen, ſondern der höhere Kirchenobere muß ſeine desfallſigen Rechte immer erſt noch beſonders geltend machen, und ſo lange er dies nicht gethan hat, kann daher derjenige, welcher in culpa oder mora iſt, ſein Verſehen immer noch verbeſſern; doch iſt dies ſtreitig [18]. — Hat aber der höhere Kirchenobere ſein Devolutionsrecht wirklich und mit Erfolg geltend gemacht, ſo ſteht ihm nunmehr das Proviſionsrecht zwar zu; er iſt jedoch bei der Ausübung deſſelben für den eingetretenen Fall an die Beobachtung derſelben Regeln gebunden, welche der des Rechts verluſtig gegangene Collator zu befolgen hat, und wird daher ebenſo wie dieſer durch die Stiftungsurkunden oder anderweitige, beſchränkende Vorſchriften verpflichtet. Darum heißt es im weſtphäliſchen Frieden, daß derjenige, welchem die Pfründung jure devolutionis zugefallen ſey, nur einer ſolchen Perſon die erledigte Präbende verleihen könne, die derſelben Confeſſion angehöre, von welcher der frühere Pfründner geweſen ſey [19]. — Wie es ſcheint, reicht das kanoniſche Devolutionsrecht nicht über das Jahr 1179 hinauf. In dieſem Jahre wurde es auf der dritten Lateranenſiſchen Kirchenverſammlung vom Papſt Alexander III. für die niedern Pfründen begründet [20], hingegen nicht für die Biſthümer und Erzbiſthümer, von denen Innocenz III. das Devolutionsrecht im Jahre 1210 noch ausdrücklich ausſchloß [21]. Doch führte es derſelbe Papſt einige Jahre ſpäter, 1215, auf dem vierten Lateranenſiſchen Concilium auch für die Biſthümer und alle übrigen Prälaturen ein [22].

II. Unter dem teutſchprivatrechtlichen Devolutions- oder Verfangenſchaftsrechte [23] iſt hingegen, wie F. C. J. Fiſcher mit Recht ſich ausdrückt, diejenige germaniſche Gewohnheit zu verſtehen, „wodurch den Kindern nach Abgang des einen Gemahls, oder nach einer wiederholten Vermählung des Überlebenden, alle liegenden Gründe beider Eltern, und was denſelben gleich geſchätzt wird, zum vollkommenen und ausſchließlichen Eigenthum anheimfallen, und wobei ſich die verwittibte Perſon blos mit dem Eigenthum des beweglichen Gutes und mit dem Nießbrauche der ihren Kindern zugefallenen Liegenſchaft begnügen muß [24].“ Es hängt dieſe teutſche Rechtsgewohnheit mit der ſogenannten prorogirten Gütergemeinſchaft hiſtoriſch zuſammen, und ihre Tendenz geht auf möglichſte Verhütung einer Verletzung der aus einer Ehe hinterlaſſenen Kinder durch einſeitige Diſpoſitionen oder Verfügungen des überlebenden Parens. Vornehmlich dachte man dabei an den Fall einer Wiederverheirathung. Wo daher das Verfangenſchaftsrecht gilt, behalten die Kinder erſter Ehe die ihnen „verfangenen“ oder „verhafteten“ Güter ausſchließlich; wogegen die Kinder aus zweiter Ehe umgekehrt alle diejenigen Güter allein bekommen, welche in dieſer nachfolgenden Ehe erworben werden. Vor Zeiten war dieſes Verfangenſchaftsrecht eine weit verbreitete Gewohnheit, und es fand ſich nicht blos in Teutſchland, ſondern auch in andern germaniſchen Ländern [25]. So z. B. kommt es unter dem Ausdruck „Donaire“ in dem Droit coutumier von Namür vor [26]. Gegenwärtig wird es indeſſen ſelten angetroffen, und die Härte, welche für die Kinder der einen oder andern Ehe ſo leicht daraus erwachſen kann, hat die nächſte Veranlaſſung ſeiner Aufhebung gegeben. Auch pflegt in ſolchen Ländern, wo das Verfangenſchaftsrecht noch beſteht, durch die Einkindſchaft ein Mittel begründet zu ſeyn, es auszuſchließen, indem die Kinder verſchiedener Ehen durch die Einkindſchaft in das erbrechtliche Verhältniß vollbürtiger Geſchwiſter geſetzt und dadurch vor möglichen Übervortheilungen ähnlich als durch das Verfangenſchaftsrecht geſichert werden, ohne daß die Unbilligkeiten

10) cap. 41. de electione (1. 6.). 11) cap. 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) cap. 2. de translat. episcop. (1. 7.) 12) cap. 3. X. de suppleud. negligent. praelat. (1. 10.) 13) cap. 41. laud. 14) *Bochmer* loc. laud. §. 8. 15) cap. 5. X. de concess. praebend. (3. 8.) 16) cap. 2. §. 1. de translation. episcop. (1. 7.) cap 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) 17. Instrument. pacis Osnabrug. Art. V. §. 26. med. 18) *Gonzalez Tellez* loc. laud. No. 14. *Bochmer* loc. laud. §. 6. 7.

19) Instrument. pac. Osnabrugens. Art. V. §. 26. 20) cap. 2. X. de concess praebend. (3. 8.) 21) cap. 12. eodem. 22) cap. 41. X. de elect. (1. 6.) 23) Über Verfangenſchaftsrecht vergl. unter Andern: *P. Stockmann* De jure devolutionis. Amselod. 1683. *J. G. Estor* De jure devolutionis. Jen. et Lips. 1738. J. C. J. Fiſcher Verſuch über die Geſch. d. teutſchen Erbfolge. Mannheim 1778. Bd. I. S. 233—292. 24) Fiſcher a. a. O. S. 234. 25) Fiſcher a. a. O. S. 240 ff. 26) Fiſcher a. a. O. S. 236.

Digitized by Google

des Jus devolutionis daraus erwachsen[27]). — Wenn oben die Verfangenschaft auf „alle liegenden Güter bei der Eltern" bezogen ist, so darf dies nicht so verstanden werden, als habe die Verfangenschaft gerade diesen Umfang immer. Es ist ja bekannt, wie sehr abweichend die besondern Gewohnheiten der einzelnen teutschen Länder, Provinzen, Städte bei den meisten Instituten sind, und dies trift nun auch bei den verhafteten Gütern zu, die sich nicht selten blos auf die liegenden Gründe des verstorbenen Gatten beschränken, wogegen hin und wieder sogar auch noch die Fahrniß dazu geschlagen wird[28]). Indessen kann man annehmen, daß die Verfangenschaft den obigen Umfang der Regel nach habe, und hierauf war daher der Begriff im Allgemeinen zu stellen. Obwol aber das Devolutionsrecht hienach immer gerade auf das Grundvermögen entweder ausschließlich oder doch zunächst gerichtet ist, so bleibt doch alles das davon ausgeschlossen, was auch von der Gütergemeinschaft eximirt werden muß, also alle diejenigen Grundbesitzungen, worüber dem Besitzer das Recht der freien Verfügung abgeht. Es gilt dies namentlich von Lehen und Fideicommißgütern, dann aber auch von vielen Bauergütern. In diese Güter wird vielmehr, ungeachtet des Jus devolutionis, nach denselben Grundsätzen succedirt, welche auch sonst dabei zur Anwendung kommen, und namentlich können die Kinder erster Ehe, als solche, bei der Lehenssuccession vor den Kindern der nachfolgenden Ehe keinen Vorzug verlangen, noch viel weniger also ihren überlebenden Parens auf einen bloßen Nießbrauch beschränken[29]). — Trit die Verfangenschaft selbst wirklich ein, so fallen die verhafteten Güter den Kindern zwar eigenthümlich zu; der Überlebende behält jedoch die freie Verwaltung und Nutznießung darüber. Freilich muß er aber die Güter wie ein guter Hausvater bewirthschaften, sie insbesondere in Bau und Besserung erhalten, auch die Kinder standesmäßig erziehen und erhalten, desgleichen die Töchter ausstatten und den Söhnen ein Subsidium paternum gewähren[30]). Veräußern darf er natürlich nicht, und hat er es dennoch gethan, so sind die Kinder nach dem Tode ihres längstlebenden Parens zur Rückforderung der ihnen verfangenen Güter aus der Hand des dritten Erwerbers befugt, ohne diesem zu irgend einer Schadloshaltung verbunden zu seyn. Doch macht der Fall der äußersten Noth eine Ausnahme; in einem solchen Nothfall ist es den Eltern erlaubt, auch die verfangenen Güter rechtsbeständig zu veräußern[31]). Das Verbot der Veräußerung bezieht sich auf Veräußerungen unter Lebenden und von Todes wegen zugleich. Auf die nämliche Weise ist aber auch den Kindern das Recht der Veräußerung entzogen. Daß diese nicht unter Lebenden veräußern können, folgt schon aus dem Nießbrauchsrechte des überlebenden Parens an den verhafteten Gütern; daß ihnen aber auch das Recht der Veräußerung auf den Todesfall abzusprechen sey, folgt daraus, daß bei ihrem unberufen Ableben die verfangenen Güter den Eltern verbleiben, denen sie nun eigenthümlich zufallen. Überhaupt ist das Eigenthum der Kinder an der Verfangenschaft als ein Recht zu betrachten, dessen Dauer von dem Umstande abhängt, daß die Kinder ihren längstlebenden Parens überleben. Allein ein blos eventuelles Recht ist es darum noch nicht, wie freilich manche behauptet haben[32]), und hierin liegt zugleich der Grund mit, daß die verfangenen Güter nach dem Tode des überlebenden Gatten den Kindern nicht als Erben zufallen; es hört vielmehr mit dem erfolgten Tode nur eine Beschränkung auf, welcher das Gut bisher unterworfen war. Deshalb haben die Kinder auch die Pflichten der Erben nicht auf sich, brauchen also die Schulden des Verstorbenen nicht zu übernehmen. Die (eigentliche) Erbschaft fällt den Kindern aus zweiter Ehe oder dem zweiten Ehegatten zu[33]); die Kinder der ersten Ehe sind durch die ihnen ausgewiesene Verfangenschaft als abgeschichtet oder abgefunden zu betrachten. — Streitig ist es, ob der überlebende Gatte über die seinen Kindern verfangenen Güter sofort bei dem Eintrit des Devolutionsrechts ein Inventarium des verhafteten Vermögens errichten müsse, oder erst bei der Eingehung einer anderweitigen Heirath. Die Statuten sind in dieser Beziehung abweichend[34]); doch scheint die Errichtung des Inventariums, nach allgemeinen Grundsätzen, erst bei einer Wiederverheirathung gefodert, und auch erst von dieser Zeit an Caution verlangt werden zu können[35]). — Sind beim Eintrit der Devolution Schulden vorhanden, so hastet das verfangene Vermögen dafür nur in subsidium[36]).

III. Schließlich ist noch der prozeßrechtlichen Devolution zu gedenken; es ist darunter der Übergang eines schwebenden Prozesses von dem niedern Richter an den höhern zu verstehen. Eine solche Devolution erfolgt immer nur auf den Grund eines von einer Partei oder auch von beiden zugleich gegen ein Erkenntniß des niedern Richters eingelegten Rechtsmittels, und die Kraft, welche man einem solchen Rechtsmittel in dieser Beziehung beilegt, heißt Devolutionskraft[37]). Diese Kraft ist mit der Appellation immer, mit der Nullitätsquerel und der Revision hingegen wenigstens nach verschiedenen Gerichtsverfassungen verbunden. So weit dies der Fall ist, heißen sie devolutive Rechtsmittel, im Gegensatze der nicht devolutiven, bei denen entweder das ganze Verfahren vor dem frühern Richter verbleibt, oder doch wenigstens die Verhandlung bis zum Urtheil, wogegen dieses im letztern Fall auf dem Wege der Substitution, nämlich durch Transmission der Acten an ein auswärtiges Spruchkollegium, abgefaßt, aber dennoch im Namen des frühern Richters eröffnet wird. Zu diesen nicht devolutiven Rechtsmitteln gehören die Supplication, Läuterung, Oberläuterung, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand; auch gehören dahin (wenn gleich nicht überall) die Nullitätsquerel und Revision. Bei den Gerichten erster

27) J. F. Runde Grundsätze des teutschen Privatrechts §. 613. 28) Beispiele vergl. bei Fischer a. a. O. S. 247 ff. 29) W. A. F. Danz Handbuch des teutschen Privatr. Bd. VII. S. 64. 30) Fischer a. a. O. S. 260. 268 ff. 31) Fischer a. a. O. S. 261 ff.

32) Danz a. a. O. S. 67. 33) Fischer a. a. O. S. 283 ff. 34) Fischer a. a. O. S. 258. 260. 35) Pütters Rechtsfälle Th. III. Nr. 225. 36) Fischer a. a. O. S. 288. 37) Gönner Handb. des gemeinen teutschen Prozesses. Th. III. Abhandl. 57. 60. 65. Martin Lehrbuch des gem. bürgerl. Prozesses. §. 264. 265

Instanz sind jedoch diese nicht devolutiven Rechtsmittel in vielen Ländern ganz abgeschafft worden; auch läßt es sich nicht verkennen, daß sie sehr leicht zu arger Verschleppung der Prozesse gemißbraucht werden können. Was dagegen die höhern Gerichte betrifft, so ist das Recht zur Ergreifung solcher Rechtsmittel für einen bestimmten Fall den Parteien sogar vom teutschen Bunde ausdrücklich zugesichert worden. In der Bundesacte heißt es nämlich, daß bei den von den kleinern Bundesregierungen für ihre Länder errichteten, gemeinschaftlichen, obersten Gerichten jeder der prozeßführenden Parteien frei stehen solle, auf die Verschickung der Acten an eine teutsche Fakultät oder an einen Schöppenstuhl zur Abfassung des Endurtheils anzutragen [38]). (*Dieck.*)

DEVON, kleiner Fluß in Schottland, welcher Clackmannanshire bewässert und, bei der gleichnamigen Hauptstadt dieser Provinz, sich in den Forth ergießt. (*Leonhardi.*)

DEVONPORT, früher Plymouth-Dock, einer der bedeutendsten Seeplätze Englands, zwischen der Mündung der Flüsse Tamar (Hamoaze) und Plym (Catwater), an dem Plymouthsund, 1 Meile westnordwestlich von Plymouth, in Devonshire gelegen, ursprünglich ein Fischerdorf, Namens Sutton, und von Wilhelm III. zum königl. Hafen erhoben, erhielt wegen seiner besonders seit 1760 gestiegenen Wichtigkeit am 1. Januar 1824 seinen jetzigen Namen durch ein Gesetz Georgs IV., dessen Andenken eine mit der Statue des Königs geschmückte, prächtige Säule auf dem „Windmühlenhügel" erhalten soll. Die Stadt und die sehenswerthen Schiffswerfte sind von starken Festungswerken umgeben, welche aus einem innern und einem 12 bis 20 Fuß dicken, in den Felsen gehauenen, äußern Walle, 2 Batterien und einer Citadelle oder Schanze mit Blockhaus, sowie der mitten im Plymouthsund gelegenen, befestigten Felseninsel St. Nicholas bestehen. Devonport hängt mit Plymouth durch das dazwischen gelegene Dorf Stonehouse zusammen, auch ist jenseits der Linien eine neue Stadt Morice-Town entstanden. Die Straßen der Stadt sind schön und regelmäßig; der Marktplatz ist einer der schönsten im westlichen Theil von England. Die schöne, neue, mit Säulen verzierte Pfarrkirche ist 1 engl. M. von der Stadt entfernt, welche außerdem 2 Filialkirchen und mehre Bethäuser für Dissenters hat, und in der das auf einem großen, freien Platze stehende Haus des Gouverneurs, das Haus des Admirals, und das Armenhaus für 600 Arme bemerkenswerth sind. Der schöne Hafen von Hamoaze ist 4 engl. M. lang, ½ breit, und mit eisernen Ketten eingefaßt, so daß 100 Schiffe in einer Reihe ankern können. Die längs des Hafens angelegten Schiffswerfte sind 3500 Fuß lang, 1000 breit, und durch ein Becken und einen Kanal in zwei Theile geschieden, wovon der südliche die eigentlichen Werfte oder Zimmerhöfe, eine große Schmiede, die 1480 Fuß langen Seilereien ꝛc. umfaßt; der nördliche aber eine Reihe zierlicher Häuser mit Gärten für die vornehmsten Offiziere, feuerfeste Magazine für Waffen und Kriegsvorräthe aller Art, die Kapelle, ein Wachthaus, die Stückgießerei, den Geschützhof ꝛc. enthält. — Zu Stonehouse ist das große Matrosenhospital (naval hospital), 2 große Casernen für 2000 Mann Garnison und ein Krankenhaus für die Marinesoldaten. — Der äußere Hafen, Plymouthsund, welcher 2000 Segel fassen kann, wird gegen den Andrang der Meeresfluthen durch einen in den J. 1812 bis 1820 erbauten, 4200 F. langen Wogenbrecher geschützt, welcher 3 engl. M. von der Küste entfernt, auf einer 300 F. breiten Basis 67 F. hoch aufgeführt, sich mit seiner 23 F. breiten Krone bei der höchsten Fluth noch 3 F. über den Wasserspiegel erhebt (vergl. den Art. Plymouth). (Nach Hassel, v. Jenny und Reigebaur.) (*Leonhardi.*)

DEVONSHIRE, eine Grafschaft in England, welche zwischen 12° 35′ bis 14° 34′ östl. L. und 50° 7′ bis 51° 14′ nördl. Br. sich ausbreitet, im N. von dem Bristoler Kanal, im O. von Sommersetshire und Dorsetshire, im S. von dem engl. Kanal, im W. von Cornwall begrenzt wird und, nach Arrowsmiths Charte 120 Q.M., nach dem Edinburgh Gazetteer 2192 engl. Q.M. oder 1,595309 Acres groß ist. Die ganze Oberfläche ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, zwischen denen sich Thäler und kleine Ebenen ausbreiten, sowie die Küste am Kanale zu beiden Seiten des Cap Start mit hohen Felsenriffen eingefaßt ist, welche vortreffliche Häfen und sichere Rheden bilden. Der Boden ist äußerst verschieden, im W. Moor, im N. trockener Sand mit vielen Haidestrichen, die Heimath wilder Kaninchen, im O. strenger Kalk, im S. fruchtbarer Mergel. Der Westen, wo das 53644 Acres große Dartmoor oder Dartmoor-Forest sich ausbreitet, gehört dem Rindvieh, der Norden den Schafen, der Osten den Hülsenfrüchten und der Süden — der Garten von D., the South-hams — dem Waizen und Obst. Die Gebirge, welche das Land durchstreichen, sind Zweige der aus Cornwall aufsteigenden Bergketten, die erhabenste Gegend ist Exmoor, wo sich der Dunkery Beacon 1890 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt; die vornehmsten Vorgebirge: Start, Berry Head, Hartland Point u. a. Mehre Flüsse durchschneiden die Provinz, unter denen die bedeutendsten die Tamar, Dart, Teign und Exe, welche dem britischen Kanale, der Taw mit der Torridge, welche dem Bristoler Kanale zuströmen. Mineralwasserquellen zu Gubb's Wall bei Cleave, zu Bella Marsh bei Kings-Teignton, zu Ilsington in der Nähe von Totneß, zu Brook bei Tavistock und, die eisenhaltigste, zu Bampton. Das Klima ist im Innern und an der südlichen Küste mild und angenehm, im N. feucht, im W. rauh und ungesund; die hier häufigen Devonshire-Koliken schreibt man indeß dem Genusse des Cyder zu. Die Produkte sind mannigfaltig; aus dem Pflanzenreiche Getreide, Hülsenfrüchte, besonders Erbsen, Hanf, Obst; aus dem Thierreiche die gewöhnlichen Hausthiere, Federvieh, wilde Kaninchen, See- und Flußfische und Bienen; aus dem Mineralreiche etwas Gold, Silber, Kupfer, Wismuth und Kobalt, vorzüglich aber Zinn, Blei, Eisen und Braunstein, Schiefer, Pfeifen- und Töpferthon in dem Thale von

38) Teutsche Bundesacte Art. 12.

Digitized by Google

Kings-Teignton, Gyps, verschiedene Marmorarten und Holzkohlen, die man auf der weiten Ebene von Bovey Heathfield aus der Kentshöhle ausbringt. Die Volksmenge belief sich im J. 1811 auf 383308 Individuen, nämlich 179653 männlichen und 203755 weiblichen Geschlechts, in 79415 Familien, wovon 33044 mit der Landwirthschaft, 30977 mit dem Handel und Kunstfleiße und 15394 auf andere Art beschäftigt waren, und welche 1 City, 39 Marktflecken, 394 Kirchspiele und 61190 Häuser bewohnten. Die Viehzucht ist der vornehmste Zweig der Landwirthschaft, da sich der Boden der Shire dazu am meisten eignet; die Rindviehzucht besonders wird in den Marschen des Dartmoors betrieben, aus anderen Gegenden sendet man es zur Ausfütterung auf die Weiden von Cornwall; Schafe werden in großer Menge gehalten, sie sind meistens von der Southamsrasse und geben eine schöne Wolle; auch die Schweinezucht ist beträchtlich. Alle Flüsse in der Shire sind äußerst fischreich; einträglich der Lachsfang im Tamar und Tavy; an den Küsten ist aber die Fischerei wenig bedeutend, und blos der Austernfang bei Starkroes, Topsham und Lympstone wichtig. In neueren Zeiten hat sich der Ackerbau sehr gehoben, doch erbaut man bei weitem so viel Korn nicht, als der Bedarf erfodert; blos Gerste und Erbsen sind überflüssig vorhanden. Auf die Baumzucht wird einiger Fleiß gewendet; man macht vielen Cyder und bereitet in der Umgegend von Kingsbridge einen Liqueur, der unter dem Namen White-Ale ausgeführt wird. Der Bergbau geht jetzt allein auf Kupfer, wovon die einträglichsten Gruben bei North Moulton unweit Tavistock und bei Buckland in dem Moore betrieben werden. Die früher sehr ergiebigen Zinngruben, zu deren Beaufsichtigung die Zinnhöfe (Stannary courts) zu Plympton, Tavistock, Ashburton und Chagford bestellt, sind jetzt ganz aufgegeben; die Bleigruben zu Combmartin, die so reich an Silber sind, daß man in einer Tonne Erz 20 bis 168 Unzen Silber gefunden hat, sind wieder aufgenommen; außerdem wird etwas Eisen zu Combmartin gewonnen, und zu Newton St. Cyrit eine Braunsteingrube bearbeitet, aus welcher jährlich 150 bis 200 Tonnen nach London gesendet werden. Die blühenden Wollenzeuchfabriken sind neuerdings sehr herabgekommen, und was man in North- und South-Moulton, Tiverton und Bampton noch für die Levante macht, ebenfalls in Abnahme. Serge wird von den Weibern zu Tothneß viel geliefert. Außerdem hat man zu Tavistock eine Eisengießerei und Messerschmieden, macht hier und da Leder, lederne Handschuhe, Spitzen und Segeltuch und unterhält einen starken Schiffbau; blos auf den Werften von Plymouth waren im J. 1811 2741 Personen in Thätigkeit. Die Ausfuhr beschränkt sich hauptsächlich auf Käse, Butter, fette Ochsen und Schweine, trockenes Obst, Malz, Erbsen, Cyder, White-Ale, Kupfer, Braunstein, Pfeifen- und Töpferthon (jährl. 1200 Tonnen), Eisenwaren, Flanelle und einige andere Fabrikate. — Die Shire, welche den Titel eines Herzogthums führt und in 33 Hundreds abgetheilt wird, gehört zur Diözese von Exeter, der Hauptstadt der Provinz, wählt 26 Deputirte zum Parlamente (Hassel im W. Handb. S. 201 ff.) und stellt 1600 Mann zur Nationalmiliz. — Zu den Zeiten der Römer gehörte Devonshire, welches damals von den Danmonii bewohnt wurde, zu Britannia prima und bildete nachher einen Theil des Königreichs Wessex bis zur Vereinigung der sämtlichen Sachsenreiche unter König Egbert. (Vergl. Hassel im Weim. Handb. VII. S. 201 ff., *Rees* Cycl., von Irving und Reigebaur.) (*Leonhardi.*)

DEVONSHIRE. Verschiedene Familien nach einander haben von dieser Landschaft den Namen geführt. Zuerst wurde ein gewisser Balduin von Wilhelm dem Eroberer zum Viscount von Devonshire und Baron von Okehampton eingesetzt; dieses Balduin Sohn und Nachfolger, Richard, starb ohne Mannserben. König Heinrich I. gab hierauf die Grafschaft mit dem davon abhängenden Einkommen, 10 Mark jährlich, an Richard von Rivers, den er schon früher mit Tiverton und Plinton beschenkt hatte, und der später auch die Herrschaft der Insel Wight erlangte. Richards Sohn, Baldwin, wurde als ein Anhänger der Kaiserin Mathilde unter der Herrschaft Stephans von Blois verbannt; doch gelangte mit dem Siege der Legitimität sein Sohn Richard II. wieder in den Besitz der Grafschaft, und sie vererbte sich auf dessen Söhne, Balduin II. und Richard III., die aber beide ohne Erben verstarben. Die Grafschaft gelangte hierauf an ihres Vaters Bruder, Wilhelm von Vernon und nach ihm, weil Wilhelm seinen Sohn Balduin überlebte, an seinen Enkel Balduin III. — Balduins III. Sohn, ebenfalls Balduin genannt, starb kinderlos und wurde daher von seiner, an den Grafen Wilhelm von Albemarle verheiratheten Schwester Isabella beerbt. Aber auch dieser Isabella Erbtochter, Evelina, obgleich mit dem Grafen Edmund von Lancaster vermählt, starb kinderlos, worauf König Eduard III. die erledigte Grafschaft an Hugo Courtenay (s. diesen Art.) verlieh. Sie blieb über zwei Jahrhunderte bei Hugo's Nachkommenschaft, denn der von Eduard IV. creirte Graf von Devonshire, Humfried Stafford von Suthwick, kommt nicht in Betracht, endlich starb der letzte dieser Courtenay von Devonshire im J. 1556. Der Titel ruhte 46 Jahre lang, bis ihn König Jakob I. im J. 1603 an den Besieger von Irland, den Lord Mountjoy Karl Blount, verlieh; abermals durch Blounts Tod erledigt, ging er endlich, durch Verleihung vom 7. Aug. 1618, an Wilhelm Cavendish über.

Das Geschlecht Cavendish ist, wie Dugdale annimt, ein jüngerer Zweig von den einst in Norfolk und Essex mächtigen Gernons. Unter der Regierung Eduards II. erheirathete Roger von Gernon mit der Erbtochter von Johann Potton das Gut Cavendish in Suffolk, von welchem sodann seine gesamte Nachkommenschaft ihren Namen entlehnt hat. Insbesondere stammen von Rogers jüngerem Sohne, von Roger Cavendish, die Cavendish in Suffolk, woselbst sie Grimstone besessen haben, und namentlich der Weltumsegler Thomas Cavendish (s. diesen Art. Thl. 15. S. 412.). Des ersten Roger älterer Sohn, Johann Cavendish, war unter Eduard III. und Richard II. Oberrichter der Kings Bench und Kanzler der Universität Cambridge, und wurde in der Rebellion vom Jahre 1381 zu Bury St. Edmonds von den Aufrührern

Digitized by Google

erworben. Dieses Abkömmling im fünften Grade, Wilhelm C., war des Cardinals Wolsey adeliger Thürsteher, Auditor bei dem Hofe für die Vermehrung der königlichen Einkünfte (court of augmentation), Schatzmeister der Kammer und Geheimer Rath der Könige Heinrich VIII. und Eduard VI. Unter Eduard VI. wußte er vorzüglich seinen Einfluß zu benutzen, um eine Menge Klostergüter durch Schenkungen, Erbpachtverträge u. dergl. zu erwerben. Einen Theil des solchergestalt erworbenen Reichthums verwendete er auf den prachtvollen Bau von Chatsworth, in dem nördlichen Theile von Derbyshire, er starb aber, bevor er denselben vollführen konnte, den 25. Okt. 1557. Seine Witwe (sie war seine dritte Frau), Elisabeth Hardwick, der durch ihres Bruders des Johann Hardwick unbeerbten Abgang große Güter in Derbyshire, namentlich auch das Stammhaus Hardwick an den Grenzen von Nottinghamshire zugefallen waren, brachte jedoch den angefangenen Bau mit großem Kostenaufwande zu Stande, vollführte einen nicht minder wichtigen Bau zu Hardwick und mußte, als des Grafen Georg von Shrewsbury Gemahlin (denn sie hatte sich nach Wilhelms Tode noch zwei Mal verheirathet) die Königin Maria von Schottland eine Zeit lang in Chatsworth bewachen, daher noch heute einige Zimmer daselbst der Königin Zimmer heißen. Elisabeth starb 50 Jahre nach ihrem ersten Gemahle im J. 1607. In ihrer ersten Ehe hatte sie drei Töchter und drei Söhne, Heinrich, Wilhelm und Karl geboren. Der jüngste Sohn, Karl Cavendish, wurde der Ahnherr der Herzoge von Newcastle, von denen wir in einem eigenen Artikel handeln werden. Der älteste, Heinrich, starb 1616 ohne eheliche Nachkommenschaft, die Güter fielen daher an seinen Bruder Wilhelm, der am 4. Mai 1605 zum Baron Cavendish von Hardwick und am 7. Aug. 1618, wie wir bereits gehört haben, zum Grafen von Devonshire creirt wurde. Wilhelm starb den 3. März 1625 und hatte den ältern Sohn seiner ersten Ehe mit Anna, einer Tochter und Miterbin des Heinrich Kigley auf Kigley in Yorkshire, den Wilhelm Cavendish zum Nachfolger. Dieser zweite Graf von Devonshire war mit Christiana Bruce, des Lord Edmund Kinloß Tochter, verheirathet und starb den 20. Junius 1628 mit Hinterlassung der Söhne Wilhelm und Karl und der an Robert Rich, den ältesten Sohn des Grafen Robert von Warwick, verheiratheten Tochter Anna. Karl fiel für den König in dem Laufe des Bürgerkrieges, Wilhelm succedirte dem Vater als dritter Graf von Devonshire, war mit Elisabeth Cecil, des Grafen Wilhelm von Salisbury Tochter, verheirathet und starb den 23. Nov. 1684. Sein Sohn, Wilhelm, vierter Graf von Devonshire, Lordlieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Derby, war unter den ersten Großen, welche sich für den Prinzen von Oranien erklärten, was denn auch eine gleiche Erklärung von Seiten der Landschaft Derbyshire zur Folge hatte. Zur Belohnung wurde der bisherige Graf von König Wilhelm III. am 12. Mai 1694 zum Marquis von Hartington und zum Herzoge von Devonshire ernannt. Er war auch des Hosenbandordens Ritter und Oberhofmeister der Königin Anna und starb den 18. Aug. 1707, aus seiner Ehe mit Maria Butler, einer Tochter des berühmten Herzogs von Ormond, die Söhne Wilhelm, Heinrich und Jakob hinterlassend. Die beiden jüngern, obwol verheirathet, starben ohne männliche Nachkommenschaft, der älteste, Wilhelm, folgte dem Vater als zweiter Herzog von Devonshire und zugleich als Oberhofmeister, vermählte sich im J. 1688 mit Rachel Russel, der Tochter des enthaupteten Lords Wilhelm Russel, und starb den 15. Junius 1729 mit Hinterlassung von drei Söhnen und fünf Töchtern. Der jüngste Sohn, Karl, ist bemerkenswerth als der Vater von Heinrich Cavendish, dem berühmten Chemiker und Philosophen (vergl. diesen Art. Thl. 15. S. 414.), wo er aber mit Unrecht des Herzogs von Devonshire zweiter Sohn genannt wird. Der älteste Sohn, Wilhelm, dritter Herzog von Devonshire, geb. im J. 1698, wurde im Januar 1731 des kleinen Siegels Bewahrer, im April 1733 an des Grafen von Chesterfield Stelle Oberhofmeister, am 12. Junius 1733 des Hosenbandordens Ritter, im Sept. 1756 Vicekönig von Irland, welche Stelle er bis zum J. 1745 bekleidete, sodann neuerdings Oberhofmeister, bis er am 18. Junius 1749 resignirte. Er war auch Lordlieutenant von Derbyshire, Gouverneur des Charter-House, Präsident des Stadthospitals zu London und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften, vermählte sich den 27. März 1718 mit Katharina Hoskins, der einzigen Tochter und Erbin von dem Ritter Johann Hoskins (Middlesex), und starb den 5. Decbr. 1755. Seine drei jüngern Söhne, Georg August, Friedrich und Johann, blieben unverheirathet, und zwar starb Friedrich als Feldmarschall und Obrister des 34sten Infanterieregiments den 21. Okt. 1803; der älteste Sohn aber, Wilhelm, geb. 1720, succedirte als 4ter Herzog von Devonshire. Früher, bei des Vaters Lebzeiten, hatte er der Marquis von Hartington geheißen, auch war er bereits am 13. Jun. 1751 als Baron Cavendish in das Oberhaus eingeführt und zugleich zum königl. Oberstallmeister, doch mit Vorbehalt einer Pension von 2000 Pfund für die Herzogin von Richmond, ernannt worden. Im Januar 1754 wurde er Lordlieutenant der irländischen Grafschaft Cork, im J. 1755 Vicekönig von Ireland, im Nov. 1756 erster Commissarius der Schatzkammer und Lordlieutenant von Derbyshire und 1757 Oberkammerherr und Ritter des Hosenbandordens. Unter Bute's Ministerium legte er die Oberkammerherrnstelle nieder. Er starb zu Spaa den 28. Sept. 1764. Den 28. März 1748 hatte er sich mit Charlotte Boyle, des Grafen von Burlington und Cork einziger Tochter und Erbin, vermählt und mit ihr ein jährliches Einkommen von 12000 Pfund (nach damaligen Preisen, heut zu Tage tragen allein die Güter von Lismore in der irländischen Grafschaft Waterford 15000 Pfund jährlich. Auch der herrliche Sitz zu Chiswick in Middlesex ist durch diese Verbindung an das Haus Devonshire gekommen) erheirathet. Er hinterließ die Söhne Wilhelm, Richard (starb unvermählt den 12. Sept. 1781) und Georg August Heinrich, dann eine Tochter, Dorothea, die am 8. Nov. 1776 an den Herzog Wilhelm von Portland verheirathet wurde. Der älteste Sohn, Wilhelm, fünfter Herzog von Devonshire, geb. den 14. Decbr. 1748, des Hosen-

Digitized by Google

bandordens Ritter, wurde im J. 1766 Großschatzmeister von Irland, verharrte aber dessen ungeachtet sein ganzes Leben durch bei der Oppositionspartei. Seine erste Gemahlin, Georgina Spencer, eine der berühmten Schönheiten des Jahrhunderts, verm. 5. Jun. 1774, war des ersten Grafen Spencer Tochter (s. den folgenden Art.). Nach ihrem Tode schritt der Herzog am 19. Okt. 1809 zu einer zweiten Vermählung mit Elisabeth Foster, des vierten Grafen von Bristol, zugleich Bischofs von Londonderry Tochter, starb als Witwe zu Rom den 30. März 1824. Der Herzog selbst starb den 29. Julius 1811, mit Hinterlassung von drei Kindern (erster Ehe). Der einzige Sohn, Wilhelm Spencer Cavendish, fünfter Herzog von Devonshire, Marquis von Hartington, Graf von Devonshire, Baron Cavendish von Hardwick, Lordlieutenant und High-Steward von Derbyshire, Doktor der Rechte, ist den 21. Mai 1790 geboren, aber noch unvermählt, der Herzogstitel samt einem Einkommen von 45000 Pfund jährlich möchte sich daher wol auf seines Vaters Bruder, den Lord Georg August Heinrich, oder dessen zahlreiche Nachkommenschaft vererben. — Das Wapen der Herzöge von D. zeigt im 1sten und 4ten schwarzen Felde silberne Dammhirschköpfe, das zweite Feld ist von Silber und Roth, mit 6 Zinnen, wovon die oberste roth, schrägrechts getheilt, das vierte Feld ist von Silber und Blau geschacht, mit einem rothen Querbalken. Wahlspruch: Cavendo tutus. (*v. Strumberg.*)

DEVONSHIRE, Georgina Cavendish, Herzogin von, vereinigte in England, ihrem Geburtslande, in den letzten Jahren des 18ten Jahrh. und zu Anfange des 19ten, alle Vorzüge einer Frau von hohem Range, Vermögen, Geist und Schönheit. Durch eine liebenswürdige und feine Koketterie nahm sie die ausgezeichnetsten Männer Englands für sich ein. Ihrem Rufe schadete sie nicht, indem sie die Kunst zu gefallen mit jener bescheidenen Zurückhaltung zu vereinigen wußte, welche die engländischen Sitten dem weiblichen Geschlechte auferlegen. Der Einfluß, den sie auf die Modewelt gewann, hatte unter andern das Gute, daß mehre Mütter aus höhern Ständen, ihrem Beispiel folgend, ihre Kinder selbst stillten. Noch bekannter ward sie durch ihre Einmischung in die politischen Angelegenheiten. Besonders nutzte sie ihren Einfluß für Fox, um in Verbindung mit mehren engländischen Damen Stimmen für ihn zu sammeln, als er Parlamentsdeputirter von Westminster zu werden wünschte. Charakteristisch ist die Anekdote, daß die Gräfin sich nicht besann, einem Fleischer einen Kuß zu geben, den er für die ihm abgeforderte Stimme verlangte. Noch kurz vor ihrem Tode, der den 30. März 1806 im 49sten Lebensjahre in London erfolgte, waren ihr noch immer Überreste jener ausgezeichneten Schönheit geblieben, die ihren Eindruck nie verfehlt hatte. Ihre Reize gewannen durch eine seltene Geistesbildung. Sie wirkte viel zur Beförderung der Literatur und zur Unterstützung guter Köpfe durch ihren feinen Geschmack und ihr poetisches Talent. Außer mehren Erzeugnissen ihrer Muse ward sie vorzüglich bekannt durch ein Gedicht, worin sie den Übergang über den St. Gottbard schilderte. Es war die Frucht einer Reise durch Frankreich und die Schweiz; Eleganz des Stols, Reinheit der Verse, eine lebhafte und doch gemäßigte Phantasie wiesen diesem poetischen Produkt unter den Gedichten der beschreibenden Gattung einen ausgezeichneten Platz an. Vorzüglich ward es bekannt durch die metrische Übersetzung, welche Delille von jenem Gedicht veranstaltete und die er nebst dem Original zu Paris 1802 in 8. drucken ließ. Das Exemplar, welches sie jenem berühmten französischen Dichter zusandte, hatte sie mit sehr artigen französischen Versen begleitet. Delille beantwortete diese durch eine poetische Epistel, welche sich vor seiner Übersetzung befindet *).

(*Heinr. Doring.*)

Devos s. Vos.

DEVOTI, Giovanni, geb. zu Rom den 11. Juli 1744, gestorb. daselbst am 18. Sept. 1820 als Titular-Erzbischof von Carthago. Seiner kirchenrechtlichen Gelehrsamkeit verdankt er die, eine lange Reihe von Jahren bekleidete, Stelle eines Segretario de' Breviad principes. Auch selbst als Schriftsteller war er ein eifriger Verfechter des römischen Hofsystems. In dieser letzten Beziehung sind, nach Wachlers Urtheil †), seine Juris canonici libri V. Romae 1804. 2 Bde. in 4. bemerkenswerth. Seine Institutionum Canonicarum libri IV. haben 5 Auflagen erlebt, wovon die letzte zu Florenz 1815—1817 in 4 Octavbänden erschien.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DEVOTIO, von devovere, zunächst, einem Gotte etwas zum Geschenk oder als Eigenthum geloben, weihen, daher auch verfluchen, in welchem Sinne devotus 1) mehrmals, insbesondere bei Dichtern, vorkommt und auch Devotio (Verfluchung) bei Tacitus 2) u. A. sich findet. Insbesondere aber wird damit der Act bezeichnet, wenn man feindliche Heere oder belagerte Städte dem Verderben, der Vernichtung und Zerstörung weihete und zwar in einer feierlichen, ausführlichen Formel, welche uns Macrobius 3) aufbewahrt hat. Bei belagerten Städten, wo dieser Act statt fand, mußte vorher eine Evocatio Statt finden, d. h. die Priester pflegten die Schutzgötter der belagerten Stadt aus derselben herauszurufen, d. h. sie foderten dieselben auf, die belagerte Stadt zu verlassen und sich nach Rom zu begeben, wo man ihrer Verehrung Tempel erbauen und den gehörigen Opferdienst anordnen wolle 4). Denn ohne eine solche Entfernung der Schutzgötter und eine

*) S. Gallerie historique des contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 200 sqq., den Biographen der drei letzten Jahrhunderte, Bd. 5. St. A. S. 398 u. f. Baur's neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 6, S. 299 u. f. Leipzig. Hufgen's histor. biograph. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 229.

†) Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. Frankfurt a. M. 1824. Theil IV. S. 273.

1) S. z. B. *Horat.* Od. III, 4, 27. *Tibull.* Eleg. II, 5, 66. Daher auch devotus von solchen, die durch magische Künste verhext, verzaubert sind: so z. B. *Tibull.* Eleg. I, 5, 41. I, 8, 17. 2) S. B. Annal. III, 13. IV, 52. XVI, 31. und Anderes bei *Bötticher* Lex. Tacit. s. v. p. 155. 3) *Saturn.* III, 9.; vergl. *Plin.* H. N. XXVIII, 2. (5). 4) *Plin.* Hist. Nat. XXVIII, 2. (4). „Verrius Flaccus auctores ponit, quibus credat, in oppugnationibus ante omnia solitum a Romanis sacerdotibus evocari Deum, cujus in tutela id op-

dadurch gleichsam bewirkte Sinnesänderung derselben hielt man die Einnahme und Eroberung der Stadt nicht für möglich; dies könne, so glaubte man, nur geschehen, wenn man im Besitze der die Stadt beschirmenden und beschützenden Götter sei, welche durch ihre Auswanderung den Zurückgebliebenen Schrecken und Angst, denjenigen aber, zu welchen sie sich begeben würden, Heil und Sieg bringen könnten. So kann demnach eine solche Devotio, welche ebenso wol gegen feindliche Heere als gegen belagerte Städte (wie z. B. bei Fregellä, Gabii, Veji, Fidenä, Carthago, Korinth), deren baldigen Übergabe man mit Sicherheit entgegensah, Statt fand, angesehen werden als ein förmliches Anathem, womit das feindliche Heer oder die feindliche Stadt belegt wurde, als eine Fluchaussprechung über dieselbe, und somit mag das Ganze als ein Mittel der Römer erscheinen, durch Benutzung des religiösen Aberglaubens den Muth des Heeres zu beleben und zur rühmlichen Vollendung des begonnenen Unternehmens zu steigern. Ähnliche Vorstellungen sind bei der andern Art der Devotion einzelner römischer bedeutender Personen, zunächst von Feldherrn in gefährlichen, kritischen Lagen zu berücksichtigen, da man auch hier durch ein außerordentliches Mittel auf den Muth und die Tapferkeit der Soldaten und ihren Patriotismus von Seiten der Religion, durch Benutzung gewisser superstitiöser Ansichten, einwirken und sie dadurch zur höchsten Aufopferung für das Vaterland bewegen wollte. In außerordentlichen Fällen nämlich, in Zeiten besonderer Gefahr und Noth, welche man einem besondern Zorn der Götter zuschrieb, glaubte man zur Abwendung der drohenden Gefahr mittelst Besänftigung der erzürnten Götter zu dem äußersten Mittel schreiten und das Höchste, was der Mensch besitzt, das Leben, den erzürnten Gottheiten als Opfer darbringen zu müssen, zumal wenn dies gewissermaßen im Namen des Volkes auf eine feierliche Weise von Seiten einer der ersten Männer des States oder der Heerführer geschah: ein Mittel, das ganz geeignet war, einen tiefen Eindruck bei der Masse zu erregen, und Liebe für das Vaterland, wahre Anhänglichkeit und Patriotismus auch bei ihr zu erwecken, zu nähren und zu unterhalten, da überdem auch der ganze Act einer solchen Aufopferung oder Devotion auf eine höchst feierliche Weise geschah, die den Eindruck des Ganzen noch mehr steigern und vermehren mußte, insbesondere bei einem im Ganzen rohen und ungebildeten, an äußerem Formel- und Ceremonienwesen hängenden Volke.

Unter die einzelnen Fälle einer solchen Devotion läßt sich schon die Aufopferung des edlen Curtius rechnen. Als nämlich, so erzählt Livius (VII, 6.), in dem Jahr der Stadt 393 (vor Christ. 359) entweder durch ein Erdbeben oder durch irgend eine andere unbekannte Veranlassung ungefähr die Mitte des Marktes zu Rom eingesunken war und eine ungeheuere Kluft von unergründlicher Tiefe sich gebildet hatte, welche, so viel man auch Erde hineinwerfen mochte, sich nicht ausfüllen ließ; als man darauf an die Götter sich gewandt, da trat Marcus Curtius, ein im Krieg ausgezeichneter Jüngling, herbei und stürzte sich, nachdem er Stille geboten, aufblickend zu den Tempeln der ewigen Götter, die über den Markt ragen und zu dem Capitol, die Hände bald gen Himmel, bald in den gähnenden Erdgrund hinab zu den Göttern der Unterwelt gerichtet, sich selbst zum Opfer weihend [5]), auf seinem prachtvoll geschmückten Pferde sitzend, in voller Rüstung in den Abgrund. Und die Menge der Männer und Weiber, heißt es, warf ihm Geschenke und Früchte in den Abgrund nach und ehrte sein Andenken in dem Namen des Curtiussee's. Aber die beiden berühmtesten Devotionen in der Geschichte Roms sind die der beiden Decier, des Vaters und Sohnes. Die erste fällt in das Jahr der Stadt 415 (vor Christ. 337) in dem Kampfe der Römer mit den verbündeten Latinen und Campaniern, als man am Fuße des Vesuv, an der Straße nach Vesaris stritt, wo Manlius, der eine Consul, den rechten und Publius Decius Mus, der andere Consul, den linken Flügel befehligte. Mit gleichem Muthe, mit gleicher Heftigkeit ward lange Zeit auf beiden Seiten gestritten, endlich wankten die römischen Legionen des linken Flügels. In diesem bedenklichen Augenblicke beschloß Decius sich dem Tode zu weihen und durch dieses Opfer den Sieg den römischen Waffen zu verschaffen. Der Oberpriester, dem er davon Kunde gegeben, hieß ihn (so erzählt Livius VIII, 9.) die verbrämte Toga (das feierliche Amtskleid) anlegen und dann mit verhülltem Haupte die mit der Toga bedeckte Hand am Kinn hervorstreckend, mit den Füßen auf einem hingelegten Pfeile stehend, also sprechen: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Hausgötter, ihr neuen Götter, ihr heimischen Götter, ihr Götter, in deren Gewalt wir und die Feinde stehen, ihr Götter der Unterwelt! zu Euch bete, rufe, flehe ich und versehe mich der Gnade, daß ihr dem römischen Volke der Quiriten Kraft und Sieg angedeihen lassen, und über die Feinde des römischen Volkes der Quiriten Schrecken, Angst und Tod verhängen wollt. Wie ich es in Worten jetzt ausgesprochen habe, also weihe ich für den Freistat der Quiriten, für das Heer, für die Legionen, für die Hilfsvölker des römischen Volkes der Quiriten die Legionen und Hilfsvölker des Feindes samt mir den Göttern der Unterwelt und der Erde." Nach diesem Gebet, heißt es, schwang sich Decius auf sein Roß und stürzte sich mitten unter die Feinde, Schrecken und Angst allerwärts verbreitend, bis er von Geschossen getroffen darniederstürzte. Gleich einem überirdischen Wesen betrachteten die Römer die Erscheinung und das Auftreten des Decius, als sei er wirklich vom Himmel gesendet, jeglichen Zorn der Götter zu sühnen und das Verderben von den Seinen weg unter die Feinde zu bringen. Voll Muth stürzten die Römer von Neuem in den Kampf, und ein glänzender Sieg ward ihnen zu Theil.

Das andere berühmte Beispiel einer solchen De-

pidum esset: promittique illi nundem aut ampliorem apud Romanos cultum. Et durat in Pontificum disciplina id sacrum: constatque ideo occultatum, in cujus Dei tutela Roma esset, ne qui hostium simili modo agerent." Vergl. *Macrob.* l. l.

5) Livius gebraucht hier den Ausdruck se devovere.

votion gab des genannten Decius Sohn im J. 459 u. c. in der Schlacht bei Sentinum in Etrurien, wo die verbündeten Schaaren der Gallier, Etrusker und Samniten gegen die von dem Consul Q. Fabius und Decius Mus befehligten Römer einen furchtbaren Kampf begonnen hatten, in welchem die römischen Legionen kaum mehr den ungewohnten Sichelwagen und der Reuterei der Gallier Widerstand zu leisten vermochten; vergeblich munterte Decius die schon wankenden Legionen auf und mahnte sie an ihre Pflicht; da gedachte er, als alle Mittel fruchtlos geblieben, der großen That seines Vaters, der im Kampf mit den Latinen sich dem Tode geweiht und dadurch den Sieg errungen; und so weihte er sich in ähnlicher Weise und in ähnlichem Gebete dem Tode zur Sühnung der erzürnten Götter und zur Errettung des Vaterlandes, und fand diesen Heldentod in ähnlicher Weise wie früher sein Vater. S. die Erzählung bei Livius X, 28 seq. (*Bähr.*)

Devuez s. Vuez.

DEW, auch Div, bei den Parsen Benennung des Ahriman und auch aller von ihm hervorgebrachten bösen Geister. Sie gebören, wie ihr Urheber und König selbst, zum Nachtreiche, und ihr Zweck ist, gegen das Lichtreich zu kämpfen und es sowol in physischer als moralischer Hinsicht zu zerrütten. Sie streben daher, 1) die Zeugungen und Fortpflanzungen im Lichtreiche zu hindern und so die Zahl der Geschöpfe des Ormuzd zu vermindern; 2) die Menschen und Thiere mit zahllosen Krankheiten zu plagen und ihren Tod zu befördern (Zend Avesta B. 1. p. 202, 203; Vendidad Farg. 18 etc.; Farg. V. und in vielen andern Stellen; Bun-Dehesch XXIX.); 3) dem Regen zu wehren und dadurch die Fruchtbarkeit der Erde zu unterdrücken und den guten Gewächsen zu schaden (Zend Av. B. 1. p. 162 sq.; Vendid. Farg. 19 am Ende; Zend Av. B. 2. p. 266.); 4) reißende und schädliche Thiere, z. B. Schlangen, Molche, Kröten ꝛc., alle Arten Ungeziefer ꝛc. und giftige Pflanzen hervorzubringen (Bun-Dehesch XXVII. p. 104.); 5) schädliche Naturerscheinungen zu veranlassen, z. B. den tödtlichen Samum (Jescht-Mithra c. 6.; Zend Avesta B. 2. p. 192); 6) die Menschen zu allen Arten des moralischen Bösen zu verführen und sie dadurch selbst in Mitglieder des Nachtreiches und in Werkzeuge Ahrimans zu verwandeln, welcher Zweck der Dews überall in den Zendbüchern gelehrt wird, wo von ihren Eigenschaften und Wirkungen die Rede ist. Alles physische und moralische Böse in der Welt rührt also ohne Ausnahme von Ahriman und seinen Dews her. Das Nachtreich bildet den geraden Gegensatz des Lichtreiches, so auch die Geschöpfe desselben den der Geschöpfe des Ormuzd. Diesem, dem ersten Amschaspand, steht Ahriman selbst als erster Erzdew entgegen, den übrigen 6 Amschaspands ebenso 6 Erzdews und den Izeds und übrigen guten Geistern niederer Klassen die übrigen Dews untergeordneten Ranges. Die Namen der Erzdews werden in den Zendschriften nicht übereinstimmend angegeben. Im Afrin der 7 Amschaspands steht dem Ormuzd Ahriman, dem Bahman Aschmoph, dem Ardibehescht der Dew des Winters, der im Vendidad Ephetesch genannt wird (Farg. XIX.; Zend Av. B. 2. p. 360), dem Schariver Boschasp, der Sapandomad Astujad, dem Khordad Tarik, dem Amerdad Tostas entgegen. Da diese hier genannten Dews als Gegner der Amschaspands angegeben sind, so sollte man sie freilich für die Erzdews halten müssen; aber im Bun-Dehesch haben diese ganz andere Namen, nämlich Ahriman, Akuman, Ander, Savel, Tarmad, Tarik, Zaretsch (Bun-Deh. XIX; Zend Av. B. 3. p. 108). Es scheint, daß beiderlei Namen von den Haupteigenschaften dieser Dämonen hergenommen sind; es konnten also leicht verschiedene Namen gebraucht werden, je nachdem man dieses oder jenes Böse gerade hervorheben wollte. Einigen Dews wird auch eine vorzüglich große Macht und Bosheit zugeschrieben, ohne daß sie mit zu jenen Erzdews gerechnet werden, wie z. B. dem Dew Eschem, dem Urheber des Neides, der ein Gegner des Serosch und der eigentliche Bekämpfer der Lebendigen ist. Überhaupt findet man in den Zendschriften folgende Dewnamen nebst ihren charakteristischen Eigenschaften:

Akuman, der Erstgeschaffne Ahrimans, nach ihm der mächtigste von allen, ganz Gift in seinen Gedanken, seine Form die häßlichste, Bahmans Gegner. Er plagt vorzüglich den edel und gut lebenden Menschen.

Aschmoph, der Zerstörer alles Guten; das Wort der Wahrheit ist seiner außerordentlichen Grundbosheit unerträglich. Er heißt auch die zweifüßige Höllenschlange.

Astujad, der Dew des Todes, der dem Menschen die Sele raubt.

Boschasp, der Boshafte und Mächtige.

Areschk, der Dew der Neidsucht.

Dje, der Dew der Unreinigkeit. Er war es, der die Zeiten der Weiber entzündete, und welchem Ahriman auf seine Bitte den Körper eines 15jährigen Jünglings zur Belohnung schenkte (Bun-Dehesch. III. Zend Av. B. 3. p. 62.).

Eschem, der Dew des Neides, dessen Glanz Grausamkeit ist, Gegner des Serosch, Hauptfeind der Menschen, alles Unglück und Elend, was diese trifft, seine Kinder. Bisweilen scheint er selbst mit Ahriman verwechselt zu werden, wenn es im Bun-Dehesch (XXIX. Zend Av. B. 3. p. 108.) von ihm heißt: er, der Mächtigste aller Dews, habe bei den 7 Kräften, die ihm zu Gebote stehen, die Dews Odjesch und Ode geschaffen, denn in Ahriman sind eigentlich die Kräfte der 7 Erzdews vereinigt. Er ist es eigentlich, der gegen das von Ormuzd geschützte Volk feindselig handelt. Da es Neid über das höhere Licht des Ormuzd war, was den Ahriman zum Abfall bewog, so läßt sich daraus die hohe Stelle des Eschem erklären und warum er gleichsam Ahriman selbst ist. Er eroberte auch 6 Keschwars der Erde und nur einer widerstand ihm, nämlich Khunnerets, wo das Volk des Ormuzd (die Parsen) wohnte; dennoch hatte er auch die Kraus geschlagen (Bun-Deh. XXIX. Zend Av. B. 3. p. 108).

Buete, der Dew der Krankheiten; er besitzt und lähmt die Gelenke des menschlichen Körpers.

Dereveſch, der Dew der Armuth.

Djadu, der Dew der Zauberei.

Digitized by Google

Epeoscho, der Feind des Wassers und der Gegner Taschters, der das befruchtende Wasser auf die Erde fließen läßt. Mesthia und Meschianeh hatten einst aufgehört, Ormuzd gehörig zu dienen. Da bekam der Dew Epeoscho, der Sender der Dürre, eine große Macht. Taschter suchte die Menschen zur Besserung zu bewegen und erschien ihnen erst als Jüngling, dann als Stier, zuletzt als Roß, aber vergebens waren alle seine Ermahnungen. Da flog er in der letztern Gestalt zum Zare (dem Meere), aber der Dew Epeoscho, der als Drachenstern zwischen Himmel und Erde schwebte, nahm gleichfalls die Gestalt eines schrecklichen Rosses an, dessen Ohren steif, dessen Brust fest und ungebeugt, der Schweif stark, mächtig und hochgetragen war, und folgte dem Taschter. Der Kampf war schrecklich, der Dew siegte, weil die Menschen böse geblieben waren, und nur mit Hilfe des Ormuzd selbst, zu dem Taschter flehte, wurde er endlich geschlagen, und der gute Ized konnte wieder das Wasser in Wolken über die Erde führen und der Dürre steuern. Die Erzählung ist unstreitig allegorisch. Es entstand Mangel an Regen, da hätte schon der Mensch für sich selbst mit seinem Gebete an Ormuzd sich wenden sollen, aber er that es nicht; er that es noch nicht, als schon die Heerden keine Weide mehr fanden, und dies ist denn symbolisch ausgedrückt: Taschter ermahnte vergeblich zur Besserung in Gestalt des Menschen, des Stieres und Rosses (den Repräsentanten der Hausthiere überhaupt). Die Dürre brach nun immer schrecklicher ein, also siegte Epeoscho, bis denn Ormuzd sich endlich erbarmte, den Dew verjagte und Taschter wieder in den Stand setzte, sein Geschäft zu beginnen. Da der Dew ein Drachenstern genannt wird, so denkt Rhode dabei an einen Kometen; darüber werden wir unten noch etwas bemerken. Die Erzählung findet sich im Jescht-Taschter Zend Av. B. 2. p. 215. und im Bun-Dehesch VII. Zend Av. B. 3. p. 68 etc.

Eschenegbebe, im Vendidad ein Beiname Ahrimans, als der Dew mit langen Schenkeln und langer Zunge (Vend. X. XVIII. Zend. Av. B. 2. p. 370).

Hamrid, Dew der Fäulniß; eigentlich heißt Hamrid die Unreinigkeit, welche durch unmittelbare Berührung entsteht.

Kesosch, der Dew, welcher das Wachsthum des Körpers hemmt und ihn verkrüppelt.

Ephetesch, der Dew der Zerrüttung des Herzens.

Khiveh, der Feind aller Fruchtbarkeit.

Nesosch, der Dew des Todes, seine Macht sehr groß. Von ihm ist oft im Plural die Rede als von einem ganzen Heere Nesoschis, die aus Norden her schwärmen.

Pitrid, der Dew der Unreinigkeit, welche mittelbar durch Berührung eines Dinges entsteht, das unmittelbar Hamrid (unrein) geworden war.

Roude, Dew der Trunkenheit.

Savel, einer der Erzdews.

Peetesch, der Dew aller Reden der Falschheit und Lästerung.

Vazitesch, der Besitzer der Todten.

Vato, der Dew der Stürme, Gegensatz des guten Izeds Vad, des wohlthätigen Windes.

Vezin, der Feind des Regens.

Sor oder Sur, der Dew der Dürre und Unfruchtbarkeit. Der Name erinnert an das hebräische Sor, Fels. Überhaupt ist es ein altes morgenländisches Wort, das ein wüstes, sandiges, steiniges Land bedeutet, daher auch der Name Syrien und das griechische Syrtis. Die Zendbücher weisen überhaupt die Wüste Kobi den Dews zum Wohnsitze an; diese war ihnen der Norden, von wo aus sie über die Erde streiften.

Zaretsch, der Dew des Verderbens, auch ein Erzdew.

Zeeremienghre, der Dew der Entkräftung und Ohnmacht.

Dies sind wenigstens die am meisten vorkommenden Dews, obgleich auch noch viele andere genannt werden, da jede Art des Unglücks und Lasters einen eigenen Dew hat.

Man dachte sich ferner die Dews sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, und es ist in der That von Fortpflanzung durch Begattung die Rede, obgleich auch oft blos allegorisch. So fragt Serosch den Eschem, ob er durch leibliche Vermischung empfange, und dieser antwortet: ich empfange ohne Fleischesvermischung, nicht nach Art der Körperwelt, sondern täusche auf vielerlei Art und dadurch empfange ich wie eine Frau vom Manne. Wenn ein Mensch Güter auf Güter häuft und der heiligen und reinen Hand des Gerechten nichts davon mittheilt, dann empfange ich wie eine Frau im Umgange mit dem Manne. Wenn dagegen ein Mensch dem Gerechten von seinen Gütern mittheilt, so schlägt er die Frucht, die ich empfangen habe, wie ein vierfüßiger Wolf der Mutter ein Kind wegreißt. Vendid. Farg. XVIII. Zend Av. B. 2. p. 373. Das heißt also offenbar, eine böse That erzeugt die andere. Von einer wirklichen Begattung aber ist im Vendidad Farg. VIII. (Zend Av. B. 2. p. 342.) die Rede. Zoroaster nämlich fragt daselbst den Ormuzd: Woher kommen männliche und weibliche Dews, woher die Dews Khevezos (der faulen Ausdünstung), die Dews Khombos, die Frauendews oder Dewsfrauen, der Dew Huansch (der plagende), woher alle Dews, die vor und nach dem Tode im Dunkeln sich vervielfältigen? Ormuzd antwortet nun: Die Dews haben sich mit einander vermischt, daraus sind männliche und weibliche Dews entsprossen. Außerdem ist in den Zendschriften von diesem Gegenstande nicht mehr die Rede. Es könnte, glaubt Rhode, aus obiger Stelle sich auch ergeben, daß alle Dews erst männlich gewesen wären, sich aber doch vermischt hätten, worauf erst weibliche Dews entstanden wären. Ob Frauendews und weibliche Dews ganz synonym sind, wäre auch noch die Frage. Vielleicht soll in jener Stelle auf ein durch Zauberei hervorgebrachtes Verhältniß zwischen Dews und Menschen angespielt werden. Insofern sie den Dew Khevezos und Huansch (den stinkenden und plagenden) erwähnt, könnten diese vom Geruche der todten Körper und den daran nagenden Würmern verstanden werden und so vielleicht alles, was sich auf Begattung zu beziehen scheint, die Entstehung des Ungeziefers andeuten. Nach einer schon angeführten Stelle (Zend Av.

Digitized by Google

B. 3. p. 108.) scheinen mächtigere Dews auch die Macht gehabt zu haben, andere Dews zu schaffen. Es heißt nämlich, daß der Dew Eschem die Dews Odjesch und Ode hervorgebracht habe. Daß Ahriman eine solche Schöpferkraft besaß, ist bekannt. Weibliche Dews heißen Paris, im Zend Päerekenamische, d. h. weibliche Dews (Zend Av. 1. p. 116.), und diesen scheint man ein Verhältniß zu den Zauberern zugeschrieben zu haben (Vendidad Farg. XX. Zend Av. B. 2. p. 382). Nach der jüngern Persersage hatte sogar Dschemschid einen solchen weiblichen Dew geheirathet. So wie alle reinen Wesen von Ormuzd herrühren und die Fervers sich in denselben verkörpern und sichtbar in der Welt erscheinen; so waren auch alle unreinen Geschöpfe Werke Ahrimans und seiner Dews, die sich in denselben ebenso verkörpern. Die unreine Schöpfung in der Thierwelt, insbesondere das, was wir Ungeziefer nennen, hieß Kharvester, Dewsgeschöpf. Wenn aber von Dewsmenschen die Rede ist, so sind darunter alle zu verstehen, die nicht durch gute Handlungen dem Ormuzd, sondern durch böse den Dews dienen. Eine Schöpfung böser Menschen wird dem Ahriman nirgends beigelegt. Doch scheint es, daß Dews als Menschen erscheinen konnten, weil es heißt, daß Ahriman dem Dew Dje den Körper eines funfzehnjährigen Jünglings schenkte. Man schrieb auch den Dews das Bedürfniß einer materiellen Nahrung zu, deren Stoff natürlich ein unreiner ist. Daher heißt es, daß man sie auf den Dakhmes, wohin die todten Menschen getragen wurden, in ganzen Scharen in Gestalt von mancherlei Kharvesters finde. Das Faule und Ekelhafte, besonders von menschlichen Körpern, suchten sie also mit Begierde. Vorzüglich ist es der Dew Nesosch, der sich in Fliegengestalt auf todte Körper setzt und in denselben Kharvesters (Würmer) schafft, die ihn verzehren. Im Allgemeinen ist der Aufenthaltsort der Dews und Ahrimans der Duzakh, das Reich der Finsterniß, aus dem sie in das Lichtreich des Ormuzd heraufstürmen, um es zu verunreinigen und wo möglich zu zerstören. Besonders machen sie sich an den Menschen, suchen ihn zum Bösen zu verführen und durch Krankheiten und andere Unglücksfälle ihm und seinem Eigenthum Schaden zuzufügen. Jede Krankheit hatte ihren eignen Dew, und ein Kranker wurde gleichsam für einen mit den Dews im Kampfe begriffenen angesehen. Gebete zum Ormuzd und das heilige Wort desselben waren daher auch die kräftigsten Mittel gegen Krankheiten. Das ganze Weltall war der Schauplatz des Kampfes, den das Nachtreich gegen das Lichtreich führte, und jeder treue Verehrer des Ormuzd war ein tapferer Krieger in diesem Kampfe. Seine Hauptpflicht war, in jedem Sinne mit Geist und Körper gegen die Dews zu streiten, sie zu schlagen, zu vernichten und ihre Herrschaft zu vermindern. Dies geschah durch Reinheit der Gedanken, des Wortes und der Handlungen, durch nützliche Veranstaltungen gegen physische Übel und durch Verbreitung der heiligen Lehre Zoroasters. Der Streit hat mit dem Anfange der Schöpfung begonnen und endet mit dem Daseyn der sichtbaren Welt; die Dews werden vernichtet und ihr Oberhaupt nebst den Erzdews in den Flammen der zerstörten Erde rein gebrannt, so daß sie sich wieder mit Ormuzd und dem Lichtreiche vereinigen und dem Ewigen ein gemeinschaftliches Opfer der Lobpreisung bringen werden. Nach einigen Stellen wird zwar Ahriman auch vernichtet, aber das kann so zu verstehen seyn, daß er als böses Grundwesen vernichtet wird, indem er nun als ein ebenso reines Lichtwesen dasteht, wie Ormuzd selbst. (Man sehe Ahriman.)

Rhode sieht in Ormuzd die Sonne und in den Amschaspands die Planeten, in den Hauptdews aber die Kometen. Als Beweis führt er an, daß der Dew Epeoscho bei seinem Kampfe mit Taschter ein Drachenstern genannt werde, worunter man wol nichts anderes als einen Kometen mit seinem Schweife verstehen könne; daß der erste Anlauf des Ahriman gegen das Lichtreich gerade so beschrieben werde, daß die Erscheinung eines Kometen fast nicht zu verkennen sei. Es heißt nämlich: der Feind drang in den Himmel und sprang von da in Schlangengestalt auf die Erde. Im Süden verheerte er diese ganz und überzog alles mit Schwärze und Nacht. Alles verbrannte bis zur Wurzel, gluthheißes Wasser regnete auf die Bäume, und sie verdorrten im Augenblick. Ahriman drang in das Feuer der Erde, und schwarzer Rauchdampf stieg empor. Er mischte sich unter die Planeten und hob sich gegen den Himmel der Sterne. Neunzig Tage und neunzig Nächte dauerte der Kampf, dann wurde er in den Abgrund zurückgeworfen, worauf er aber nochmals von unten her in die Erde eindrang und tausend Plagen in seinem Gefolge mitbrachte. Als eine derselben wird unter andern der längere Winter genannt, der bis zu 10 Monaten anwuchs und das Urvolk zur Auswanderung von den Hochgebirgen in die Niederungen nach Südwesten zu nöthigte. In jenen Mythen von Ahriman und dem Dew Epeoscho findet also Rhode Erinnerungen des Urvolks an eine durch einen Kometen bewirkte Revolution der Erde, und glaubt daher überhaupt, daß man sich unter Kometen die mächtigsten Dews dachte. Daher heiße es denn auch in den Zendschriften ausdrücklich, daß die letzte Zerstörung der Erde mit Feuer durch den Kometen Gurzscher, der auf die Erde stürze, werde bewirkt werden. So lange die Erde bestehen soll, sind die Kometen an die 7 Planeten gefesselt, die gleichsam über sie wachen müssen, daß sie der Erde, ehe ihre Zeit kommt, keinen Schaden zufügen. Die hieher gehörige Stelle ist im Bun Dehesch V. Zend Av. 3. p. 66, wird aber von Andern anders ausgelegt, indem sie unter den Wächtern nicht Planeten, sondern Fixsterne, unter den Sternen aber, welche sie bewachen sollen, Planeten verstehen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß unter den Sternen, die Planeten seyn sollen, wirklich zwei Kometen, Gurzscher und Dodsdom Muschdeer, genannt werden, da ihnen ausdrücklich ein Schweif beigelegt wird.

Auffallend scheint es noch, daß die Perser die bösen Wesen mit einem Namen (Dew) belegen, der in Indien den guten Göttern (Dewa, Deweta) gegeben wird. Sollte dies vielleicht daher rühren, daß dem monotheistischen System der persischen Religion die indische Vielgötterei

als eine verwerfliche dämonische Religion erschien und die Götter derselben von ihnen als ahrimanisch betrachtet, der Göttername Dewa also auf die bösen Geister bezogen und ihnen beigelegt wurde? Unsere Lehre vom Teufel ist offenbar persischen Ursprungs, und darum glaube ich auch, daß der Name Teufel (Diwel) von dem Worte Dew seinen Ursprung habe, daß auch das griechische Diabolos nicht eine reine Ableitung von διαβάλλω, sondern ebenfalls aus Dew entstanden sey, d. h., daß man den von den Orientalen gehörten Namen wegen des etwas ähnlichen Klanges mit dem echt griechischen Worte διάβολος identifizirte, und da auch die Bedeutung paßte, dieses für jenen brauchte. (*Richter.*)

DEWA, auch Goggra (sanskr. Gharghara), in den mythologischen Gedichten Sareju, ein heiliger Fluß in Indien, an dessen Ufern Wiswamitra oft weilte. Nach d'Anville's und Rennells Meinung ist er der alte *Ayogaria*, den aber Mannert *) für den Gawrah oder Gurra hält, glaubt aber dagegen, daß *Kompsagos*, der in seinem obern Lauf Kenas oder Kenar heißt, die Dewa bezeichnet. Die Dewa entspringt zwar nicht, wie Rennell wähnte, aus dem See Lanka (Manassarowar), doch nicht fern davon, obgleich am Südrand des Himalaya, in dem Land Jumila **). Ihr bedeutendster Beifluß, der größer als der Mutterstrom vor seinem Zusammenfluß mit diesem ist, heißt Kali, der jetzt die Grenze zwischen Nepal und Kumaon bildet. Noch im Hochlande nimt dieser den Sarju oder Sareju auf, welcher für den Stammfluß der Dewa gehalten wird; in Katarahteri stürzt der vereinigte Strom den bergigen Südrand der Hochterrasse hinunter, trit bei Brehmadeo (Brahma Dewa) in das Tiefland und heißt nunmehr ohne Unterschied Dewa, Goagra oder Sarju. In der Provinz Audh verstärkt sich die Dewa noch mit Karamali oder Salasu, der in der Gegend von Manassarowar (oder gar, nach Fr. Hamiltons Charte aus dem See selbst) entspringt, strömt Jumila hindurch, nimt Sweta (die weiße) Ganga auf, trit aus dem Hochland und zertheilt sich in mehre Arme, die alle der Dewa zufallen. Die Dewa selbst fließt sodann die Städte Felzabad und Audh vorbei, zieht den vielzweigigen Rapti (der aus dem Lande Piuthana kommt, wo er Jhungruk heißt) und sodann Klein-Gunduk an sich und erreicht endlich den Ganges oberhalb Patna als ein sehr ansehnlicher Strom. In seinem untersten Lauf scheidet er die Provinz Allahabad von Audh und Bahar ab. (*Palmblad.*)

DEWA oder Usju †), ein Fürstenthum, welches die nordwestliche Seite der japanischen Insel Nifon einnimt und 15 Provinzen enthält. Das Land ist kalt und unfreundlich; aus dem Gestade springen viele Vorgebirge hervor, als Cap Gamalej, Mankaba, Sasaar u. a. Bei dem ersten erhebt sich der hohe Pik Tolefus, den Krusenstern noch im Mai mit Schnee bedeckt fand, und ebenso trugen die Berge, so weit der Blick in das innere Land reichte, einen weißen Schneehut. Obwol der Strand meistens sandig ist, fand man ihn doch gut angebaut. (*Palmblad.*)

*) Alte Geogr. Indien, 1. S. 92. **) *F. Hamilton*, Account of Nepal.

†) Käempfer u. Krusenstern.

Dewaal s. Waal.

DEWADATTA, Dewahdei, Tewetat, ein berühmter Burchan bei den Mongolen, Vetter, aber zugleich Gegner des großen Dschakschimuni, des Stifters des Buddhaismus in Tibet. Nach der Tradition der Mongolen herrschte im indischen Reiche Magadha der König Oghadschitu Arssalan, der vier Söhne hatte. Vom ältesten Arighon-Ideghetu ward Dschakschimuni, vom jüngsten Raschijan Ideghetu aber Ananda und Dewadatta geboren. Die Mongolen betrachten ihn als eine Emanation der Schimnus, mächtiger und erhabener Geisterwesen, die in einem der höchsten Himmel wohnen, aber dem Buddha und seinen Lehren feindlich gesinnt sind und die Menschen zum Bösen zu verführen suchen. S. Schimnus. Es gibt eine Menge Sagen in Tibet, Siam und bei den Mongolen, vorzüglich aber in Siam über den Antagonismus des Dewadatta und Buddha, von denen wir die vorzüglichsten aus Majers mythologischem Lexikon entlehnen, der wieder aus Pallas histor. Nachr. über die Mongolen, aus *Tachard* voyages au royaume de Siam, *Loubère* description du royaume de Siam und andern Hilfsmitteln geschöpft hat. Er war erst ein Freund des Dschakschimuni, ward aber sein Gegner, als derselbe ihm den Preis in Künsten und Wissenschaften abgewann und zugleich auch die Liebe eines Mädchens erhielt, um das sich Dewadatta bewarb. Von da an bot der letztere seine ganze Kraft auf, um dem Nebenbuhler zu schaden. Dschakschimuni ertrug alles geduldig und ehrte sogar seinen Gegner wegen seiner großen Weisheit. — Nach der Sage der Siamesen war sogar Tewetat ein Bruder des Sommona-Khodam (d. h. Buddha oder Dschakschimuni). Indessen mag auch Bruder hier ebenfalls nur den entferntern Grad der Verwandtschaft andeuten. Als dieser ein Gott geworden, wünschte er einst, unter einem Tonypobaume sitzend, seine Gottheit durch ein Wunder der Welt offenbart zu sehen. Da wurde er auf einem goldenen Throne in die Luft erhoben und von Engeln angebetet. Dies erweckte den Neid des Tewetat und seiner Anhänger; sie schlossen einen Bund mit allen Thieren und bekämpften den Gott, der aber vollkommen siegte. Tewetat wurde dadurch keines Bessern belehrt, sondern fuhr in seinem Ungehorsam fort und beschloß, auch eine Religion zu stiften. So entstand denn eine weit sich erstreckende Glaubensspaltung. Eine andere Sage in Siam nennt ihn Vetter und Schüler des Sommona-Khodam. Als dieser einst gepredigt hatte, wurden einige seiner Schüler durch die Kraft seines Wortes zur Stufe der Engel erhoben, Tewetat aber erhielt blos eine große Macht und die Kraft Wunder zu thun. Ein andermal brachten die Einwohner der Stadt Kusampi dem Sommona-Khodam und mehren seiner Schüler Geschenke, dem Tewetat aber keine und bezeigten ihm überhaupt gar keine Achtung. Dies reizte seine Galle und er beschloß, sich von seinem Lehrer zu trennen und eine eigene Schule anzulegen. Der König in der Stadt Pimpisaan, der nebst 10000 Männern, Schülern des Som., den ersten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, hatte einen jungen Sohn, der noch nicht wußte, was gut und böse war, Namens Adschatasatru. An dies

sen beschloß sich Tewetat zu machen. In Gestalt eines kleinen, ganz mit Schlangen umwundenen Kindes schwang er sich durch die Luft nach der Stadt Radschagriha und ließ sich zu den Füßen des Prinzen nieder. Dieser erschrak, aber Tewetat nahm sogleich die Gestalt eines Talapoinen (Priester) an und wurde nun von dem Königssohne aufs höchste bewundert und reich beschenkt. Von da an trachtete er noch eifriger danach, das Haupt einer neuen Religion zu werden. Anfangs suchte er mit heuchlerischer Freundschaft den Som. zu bereden, ihm die Last des Lehrens und die Menge seiner Schüler zu übertragen. Da er aber zurückgewiesen wurde, kehrte er nach Radschagriha zurück, überredete den Adschataſatru, seinen Vater vom Throne zu stürzen und ihn dann in den Stand zu setzen, den Som. zu tödten. Jener gab ihm in der That 500 mit Pfeilen bewaffnete Männer, und diese zogen gegen seinen Lehrer aus, den sie am Fuße eines Bergs lustwandelnd fanden. Aber keiner der Krieger wagte es, einen Pfeil gegen ihn abzudrücken, und Som. hielt denselben eine so nachdrückliche Strafpredigt, daß sie beschämt wieder nach Hause gingen. Nun begab sich Tewetat selbst auf den Berg, an dessen Fuß Som. sich aufhielt, und wälzte Steine hinab, um ihn zu tödten. Dies schien zu glücken, da sein Gegner verschwand, aber er hatte sich nur unsichtbar gemacht und antwortete dem rufenden Tewetat bald von der Spitze, bald vom Fuße des Berges, je nachdem dieser hinunter oder hinauf gestiegen war. Da untersuchte Som. sein vergangenes Leben, womit er diese Verfolgung verdient habe, und fand, daß er einst in einem frühern Daseyn im Rausche einen Talapoinen mit einem kleinen Stein verwundet habe und dafür in 500 Geburten gestraft werden müsse; in 499 habe er schon gebüßt und jetzt müsse er es zum letzten Male. Da duldete er denn, daß Tewetat ihn mit einem Steine verwundete, worauf der Zorn desselben gemäßigt ward. Einst ging Som. in die Stadt Radschagriha, um Almosen zu sammeln. Tewetat vermochte den König, ihm wüthende Elephanten entgegen zu schicken, aber sein geliebter Schüler Aanong trat vor seinen Meister, um ihn mit seinem Körper zu schützen; doch die Elephanten thaten ihm nichts. Nun predigte Som. dem Volke, das sich zu mehren Millionen gesammelt hatte, und 84000 wurden bekehrt und zu verschiedenen Stufen der Vollkommenheit erhoben. Als dies der König Adschataſatru hörte, entzog er dem Tewetat die 500 Mann, und dieser sah sich nun so von allen verlassen, daß er zu seinem Lehrer zurückkehrte und die Bitte an ihn richtete, ihm folgende 5 Dinge zu gestatten:

1) wenn Talapoinen ihre übrigen Tage fern von der Welt in Wäldern zubringen wollten, es ihnen zu erlauben;

2) nicht zu wehren, daß die, welche blos von Almosen leben wollten, ihre Absicht ausführen könnten;

3) denen schlechte alte Kleider zu gestatten, die sich verbindlich machen würden, solche immer zu tragen;

4) zu erlauben, daß jeder, der sich freiwillig dazu entschlösse, keinen andern Wohnort haben dürfe, als den Platz unter einem Baume;

5) daß die, welche niemals Fleisch oder Fische essen wollten, diesen Genuß sich versagen dürften.

Som. antwortete, man müsse jedem seinen freien Willen lassen und keinen zu mehr verpflichten, als er thun könne. Nach dieser Antwort foderte Tewetat die Talapoinen auf, seiner Regel zu folgen, und es fanden sich 500, die zu jenen 5 Punkten sich anheischig machten. Som. suchte nun seinen Gegner eines Bessern zu belehren, aber vergebens; dieser trennte sich vielmehr von ihm mit seinen Schülern. Som. schickte nun den Mogla und Saribut ab, ihm diese Schüler wieder abwendig zu machen. Tewetat glaubte, sie wollten zu ihm sich wenden, und gestattete ihnen zu predigen. Dies wirkte so, daß alle ihm abtrünnig wurden und mit Mogla und Saribut zum Som. zurückkehrten. Man erzählte ihm, wie Tewetat ihm in allen Stücken nachahmte. Er antwortete aber: ihr irret euch sehr, wenn ihr glaubt, Tewetat thue eben das, was ich thue. In frühern Geburten hat er mir auch schon auf eine verkehrte Art nachgeäfft, aber immer zu seinem Verderben. Einige Zeit nachher wurde sowol Som. als Tewetat krank, und letztern ergriff eine außerordentliche Begierde, seinen Meister zu sehen, erkennend, daß er das von ihm empfangene Gute nur mit Bösem vergolten habe. Man benachrichtigte den Som. davon, aber dieser erklärte, daß er ihn nicht sehen werde, wenn er auch schon ganz nahe gekommen wäre. Als ihn nun wirklich seine Schüler bis zu dem Teiche Bukoreni getragen hatten, der dem Wohnorte seines Lehrers ganz nahe war, so wollte er selbst vollends zu ihm hingehen, aber seine Füße sanken in die Erde, und bald sahe er sich bis ans Kinn versunken. Da demüthigte er sich, erkannte seine Fehler und seines Lehrers Vollkommenheiten und bat um Verzeihung. Som. dachte nun über den Unglücklichen nach und fragte sich selbst, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn nicht zu sich zu nehmen, sondern in der Welt zu lassen. Aber er sahe ein, daß er dann alle 5 Gebote übertreten, Thiere getödtet, fremdes Gut genommen, allen Unreinigkeiten, dem Lügen und Betruge, sowie thierischer Trunkenheit sich überlassen und niemals das geringste Gute gethan haben würde. Dann weissagte er: nach 100000 Kang werde Tewetat ein Gott werden und Attisaripethiekeput heißen. Inzwischen aber versank Tewetat ganz in die Erde bis in die Hölle Awelhi, wo er fest angeschlossen ist, weil er den Som. gehaßt hatte. Sein Körper ist ein Schob oder 8000 Lachter hoch. Über den Kopf bis auf die Schultern geht ein großer, eiserner, ganz glühender Kessel, seine Füße stecken bis an die Knöchel in dem Boden und sind ganz entpinnet. Durch seinen Leib gehen von Westen nach Osten und von Norden nach Süden zwei eiserne Spieße, die sich durch die ganze 650 Meilen große Hölle erstrecken und tief in die Erde hineingehend unbeweglich befestigt sind; ebenso geht noch ein dritter Spieß durch den Kopf und die Füße. So muß denn der Verbrecher aufrecht sterben, ohne sich im geringsten rühren zu können. Som. belehrte nun seine Schüler, daß Tewetat schon einmal wegen seiner Verbrechen in frühern Geburten von der Erde verschlungen worden sei, und daß kein Sünder den Höllenstrafen entgehen könne. In Beziehung auf die Weissagung des Som. von der künftigen Götterschaft des Tewetat bemerken wir, daß nach der Lehre der Buddhis-

Digitized by Google

ſten die Höllenſtrafen nicht ewig dauern, ſondern, wenn ſie dem begangenen Verbrechen das Gleichgewicht halten, wieder enden und der Seele eine neue Wiedergeburt verſtatten, wo ſie ſich alſo in dem neuen Körper beſſern kann.

Nach Sangermanns mitgetheilten Nachrichten gehörte Tewetat mit zu den 6 falſchen Lehrern, mit denen Buddha im Thale Saulti beim Baume Mantſche kämpfte und ſie beſiegte.

In dem Buddhiſtiſchen Lehrbuche Dabcharlik Erdeni drückt ſich der Verfaſſer über das Verhältniß zwiſchen Dewadatta und Dſchakſchimuni ſo aus: Verfinſterte Menſchen glauben irriger Weiſe, Dewadatta ſei ein Gegner, Feind und Widerſacher Buddha's geweſen. Daß der erhabene Bogda Dewadatta während der 500 Generationen, in welchen der wahrhaft erſchienene Buddha den Wandel eines Bodhiſſatwa wandelte, demſelben alles mögliche Übel und Herzeleid anthat, geſchah blos, um die Trefflichkeit und die hohen Vorzüge des Bodhiſſatwa zu befeſtigen. Daher verſündigen ſich die verfinſterten Menſchen, welche behaupten, Dewadatta ſei ein Gegner und Haſſer des wahrhaft erſchienenen Buddha geweſen, und bewirken dadurch ihre eigene Wiedergeburt in den drei Regionen der verworfenen Naturen (ſ. Dhjana). Denn da die Anſammlung der Tugenden des erhabenen Bogda Dewadatta groß und die Wurzel ſeiner Verdienſte unermeßlich iſt, da er den vielen Buddha's außerordentliche Dienſte geleiſtet hat und dadurch dem Aufſproſſen der Wurzel der Verdienſte förderlich war, da er ferner zu denjenigen Mahaſſatwas gehört, die in Wahrheit in die Tiefen der Errettungsmittel eingedrungen ſind, und da er dem vollkommen vollendeten Zuſtand der Buddhawürde nahe gekommen iſt: ſo bewirken diejenigen, die ihn mit Zorn und Widerwillen anſehen, nur ihr eigenes Verderben und ihre Wiedergeburt in den drei Regionen der verworfenen Naturen *).

Es ſcheint daher Dewadatta ebenſo, wie Dſchakſchimuni, Stifter einer Buddhiſtiſchen Religionsſekte geweſen zu ſeyn, die aber im Ganzen wenig von der des erſtern abwich und, wie aus den oben angegebenen fünf Lehren erhellet, deren Bewilligung er von Dſchakſchimuni verlangte, eine größere Entſagung des Irdiſchen gebieten wollte. Es ſoll die Sekte des Dewadatta noch jetzt in Tibet unter dem Namen Schammar oder Ulan Malachaitan, d. h. Rothmützen, vorhanden ſeyn, im Glauben und in der Lehre ganz mit der Dſchakſchimuni's übereinſtimmen und nur in äußern Gebräuchen ſich unterſcheiden, insbeſondere durch die Kleidung der Geiſtlichen, die bei den Ulan Malachaitan roth, bei den andern gelb ſei (Pallas Nachr. ꝛc. S. 408.). Auch ſind die geringern Geiſtlichen der Rothmützen nicht zum Cölibat verpflichtet. Nach Turners Geſandtſchaftsreiſe nach Tibet S. 355. der Überſ. gehen die Geiſtlichen beider Sekten gelb gekleidet, aber die des Dewadatta haben rothe, die des Dſchakſchimuni gelbe Mützen und heißen daher Scharra Malachaitan oder Gyllookpa. Es ſollen noch jetzt die erſtern von den letztern geſchworne Feinde ſeyn, ſie in der Beſchwörungskunſt übertreffen und durch Heftigkeit, Starrſinn, Tiefſinn und Gelehrſamkeit ſich auszeichnen. Zu gewiſſen Zeiten ſollen ſie beſondere geiſtliche Übungen halten, ihre Zauberkünſte gegen die Scharra gebrauchen, ſie verwünſchen und läſtern. Auch ſollen ſie nie mit ihnen etwas gemeinſchaftlich genießen. Die Scharra dagegen ſetzen ihrem Zorne nur Sanftmuth, Geduld und fromme Gebete entgegen, um darin ihrem Lehrer in ſeinem Betragen gegen den Dewadatta nachzuahmen. An der Spitze der Gelbmützen befindet ſich nach Majer (myth. Lex. 1. S. 468.) der Dalai-Lama, ſowie an der Spitze der Rothmützen der Bogdo-Lama oder Bogdo-Baintſchang (Bogdo-Bantſching), auch Bogdo Gegenn und Bantſching-Rimbotſe, Lama-Rimbochay genannt, der ſüdlich von Lhaſſa in dem Kloſter Dhaſchih-Lümpa reſidirt, wo auch die meiſten Geiſtlichen dieſer Sekte wohnen. Sonſt ſoll dieſelbe die allein herrſchende in Tibet geweſen ſeyn; als aber ihr Oberhaupt auch das weibliche Geſchlecht in den geiſtlichen Stand aufnehmen wollte, ſo ſei eine Trennung und ein blutiger Zwieſpalt entſtanden, der damit endete, daß die Geiſtlichen in Nordtibet ein neues Oberhaupt in dem Dalai-Lama aufſtellten und es nach und nach dahin brachten, daß er über den Bogdo-Lama das Übergewicht bekam. Dies ſoll denn theils durch einen verheerenden Krieg entſtanden ſeyn, den die Gyllookpa gegen die Schammar ſiegreich führten, theils vornehmlich dadurch, daß der Kaiſer von China ſich für die Sekte der Gyllookpa erklärte. Dieſe iſt daher jetzt die orthodoxe Partei des Buddhaismus. Doch iſt gegenwärtig die Zwietracht ziemlich beigelegt. Die beiden Lama's beſuchen ſich gegenſeitig und ertheilen einander den Segen. Auch gibt es in den Religionsſchriften derſelben eine Weiſſagung, daß Bogdo-Lama nach einem Zeitraume von 550 Jahren ſich aus dem ſüdlichen Tibet erheben und in das über dem Weltmeere gelegene paradieſiſche Reich Schambala übergehen und daſelbſt als Monarch und oberſter Lama herrſchen werde. Zu derſelben Zeit werde Dalai-Lama große Heerzüge gegen Norden und Weſten unternehmen und alle Völker bis an Europa ſich unterwerfen und bekehren. Wenn dieſes geſchehen, werde Bogdo-Lama aus dem Schambala-Reiche herüber kommen, den Dalai-Lama mit einem Heere von 900000 Reutern beſiegen und alleiniger Monarch und Prieſter aller Völker werden.

(*Richter.*)

DEWAGHDI, in der Mythologie der Indier, eine Tochter des von Brama erſchaffenen erſten Stammvaters der Menſchen, des Sunyambhu und der Saddadrubai. Sie ward die Gemahlin des Altvaters Kartamen, dem ſie 9 Töchter und einen Sohn, den Kabiler, gebar, der eine Inkarnation des Gottes Wiſchnu war. Bei ſeiner Geburt ertönte der ganze Himmel von Freudengeſängen, und Brama mit den Altvätern kamen, dem Kinde ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die 9 Töchter wurden Gemahlinnen der erſten Altväter, nämlich Kalei des Maritſchi, Annuſuey des Atterien, Stratei des Angiras, Awirpuſſey des Pulaſtia, Kedy des Pulagen, Kriei des Kratu, Kiadi des Brighu, Arundadi des Waſiſchta und Sandi des Adarwan. Kabiler unterrichtete ſeine Mutter in göttlichen Dingen und dem Wege

*) S. Schmidt's Geſch. der Oſtmongolen. S. 311.

Digitized by Google

zur Seligkeit. Darauf begab sie sich an das Ufer des Flusses Bendusaraffu und wandelte auf dem Wege der Vollkommenheit Sangiapogam, wodurch sie sich die Seligkeit Saputschiam erwarb, die sie von dem Unglück, nochmals geboren zu werden, befreiete. Bagavadam im 8ten Bande Asiat. Orig. Schr. 1. S. 59. 60. 67. 68. (*Richter.*)

DEWAGI, Dewagui, Deyaki, in der Mythologie der Indier, die Mutter des Krischna, und nach Majers myth. Lexikon (I. S. 447 ff.) Tochter des Radscha (Königs) Dewagen aus dem Geschlechte der Kinder des Mondes und dem Stamme der Yadawer (Yadus), Schwester und Gemahlin des Vassudewa. Nach der Angabe bei Polier, der seine Nachrichten auch aus dem Mahabharas und dem Bhagavas-Purana geschöpft hat, welche beide Werke wir aber noch nicht vollständig im Urtexte kennen, war sie eine Tochter des Ogursain (Ugra), Königs von Mathra, und also eine Schwester des Kamsa, des Sohnes von Ogursain, welcher Kamsa nach den obigen Angaben ihr Vetter und Sohn ihres Vatersbruders Surasenen ist, wogegen bei Polier ihr Gemahl Vassudewa ein Sohn des Surasenen und nicht ihr Bruder ist. Vassudewa hatte, als er sich mit Dewagi vermählte, schon mehre Gemahlinnen, deren bei Majer (a. a. O. II. S. 422 ff. Art. IIa) neun aufgezählt werden, und deren erste Rogomi (Rodni bei Polier) war. Kamsa führte dabei selbst den Wagen, auf dem die Verlobten saßen. Kurz vorher, am Ende des dritten Weltalters, war es, daß die Göttin der Erde, Prithivi, zu Indra kam und über die Gewalt und den unerträglichen Übermuth der Asurs ihre Klagen ausschüttete. Doch dieser konnte nicht helfen und begleitete sie mit den andern Dewata's zu Brama, der sie wieder zu Mahadewa führte, welcher sie, ebenfalls zu schwach, an Wischnu verwies. Dieser fand die Beschwerden so wichtig, daß er mit ihr und allen Göttern sich zum Tempel des unsichtbaren Ewigen selbst begab, um seine Hilfe anzuflehen. Hier vernahm er allein den Befehl des Brehm, daß er selbst auf die Erde niedersteigen und im Hause des Vassudewa als Mensch geboren werden sollte, und daß zugleich auch andere Gottheiten in menschlicher Gestalt erscheinen und ihn in dem Kampfe gegen die Bösen unterstützen sollten. Dazu wurden vornehmlich die Schlange Adisses schen und das Verhängniß (nach Polier Bhawani) bestimmt. Als nun Kamsa den Brautwagen führte, hörte er eine Stimme vom Himmel, welche ihm sagte, daß der achte Sohn der Dewagi ihm das Leben rauben werde. Voll Zorn wollte er sie sogleich tödten, aber Vassudewa stellte ihm das Abscheuliche eines solchen Verbrechens vor und erbot sich in Mathra (Madura) ganz unter seinen Augen zu leben und ihm jedes Kind gleich nach seiner Geburt zu überliefern. So wohnte denn das junge Ehepaar zwar in einem Palaste zu Mathra, aber von den Wachen des Kamsa umgeben. Nach 7 Jahren gebar Dewagi einen Sohn, der sogleich dem Fürsten überliefert wurde, der, dadurch gerührt, das Kind den Eltern zurückgab. Aber nun erschien ihm der Altvater Narada und machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn ihm gleich nur Gefahr von dem achten Kinde drohe, er doch nicht wissen könnte, wen das Schicksal als dieses achte anfähe. Wenn die Geburten der Dewagi einen Kreis bildeten, so käme es nur darauf an, wo man zu zählen anfange, und das erste Kind könne dann ebenso gut das achte werden; er solle also seinem ersten Entschlusse treu bleiben. Es war nämlich Kamsa ein ehemaliger Asur, und Narada, der alle Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft durchschaute, sah voraus, daß Kamsa lange leben und viel Böses den Menschen zufügen würde, wenn er nicht durch ein Hauptverbrechen das Maß seiner bösen Thaten recht bald anfüllte und dadurch seinen Untergang beschleunigte. Kamsa folgte auch dem Rathe und ließ das erste, sowie auch die folgenden Kinder der Dewagi tödten, und stieß sogar seinen Vater vom Throne, um ganz freie Hand zu haben. Dewagi wurde nun zum siebenten Male schwanger. Auf ihre und ihres Gemahls Bitten erschien ihnen Bhawani, nahm das Kind aus ihrem Schooße und versetzte es in den Leib der Rodni (Rogani), welche in der Schäferei des Nanda wohnte. Man glaubte also, Dewagi habe zu früh ein unreifes Kind geboren, und Rodni genaß wirklich eines Sohnes, des Balarama, der eine Verkörperung der Schlange Adisseschen war. Einige Zeit nachher erfüllte Wischnu den Vassudewa mit den Strahlen seines Glanzes, und als er jetzt Dewagi umarmte, strahlte sie leuchtend wie der aufgehende Mond; Kamsa aber, als er die entscheidende Schwangerschaft erfuhr, verdoppelte seine Aufsicht. Dewagi wurde immer schöner, jemehr sich der Tag der Niederkunft näherte. Plötzlich wird der Körper beider Gatten strahlend und durchsichtig; das ganze Zimmer wird erleuchtet, und man hört ein himmlisches Konzert, welches die Chöre der Götter, Brama und Mahadewa an der Spitze, in entzückter Freude anstimmen. Selbst die Wachen werden der himmlischen Erscheinung gewürdigt und eilen, dem Kamsa das Wunder zu melden. So sehr auch dieser von Schrecken sich ergriffen fühlt, so hofft er doch, daß das Kind ihm nicht entgehen werde. Inzwischen wird in der Mitternacht am achten Tage nach dem Neumonde des Septembers der göttliche Krischna geboren. Die versammelten Götter bewarfen es mit Blumen, die Gandharwa's tanzten und sangen zu harmonischen Tönen das Lob desselben, und alle Sterne und Planeten standen in den glücklichsten Aspekten. Der neugeborne Krischna erschien als Gott den entzückten Eltern. Sein Leib war himmelblau (und darum hieß er auch Krischna, der Blaue), ein goldenes Haar ringelte sich um seinen Nacken, auf seinen Lippen schwebte ein himmlisches Lächeln. Er hatte 4 Arme und auf der Brust einen schwarzen Fleck, auf seinem Haupte eine Krone, Ringe von den köstlichsten Perlen in seinen Ohren, ein Kleinod von Rubinen auf der Brust, den Körper in ein königliches Purpurgewand gehüllt, kurz er war mit allen Attributen seiner Allmacht versehen. Vater und Mutter fielen vor dem göttlichen Kinde nieder, beteten es an mit heißer Andacht und flehten, daß es sein Leben gegen den Tyrannen schützen möchte. Da verkündete ihnen der Gott ihre Vergangenheit. Du, meine Mutter, sagte er, lebtest zur Zeit des Königs Suvambu (des ersten Bramasohnes und ersten Menu) unter dem Namen Pragani, und dein Gemahl war der Altvater Sudawen, man nannte auch beide Dewa-

Digitized by Google

badi. Ihr wolltet Menschen zeugen und thatet mir zu Ehren eine Buße von 12000 göttlichen Jahren. Als ich mich nun euch zeigte, batet ihr um die einzige Gunst, daß ich euer Sohn werden möchte, und ich erhörte euern Wunsch. Dann erschient ihr unter dem Namen Aditi und Kaſyapa, und ich ward euer Sohn unter dem Namen Wamen. Jetzt bin ich meiner Verheißung gemäß nochmals von euch entsprossen, aber von nun an seid ihr keiner vergänglichen Geburt mehr unterworfen, und die Seligkeit meines Paradieſes wird euer Theil seyn. Kaum hatte der Gott dieſe Worte vollendet, als die täuſchende Maja wieder ihren Schleier über die Gegenſtände umher verbreitete. Kriſchna war nichts als ein gewöhnliches Kind, der Glanz und die Chöre der Götter waren verſchwunden, und wie ein immer mehr ſchwindender Traum ſchwebte das Geſchehene vor den Augen der Eltern. Da hörten ſie eine himmliſche Stimme, welche ihnen zurief: Erhebe dich, Sohn Yadu's, und trage das Kind in die Schäferei des Nanda. Seine Frau Jaſudha kommt ſo eben mit einer Tochter nieder; lege an ihre Stelle deinen Sohn und bringe die Tochter hieher. Im Augenblicke ſanken die Feſſeln von Waſſudewa's Körper, die Thüren des Gefängniſſes öffneten ſich, die Wachen lagen im tiefen Schlafe. Er nahm das Kind, gelangte an das Ufer des Jumna, durchſchritt die Fluthen, die ſich voll Ehrfurcht zurückzogen, kam zu Nanda, den er in tiefem Schlafe, ſowie ſeine Frau in Ohnmacht fand, vertauſchte die Kinder und eilte in das Gefängniß zurück. Die Thüren ſchloſſen ſich aufs neue, die Feſſeln legten ſich an ſeine Glieder, und die Wachen erhoben ſich aus dem Schlafe, als ſie das Geſchrei des Kindes der Jaſudha hörten. Sie eilten zu Kamſa, der ſogleich in das Gefängniß kam und von der bebenden Dewagi das Kind empfing. Er ſchleuderte es gegen die Wand, um es zu zerſchmettern, aber im Augenblicke ſchwebte es als ein glänzendes Licht über ihm und erklärte ihm mit lauter Stimme, daß ſeine Wuth unnütz, daß der künftige Zerſtörer ſeines Lebens an einem Orte in Sicherheit wäre, wo er ihn nicht finden würde. Sogleich verſchwand es, denn dieſes Mädchen war eine Inkarnation der Bhawani, die nun zum Götterſitze ſich wieder aufſchwang. Der Tyrann milderte nun die Gefangenſchaft des Waſſudewa und der Dewagi, und erklärte ihnen, ſie ganz in Freiheit zu ſetzen, ſobald er ſeines Feindes ſich bemächtigt haben würde. Um ihn nicht zu verfehlen, befiehlt er, daß alle neugebornen Kinder (nach Polier alle Kinder unter 2 Jahren) in der ganzen Umgegend getödtet werden ſollen. Doch auch dieſe Maßregel war vergeblich. Die in die Wohnung des Nanda eindringenden Mörder fanden durch die göttliche Kraft des Kindes ihren Tod. Die Maja aber bedeckte alle dieſe Handlungen deſſelben mit ihrem Schleier, und Nanda nebſt ſeiner Gattin ſahen darin nichts als den Schutz, den die Vorſehung dem Kinde angedeihen ließ, und die Wirkſamkeit der ſchützenden Amulete und Talismane, womit ſie das Kind umgeben hatten. Die Mythe vom Kindermorde kennen wir jetzt nur noch aus der Erzählung bei Polier; die Zukunft muß entſcheiden, ob ſie ſich auch im Original des Purana befindet. Entgegen ſteht allerdings der Umſtand, daß weder W. Jones, noch Wilford, noch Colebrooke u. a., die den Purana beſaßen und oft anführen, dieſer Begebenheit erwähnen. Der Lobgeſang der Götter aber bei der Geburt des Kindes ſteht wirklich im Original. Es iſt nicht zu verkennen, daß bei der Geburt Jeſu und des Kriſchna viel ähnliche Umſtände vorkommen, ſo daß man wohl vermuthen darf, es habe eine gegenſeitige Übertragung Statt gefunden. S. Kleuker's Kalkutiſche Abhandlungen. II. S. 234. In jedem Falle iſt der Mythos von Kriſchna älter, als die Erſcheinung Jeſu auf der Erde. Die Veda's kennen ſeinen Namen, ohne doch den Mythos weiter auszuführen (*Colebrooke* Asiat. Res. IX. p. 293.), und Megaſthenes erwähnt bei den Surasanern der Städte Methora (Madhura) und Kleiſobora, wofür man bei Plinius die richtigere Lesart Chryſobora oder Cryſobora findet, welche das nachherige Kriſchnapura iſt. *Arrian.* Ind. 8.; *Plin.* §. 17. 19. — Außer dem Kriſchna gebar Dewagi noch dem Waſſudewa den ſchon erwähnten Balarama, der als Kind der Rogani erzogen wurde, den Sangruſchen und eine Tochter Subatrei, die an Artſchunen, den geliebteſten Freund Kriſchna's, verheirathet wurde. Auf einer indiſchen Vorſtellung bei Moore (the Hindoos Pantheon. Lond. 1810. Tab. 59.) iſt die Dewagi, mit einer Strahlenglorie umgeben, vorgeſtellt, wie ſie das Kind Kriſchna auf dem Schooße hält und ihm die Bruſt reicht. Auch des Kindes Haupt umgibt die göttliche Glorie, und eine knieende Perſon bringt ihm anbetend das Opfer der Früchte dar. Umher ſind blühende Blumen, Bäume und Heerden von allerlei Thieren, die voll Ehrfurcht nach dem Gotte hinzublicken ſcheinen. (*Richter.*)

Dewahdet ſ. Dewadatta.

DEWAJANI, Dewadschani, die Tochter des Schukra, des Genius im Planeten Venus, und Guru's (Lehrer, Führer) der Danawa's (böſen Dämonen, der Söhne der Aditi), Gemahlin des erſten Beherrſcher Indiens, des Dſchudſchad (Jagadi, Dſchadſchadi). Dſchudſchad, der als irdiſcher Monarch im nordweſtlichen Indien herrſchte, wo er Haſtinapur (das jetzige Delhi) gegründet hatte, war auch von den Deweta's zum Götterkönige, Indra, gewählt worden und beſiegte die Aſura's in vielen Schlachten. Er hört von der ſchönen Tochter des Aſurakönigs Sund und will ſie entführen, überfällt ſie daher beim Baden, aber, da ſie ſchnell ihre Kleider mit der einer Freundin verwechſelt, entkommt ſie durch die Flucht, und dieſe bleibt in der Gewalt des Königs. Doch ſie erklärt ihm den Irrthum und gibt ſich als Dewadſchani zu erkennen, worauf er dieſelbe als Braminentochter, die ſich ſchicklicher Weiſe mit einem Kſchatrya nicht verheirathen darf, wieder frei läßt. Aber die Begebenheit wird bekannt, und es findet ſich unter den Braminen für ſie kein anſtändiger Gatte. Da beſchließt denn der Vater, ſie einem Kſchatrya zu geben, und da ſie erklärt, daß ſie nur den König Dſchudſchad wählen könne, ſo begibt ſich jener ſelbſt zu dieſem und bewegt ihn zur Heirath. Sie gebar ihm 5 Söhne, von denen Jadu der älteſte, Kuru (nach Andern Puru) der jüngſte war. Dſchudſchad war ſeiner Gemahlin nicht treu; ſie beklagte ſich darüber bei ihrem Vater, und aus Liebe zur Tochter verfluchte dieſer den Eidam, daß er ſeine Jugend verlieren und ein ſchwa-

cher Greis werden sollte. Dies brachte allmälig den König zur Reue, er bat die Gattin um Verzeihung und flehete um ihre Verwendung bei dem Vater, daß er den Fluch wenigstens mildern und ihm noch tausend Jahre lang die Jugend zurückgeben sollte. Dies war aber nur möglich, wenn ein anderer ihm tausend Jahre von seiner Jugend abtrat und dafür sein Alter übernahm. Keiner der 4 ältern Söhne liebte den Vater zärtlich genug, um ein solches Opfer zu bringen; nur der jüngste Kuru entschloß sich dazu. Dafür wurde denn der älteste Jadu, der sich zuerst geweigert hatte, ganz enterbt, die drei folgenden bekamen nur einen kleinen Antheil, und der jüngste ward Erbe des ganzen Reiches. (*Richter.*)

Dewanahuscha s. Dionysos und Schiva.

Dewa-Nagari s. Sanskrit.

DEWANDREN, zusammengezogen aus Dewa Indra, daher auch gewöhnlich Indra allein, in der Mythologie der Hindus der Gott des sichtbaren Himmels, das Oberhaupt aller Götter zweiten Ranges, der erste unter den 8 Schutzgottheiten des Weltalls und Beherrscher der Ostgegend. Nach Bohle (d. alte Indien, S. 235.) bedeutet Indra den Herrscher, von ind, herrschen, nach Andern (Rhode Relig. d. Hind. S. 272.) den auf die Sinne Wirkenden, den unsern Sinnen sich Offenbarenden. Der Name wird auch Aindra, Ande und im Ramayana Aindu geschrieben, und die Zusammenziehung Dewandeen bezeichnet ihn als Herrscher der Götter. Im Ridsch-Weda und den zu diesem Weda gehörigen Upanisads, desgleichen im Gesetzbuche des Menu erscheint er als das höchste Wesen selbst, als Brahm. So wird er im Oupnek'hat Vol. II. p. 1, 71, 166 und in andern Stellen mit den drei großen Göttern zusammen und oft noch vor ihnen genannt; im 12. Upanisad (Oupnek. Vol. II.) aber wird er in einem Gespräche zwischen ihm und dem Könige Partroun geradezu als das höchste Wesen dargestellt, so auch im 11. Upanisad (Oupnek. Vol. II. p. 51.) und im 24. (Oup. Vol. II. p. 368). So wie daher in den Sekten des Brama, Wischnu und Schiwa diese drei Götter von jeder zum höchsten Wesen selbst gesteigert werden; so scheint es auch eine Sekte des Indra gegeben zu haben, die ihn mit dem Urwesen selbst als identisch betrachtete. Dahin deutet eine Stelle in Menu's Gesetzbuche (XII, 123.), wo es heißt: Einige Sekten beten den Höchsten an im elementarischen Feuer (Schiwa), andere im Manu, dem Herrn der Geschöpfe (d. h. im Brama, der oft mit Manu als eins genommen wird), noch andere in der reinen Luft (d. h. im Wischnu) und noch andere im Indra, dem Herrn des Dunstkreises, weil er sich in diesem am deutlichsten offenbart. Diese ursprünglichen Anhänger des Indra gingen endlich auch, glaubt Rhode, in das System des Pantheismus über, und darauf bezieht er eine Stelle im Ridsch-Weda (As. Res. Vol. VIII. p. 424. 425.), welche lehrt, wie ursprünglich nichts als die große Sele (Maha-Atma) vorhanden war, die Alles andere aus sich hervorbrachte, wie sie sich in die Körper denkender und mit Sinnen begabter Wesen als Lebenssele (Dschiatma) senkte und als diese sich selbst als Maha-Atma anschauet. Als anschauende Sele heiße sie Idamdra, es sehend; dies sei der wahre Name, aber, unter einem Symbole verborgen, brauche man dafür den Namen Indra, denn die Götter liebten das Verborgenseyn. In dieser Stelle ist also Indra als das Symbol oder als der personifizirte Begriff des Urgeistes (Maha-Atma) genommen, d. h. die menschliche Sele schauet im Indra das höchste Wesen an. Die Sekte des Indra konnte vermöge dieser Erklärung ihren Begriff von demselben als höchstem Wesen leicht mit den übrigen Sätzen des Pantheismus vereinigen. Rhode glaubt ferner: So wie die 3 ersten Weda's (der Ridsch-, Jagusch- und Saman-Weda) im Dienste der 3 großen Götter entstanden, also gleichsam die Religionsbücher der 3 Sekten derselben gewesen wären: so scheine auch der vierte Weda (Atharwa-Weda) eine eigene Sekte vorauszusetzen, und diese könnte wol die des Indra gewesen seyn. Es habe nämlich dieser Weda seinen Namen von Atharwa, dem ersten Sohne Brama's, dem dieser auch zuerst die Wissenschaft von Gott mitgetheilt habe. Nun sei Brama den Anhängern desselben der Maha-Atma selbst; als dieser habe er sich nach dem obigen zuerst in Indra gesenkt, dieser sei daher sein erster Sohn und al mit Atharwa einerlei, welcher Name das gute Wesen bedeute, folglich wohl auf den Indra passe. Es verschwinde in der Folge Atharwa aus der Mythe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese ihn unter seinem andern Namen Indra oder Idamdra, d. h. der Gott Schauende, allein noch erwähne. In den Upanisads aus dem 4. Weda komme freilich nichts von Indra nach der höhern Ansicht vor, aber die Upanisads wären viel jünger, und der Weda selbst sei uns noch unbekannt. Daß aber gerade im Ridsch-Weda, der den Schiwaiten angehöre, der höhere Begriff vorkomme, käme daher, daß die Wischnuiten der vermutheten Sekte des Indra am schärfsten entgegen ständen. Jene wären Hauptgegner des Buddha und erklärten die Erscheinungen desselben auf der Erde für Avatars des Wischnu, die Sekte des Indra aber hätte den Indra mit Buddha selbst identifizirt und also diesen in jenem erkannt; um aber dem Hasse der Wischnuiten zu entgehen, hätte sie sich mit den Schiwaiten vereinigt und unter deren Namen verborgen, daher denn die höhere Ansicht vom Indra im Ridsch-Weda. Als Beleg für diese Hypothese führt Rhode einen Mythos an, nach welchem ein König Pradu, ein Avatar des Wischnu, Roßopfer bringt, Indra darüber in Furcht geräth, das Roß entführt und vor der Verfolgung des Sohnes des Königs sich nur dadurch schützen kann, daß er die Gestalt eines Bettlers annimt, sich mit Asche bestreuet und mit Todtenknochen behängt. Dies sind bekanntlich alles Symbole des Schiwa, und so könnte der Mythos allerdings heißen: Die Indraiten schützten sich gegen die Wischnuiten dadurch, daß sie mit der Sekte des Schiwa sich vereinigten und ihre Symbole annahmen. Auch fügt der Purana, der jenen Mythos erzählt, hinzu: Daher gebe es viele, welche, um dem Indra nachzuahmen, sich mit Asche und Knochen putzten und nackt einhergingen; sie nennten sich Kabiliger, Boter und Paschandy. Kabiliger erklärt Rhode für identisch mit den Kapalika's, den nackten Bettlern von der Sekte des Schiwa, und in Boter findet er eine Hindeutung auf

Digitized by Google

den Namen Buddha. Ohne über diese Hypothese weiter entscheiden zu wollen, bemerken wir nur, daß Indra wegen seiner besondern Function als König des Himmels, Regirer aller Erscheinungen in der Atmosphäre und Beherrscher aller untern Götter leicht mit dem höchsten Wesen selbst für einerlei gehalten werden konnte, ohne daß man gerade eine besondere Beziehung auf Buddha anzunehmen braucht. Ward doch auch der Zeus der Griechen, dessen Functionen ganz mit denen des Indra einerlei sind, mit dem höchsten Wesen selbst identifizirt. Daß indessen einiger Zusammenhang mit dem Buddhaismus da sei, nehmen auch Remusat in seinen Melanges Asiatiques und Schmidt in der Geschichte der Ostmongolen an. Beide erklären den Indra für den Chormusda, den König der 33 Tägri, und letzterer glaubt sogar den Namen Chormusda aus dem persischen Ormuzd entstanden. Es war aber Ormuzd, der König aller guten Götterwesen, die höchste Offenbarung des Urwesens Zeruane Akherene und wird oft für dieses selbst gesetzt, und so kann es denn um so weniger Wunder nehmen, wenn es auch mit Indra der Fall ist.

In der eigentlichen Mythologie der Hindus, die größtentheils aus der Periode des Wischnuismus stammt, ist Indra den drei großen Göttern immer untergeordnet, und an eine Identifizirung mit dem Urwesen ist nicht mehr zu denken. Bei Polier findet sich sogar ein Mythos, der wahrscheinlich im Bhagawat-Purana befindlich ist (der Franzose gibt nämlich seine Quelle nicht an), und nach welchem Krischna selbst feindlich gegen die Verehrung des Gottes auftritt. Die Einwohner von Brindapan, wird erzählt, pflegten jährlich dem Indra ein Opfer darzubringen, damit er Regen und Fruchtbarkeit gebe. Als sie nun auch Anstalten dazu treffen, fragt sie Krischna, ob sie denn glaubten, daß es den Gegenden, wo man dies Opfer nicht feiere, an Regen und Fruchtbarkeit mangle, und da sie nicht zu antworten vermögen, belehrt er sie, daß die Erfüllung ihrer Wünsche allein vom höchsten Gotte abhänge, an diesen müßten sie sich unmittelbar wenden, nicht an Indra, der nur sein Diener sei. Gutes und Böses werde allein durch den Schöpfer vertheilt, und Indra könne ohne dessen Willen nichts thun. Sie unterlassen also das Opfer und vertheilen die angeschafften Vorräthe unter die Braminen und Armen, worauf ein sanfter Regen alle Fluren erquickt. Indra zürnt zwar wegen des unterlassenen Opfers und will die Verächter durch einen heftigen, siebentägigen Regen vernichten; aber Krischna schützt sie durch seine höhere Macht, worauf sich Indra demüthigt und die Gottheit desselben anerkennt.

Mit den untergeordneten Götterwesen der Buddhisten (s. den Art. Dhjana) hat auch Indra die Ähnlichkeit, daß er in seinem individuellen Seyn nicht unsterblich ist, sondern nur ein sehr langes, mit der Dauer der großen Weltperioden in Verbindung stehendes Leben hat, so daß in jeder ein neuer Indra erscheint. Es umfaßt nämlich ein Tag Brama's 14 Manwantara's, d. h. Regierungsperioden eines Menu, deren jede 71 Weltalter oder über 300 Millionen menschlicher Jahre in sich begreift. Mit jedem Manwantara werden Indra und alle niederen Götter, so wie das Weltall, vernichtet, und mit der neuen Schöpfung entstehen neue Götter und ein neuer Indra. Bis jetzt sind 6 Manwantara's verflossen, und wir leben im siebenten. Die Mythen nennen von den meisten der verflossenen Manwantara's die in denselben herrschenden Indra's; für den gegenwärtigen aber wird kein besonderer Name angeführt. Dies hat nun allerdings auch Ähnlichkeit mit den Lehren des Buddhaismus. Denn nach diesen herrscht jeder Buddha nur eine bestimmte Zeit, wird dann in das Wesen des Ewigen aufgenommen und hat einen andern Buddha zum Nachfolger. Jeder Buddha muß seine Würde erst erwerben, sein Reich erobern und vom Schicksale (Damata) eingeweihet werden. Im 8. Kap. des 8. Buches des Ridsch-Weda heißt es auch vom Indra, daß er erst von Prad-schapati (dem schaffenden Principe) und dann von allen untergeordneten Wesen in der Welt und im Himmel zum Könige eingeweihet werde, worauf er sich alle Erden und Welten unterwerfe und Oberherrschaft, Vorrang und höhere Würden über alle Götter erhalte, so ein selbstseiendes Wesen und unabhängiger Herrscher, frei von Auflösung und unsterblich werde. As. Res. Vol. VIII. p. 411. In dieser Stelle scheint also Indra ziemlich denselben Begriff wie Buddha zu bezeichnen; auch führen beider Paradiese auf dem Meru denselben Namen, Nanda und Nandana. Aber einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden möchte doch der Umstand machen, daß Indra nie, wie Buddha, auf die Erde herabsteigt, um, menschlich geboren, gegen das Böse auf der Erde zu kämpfen und den Menschen eine neue göttliche Offenbarung zu bringen. Er muß zwar auch immerwährend gegen die Asurs kämpfen, die beständig trachten, ihn von seinem Throne zu verdrängen, was sogar auch manchmal auf einige Zeit glückt, aber dieser Kampf hat mehr Ähnlichkeit mit dem Streite des Ormuzd gegen Ahrimam. Nähere Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Buddhisten und Bramanen wird in Zukunft Vieles in dieser Hinsicht noch aufhellen.

Um ein Indra zu werden, ist besonders die Darbringung von 100 Roßopfern (s. Aswamedha) nöthig. Dadurch erlangen die Asurs, auch wenn sie in Gestalt irdischer Könige erscheinen, so viel Macht, daß Indra ihren Angriffen nicht widerstehen kann, sondern verdrängt ihnen seinen Thron einräumen muß. Indessen ist ein solcher Sieg immer nur ein scheinbarer, denn durch den Beistand der höhern Götter werden die Asurs wieder geschlagen und er aufs neue eingesetzt. Nach dem Ramayana Vol. III. p. 451. erlangte der gegenwärtige Indra selbst durch ein solches Roßopfer seine Würde. Da Indra die Wirkung dieses berühmten Opfers kennt, so ist er aus allen Kräften bemüht, wenigstens die Vollziehung des 100sten zu hindern, wie unser andern der Mythos vom Könige Sagara zeigt. Auch große Büßungen hoher Heiligen sind ihm gefährlich, und er sucht sie gewöhnlich durch Verführung zu leidenschaftlicher Sinnlichkeit zu stören, wovon wir unten ein Beispiel anführen werden.

Als Oberhaupt der niedern Götter vertritt er diese in allen Angelegenheiten bei den großen Göttern, und

Digitized by Google

jene wenden sich daher immer an ihn, wenn sie ein Gesuch oder über etwas sich zu beklagen haben. Darum heißt er Surapatis, der Fürst der Götter. Er gebietet über Winde, Wolken und Regen, ordnet überhaupt die Witterung und ist insbesondere Herr des Donners. Daher heißt er auch Sakras, der Gefürchtete; Divaspatis, der Herr des Himmels; Arodribhid, der Bergespalter; Vajrabhatas, der den Donnerkeil haltende; Marutvan, der Luftige; Marut, der Wind, die Luft; Maghavan, der Bewohner der Wolken; Maghavahana, der auf den Wolken fahrende; Pagaschasana, der Ordner der Witterung, Beförderer der Reife der Früchte; Legeschabhá, der die Regenzeit bestimmende; Sorggaragia, der König des Firmaments; Wasawa, der Fürst der guten Geister; Sahasradrik, der Tausendäugige, als Symbol des gestirnten Himmels. Als Krieger gegen die Asurs ist er Purudrda, der Mannherzige, Tapfere. Denn wenn die Atmosphäre in Aufruhr ist, so ist es Indra, der mit dem Blitze in der Hand gegen die Asura's am nördlichen Himmel und gegen deren Fürsten am südlichen Himmel kämpft. Seine Pfeile entsendet er mit gewaltigem Bogen, den er nach geendetem Kampfe bei Seite legt und als Regenbogen (Indrayudha, Indra's Waffe) den Sterblichen zeigt. Der Regenbogen ist also auch den Hindus ein Zeichen des Friedens, der Versöhnung und Beruhigung, wie in der Genesis 9, 13. Die Deweta's, welche sich Vergehungen zu Schulden kommen lassen, stößt er aus dem Himmel und zwingt sie, auf der Erde in menschlichen und thierischen Körpern zu erscheinen. Den guten reicht er das Amrita, den Trank der Unsterblichkeit. Er ist der Sohn des Kasyapa*) und der Aditi (des Tageslichts), Enkel des Marutschi und Urenkel Brama's. Seine Gemahlin ist Indrani oder Saktschi, d. h. der Inbegriff seiner Kraft, wie denn überhaupt die Gemahlinnen der indischen Hauptgötter ihre Kraft bezeichnen. Sein Sohn ist Dschayanta (Sakontala, Übers. S. 214, 240.), von der Kunti aber, der Gemahlin der Pandu's, der berühmte Held Artschunen; seine Tochter Dewanet, die Gemahlin des Kartikeya (Beschr. d. Rel. d. malab. Hindus S. 97.). Er wird als ein schöner, junger Mann mit einer Krone auf dem Haupte und vier Armen gebildet, der Körper aber ist überall mit Augen bedeckt. In den Händen trägt er den Blitz, einen Bogen und den Haken, womit man Elephanten regirt. Sein Reitthier ist nämlich der weiße Elephant Iravat oder Airawat, der bei Hervorbringung des Amrita aus dem Meere heraufstieg, und der zugleich Thürhüter des Himmels ist und zuweilen die Erde trägt (Arjuna's Himmelreise 1, 42. As. Res. I. p. 340. Natus. I. H.). Aus dem Rüssel dieses Elephanten ergießt sich der Wasserstrudel, der als fruchtbarer Regen auf die Erde strömt (Menu 9, 304; Hitopades. p. 67 ed. Lond.). Oft fährt er auch auf dem leuchtenden Donnerwagen, Wadschra, von zehntausend Rossen gezogen und von dem Wagenführer Matalis gelenkt. Auch Düschmanta fährt auf demselben in das Reich des Indra, und beschrieben wird er in Arjuna's Himmelreise, Gesang 1. Oft wird er auch in seinem Paradiese auf einem Teppiche ruhend mit seiner Gemahlin abgebildet. Seine Wohnung (Paradies, Welt), Indraloga oder Swargga, liegt auf dem Meru, aber niedriger als die Paradiese der drei großen Götter. Sie ist besonders der Aufenthaltsort der im Kampfe gefallenen, tapfern Krieger, überhaupt der Frommen und Rechtschaffenen, ehe sie eine neue Wanderung in andere Körper beginnen, daher mit dem Walhalla der Skandinavier ziemlich übereinstimmend. Seine Hauptstadt heißt Amaravati, die Unsterbliche, sein prächtiger Palast Wadschayanta, der siegreiche, sein Garten Nandana, der liebliche.

Im ersten Buche des Ramayana werden viele Mythen von ihm erzählt. Rhode führt folgende an: Als der Amrita hervorgebracht und die Kinder der Diti (die Rakschasa's, Asurs) von den Deweta's geschlagen waren, wird Purandara (Indra) König der Götter, und mit freudigem Gemüth beherrscht er das Weltall. Da redet die ihrer Kinder beraubte Göttin Diti ihren Gemahl (Kasyapa) so an: O Göttlicher! ich wünsche mir einen den Indra vernichtenden Sohn, die Frucht langer Büßungen! Diese Büßungen will ich verrichten, aber mir Empfängniß zu schenken ist Dein Werk. Kasyapa antwortet: Dieser Segen sei Dein! Friede sei mit Dir! Bleibe volle tausend Jahre rein, o Fromme, und Du wirst durch mich einen den Indra vernichtenden Sohn empfangen! Diti übernahm nun am Strome fließenden Wassers die heiligen Büßungen. Aber Sakra (Indra), in der Kunst der Täuschung wohl erfahren, nahete sich der Büßenden und stand ihr als treuer Diener in allem bei, brachte Holz zum Opfer, Kusagras, Früchte, Wurzeln, Blumen, Wasser und Feuer, wie es die Jahreszeit erfoderte. Beständig ihren Körper reibend, verscheuchte er Ermüdung und beobachtete sie in allen ihren heiligen Zeremonien. Als nur noch 10 Jahre fehlten, sagte Diti hocherfreut: Ich bin zufrieden, Tausendäugiger! Wenn noch 10 Jahre verflossen sind, wirst Du einen herrlichen Bruder empfangen; mit ihm sollst Du das Königreich theilen. Nun schlief sie, durch das Vertrauen auf Sakra unachtsam gemacht, in seiner Nähe ein, indem sie mit ihren Füßen den Platz ihres Hauptes einnahm. Sakra, der sie dadurch unrein werden sah, daß die Locken ihres Hauptes ihre Füße berührten und der Kopf den Ort derselben einnahm, jauchzte laut auf und ging, den Wadschra*) (Blitzstrahl), die Waffe mit hundert Buckeln in der Hand, in den blosgestellten Körper ein und theilte den Fötus in 7 Theile. Da nun jedes Theil lebte und vor Traurigkeit schrie, theilte er jeden wieder in 7 Theile.

*) Welche Begriffe Kasyapa und Marutschi bezeichnen, ist noch ungewiß. Maier im myth. Lex. I. S. 41. erklärt Kasyapa für den unendlichen Raum, den gestaltlosen Himmel, den Marutschi aber für das Licht. Rhode dagegen S. 45. nimt den Marutschi für diesen Raum und den Kasyapa für den Mond. Als Licht nimt auch Görres (Mythengesch. S. 188.) den Marutschi. Wenigstens würden diese Bedeutungen für den Vater und Erzeuger des Indra passend sein.

*) Oben heißt nach Rhode der Wagen des Indra Wadschra, hier seine Waffe; es ist aber beides einerlei und bedeutet die blitzende Donnerwolke. Maier nennt Indra's Wagen Wimana oder Wjomajana, d. h. Wagen der Wolkenregion.

Digitized by Google

So zerstückt, weinte der Fötus laut im Schooße der Mutter, wodurch diese begriff, was vorging. Sakra aber sagte zum Weinenden: weine nicht! und durchbohrte ihn von neuem. Da rief ihm Diti zu: Er muß nicht vernichtet werden! Nun trat Indra mit kindlicher Ehrfurcht und mit gefalteten Händen vor Diti, erzählte wie sie im Schlafe unrein geworden und er, seiner Selbsterhaltung wegen, so hätte handeln müssen. Die Göttin glaubt nun, daß die Schuld allein an ihr gelegen, und bittet nur den Indra, die 49 Söhne, welche sie nun gebären werde, als Götter anzuerkennen und ihnen die 49 Weltgegenden zur Wohnung anzuweisen, um von da aus, auf seinen Befehl die Welt zu durchstreifen. Dies verspricht Indra und kehrt mit der Göttin nach dem Himmel zurück. Auf diese Art wurden also die 49 Maruts oder Winde, welche die Hindus annehmen, und ihr Name bedeutet jene Worte Indra's: „Weine nicht!" die er zu ihnen sprach*). Der ganze Mythos ist also ein physischer. Indra ist der Beherrscher der Atmosphäre, der Lenker der Wolken, der Ordner der Witterung. Die Winde sind Geburten der Nacht, der Göttin Diti, wol weil sie gewöhnlich des Nachts zu wehen anfangen. Der Naturmensch kann nicht begreifen, woher die vielerlei Winde kommen; es sollte eigentlich nur einen geben. Aber wäre dies der Fall, so würde Indra nicht mehr der Ordner der Witterung seyn, er würde seine Herrschaft verlieren oder sie wenigstens mit dem furchtbaren Sohne der Diti theilen müssen, der nun alle Kraft in sich vereinen würde, die jetzt unter 49 Individuen vertheilt ist. Er muß also das Vorhaben der Diti zu vernichten suchen und benutzt dazu die Gelegenheit, wo sie sich einer zu großen Sicherheit überläßt. Die Zertheilung erfolgt, und nun bleibt er auf seinem Throne und der Beherrscher der neuen Kräfte. Daher erscheint er auch immer von ihnen umgeben.

Indra's Herrschaft sollte nun fest stehen, eine regelmäßige, durch einfache Gesetze bestimmte Witterung sollte Statt finden, aber dem ist nicht so; sie erfolgt oft ganz anders, als der Mensch nach der Analogie vermuthen sollte. Daher hat Indra von Zeit zu Zeit immer wieder mit mächtigen Asurs zu kämpfen, ist in Gefahr, seine Königswürde zu verlieren, und verliert sie einige Mal wirklich, wenn es einem Heiligen durch große Büßungen oder einem Könige durch hundert Roßopfer gelingt, ihn zu vertreiben und seinen Thron einzunehmen. Alles das sind wieder Anschauungsarten der Naturerscheinungen im Kindesalter der Menschheit; doch kann es auch seyn, daß, wie Rhode glaubt, eine Einwirkung Buddhistischer Vorstellungen bei der Bildung dieser Mythen von Indra Statt gefunden habe. Gewöhnlich nimt der verdrängte Indra im Gefolge der übrigen niedern Devata's, die zugleich mit ihm vertrieben sind, seine Zuflucht zu Wischnu, und dieser bewirkt dann seine Wiedereinsetzung. Man sehe unter andern den Mythos von Bali. Es gibt aber auch eine Sage, die den Indra eine Zeit lang wegen Verbrechen unrein und der Herrschaft beraubt werden läßt. Im Ramayana Vol. I. p. 270. wird erzählt: Wiswamitra kam einst mit seinen Schülern über den Ganges in eine wüste, wilde Gegend. Hier, sagte er, waren vormals zwei große Städte, Madschadscha und Karusa, von den Göttern erbaut. Einst hatte Indra, durch Hunger wüthend gemacht, seinen Freund Namudschi getödtet. Um ihn von dem Morde zu reinigen, badeten die Götter und Weisen vermittelst Krügen voll heiligen Wassers ihn in dieser Gegend. Der Gott wurde so von der Schuld und vom Hunger befreiet, und in der Freude darüber segnete er Madschadscha und Karusa, daß sie vor allen Städten berühmt werden sollten. Dies geschah denn auch, und sie blieben groß und mächtig, bis der Asur Taraka sie zerstörte. Unstreitig geht diesem dunkeln Mythos ein anderer voraus, der erklärt, woher der Hunger und die Wuth gekommen sei. Im Bhagavat-Purana wird etwas erzählt, was sich darauf beziehen kann. Der Enkel eines Riesen, Wiswarupen, dessen Vater Dschateten durch Verehrung des Wischnu ein Gott und selbst Vorsteher der Götter geworden war, raubt heimlich etwas Götterspeise und bringt sie den Riesen, seinen Verwandten. Wegen dieses Diebstahls schlägt Indra dem Riesen seine drei Köpfe ab, wird zur Strafe für diesen Mord von einer Krankheit und einer Art Wuth befallen, die ihn ein Jahr lang quälte, bis er durch Büßungen gereinigt wurde. Asiat. Originalschr. B. I. S. 106. In jedem Falle scheinen diese Mythen sich darauf zu beziehen, daß Indra auch durch eigene Schuld seine Königswürde verlieren könne, denn nur in dieser Herabwürdigung kann von Hunger und Krankheit bei ihm die Rede seyn. Auch eine Mythe bei Wilford kann hieher gezogen werden. Indra, heißt es, tödtete einen Asura aus dem Priesterstamme und mußte seinen Thron verlassen, um durch zwölfjähriges Betteln mit dem Schädel des Getödteten in der Hand sein Vergehen zu büßen. In seiner Abwesenheit griffen die Asura's die Götter an, die in ihrer Noth den Nahusa zum König wählen, der auch die Feinde in die Flucht schlägt. Als er aber in die Hauptstadt der Götter zurückkommt, verliebt er sich in Indra's Gattin Sadscht (so, oder auch Poulomi nennt sie der Ramayana Vol. I. p. 201, 532.), aber diese, ist dem Gatten treu und weist ihn zurück. Nun fragt er den Guru der Götter, Wrihaspati, wie er die Liebe der Sadscht gewinnen könne. Er antwortet: wenn die heiligsten Bramanen ihn auf ihren Schultern in einer Tragbahre zu der Göttin trügen. Die Heiligen thun ihm dies zu Gefallen. Da sie aber seiner Leidenschaft viel zu langsam gehen, so ruft er ihnen voll Ungeduld zu: ihr kriecht! Erzürnt darüber sagte einer derselben: sei Du selbst ein Kriechendes, d. h. eine Schlange. Augenblicklich wurde der König zu einer großen Schlange und mußte in dieser Gestalt so lange bleiben, bis sein Nachkomme Krischna ihn erlöste. Des Indra Buße war nun vollendet, und Sadscht vereinigte sich wieder mit demselben.

Hauptsächlich ist ihm Wiswamitra, obgleich derselbe nicht die Absicht hatte, ihm sein Reich zu nehmen, durch seine Büßungen furchtbar, er sucht sie daher durch alle möglichen Mittel zu unterbrechen. Einst gibt er der reizenden Apsara Rambha den Auftrag, ihn zu verfüh-

*) Vom Prohibitiv ma und ruda, weinen.

ren. Aber sie weigert sich, aus Furcht vor dem Zorne des Weisen, den Befehl zu vollziehen, bis Indra verspricht, sie selbst als die Herzen bezaubernde Kokila (die indische Nachtigall) und in Gesellschaft des Kandarpa (des Liebesgottes) zu begleiten. Schon fühlt sich Wiswamitra zu der Zauberin hingezogen und sein Herz von den Tönen der Kokila und dem Einflusse Kandarpa's bewegt, als er mit dem Auge der Betrachtung diesen und den Indra erkennt und durch den Fluch seines Zornes die arme Apsara auf 10000 Jahre in einen Stein verwandelt. Ramay. Vol. I. p. 535. Nachdem nun Wiswamitra noch andere 1000 Jahre durch Fasten und Schweigen gebüßt hatte, wollte er gekochten Reis essen. Schnell trat Indra als Bramin vor ihn, bat um das Essen, erhielt und verzehrte es ganz. Der Heilige erkannte ihn, war aber schon so weit in der Beherrschung seiner Leidenschaften gekommen, daß er keinen Zorn mehr fühlte, sondern still schwieg. Ramay. Vol. I. p. 537, 538.

Einst mußte Indra die Unreinheit seiner Begierden hart büßen. Als nämlich Wiswamitra, Rama und Laksmana auf ihrer Wanderung begriffen waren, sahen sie eine schöne Einsiedelei, und auf die Frage nach ihrem Bewohner erzählte der Heilige: Vor vielen tausend Jahren wohnte hier der große Gautama nebst Ahalya, seiner Gattin, heilige Büßungen übend. Indra hatte sich in Ahalya verliebt und benutzte einst die Abwesenheit des Gatten, um im Gewande eines Weisen vor ihr zu erscheinen. Sie erkannte zwar den Gott, ließ sich aber doch zum Falle verleiten, bat ihn aber, sich schnell zu entfernen, damit nicht Gautama's Zorn ihn und sie treffe. Aber als er eben weggehen wollte, trat der Heilige herein im Glanze der außerordentlichen Kraft, die seine Büßungen ihm verschafft hatten. Du hast, sagte der Weise im Zorne zu ihm, in meiner Abwesenheit ein Verbrechen begangen, büße mit dem Verluste Deiner Mannheit. Sogleich fielen die Testikeln des Gottes auf die Erde. Ahalya wird mit dem Fluche bestraft, zahllose Jahre hindurch unter den größten Schmerzen unsichtbar in Asche zu liegen, bis Rama sie erlösen und reinigen würde. Indra aber, voll Schrecken und Angst, wendet sich zu den Göttern, denen Agni vorsteht, den Siddha's, Gandharwa's und Tscharana's und berichtet ihnen sein Unglück, das er sich dadurch zugezogen habe, daß er seiner Pflicht gemäß die furchtbaren Büßungen des Gautama habe unterbrechen wollen, und bat sie, die Folgen vom Zorne des Weisen von ihm zu entfernen. Die Götter gingen nun mit den Maruts, Agni an ihrer Spitze, zu den Pitrigöttern, erzählten ihnen das Unglück und baten, einem Bocke die Testikeln zu nehmen und sie dem Indra zu geben; der entmannte Bock werde ihnen Vergnügen machen, darum sollten sie jedem, der ihnen einen verschnittenen Bock opfern würde, eine große Belohnung geben. Diese Bitte wurde erfüllt, und Indra hatte nun die Testikeln eines Bockes, die Pitrigötter aber essen seit der Zeit verschnittene Schafe, die unverschnittenen weisen sie zurück, d. h. nur jene darf man ihnen opfern. So wird der Mythos im Ramayana Vol. I. p. 432 sq. erzählt. Es ist unstreitig ein Naturmythos, wie der von der Entmannung des Attis, und Indra ist darin die durch den Winter der Sonne geraubte erzeugende Kraft, für welche auch der Bock, wie in Ägypten, als Symbol gebraucht wird. Poller erzählt denselben Mythos, aber aus andern Quellen und daher mit bedeutenden Verschiedenheiten. Bei dem Abenteuer nämlich ist Tschandra, der Mond, der Vertraute des Indra. Tschandra weiß, daß Gautama bei dem ersten Hahnenschrei seine Hütte verläßt, um sich im Ganges zu waschen. Nun verwandelt er sich in einen Hahn und krähet noch vor Mitternacht, Gautama vollzieht die heilige Zeremonie, und Indra schleicht sich als Katze in die Hütte und erreicht seinen Zweck. Inzwischen nimt es die Göttin Ganga übel, daß der Heilige sie vor der Zeit störe; dieser schöpft nun Verdacht, kehrt zur Hütte zurück, findet die Verbrecher, schlägt sie unbarmherzig und belegt sie mit dem Fluche, die Merkmale der Schläge zum ewigen Andenken zu behalten. Der Mond hat daher immer noch seine Flecken, Indra's Körper aber war voll Wunden und Beulen, und aus Scham hielt er sich vor den Göttern verborgen. Diese suchten ihren Beherrscher allenthalben, und als sie ihn endlich in seinem jammervollen Zustande fanden, baten sie die großen Götter, ihn von demselben zu befreien. Sie erhörten die Bitte, konnten aber den Fluch nicht ganz aufheben und verwandelten nun die Wunden in ebenso viel Augen. Darum ist Indra ganz mit Augen bedeckt und heißt der Tausendäugige. Die Entstehung der tausend Augen wird aber im Mahabharata noch anders erzählt. Als Wiswakarma auf Brama's Befehl die reizende Tilottama gebildet hatte, um die übermächtigen Riesen Sunda und Upasunda zu bethören, zog ihre Schönheit die Augen aller Götter auf sich. Indra insbesondere blickt überall ihr nach, und da wachsen ihm denn die tausend Augen, die seinen Körper überall bedecken. Artsuna's Himmelreise, Übers. S. 43. Der tausendäugige Indra erinnert offenbar an jenen Argos in der hellenischen Mythe, der die Jo bewacht und, wie Indra, ebenfalls ein Symbol des mit Sternen besäeten Himmels ist.

Die Verehrung des Indra war und ist in Indien durch alle Zeiten verbreitet; vor allen Göttern erhält er die meisten Opfer, da er die Witterung ordnet und den Früchten Gedeihen, den Menschen aber langes Leben, Macht und Glückseligkeit gibt. In frühen Zeiten wurden ihm auch Menschen geopfert, wie sich aus mehren Stellen des Ramayana ergibt. Durch seine Bedeutung und seine Hauptattribute erhält er viele Ähnlichkeit mit dem Zeus der Hellenen. (*Richter.*)

DEWANEI, in der indischen Mythologie, Tochter des Himmelskönigs Indra und Gemahlin des Kartikeya, eines berühmten Sohnes des Schiwa. In den Abbildungen ist ihr Leib gelb, auf dem Haupte eine Krone; Ohren, Nase, Hals, Brust, Hände und Füße mit köstlichem Schmucke geziert; in der linken Hand hält sie die Blume Tschankarinipu. In den Tempeln des Kartikeya sieht man immer die beiden Gemahlinnen desselben, die Dewanei und Welliammen, eine zur Rechten, die andere zur Linken. Sie haben mit ihm ganz dieselbe Verehrung. In einige fasten noch alle Dienstage ihnen

Digitized by Google

zu Ehren. Sie sind Göttinnen, welche in der Ehe Kinder bescheren, Krankheiten heilen, die bösen Geister von den Menschen abhalten und jede Trübsal vertreiben. Beschr. d. Rel. d. Malabar. Hindi S. 96 ꝛc. (*Rich. Ler.*)

Dewanischi s. Dionysos und Schiva.

DEWANNY, das Amt des kaiserl. Bevollmächtigten in Indien, der die Generalhebung hat, die monatlichen Ablieferungen der Zemindar oder Pächter empfängt, die regelmäßigen Zahlungen an den Landesherrn, König oder Nabob, leistet und den größten Theil der Einnahme verwaltet; die Schatzeinnahme. Bekanntlich erlangten im J. 1765 die Briten vom indischen Kaiser die Dewanny von Bengalen, Bahar und Orixa. (*Wedekind.*)

DEWASS *), Stadt in der indischen Provinz Malwa. Ihre Herrscher (Puars) litten ehemals so viel von den Raubzügen Sindia's, Holkers und der Pindarries, daß die ganze Gegend fast verödet wurde. Seitdem aber die Briten dort die Ordnung der Dinge geschaffen hatten, ist der Ort schnell emporgestiegen. Im J. 1820 fand man hier 1187 Häuser und 6930 Einwohner; sie gab schon 109355 Rupien, man erwartete aber, daß die Einkünfte im Jahre 1824 bis auf 600000 Rupien steigen sollten. Lage 22° 29′ nördl. Br., 76° 10′ östl. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

Dewerkeri s. Dewetas.

DEWETA'S, Debtah's, Dewta's, Devata's, auch Dewerkeri's, sind in der indischen Mythologie und Religionslehre in engerer Bedeutung alle Wesen der guten Geisterwelt im Himmel, die der Ewige aus seinem Wesen hervorgebracht hat; in weiterer aber, da ursprünglich alle Geister gut waren, sämtliche Wesen der Geisterwelt. Denn nach dem großartigen Mythos im Schastra des Brama bei Holwel schuf der Ewige zum Theil aus seiner eigenen Natur Wesen, die des Genusses und der Theilnahme seiner Seligkeit fähig und zum Dienste seiner Herrlichkeit geschickt seyn sollten. Er bildete sie mit Kräften der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, deren Anwendung ihrer Willensfreiheit überlassen bleiben sollte. So gingen denn alle Deweta's aus dem Ewigen hervor, und er theilte sie in Schaaren und Ordnungen, deren jede ihr Oberhaupt hatte. Die höchsten Würden erhielten Brama, Wischnu und Schiwa, und die nächsten nach ihnen waren Motsasur und Rhabun. Eine unendliche Zeit hindurch herrschte allgemeine Harmonie im Himmel, und die Chöre der Geister sangen Preis und Anbetung dem Ewigen. Aber Neid und Eifersucht gegen die vorzüglichsten Söhne Gottes, Brama, Wischnu und Schiwa, bemächtigten sich des Motsasur und Rhabun und anderer Häupter. Sie fielen vom Ewigen ab, verführten andere und wurden aus dem Himmel in die äußerste Finsterniß verstoßen, bis die Gnade des Schöpfers sich ihrer erbarmte und durch Hervorbringung der Körperwelt ihnen die Möglichkeit gab, sich wieder zu bessern und in das Reich des Lichts aufs neue einzugehen. So waren denn also die Deweta's in zwei große Klassen getheilt, in gute, dem Ewigen treu gebliebene, und in böse, abgefallene. Die erstern heißen nun insbesondere Deweta's, von Dewa, göttlich, himmlisch, auch Sura's, welches Wort vielleicht den Begriff des Glänzenden und Feurigen in sich schließt, da Surya die Sonne heißt und auch sonst in der Stammsylbe Sur der Begriff des Trocknen und Ausgedörrten liegt. Die bösen kommen dagegen unter den Namen Asura's, Danawa's, Daitja's und andern vor. Auch dem Brama wird die Hervorbringung guter und böser Götterwesen zugeschrieben. Ebenso entstanden böse Dämonen aus der Umarmung des Kasyapa und der Diti (der Nacht), während eben dieser mit der Aditi (dem Tageslichte) gute Wesen erzeugte. Erstere sind die Daitja's, letztere die Aditja's. Endlich konnten auch alle Erzeugungen des Brama, theils durch ihr Betragen, theils durch Verfluchungen von Seiten der Rischis und Braminen zu Dämonen, sowie durch deren Segnungen oder durch gute Thaten Deweta's werden. Allen diesen Wesen schrieb man eine höhere Intelligenz als die menschliche, und materielle Körperformen zu. Sie waren der Wiedergeburt und der Selenwanderung unterworfen, hatten verschiedenes Geschlecht, verheiratheten und pflanzten sich fort, bedurften der Nahrung und des Schlafes, konnten nach ihrem Willen und den Zwecken gemäß, die sie beabsichtigten, in dieser oder jener sichtbaren Form erscheinen, sich aber auch unsichtbar machen und in die Luft sich empor schwingen. Der Hauptunterschied beider Arten von Geistern lag in ihrem moralischen Charakter. Die guten waren fromme, treue Beobachter der Lehre der Veda's und der Schasters, Freunde und Beschützer des Menschen, Diener der großen Götter und besonders des Wischnu und treue Vollzieher ihres Willens, indessen auch menschlichen Schwachheiten, besonders der Liebe zu schönen Frauen, unterworfen. Auch sie gehören, wie die bösen, zur Klasse der endlichen Wesen, der Tod zerstört ihre Formen, obgleich nicht ihr inneres Selbst, das durch die Wiedergeburt in neuer Gestalt erscheint. Bei dem großen Weltuntergange verlieren auch sie ihr Daseyn und kehren in das Seyn Gottes zurück, um mit der Schöpfung einer neuen Welt auch wieder ein individuelles Daseyn zu erlangen. Ihre eigentlichen Wohnungen sind auf den Spitzen des Himalaya in den verschiedenen Paradiesen der höhern Götter, des Brama, Wischnu, Schiwa und Indra, oder überhaupt in den 7 Surgus, himmlischen Regionen, die sich über der Erde befinden. Hier ergötzen sie sich an den Gesängen der Gandharwen und den Tänzen der Apsaren. Man dachte sich die Deweta's schön, stark, von kolossaler Größe, auch wol mehrköpfig und mehrarmig, um dadurch ihre Macht zu symbolisiren. Der Stoff ihres Körpers ist eine ätherische Lichtsubstanz, die sie nach Gefallen sichtbar und unsichtbar den Augen der Sterblichen machen können. Sie werfen keinen Schatten; ihre Augen strahlen und sind frei vom Blinzeln; sie berühren den Boden nicht, und der Körper ist nicht mit Schweiß und Staub bedeckt, wo man das Gegentheil

*) *Malcolm* Political Hist. of India.

Digitized by Google

vermuthen sollte; die Kränze um ihr Haupt bleiben immer frisch. Daran erkennt z. B. im Nala, einer Episode des Mahabharat, die Königstochter Damajanti die Götter, welche zugleich mit Nala um ihre Hand werben, nachdem sie durch Gebet es erlangt hatte, daß sie ihr ohne die angenommene täuschende Gestalt erscheinen müssen. (S. Nala, übers. von Kosegarten, im 5ten Buche.) Gestirngötter haben auch einen strahlenden Nimbus. Sie tragen kostbaren Schmuck und duftende Gewänder, besonders die Göttinnen. Ihre Bewegung ist schnell, wie die der griechischen Götter, oder noch schneller. Jeder hat irgend ein geheiligtes Thier als Reitthier bei sich, oder sie fahren auf Schiffen und Wagen. Als Symbol tragen sie irgend eine Waffe oder eine Blume in den Händen, daher mehre Bäume oder Blumengattungen ausschließlich diesem oder jenem Gotte geweihet sind. Alle Deweta's haben den Brihaspati (den Planeten Jupiter) zu ihrem Lehrer und Führer (Guru) und sind im Besitze des Gayatri Mantra (eine Samlung mystischer, auf die Natur Gottes und der Welten sich beziehender und aus den Veda's geschöpfter Sprüche), durch das sie alle Arten übermenschlicher Kenntnisse und Kräfte erlangen. Doch bleiben sie auch dem Nebel der Maja unterworfen, der sie die Gestalt der Dinge oft anders sehen läßt, als sie wirklich ist. Die bösen Geister erscheinen gewöhnlich in abschreckenden, riesenhaften Gestalten, obgleich sie auch bisweilen zur Erreichung ihrer Zwecke in schöne und reizende Formen sich hüllen können. Das Lesen und der Unterricht der Veda's ist ihnen verboten, weil sie das göttliche Wort verwerfen, die Macht der großen Götter nicht anerkennen wollen und nur dem Mahadewa, bisweilen auch dem Brama eine Art Verehrung weihen, um durch diese Gottheiten eine größere Macht und irdische Vortheile zu erlangen. Doch wird diese Verehrung auch nur von solchen berichtet, die als menschliche Könige und Tyrannen auftreten. Von Wischnu dagegen sind sie abgesagte Feinde, und diese Ansicht ist unstreitig nur bei der Sekte dieses Gottes herrschend, da dieselbe ihn mit dem höchsten Wesen selbst identifizirt und ihn so unmöglich als den Beschützer des Bösen darstellen kann. Ihr Lehrer und Führer ist der Planet Venus, unter dem Namen Schukra, doch gehört dieser keineswegs selbst zu den bösen Dämonen und scheint also mehr zu ihrem Hüter bestimmt zu seyn, damit sie nie die Schranken überschreiten können, die ihnen die Gottheit vorschrieb. Dieser unterrichtet sie in dem Ratschis-Mantra, der ebenso eine Samlung mystischer, zur Zauberei brauchbarer Sprüche ist, wie der Gayatri-Mantra. Vermöge desselben sind sie im Besitze aller Zweige der Zauberkunst, die ihnen eine außerordentliche Macht gibt. Dieses Ratschis-Mantra suchen sie ebenso vor den Deweta's geheim zu halten, wie diese das Gayatri vor ihnen. Was die Asura's durch ihre Zauberkünste vermögen, davon gibt unter andern Artschuna's Erzählung von seinem Kampfe gegen dieselben, den er für Indra unternommen hatte, einen hinlänglichen Beweis. Man sehe Franz Bopp's Übers. der Episode aus dem Mahabharata: Artschuna's Rückkehr. Die Wohnung der Asuren ist in der Regel in den 7 unterirdischen Regionen des Weltalls, den Patalams. Diese haben kein anderes Licht als das, welches acht Edelsteine verbreiten, die sich an den Köpfen der 8 Häupter der Schlangen befinden. Aber die Asurs können auch diese Regionen der Nacht verlassen und sich auf die Erde, ja selbst in die obern Regionen begeben. Da beginnt denn der Kampf mit den Deweta's, der oft für die erstern so siegreich ausfällt, daß die 3 höhern Götter oder ihre Söhne und Bevollmächtigten in körperliche Formen herabsteigen müssen, um die Gewalt des Bösen wieder zu dämpfen. Besonders sind in dieser Hinsicht die Avatars des Wischnu berühmt geworden. Die Art der Kräfte, welche die Asurs besitzen, unterscheidet sich auch in ihrer Qualität von denen der Deweta's. Die letztern sind immer mehr geistig, die erstern mehr materiell. Sie treten daher gewöhnlich als furchtbare Riesen auf, welche die Erde wie ein Tuch zusammenzurollen vermögen, ungeheure Gebirge in der Hand fortragen u. dergl. Diese Kräfte werden noch vermehrt durch die Gaben, welche ihnen Mahadewa, Brama und Bhawani mittheilen, wenn sie ihnen zu Ehren ungeheure Bußübungen anstellen, so daß sie oft allen niedern Göttern unbesiegbar werden, den Indra aus seinem Reiche vertreiben u. dergl. Zuletzt aber erhalten doch die guten Götter immer wieder die Oberhand und zwar durch die Kraft des höchsten göttlichen Willens, dessen Allmacht über Alles erhaben ist.

Ursprünglich scheinen alle guten und bösen geistigen Wesen aus dem Begriffe wohlthätiger und hemmender, schädlicher Naturkräfte entstanden zu seyn. Aber beide Arten dieser Kräfte stammen von dem höchsten Gotte, sind daher in ihrem innern Wesen einerlei, und alles Böse ist nur etwas Relatives, das in andern Beziehungen auch wieder gut seyn oder werden kann. Daher waren die bösesten Asurs ursprüngliche Bewohner des Himmels und werden es wieder, ja Asura's steigen selbst zu Königen der Götter empor, sowie umgekehrt auch gute Deweta's zu Asurs werden und dann in dieser Form eine Zeitlang auch so handeln können. Außerdem sind die guten Deweta's auch oft Symbole der göttlichen Eigenschaften, Diener und Boten des höchsten Wesens, durch welche Idee die indischen Philosophen die Verbindung der Geisterwelt mit der materiellen zu vermitteln und zu erklären suchten. Noch andere sind durch Vergötterung ausgezeichneter Weisen, Religionsstifter und Heroen entstanden, welches sich wol von den zu Göttern erhobenen Krischna, Rama und selbst Brama möchte behaupten lassen. Oder man sah in ihnen freundliche Schutzgeister der Menschen, wie denn jede Stadt ihren Kshedrapala, jeder Flecken seinen Gramadewata hat, und sehr oft sind es nichts weiter als personifizirte Abstrakte der Tugenden. Alles dies kann auch bei den bösen Statt finden, die, wie im Abendlande, auch als schreckende Spukgestalten der Nacht (Naktanchara) gedacht werden, die das Volk in Wäldern, Bergschluchten und andern schauerlichen Orten hausen läßt. Insofern der Indier mehr, als ein

Digitized by Google

anderes polytheistisches Volk, alles auf eine Gottheit reduzirte und in den übrigen Göttern nur Offenbarungen oder Modifikationen des Urwesens fand oder Personifikationen abstrakter Begriffe, denen er nur im figürlichen Sinne etwas Göttliches zuschrieb, kann man kaum sagen, daß er, wenigstens in den älteren Zeiten, zu den eigentlichen Polytheisten gezählt werden könne. In den alten Schriften und Gedichten findet man fast immer Berufungen auf das Urwesen und die Anerkennung, daß dieses allein es sei, das alles wolle und vollbringe. Die volle Ausartung ist erst in den Zeiten nach Chr. Geb. zu Stande gekommen. Wenn die ersten Lehrer die sinnlichen Symbole nur aufstellten, um die Andacht zu fixiren und den Geist vom Sichtbaren auf das Unsichtbare zu leiten, so ging es freilich auch hier, wie bei so mancher ursprünglich reinen Religion. Das geistig ärmere Volk nahm das Bild für die Sache, und so mußte wol allmälig dem krassesten Götzendienste Thor und Thüre geöffnet werden.

Bei der so großen Anzahl von Göttern mußte man bald darauf denken, sie in Klassen und Ordnungen einzutheilen. Vielleicht hatte man von den guten Göttern zuerst nur vier Klassen, deren Häupter die 4 höhern Götter: Brama, Wischnu, Schiwa und Indra waren. Jede Klasse machte alsdann die Bewohner der vier Paradiese dieser Hauptgötter aus. Eine andere sehr frühe Eintheilung war die in 8 Ordnungen in Beziehung auf die 8 Schutzgötter der Welt. Jeder von diesen hatte seinen eigenen Hofstat, seine eigenen Diener und einen eigenen Wirkungskreis, worin er diese seine Untergebenen brauchte. Dahin gehören denn der Hofstat des Indra, Agni, Jama, Niruti, Varuna, Wagu, Kuwera und Isanja. Wenn es nun gleich heißt, daß von diesen 8 Schutzgöttern jeder in einer besondern Weltgegend herrschte, so war doch sein Wirkungskreis nicht auf diese beschränkt, sondern er erstreckte sich über den ganzen Himmel und die ganze Erde, wo irgend Erscheinungen zu seinen Funktionen gehörten. Indra wohnte eigentlich im Osten, aber sein Wirkungskreis umfaßte die ganze Atmosphäre, Agni im Südosten, aber er herrschte überall, wo die Kraft des Feuers oder der Wärme wirkte u. s. w. Andere Götterabtheilungen bezogen sich auf die Sonne und Planeten: Surya die Sonne, Soma der Mond, Mangalen der Mars, Budha der Merkur, Brahaspadi der Jupiter, Schukra die Venus, Schani der Saturn, Rahu und Quedu zwei Planeten, die nur zur Zeit einer Verfinsterung sichtbar sind, indem sie Sonne und Mond bedecken. Auch diese Götter hatten ihren Wirkungskreis, ihre Diener und Untergebenen. Noch andere Klassen bildeten die zahllosen Nachkommen des Kasyapa und der Aditi, die im Himmel des Indra wohnen und auch wieder in verschiedene Schaaren abgetheilt werden. Dahin gehören:

1) die Aditya's, Aditja's, Aditinanana, die Kräfte der Sonne in den 12 Monaten des Jahres, unstreitig Namen der Sonne in jedem der 12 Monate. Sie heißen Varuna, Surya, Vedani, Bhanu, Indra, Rawi, Gabasti, Jama, Suarnareta, Divakar, Mitra, Wischnu;

2) die Wassukels, Wasu's (Wasava's), Aschlewassukels, die 8 Wassukels. Das Wort Wasu bedeutet Schutz. Es sind also schützende Genien, von denen man 9 Gana's oder Schaaren, jede aus 8 Geistern bestehend, zählt, und zu denen auch wol die obigen 8 Welthüter gehören. Sie nehmen sämtlich am Schicksale der Sterblichen Theil und werden von ihnen angerufen;

3) die Tridasa's oder 13 Götter, deren genauere Bestimmung man aber noch nicht kennt. An ihrer Spitze steht Ganesa, als Lenker des Jahres;

4) die Maruts oder Marutukels, d. h. die Winde. Über ihre Entstehung sehe man oben den Mythos von Indra;

5) die Sinnerers, Genien musikalischer Instrumente, nach mehren Erklärern z. B. Majer und Langlés einerlei mit den Kinnara's, Geistern im Dienste des Kuwera, des Genius der unterirdischen Schätze, aber auch himmlische Musiker. Die Kinnara's sind Nachkommen der Barhischads, die wieder vom Altvater Atri stammen. Sie werden oft mit einem Pferdekopf gebildet, weil Indra und Kuwera, in deren Kreis sie gehören, Pferde zu Wahana's haben, oder auch weil sie bei den großen Pferdeopfern ihre Melodien ertönen lassen. Zu ihnen gehören mit die Winarer, Kamaras oder Komaras und Pambaras, so genannt, von den musikalischen Instrumenten Wina, Kombu und Pambe, welche sie erfunden haben oder spielen (Sonnerat. I. 87.). Bohle (das alte Indien S. 263.) sagt: die Kinnara's (d. h. wörtlich die etwas von einem Manne an sich habenden), welche auch Turangavadanas, d. h. Pferdegesichter, genannt werden, sind wol nichts weiter als bloße Waldmenschen, nach Ramay. II. 59, 10.; Arjuna's Rückkehr, 10, 61.;

6) die Gimburuders, Genien des Gesanges, auch Kombududers genannt, von der Kriegstrompete Kombu, die in Schiwa's Kreis gehört, und wodurch sie zugleich den Übergang des guten in den bösen Geisterkreis bilden;

7) die Vidyadhara's, Genien, welche die Obergötter, aber auch die Gurus, Ärzte, Baumeister, Sänger und Bildner des Himmels bedienen, also die Inhaber von allerlei Wissenschaften und daher insbesondere Diener des Gottes der Gelehrsamkeit, des Brahaspadi, der zugleich der Planet Jupiter ist. Sie werden weiblich und von reizender Schönheit gedacht;

8) die Geruders (Geruda's, Garuda's) sind beflügelte Genien mit einer dem Schnabel des Adlers ähnlichen Nase, ebenfalls Nachkommen der Barhischads. Sie dienen den höhern Göttern als Wahans, und ihr Fürst Garuda ist insbesondere Wahan des Wischnu;

9) die Pischatscha's sind Genien, welche den Göttern als Gesandte und Fuhrleute dienen, die frommen Pilgerfahrten und die Reinigungsplätze, die Ufer heiliger Flüsse und die heiligen Teiche beschützen. Allein 60000 bewachen das Gangesufer, damit kein Profaner sich demselben nahe.

10) die Granduwers, Gandharwa's oder

Gordharwa's, auch Nachkommen der Barhischads. Sie sind männlich und weiblich, von zarter, ätherischer Schönheit, schweben geflügelt in den Lüften der Paradiese und feiern auch auf der Erde die Avatars der Gottheiten durch harmonische Töne und Gesänge, durch Blumenstreuen (Puschpawrischta) und Verbreitung eines himmlischen Glanzes. Sie sind die Tonkünstler der Luft, Emanationen der Saraswadi und den oben bemerkten Klassen der Kinnerers vorstehend, welche sie zu Chören zusammen bilden. Auch sie selbst stehen unter gewissen Häuptern z. B. Chitrasenas an Indra's Hofe;

11) die Pidurdewadegats, die Beschützer der Todten, wahrscheinlich nur eine Klasse der Wasu's, aber dem Schiwakreise angehörig und ein eigener Cultus ihnen geweihet;

12) die Ragni's, Ragunі's, weibliche himmlische Genien der Töne, Emanationen der Saraswadi, eigentlich die personifizirten Elemente der Tonkunst. S. Dalberg in der Übers. des Jonesschen Werkes über die indische Tonkunst an mehren Stellen;

13) die Apsara's, Apsarasa's, d. h. die Wasserentsprossenen, himmlische Jungfrauen von unvergleichlicher Schönheit, verwandt den Widyadhara's, mit unwiderstehlichen Zauberreizen alles fesselnd. Sie entstanden aus dem Meere und weihen ihre Reize sowol den Heroen als Göttern, vor denen sie ihre bezaubernden Tänze aufführen. Diejenigen, welche im Palaste des Wischnu tanzen, heißen insbesondere Apatschera's. Es gibt auch männliche Apsara's, welche in mimischen Tänzen die Gottheit preisend abgebildet werden und dabei unterwärts gekrümmte Klangstäbe nach dem Takte zusammenschlagen. Es wird ihre Zahl auf 600 Millionen angegeben, aber nur 5 sind in den Fabeln berühmt, Menaka, die Mutter der Sakontala, Urwasi, die Urmutter des Geschlechts der Purus, Tilottama, Ablambuscha und Rambha, welche letztere Vorsteherin dieser himmlischen Tonchöre und die Personifikation des mimischen Tanzes ist;

14) die Kali oder Pudäi, Emanationen des Ganesa, Beschützer der Städte, Dörfer und einzelner Wohnungen. Man bildet sie als Riesen, welche wilde Bestien unter ihre Füße treten. Auch die bösen Geister, mit ihrem allgemeinen Namen Asvapna genannt, die nie schlummernden, sind in mehre Klassen eingetheilt:

1) Die Asors (Asurs, Asura, Aschurer), von denen die vornehmsten Moisasur und Rhabun sind, die den Abfall aller dieser Geister von der höchsten Gottheit bewirkten. Gegen sie, die immer neue Kriege gegen das Reich des Indra beginnen, den sie selbst mehrmals aus seinem Reiche vertrieben, und von denen einige selbst die Welt beherrscht haben, sind insbesondere die Kämpfe der Deweta's und die Avatars des Wischnu gerichtet; daher ist in den indischen Gedichten von ihnen vorzüglich die Rede, wie z. B. vom Rawana, dem Beherrscher von Ceylon.

2) Die Rakschasa's, vielleicht von den vorigen nicht verschieden, erscheinen in riesenhaften, gigantischen Gestalten, ihr Guru insbesondere Schukra, der Planet Venus. Inwiefern mit diesem Namen auch die den Hindus feindlichen Völker und ihre Könige belegt werden, davon sehe man den besondern Artikel;

3) die Daitya's, Danja's, Didinanana, die Söhne des Kaschapa und der Didi (der Nacht), ebenfalls in riesenhaften Erscheinungen auftretend, oft Symbole physischer Erscheinungen, wie Erumiakschen und Erunien. Man sehe den besondern Art.

4) die Danu's oder Danawa's, aus dem Geschlechte des Danu stammend und den vorigen Klassen an Charakter und Macht nahe verwandt, so daß ihr Name auch für Asurs und Rakschasa's ganz allgemein gebraucht wird. Diese vier Klassen sind überhaupt die höhern Dämonengattungen, die folgenden niederer Art, meistens Ausgeburten des gemeinen Volksglaubens;

5) die Buders, Budons, Bhuda's, Diener und Krieger des Schiwa und insbesondere Gehilfen des Jama, des rächenden Gottes der Unterwelt, ihr Oberhaupt Rondi, unter dem die einzelnen Schaarenführer Bringi, Binn und Rodurgito stehen. An ihrer Spitze ist Schiwa der Trunkene, Wuthberauschte, Schlangengegürtete und mit Asche bedeckte, der strafende und rächende Gott, und seine Diener bezeichnen symbolisch die Verzweiflung, die Angst und die Gewissensvorwürfe des Sünders;

6) die Kalegejers, Höllengeister von fürchterlicher Gestalt, die das Reich Talatolo in Padalam bewohnen;

7) die Gingerers, weniger gräßlich als die vorigen, aber von furchtbarer Stärke, Kinder des Kolokios und das Reich Roschatolo in Padalam bewohnend. Sie dienen den Asura's in ihren Kriegen;

8) Quadropitscha's, Söhne der Quadropia, der Tochter des Dokio Prosavoti, das Reich Otolo in Padalam bewohnend. Es sind die oben erwähnten Schlangengeister, in deren Reich kein anderes Licht kommt, als was die Kronen ihrer Häupter ausstrahlen;

9) die Pishaza's oder Pisacha's, eine Art Vampyren, die vom Blute der Lebenden sich nähren;

10) Die Pariszada's und Rudra's, d. h. die Thränen auspressenden Geister, Boten und Diener des Schiwa als Rächers und Zerstörers;

11) die Guhjaga's, Geister unterirdischer Höhlen, Spukgespenster.

Viele Dämonen sind wegen ihrer Übelthaten im Leben als Menschen dazu verdammt, daß sie nach dem Tode auf der Erde herumirren müssen und nicht eher von derselben entfliehen dürfen, als bis sie die Gebete der Hindus aufgefangen haben. Sie suchen daher die Betenden zu zerstreuen, damit sie einige vorgeschriebene Zeremonien übergehen, wodurch sie denn in den Stand gesetzt werden, ihren Zweck zu erreichen. Haben sie sich einer hinreichenden Zahl von Gebeten bemächtigt, dann ist ihnen verstattet, als Seelen in einen andern menschlichen Körper überzugehen und so in einem neuen Leben sich zu bessern. Wenn daher die Hindus ihre Andachtsübungen anfangen, sprechen sie erst ein gewisses Gebet und sprengen drei Mal Wasser über die linke Schulter, um die bösen Geister, die nur von die-

Digitized by Google

ser Seite her ihre Angriffe machen können, zu verscheuchen. Wahrscheinlich ist dies nur ein neuerer Aberglaube. Sonnerat berichtet davon S. 159.

Zu bemerken ist noch, daß ein und derselbe Name bald gute, bald böse Genien zu bedeuten scheint. So gehören die Gandharwa's zu den guten Deweta's, das Gesetzbuch des Menu aber III, 196. bezeichnet sie als Ditya's. In der Mythe von der Herabkunft der Ganga werden ihr die Weisen, die Ditya's, die Danawa's, die Rakschasa's, die vornehmsten Gandharwen und Yakscha's nebst den Kinnara's, den vornehmsten Schlangen und allen Apsara's, also gute und böse Genien unter einander zu Begleiterinnen gegeben. *Ramay.* Vol. I. p. 393. Es scheint also, daß manche Geisterschaaren, je nachdem sie diese oder jene Funktion hatten, mit diesem oder jenem Gotte in Verbindung standen, bald als gut, bald als böse angesehen wurden. Auch mögen verschiedene Zeitalter verschiedene Ansichten gehabt haben. Nach den Lehren der meisten philosophischen Schulen der Hindus gab es überhaupt kein absolutes, sondern nur ein relatives Böse. Dem Auge der Sterblichen erschien das wahre Seyn der Dinge nur durch den Schleier der Maja. Oft mußte ihnen daher etwas als böse erscheinen, was es an und für sich gar nicht war. Der Gottheit war das scheinbar Böse oft ein Mittel zur Ausführung ihrer Absichten; sie bediente sich seiner zur Strafe und Läuterung. So sehen wir im Mythos von Krischna (s. Dewagi) den Narada, wie er den Kansa zur Ermordung der Kinder Wasudewa's aufmuntert. Er soll durch dies Verbrechen desto eher zum Tode reif und so vieles andere Böse, das er bei längerem Leben noch ausüben würde, dadurch verhindert, er selbst aber, indem er mit dem Tode durch Krischna's Hand büßet, desto früher zu seinem ursprünglichen Zustand eines guten Wesens wieder erhoben werden. An ein solches relative Böse muß man immer denken, wenn gute Deweta's durch den Fluch eines Heiligen in abscheuliche, lasterhafte Asura's verwandelt werden. Sie büßen dadurch irgend ein leichtes Vergehen und kehren dann zum Bessern zurück. Einst wollten heilige Büßer den Wischnu besuchen, aber die Thürhüter seines Palastes versagen ihnen den Eintritt. Sie werden verflucht und drei Mal als Rakschasa's und Feinde des Wischnu geboren, in diesen Zuständen aber von der Hand dieses Gottes getödtet, worauf sie wieder in sein Paradies eingehen. So ist Schiwa der gütige und wohlthätige Gott, aber oft erscheint er auch als der furchtbare Rächer mit allen Attributen eines schrecklichen Dämonen und unterstützt durch Erhellung außerordentlicher Kräfte die Asuren in ihrem bösen Beginnen, aber es ist das Walten der Gottheit, die um höherer Zwecke willen das Böse zuläßt. Derselbe Fall tritt bei Bhawani ein, und so läßt sich denn wol erklären, wie eine und dieselbe Geisterschaar bald als gut, bald als böse in den verschiedenen Mythen hat dargestellt werden können. (*Richter.*)

DEWITZ, Pfarrdorf des Mecklenburg-Strelitzischen ritterschaftlichen Amtes Stargard, ½ Meile westlich von Stargard gelegen, ist das Stammhaus des bekannten adeligen Geschlechts, auch, gleichwie besonders das benachbarte, von der hiesigen Mutterkirche als Filial abhängende Cölpin, mehre Jahrhunderte hindurch dessen Eigenthum verblieben. — Bogislaw von Dewitz blieb 1248 als der Herzoge von Pommern Helfer in einem Treffen mit den Brandenburgern. Otto von Dewitz wurde 1337 für sich und seine männlichen Leibeserben von den Herren Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der für ihn errichteten Grafschaft Fürstenberg belehnt; es gehörten zu dieser Grafschaft die Städte Fürstenberg und Wesenberg, das Haus und Dorf Strelitz und 9 andere Dörfer. Als die männlichen Herren von Mecklenburg im J. 1348 von Kaiser Karl IV. in des H. R. R. Fürstenstand und zu Herzogen von Mecklenburg erhoben wurden, ließen sie zugleich ihre Vasallen, die Herren Otto und Ulrich von Dewitz in den Grafenstand erheben. Im J. 1349 verwandelten eben diese Grafen von Fürstenberg das bisherige Dorf Strelitz in eine Stadt. Weil aber die Brüder und Grafen Jakob und Gerhard von Fürstenberg den pommerschen Herzogen Wratislaus VI. und Bogislaus VI. in ihrem Kriege gegen Herzog Albrecht von Mecklenburg beistanden, zog dieser 1369 die Grafschaft Fürstenberg ein, und die Grafen sahen sich genöthigt, nach Pommern auszuwandern, wo sie bereits seit 1352 durch Schenkung der pommerschen Fürsten das Land Daber besaßen; die Stadt Daber selbst war jedoch nicht in diese Schenkung einbegriffen gewesen und wurde erst im J. 1442 von Muze von Troye erworben. Im J. 1499 trat Joachim von Dewitz die Hälfte von Stadt, Schloß und Land Daber erblich an den Herzog Bogislaus X. ab und empfing dagegen, gleichfalls erblich, von dem Herzoge das Schloß Sazig nebst Zubehörungen und die Anwartschaft auf das Güntersbergsche Lehen Ravenstein. Dieser Tauschvertrag scheint jedoch nicht von Bestand gewesen zu seyn, und Daber wurde bald wieder der von Dewitz alleiniges Eigenthum. Jost von D., Hauptmann zu Wolgast und des Herzogs Philipp I. vertrautester Rath, war es vornehmlich, der diesen Fürsten zur Annahme der Augsburgischen Confession vermochte; er erneuerte auch im J. 1538 das doch seitdem längst wieder verfallene Schloß in Daber. Joachim diente in dem 30jährigen Kriege der Krone Schweden als Obrister, wurde aber im J. 1640 nebst seiner ganzen Familie von dem brandenburgischen Obristen Goldacker aufgehoben. Joachim Balzer, brandenburgischer Obrister, zeichnete sich 1679 in Preußen in dem Winterfeldzuge gegen die Schweden aus, vermählte sich in dritter Ehe mit des Feldmarschalls Derfflinger Tochter Louise und starb den 9. April 1699 als Generallieutenant von der Cavallerie, Obrister zu Roß und zu Fuß und Gouverneur der Festung Colberg. Franz Joachim, königlich dänischer Generallieutenant und des Elephantenordens Ritter, machte sich durch tapfere Thaten in den nordischen Kriegen zu Anfang des 18. Jahrhunderts bekannt und erhielt darum auch 1715 das Gouvernement von dem eroberten schwedischen Pommern und Rügen. Er starb im September 1719 ohne Nachkommenschaft. Von seinen Brüdern starb der jüngste, der dänische Generallieutenant, Ulrich Otto,

Digitized by Google

auf Miltzow, in dem mecklenburgischen Amte Stargard im J. 1723. Karl Joseph, königl. preuß. Geheimer Rath, Vicepräsident der pommerschen Regirung und Gesandter an dem k. k. Hofe seit dem J. 1751, starb zu Wien an den Blattern den 17. Januar 1753. Er war mit der Gräfin Sophie Albertine Dorothea von Podewils verheirathet, aber kinderlos. Ulrich Otto, Baron von Dewitz, herzogl. Mecklenburg-Strelitzischer Geheimerathspräsident auf Böck in dem mecklenburgischen Amte Neustadt und auf Krumbeck in der Ukermark, erkaufte durch Verträge vom 31. December 1804 und 1. April 1805 von dem südpreußischen Kammerpräsidenten Hans Georg Alexander Friedrich von Köller um 258000 Rthlr. Courant und 500 Rthlr. Schlüsselgeld die Güter Cantreck, Dischenhagen, Lütkemannshagen, Hammer, Schwanteshagen und Siggelkow, Greiffenbergschen Kreises. Von der andern Seite ist aber von den Stammgütern in Pommern, die bis auf die neueste Zeit einen besondern, doch mit dem Naugardschen combinirten Kreis, den Daber- und Dewitzschen Kreis, ausgemacht hatten, gar manches veräußert worden. Dieser Daber-Dewitzsche Kreis enthielt im J. 1798, die Stadt Daber ungerechnet, 56 Dörfer, 8 Vorwerke, 829 Feuerstellen, 5439 Menschen, 11 Mutter- und 17 Tochterkirchen; 30 dieser Dörfer, Groß- und Klein-Benz, Bernhagen, Braunsberg, Breitenfelde, Crammonsdorf, Daberkow, Farbezin, Haselen, Hoffelde, Hopkenberg, Jarchelin, Justemin, Kniephof, Külz, Lasbeck, Maldevin, Mesow, Plantikow, Raden, Roggow, Salmow, Sandschönow, Schloissin, Schmelzdorf, Schönwalde, Vogtshagen, Weitenhagen, Wulkow und Wussow, bildeten samt der Stadt Daber und der Holzung, der Harmelsdorf, von 1150 pommerschen Morgen, welche erst 1694 unter die verschiedenen Linien des Geschlechts vertheilt wurden, das Land Daber oder den Besitz des Dewitzschen Geschlechts, welchen gegen Norden der Ostensche, gegen Osten der Borkesche, gegen Westen der Naugardsche, gegen Süden der Saziger Kreis oder das vormals Wedelsche Gebiet begrenzten. Dieser ganze Landstrich, dessen Ausdehnung von Norden nach Süden 3 Meilen, von Westen nach Osten 1¼ Meilen beträgt, war einst der von Dewitz Eigenthum, mit alleiniger Ausnahme dessen, was sie an ihre Afterlehenleute, die von Prechel zu Maldevin, die von Lebbin und von Wedel zu Plantikow und die von Hanow zu Schmelzdorf, zu Lehen gegeben hatten. Diese Afterlehenleute, die sich noch bei einigen andern pommerschen Familien vorfinden, die, gleich denen von Dewitz, zu den Burg- und Schloßgesessenen gehörten, scheinen darauf zu deuten, daß diese Burg- und Schloßgesessenen, oder Castellane, den hohen donaßischen Adel des Landes ausmachten. — Die von Dewitz führen im Wapenschilde drei goldene Pokale im rothen Felde. (*v. Stramberg.*)

Dews s. Ahriman.

DEXAMENE, eine der Nereiden. (*Hyg.* Praef. und *Hom.* Il. XVIII, 39.) (*Richter.*)

DEXAMENOS, Δεξάμενος, ein Kentaur, König zu Olenos in Achaja. Schol. Callim. in Del. 102. und daselbst Spanh. Nach Hyg. (fab. 33.) war seine Tochter Deianira, des Herakles Gemahlin. Dem Pausanias (V, 3.) zufolge, vermählten sich die Molioniden mit seinen Töchtern. Apollodor (II, 5, 6.) nennt eine Tochter desselben Mnesimache, welche der Vater dem Eurytion hatte versprechen müssen; aber Herakles befreiete ihn von dem ungestümen Freier. Diodor (IV, 33.) nennt sie Hippolyte, so wie Hygin (l. c.) Deianira. (S. Eurytion.) Des Sophokles Sohn, Jophontes, hatte ein Trauerspiel unter dem Namen Dexamenos geschrieben. (*Heyne* zu *Apollod.* 150.) (*Richter.*)

DEXIA, Fliegengattung, nach Meigen †) aus der Familie Muscides. Ihre Kennzeichen sind: Fühler niederliegend, dreigliederig, drittes Glied verlängert, zusammengedrückt an der Wurzel, mit dicht und durchaus gefiederter Rückenborste; Hinterleib kegelförmig (Männchen) oder lang elliptisch (Weibchen); Flügel halb offen, mit einer Querader vor der Spitze. Meigen beschreibt 24 in Europa einheimische Arten, unter ihnen Ocyptera volvulus *Fabr.*, Musca leucozona *Panz.*, nigripes *Fabr.*, maura *Fabr.* (halterata *Panz.*), Ocyptera rufa *Fabr.*, Musca rustica *Fabr.*, canina *Fabr.* u. a. (*Germar.*)

DEXIKRATES, ein kaum dem Namen nach bekannter Dichter der griechischen Komödie, und zwar, wenn sich nach dem Titel eines von ihm angeführten Stückes: ὁ ἑαυτῶν πλανώμενος, ein nicht ganz sicherer Schluß wagen läßt, der neuern Komödie. Aus jenem Stück führt Athenäos (III. p. 124 b.) ein Paar Verse an, aus welcher Quelle Suidas seine Notiz hat u. d. W. (*F. Ritschl.*)

DEXIKREON, ein Kaufmann, welcher der Venus eine Bildsäule errichtete (*Plut.* Qu. Graec. 34.), welche Beyer (Spicil. Antiq. p. 37.) auf einer samischen Münze sehen will. Die Ursache der Weihung war Dankbarkeit. Denn die Göttin hatte ihm, als er nach Kypros kam, gerathen, nichts als Wasser einzuladen. Es entstand nun auf dem Meere eine Windstille und Mangel an Wasser, und so konnte er seine Ware sehr theuer verkaufen. (*Richter.*)

DEXIPHANES, Architekt, soll nach dem Wunsche der Kleopatra, des Antonius Gemahlin, den Pharus zu Alexandria gebaut haben *), den aber den Nachrichten Anderer zufolge dessen Sohn, Sostratos, Architekt und Marmorbildner zur Zeit des Ptolemäos Lagi, auf Knidos geboren, gebaut hat **). (*Schinkel.*)

DEXIPPOS, eklektischer Philosoph des 4. Jahrh. n. Chr., Schüler des Jamblichos [1]). — Er schloß sich dem zu jener Zeit herrschenden Streben der besten Köpfe Griechenlands an, die scheinbar widersprechenden Lehrsätze des Platon und Aristoteles entweder durch ein höheres Princip zu vermitteln [2]), oder durch eine mehr äu-

†) Systemat. Beschreib. d. europäisch. zweiflüg. Insekt. 5. B. S. 34. Taf. 43. Fig. 11—22.

*) *Tzetzes* Chil. II, 33. V, 44. **) *Suid.* und *Stephan. Byzant.* unter γάζαι. *Strabon* XVII. p. 791. *Lucian.* de conscrib. hist. 62. p. 69. T. II. ed. *Wetst.* Conferantur *Ammian. Marcell.* XXII, 16, 9. edit. *Wagner-Erfurdt.* T. II. p. 515.

1) *Simplicii* in categ. Ar. p. 1. *Tzetzes* chil. IX, v. 498. nennt ihn μύστης Ἰαμβλίχου. 2) Dies mag die Tendenz der

ferliche Combination zu verbinden [3]), um dem siegreichen Christenthum gegenüber ein festeres Lehrgebäude zu gewinnen. Doch ging Dexippos mehr als sein Lehrer, der für den Platonismus begeisterte Jamblichos, von dem verständigen peripatetischen Gesichtspunkte aus und suchte daher namentlich die scharfsinnigen Einwürfe zu widerlegen, welche Plotinos [4]) gegen die aristotelischen Kategorien erhoben hatte, ohne doch diesen Philosophen, hinter dessen dunkler und ungeläufiger Sprache sich oft ein unerwartet tiefer Sinn verbirgt, völlig zu verstehen. Er ist den Eklektikern Themistius, Simplicius dem jüngern, Olympiodorus sehr ähnlich und hat wenig Eigenthümliches, da er über dem Streben nach Ausgleichung wesentliche Verschiedenheiten der Lehre übersah und den ungeheuern Fortschritt verkannte, den die Wissenschaft durch Plotinos gemacht hatte.

Seine Schrift, betitelt: εἰς Ἀριστοτέλους κατηγορίας ἀπορίαι τε καὶ λύσεις, ist im griechischen Urtext und noch auf der Bibliothek zu Madrid, wenigstens theilweise, vorhanden [5]); lateinisch ist sie herausgegeben von J. B. Felicianus, Venet. 1546, wiederholt 1566. Fol.; am Rande der Schrift des Porphyrios über die Kategorien des Aristoteles [6]). Sie ist in dialogischer Form, als Gespräch zwischen Dexippos und Seleukos, dem fragenden Schüler, abgefaßt.

Nicht zu verwechseln mit dem Philosophen ist der ältere Geschichtschreiber Herennius Dexippus, der unter dem Gallienus im 3. Jahrhundert lebte und chronica schrieb, aus welchen Bruchstücke in *Photii* bibliotheca und in *Hoeschelii* excerpta de legationibus, Aug. Vind. 1603. aufgenommen sind. (*Steinhart.*)

DEXITHEA, Δεξιθέα, die Mutter des Eranthos, den sie dem Minos gebar. (Apollod. III, 1. 2.) (*Richter.*)

DEXTER, Flavius Lucius, Sohn des Bischofs zu Barcelona Pacianus, lebte im 4. Jahrh. unter der Regirung des Honorius und war Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache (praefectus praetorio). Nachdem er dieser Stelle entsagt, kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Er wurde alsdann Gouverneur von Toledo, wo er starb. Er war ein Verwandter des Geschichtschreibers Orosius und ein Freund des Dichters Prudentius. Der H. Hieronymus widmete ihm seinen Catalogus de scriptor. eccles., worin (K. 232.) von Dexter gesagt wird: Fertur ad me omnimodam historiam texuisse, quam nondum legi. Higuera (s. diesen) wollte sie aufgefunden haben, hat sie aber untergeschoben. (Nachweisungen s. in *Saxii* onomast. lit. I. 453. 594. u. in des *Nicolas Antonio* Bibliotheca vet. Hisp. II, 274.) (*H.*)

DEXTER, Dextra (sc. Manus). Es bedarf wol kaum einer besondern Bemerkung, daß auch bei den Römern die rechte Hand als Zeichen der Treue und Redlichkeit galt und ein Handschlag der Rechten die feste Beglaubigung eines jeden Wortes und eines jeden Versprechens gab. Aber in Rom hatte die rechte Seite auch ihre religiösen Beziehungen, insofern Zeichen verschiedener Art, welche zur Rechten bemerkt wurden, als günstige Vorzeichen der Zukunft angesehen wurden, wie dies näher in der Lehre von den Augurien und Auspicien bestimmt war. Wenn nun aber in scheinbarem Widerspruch mit dieser Angabe Cicero (De divinat. II, 39.) es als etwas Auffallendes bemerkt, daß bei den Griechen und Barbaren die rechte Seite, bei den Römern die linke als glückbringend angesehen werde, so läßt sich dieser Widerspruch bald aufklären, wenn man die verschiedene Stellung oder Richtung dessen erwägt, der solche Zeichen am Himmel und in der Luft beobachtet. Der Grieche stand gen Norden gekehrt, und so waren ihm die von Osten (also von der rechten Seite) kommenden Zeichen, wie Blitze, Vögel u. dergl. heilbringend; der Römer blickte gen Mittag, und so mußten ihm dieselben Zeichen von Sonnenaufgang her kommend, zur linken erscheinen. S. die Ausleg. zu Cicero S. 441. vergl. mit Aeschyl. Prometh. 498. Übrigens scheinen überhaupt über solche Punkte noch specielle Bestimmungen, z. B. hinsichtlich der einzelnen Vögel und deren Erscheinen in der Luft, obgewaltet zu haben, und ist selbst hie und da Meinungsverschiedenheit der Auguren ersichtlich, wie denn z. B. das Erscheinen dieses Vogels zur Rechten als glück- und heilbringend, und das eines andern auf derselben Seite als unheilbringend betrachtet wurde. Da die alten Bücher über die Augural- und Auspiciallehre untergegangen sind, so mangeln hierüber die nähern Bestimmungen. Vergl. überhaupt Spanheim zu Callimach. Hymn. auf die Pallas. Vers 124. S. 717. (*Bähr.*)

DEY oder Dei, nach der gemeinen Aussprache der Araber und der Türken, eigentlich aber Dai oder Day (dâi), ist der in den drei Raubstaten an der afrikanischen Küste des mittelländischen Meeres, den drei afrikanisch-arabischen Reichen Algier (Aldschir), Tunis (Tûniß) und Tripolis (Tripoliß oder Tripoli) in der Berberey (dem Lande der Berbern oder Brebern, welches Mauritaniam, Numidiam, Africam propriam und Cyrenaciam der Alten umfaßt), in dem alten Mauritanien und Numidien, seit langer Zeit eingeführte Titel des in diesen Staten militärisch-aristokratisch-republikanischer Verfassung mit königlicher Gewalt herrschenden Oberhauptes, welches jedoch vermöge der Geschichte seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag, wenigstens dem Scheine nach, als unter Hoheit des türkischen Kaisers regirender Statthalter und sein Reich als Schutzreich der Pforte betrachtet ist.

---

durch Ammonius gegründeten neuplatonischen Schule, die man fälschlich als eklektische zu bezeichnen pflegt, während sie doch als eine höhere Fortbildung der griechischen Philosophie den wesentlichen Inhalt beider Systeme in dem Princip der Dreiheit des Geistes vereinigte; s. meine Abh. de dialectica Plotini ratione. p. 11. not. 23. — 3) Dies war am scharfsinnigsten Simplicius, mehr Erklärer als selbständiger Philosoph; die Neuplatoniker, obwol sie viele aristotelische Begriffsbestimmungen aufnahmen, knüpften doch fast immer an Plato an und polemisirten oft gegen die Dürre der von Aristoteles Geist verlassenen, peripatischen Lehre. — 4) In der tiefen, Polemik gegen Peripatetiker und Stoiker, Enn. VI, 1—3. die eigentliche Grundlage der plotinischen Philosophie. — 5) *Fabr.* bibl. graeca. vol. III. p. 170 Harl. In jener Handschrift heißt er Ἀλεξανδρεύς. *Brucker* hist. phil. II. p. 484. *Fabr.* bibl. gr. vol. V. p. 697 Harl.

Allgemein wird es bis jetzt, auf Gewährleistung des D'Arvieux, angenommen, daß dieser Titel mit Entstehung dieser oberhäuptlichen Würde in den afrikanischen Staten aus dem Türkischen gewählt worden sei, indem dâi oder dâjy im Türkischen einen Mutterbruder, mütterlichen Oheim, bezeichnet, man also den Großsultan als den Vater der von ihm dem State gegebenen Miliz, und den Stat oder die Republik, welche diese türkische Miliz ernähren und unterhalten muß, als die Mutter derselben betrachtend, das der Republik vorgesetzte Oberhaupt als ihren Bruder, folglich als den Oheim der Miliz habe verehrt wissen wollen. Daß irgend wann ein osmanischer Spitzkopf den sinnreichen Gedanken als die wahre Herleitung des Titels aufgestellt und in Umlauf gebracht haben mag, läßt sich wol denken, nichts desto weniger aber muß man sich wundern, wie noch Niemand die Richtigkeit einer solchen Abstammung des Wortes in der Bedeutung, die es in der Statsverfassung der drei afrikanischen Reiche erhalten und gleich anfangs gehabt hat, schlechthin verwerfen mögen, kaum einer oder der andere dieselbe hat bezweifeln und dahin gestellt seyn lassen können, wie es neuerlichst von dem gelehrten Orientalisten Langlès geschehen ist *). Aber nehmen wir jene spitzfindige Erklärung künftig unbedenklich für das, was sie ist, für einen sinnreichen etymologischen Schwank! Denn dieser Titel ist in der Bedeutung eines gewählten Oberhauptes, Leiters, Anführers, Beamten hohen Ranges und hoher Würde, Befehlshabers im State, viel älter als die Entstehung der seeräuberischen Statswürde in den afrikanischen Reichen, ist nicht türkisch, sondern vielmehr arabisch und persisch, dunkler, ungewisser sprachlicher Abstammung aus dem gemeinschaftlichen Schatze asiatischer Ursprache und daher auch im Sanskrit aufzuspüren, ist also bei Entstehung der afrikanischen Statswürde nicht neu erfunden, vielmehr nur aus dem vorhandenen ältern Sprachgebrauche übergetragen und beibehalten. Dieses zu bestätigen mögen folgende Bemerkungen zureichen.

Die nahe Verwandtschaft im Anklang des Lautes und der Bedeutung mit dem italienischen Doge, der ehemaligen Benennung des Herzogs oder Oberhauptes der den drei Raubstaten benachbarten Freistaten Venedig und Genua (dem Celtischen dug oder duc und lateinischen dux), ist nicht zu verkennen, und obgleich nicht Doge und Dey eines mit dem andern gewechselt, ist doch die Wahl des letztern vielleicht durch das erstere veranlaßt. Wenden wir uns, hievon abgesehen, zum asiatischen Sprachgebrauche, so setzt schon das persische dâjé, *nutrix*, *altrix* (vergl. dojin *nutrire*, *alere* im Slavischen) die männliche Wortform dâi und deren Bedeutung nutritor, altor, educator voraus und führt hiemit auf den allgemeinen Begriff des Fürsorgers, des Erhaltees und Wohlthäters, des Vorgesetzten, wodurch es mit unserm Dey in Verbindung tritt. Eben dahin stimmt das arabische Zeitwort davija, welches in seiner dritten Conjugationsform, dâvâ, *sanare*, *remedium afferre* und im Allgemeinen *opem ferre*, *curare* bedeutet, folglich wiederum auf den Begriff des Fürsorge Tragenden, des Erhaltenden, des Vorgesetzten, des Oberhäuptlichen hinführet; und noch eine Stufe näher scheint diese Vergleichung das aus derselben Wurzel entstiegene Wort *dâvijé* zu berühren, mit welchem im zweiten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts der zu Jerusalem zu Steuer der Mißhandlungen, welche die nach dem heiligen Lande wallfahrtenden christlichen Pilger von den Muh'ammedanern zu erdulden hatten, dieselben zu schützen gestiftete Orden der geistlichen Ritterschaft der Tempelherrn benannt wurde. Indem ferner das Wort Dai bei Maßûdy (einem sehr bekannten und geschätzten arabischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts) in der Bedeutung Vorläufer, Vorausgänger aufgeführt vorkömmt; indem dasselbe dâi im Persischen die Grundlage, Grundveste eines Gebäudes, und insbesondere bei Aufführung einer Mauer oder Wand jede der Schichten von großen Steinen oder Rasenschichten, deren Lage der schon aufgelegten zur Decke dienet, bezeichnet; indem dai oder dei, im Neupersischen aufbehaltenes Wort der Pârsy- und der Pâsend-Mundart, Richter, Befehliger, Gewalthaber bedeutet, ja selbst als Name des allerhöchsten Richters der Welt, als Name Gottes gebraucht ist; die Wurzelsylbe dâ, dâe, daé, dé, deé in dem Send (der ältesten Hauptmundart des medisch-persischen Sprachstammes) in zahlreichen Wortformen *) die Bedeutungen Gerechtigkeit und Handhabung des Rechts, Gericht, Richter, Gesetz, Heiligkeit, Religion u. s. w. begründet, dieses selbst in dem pârsischen und neupersischen Worte dîn der Fall ist, und nicht weniger in dem sendischen Worte dkeêschê und dkeêschô (Gesetz, Vorschrift, Gesetzgeber, Richter, Gewalthaber, Herrscher) darlieget, woher das griechische δίκαιος zu stammen scheint; indem endlich im Sanskrit die Wurzeln daja, de, râja und tâja vornehmlich beschützen, beschirmen, bewahren, ernähren, erhalten, hegen, pflegen bedeuten, auch im Koptischen und der alten Pharaonensprache taïe ehren, würdigen, begünstigen ꝛc., taïo Ehre, Würdigung ꝛc. und als Particip gebraucht geehrt, gepriesen, belobt, gewürdigt ꝛc. andeutet: so wird es hoffentlich nach allem dem, und allem dem vorher erörterten, um die oben behauptete wahre Bedeutung des Titels Dey der Fürsten der drei afrikanischen Raubstaten und das hohe Alterthum dieses Titels und des in demselben liegenden Sinnes als unbestreitbar anzuerkennen, nur noch einer doppelten historischen Bemerkung bedürfen. 1) Wir finden diesen Titel, längst vor der Einführung desselben in den afrikanischen Staten, in Asien und von daher in Afrika zur Zeit der Cha-

*) In einer Note zu seiner Ausgabe der Voyage des Chardin, T. VI p. 3. sagt er von dem von Chardin mit dei in Verwandtschaft gezogenem persischen Worte dâjé, immer il me paroit douteux qu il ait servi de base à la qualification d'un souverain barbaresque. Au reste je dois avouer, que j'ignore l Etymologie du titre de Dey.

*) Z. B. daeti, dat hoschô, dâénê, deéuô, deéschâe u. s. w.

Digitized by Google

lisen daselbst gebräuchlich, nämlich Ende des 11. und im 12. Jahrhundert in der Geschichte der Ismaelier oder Assaßinen als den Titel ihrer Missionäre (zugleich Religionsgesandten und Thronwerber), auch noch früher bis über das 10. Jahrhundert hinauf bei den Karmatiten und einigen andern solchen Schwärmern im Islâm; überall in der Bedeutung eines Obern oder Hauptes von einem Vereine. 2) Eine der zehn Statswürden in der alten aristokratischen Regierung zu Mekka vor dem 7. Jahrhundert bis in die Zeit Muh'ammeds, dessen Schwiegervater Abûbekr dieselbe bekleidete, die Würde eines Civil- und Criminalrichters, hieß Dâïet oder Deïet d. i. Würde des Dey.

Es ist ein zwar wohl begreiflicher, aber sonderbarer, auf Mißverständniß beruhender Irrthum, daß der Titel Dey im Lande selbst fast gar nicht gebräuchlich sei, und sich desselben nur die Fremden bedienten, wenn sie von dem Oberhaupte der Regirung sprechen. Wenn der Dey selbst sich Efendy (Herr) nennt, und ihn ebenso seine ehemaligen Waffenbrüder nennen, und dieses in öffentlichen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen geschiehet, so geschieht es, wenn von der Person, nicht von der Statswürde desselben die Rede ist, und bedeutet ungefähr so viel als Excellenz bei uns. Gleiche Bewandniß hat es, wie leicht einzusehen, mit der Benennung Emîr el-mûmenîn (Gebieter der Gläubigen), mit der den Mauren üblichen Benennung Bâbâ (Vater) und der den Türken gewohnten Benennung Deuletlû (der Glückselige, oder der Erlauchte, Durchlauchte). Patrono grande, sua (in der Anrede vostra) signoria, Excellenz, Großmächtiger Fürst, königliche Hoheit, Majestät, Sful'ân der Mauren und dergleichen sind fremde und theils übel angebrachte Schmeichleien des europäischen Kanzleistyls und können jene oft wiederholte irrige Angabe am wenigsten erhärten. Ebenso wenig der Stylus curiae zu Aldschir, nach welchem die öffentlichen Erlassungen der Regirung gemeiniglich mit der Eingangsformel anheben: Wir, die hohen und niedern Glieder der unbesiegbaren Kriegsmacht von Dschezâir verordnen u. s. w. (ähnlicher Weise in Tunis und Tripolis). Diese öffentlichen Erlassungen, auf welche man sich in der irrigen Behauptung beruft, sind besondere einzelne Verordnungen des Dîwân. In andern und in den wichtigern allgemeinen Statsurkunden findet sich der Dey in dieser Benennung allerdings erwähnt, und in den ausgefertigten Traktaten mit europäischen Mächten kommt stets der Titel Dey vor; der diplomatische Gebrauch desselben reicht bis zur Einführung der Würde hinauf. Aus dem Titel Dey ist das türkische Wort Deylik' abgeleitet, welches das von einem Dey beherrschte Reich, das Gebiet eines Dey, das Deythum, die Dey'swürde, die Dey'sregirung bedeutet.

Die Würde des Dey ist von Anfang an in den drei afrikanischen Raubstaten nicht erblich festgesetzt, sondern als durch die Wahl bestimmt, und das Deylik' als ein Wahlreich angeordnet. Die Grundverfassung brachte es so mit sich, daß ein Dey mit Übergebung seiner männlichen Abkommenschaft von den obersten bürgerlichen Statsbehörden und Kriegsbehörden, denen die Gesamtheit des in diesen Staten in Besatzung liegenden türkischen Kriegsheeres zustimmen muß, aus ihnen selbst ernannt und, nachdem er dann von dem obersten Mufty feierlich mit seinen Verpflichtungen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und auf Vollzähligkeit und richtige Besoldung der Soldaten zu halten, bekannt gemacht worden ist, als der neue Dey ausgerufen, und seine Wahl unverzüglich der Hohen Pforte gemeldet wird, worauf er von dem Groß-Sful'ân mit dem herkömmlichen Ehrenpelze oder Ehrengewande, dem Chil'at oder Chaftân, beschenkt wird, seit Anfang des verflossenen Jahrhunderts auch immer zugleich zum Pâschâ ernannt worden ist. Zu seiner Wahl ist außer dem Alter, der Erfahrung, der Tapferkeit, erfoderlich, daß er geborner Türke sei und die Wallfahrt nach Mekka gemacht habe, von welchen beiden letztern Erfoderniſſen jedoch Ausnahmen vorhanden sind, und sonderlich in den Deylik's Tûniß und Tripolis sehr bald abgewichen worden ist, namentlich in Tûniß in Folge der dort an die Stelle der Deyen getretenen Beyen. Da, seitdem sich das 'oß'manische Reich der drei afrikanischen Staten Aldschir, Tûniß und Tripolis bemächtigt hatte, diese Staten oder Reiche auch in der von der Pforte bewilligten und bestätigten nachmaligen Verfassung als Deylik's oder Deyenthümer bis auf den heutigen Tag immer als Schutzländer oder Schutzreiche der Pforte und als unter 'oß'manischer Hoheit stehend, nur vor allen andern dieser Kategorie in ihrem abhängigen Verhältniß eine gewisse Freiheit genießend, vermöge welcher die Pforte sich von jeher nur wenig um dieselben bekümmert hat, betrachtet worden sind, auch überdies bis gegenwärtige Zeit sich die Pforte der in der Regel alle drei Jahr geschehenden Förmlichkeit der Bestätigung der afrikanischen Barbareskens-Kantone nicht begeben hat: so ist der Dey ursprünglich ein Vasall oder Lehensträger und Dienstmann des Großherrn zu Constantinopel und wurde beständig, ungeachtet seiner im Verfolg der Zeit immer zugenommenen und höher gesteigerten Macht und Selbständigkeit, bis gegenwärtige Zeit, wenigstens dem Namen nach, als ein solcher von den Türken angesehen, welcher Ansicht auch die Deys selbst und ihre Statsbehörden niemals widersprochen haben, was schon von daher erhellet, daß man das Recht, einen Dey abzusetzen und die Regentschaft in Beschlag zu nehmen, bis in die neueste Zeit der Pforte zugestanden hat, und daß, weil die unter des türkischen Kaisers Hoheit stehenden Republiken auch dessen Namensgepräge auf ihren Münzen führen, die aldschirischen, tunesischen und tripolitanischen Münzen von jeher in der Regel das Gepräge des Sful'ân's zu Constantinopel haben. Dieses Hoheits- und Lehensverhältniß anfangs streng und in der Folge wenigstens nämlich zu behaupten, hat die 'oß'manische Pforte den Deys und ihren Reichen nicht nur den Genuß der beträchtlichen Freiheiten, die sie vor allen andern äußern Provinzen des türkischen Reichs und deren Statthaltern oder belehnten Fürsten voraus erhalten haben, von Anfang an zugesichert und bestätigt, sondern hat auch seit

Digitized by Google

Beginn des verflossenen Jahrhunderts für gut befunden und als die zweckmäßigere Methode erachtet, den ehedem in jenen Staten, wie auch während der Deyregirung, von der Pforte als ihren unmittelbaren Stellvertreter gesetzten Päschâ, um die unangenehmen und ihrem Hoheitsrechte gefährlichen Reibungen und Mißhelligkeiten, Meuterei und Eifersucht zu hindern, zu Aldschir, als dem wichtigsten der drei Staten, in der Person des erwählten Dey zu vereinigen und auch bereits früher in den beiden andern Staten das Statthaben einer solchen Vereinigung zu genehmigen, und die Päschâwürde als solche in amtlichee Befugniß überhaupt zu beschränken.

Ungeachtet der grundverfassungsmäßigen Stellung des Dey in den drei Staten ist dessen Macht und Gewalt und Selbständigkeit seit früher Zeit nach und nach dergestalt gewachsen, daß man schon seit geraumem Zeitverlauf diese Reiche in der That nur als mit der Pforte verbündet, und die Deys (zu Tüniß die neuer Zeit deren Stelle einnehmenden Beys) als Bundesgenossen des türkischen Reichs ansehen kann. Denn die Dey kamen sehr bald den Befehlen des Großherrn, wie es die Geschichte lehrt, nur nach Willkür und in der Regel nur dann nach, wenn es ihrem Vortheile gemäß ist oder mit ihren Absichten übereinstimmt; ja sie haben, wie es in Tüniß, woselbst sie sich sehe frühe fast ganz frei gemacht haben, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mehre Male der Fall gewesen ist, sogar kein Bedenken getragen, Abgesandte des Großherrn, wenn sie in einer ihnen mißfälligen Sache kamen, umbringen zu lassen. Die Deys sind mit einem Worte in allen drei Staten von Alters her, wenn sie in der Geschichte der drei Reiche in ihrer von Seiten des Divân oder einzelner höherer Statsglieder ungekränkten Würde, Macht und Höhe auftraten, fast ganz unbeziehliche Oberbefehlshaber ihrer Reiche und unumschränkte Landesherrn, üben die allgemeine Herrschaft und Bothmäßigkeit über den ganzen Umfang ihres Reichs, schalten und walten frei in Friedens- und Kriegszeiten, verwenden nach Belieben aus den Statseinkünften und dem Statsschatze, ohne Rechnung abzulegen, ordnen nach eignem Willen Besatzungen, Feldlager, Rüstungen zu Land und zu See und verfügen frei über den Soldatenstand in ihrem Reiche, belohnen, begnadigen und bestrafen nach ihrem Gefallen ꝛc., dünken sich in ihren Handlungen Niemandem verantwortlich. So war es namentlich in Aldschir bis zu der duech die Eroberung der Franzosen in unsern Tagen erfolgten Endschaft dieses Raubstates, wo der Dey in seiner eignen Provinz, dem Gebiete der Hauptstadt Aldschir und in einem Umfang von etwa sechs teutschen Meilen, die Rechte der Obergewalt, oberherrlichen Herrschaft, unumschränkte oberste Statsgewalt unmittelbar ausübte, und in den drei übrigen Provinzen seines Reichs dieselbe von dem jedesmaligen, verfassungsmäßig daselbst regirenden Bey mittelbarer Weise ausüben ließ. Dieselbe Verfassung der Oberbefehlsherrlichkeit ist auch noch jetzt in den Reichen Tüniß und Tripoli.

Von Anfang an, sogleich mit Einführung der Deywürde und mit der ersten Wahl eines Dey ist es für alle Zukunft festgesetzt worden, daß man die Dauee der Würde für die ganze Lebenszeit des Erwählten bestimme, sich jedoch von Seiten des Stats das Recht vorbehalte, denselben abzusetzen, auch mit dem Tode zu bestrafen, sofern er die ihm obliegenden Pflichten verabsäume, welcher Vorbehalt den mehrsten Deys das Leben gekostet hat. Daß, und in welcher Weise und Einrichtung, in welchem Verhältniß dem Dey als oberstem Befehlshaber in jedem der drei Staten ein Divân (Reichsrath oder Statsrath) zur Seite steht, so auch in Aldschir bis zum Umsturz dieses Stats zur Seite gestanden hat, und wie sich die Rechte und Obliegenheiten eines solchen Diwân nach Zeitumständen gestaltet haben, die besondere Erörterung dessen liegt als zu tief in die innere Geschichte der drei Staten eingreifend, außer dem Bereiche des Artikels Dey, und ebenso das, was über zeitumständlichen Belang der Päschâwürde in den drei Staten, über den Stand und die amtliche Stellung des Beys (oder Begs, eigentlich Beigs), und über Anzahl, Verschiedenheit und amtliches Verhältniß und Sold der Statsdienerschaft (der Stats- und Kriegsbeamten) in den deei Deylik's zu sagen ist [1]). Man suche das alles in den einzelnen Artikeln der Encyklopädie, und man wird auch das nöthigste schon in dem Artikel Algier finden, wo jedoch die Namen nach der meist ireigen und schwankenden Schreibart der europäischen Berichterstatter gegeben sind und daher grosentheils so höchst entstellt erscheinen, daß sie bei richtiger Schreibweise von der richtigen Gestalt und Aussprache sich ganz entfremden [2]).

Genau eewogen kann man [3]) die Regirungsform in

---

1) Ausnahmlich jedoch eine Bemerkung über den Titel Beglerbeg (oder Beylerbey). Er besagt so viel als Herr der Herren, Furst der Fürsten, Erzherr, Erzfürst, Herr oder Fürst, Beg oder Bey, unter dessen Befehl mehre Begs oder Beys stehen. Natürlich ist ein Beglerbeg nicht Herr oder Oberbeamter einer kleinen Provinz des osmanischen Stats, sondern allezeit einer großen, eines umfänglichen mittelbaren Stats oder Reichs. Daher wird, besonders in Mandaten und andern Urkunden und in Schriften überhaupt, Beglerbeg nicht nur häufig als gleichgeltend mit dem Titel Päschâ betrachtet, sondern dieser Titel Beglerbeg sehr oft den Deyen der drei Raubstaten gegeben, namentlich vorzüglich wenn der Geschichte gemäß die Deywürde mit der Päschâwürde vereinigt ist. Eben daher ist der Bey von Tüniß, welcher eigentlich der Dey von Tüniß ist und zuweilen auch noch also genannt wird, seiner Stellung nach ein Beglerbeg oder Beylerbey, sowie nicht weniger der Dey von Tripoli, der gleicherweise die Päschâwürde in sich vereinigt, auch überdies in unsern Zeitungsnachrichten, wiewol nur mißbräuchlich, oft Bey genannt ist. 2) Wer sollte z. B. in bachiaux und chiaux das richtige bäschtschäusch und tschäusch, in chaya das richtige kehijâ, kihajâ oder kahjâ (statt *kiechudâ*), in codgi, cogia, hodgi und hoja das richtige chödscha oder chödsche, in hadsnagi das richtige chaznadschy (chasnadschy) eigentlich chazinadschy (chasinadschy), in vigilhardgi und vigilhardgi das richtige wekilchardsch vermuthen? 3) Demgemäß was vorhin von dem allmäligen Wachsthum der Macht und Unbeschränktheit der Deys (und in Tuniß der sich dieser Würde und Gewalt, was in der Folge erhellen wird, ermächtigten Beys) vorläufig gesagt ist und die historische Darstellung ihrer Regirungsfolge bestätigen wird.

Digitized by Google

den drei fraglichen afrikanischen Staten nur so lange als reine aristokratisch-republikanische betrachteten, als bei Beschlüssen über Statsangelegenheiten und in der Statsverwaltung überhaupt der den Deys (in Tunis den Beys) zur Seite stehende Diwân der ursprünglichen Einrichtung gemäß sein Ansehn, seinen Einfluß und seine volle Geltung behauptete; von der Zeit aber, als es dahin gekommen und bis auf den heutigen Tag auf dem Standpunkte geblieben ist, daß die Entscheidung in Statsangelegenheiten und die innere Statsverwaltung und Regirung, wenigstens in der Regel und mit wenigen Ausnahmen, von der Eigenmacht und Willkür des Ersten im State und seiner Minister und Rathgeber abhängt, alle Verfügungen und Einrichtungen nach dessen Gutdünken erfolgen, in dessen Person die gesetzgebende und ausführende Macht meist im strengsten Verstande sich einengt, der Diwân zwar in wichtigern Fällen noch befragt wird, dieses jedoch gewöhnlich nur *pro forma* ohne Verbindlichkeit zur Befolgung der Vorschläge geschieht, und der Diwân, seiner ehemaligen Vorrechte verlustig, auf wirkliche Macht und wesentlichen Einfluß in Regirungsgeschäften verzichten muß; seitdem ist die Regirungsform der drei Staten in der That monarchisch-despotisch und nur dem Anscheine nach republikanisch oder aristokratisch-republikanisch zu nennen. Die drei Reiche in dieser neuern und neuesten Epoche als monarchisch-despotische, aristokratisch-republikanisch gestaltete Wahl- oder, nachdem es die Geschichte ausspricht, Erbwahl-Reiche zu betrachten, hindert auch nicht, daß einzelne Deys oder in deren Stelle getretene Beys aus Klugheit und Vorsicht und bei eingetretenen Umständen und Nebenverhältnissen von dem Despotism nicht Gebrauch gemacht oder ihrer despotischen Gewalt gewisse Grenzen gesetzt haben.

Sowie wir aus diesem Artikel der Encyklopädie vom Dey das Statistische des Reichs, die innere Verfassung desselben, ausgeschieden haben, weil es in die Artikel Algier, Tunis und Tripolis gehört; so muß aus gleichem Grunde auch das Geographische und Topographische der drei Reiche und das Örtliche der Residenzen derselben von der gestissentlichen Entwickelung ausgeschlossen bleiben, sowie gleichermaßen die unter so mancherlei Schicksalen abwechselnde Geschichte vor der osmanischen Botmäßigkeit über die drei Staten und die ausführlichere Erzählung der Begebnisse während der türkischen Herrschaft bis zum Anbub des Deyenthums nicht für diesen Artikel geeignet sind. Es wird also der gegenwärtige Artikel nur des Weitern eine gedrängte Erörterung des Historischen und Chronologischen, so weit es die Herrscherwürde und Persönlichkeit der Deys belangt, bedürfen, dem die allgemeine Bemerkung vorausgehen muß, daß in jedem der drei Reiche von je her, und wie es ganz natürlich ist, besonders in der neuern und neuesten Epoche der vollendeten monarchisch-despotischen Gestalt der Regirungsform, die Wahl der Deys großentheils sehr tumultuarisch und mit deren persönlicher Gefahr verknüpft und die Regirung derselben sehr schwankend und ein ungewisser Besitz gewesen ist. Selten ist die Wahl eines Dey ohne Aufstand, Aufruhr, Gemetzel und Blutbad geschehen, und man hat es erlebt, daß an einem Tage mehre Deys gemordet worden, ehe die Wahl zur Geltung gekommen. Selten blieb ein Dey bis an seinen natürlichen Tod an der Spitze seines Stats. Da ein Dey seine ersten Beamten und Diener aus dem Kriegsstande wählen mußte, aus welchem er selbst erwählt ist, so konnte seine Entsetzung von eben denselben nie große Schwierigkeit haben, wenn sich seine vormaligen Waffenbrüder aus Eifersucht, aus Geiz und Habsucht, oder aus sonstiger Leidenschaft dazu bewogen fanden. Die mindeste Zögerung in Bezahlung der Truppen, ein mißlungener Feldzug, irgend ein anderes mißlungenes Unternehmen, irgend sonst ein Mißgriff in der Statsverwaltung, ein langer Friede mit europäischen Nationen, folglich Mangel an Gelegenheit zu Seeraub, haben immer hingereicht, die Kriegsmannschaft aufzureizen und einen Aufruhr zu erregen, der häufig nach wenigen Stunden der Herrschaft des Dey und mit dieser gemeiniglich dem Leben desselben ein Ende gemacht hat. Bei den zu Meuterei geneigten Gesinnungen einer rohen Miliz, bei den immer insgeheim fortwährenden Bemühungen der türkischen Päschâs, so lange diese neben den Deys noch fortbestanden und nicht in der Person des Dey selbst vereinigt waren, Parteien und Unruhen zu stiften, um bei einer allgemeinen Verwirrung der Angelegenheiten ihre ehemaligen Vorrechte sich wieder zu erringen, bei unvollkommenen Finanzeinrichtungen, wobei es dem jedesmaligen Dey oft an dem nöthigen Gelde zur bestimmten Zeit gefehlt, zeigten sich stets Veranlassungen genug zu einer gefährlichen Unzufriedenheit der Miliz, da denn die Deys gewöhnlich ermordet wurden, wenn sie nicht zeitig Gelegenheit fanden, sich durch die Flucht zu retten. Denn die Wuth der Unzufriedenen kehrte sich beständig gegen die Deys, welche, da sie ohne Schutz und zu oft dem Eigensinne und dem Unwillen eines rohen Haufens, der sie als eignes Geschöpf ansah, ausgesetzt waren, um so öfter das Opfer einer solchen allgemeinen Stimmung wurden, je weniger die mehrsten Deys die nöthigen Geschicklichkeiten und Kräfte besaßen, das Ungewitter von sich abzuleiten, oder es zu zertheilen. Die türkischen Päschâs konnten dagegen ihre Unternehmungen um so viel muthiger fortsetzen, je leichtee es ihnen oft wurde, selbige verdeckt und insgeheim zu betreiben, und je weniger sie als Abgesandte der Pforte durch die Vorrechte ihres Standes und Verhältnisses die Unzufriedenheit und die Wuth des gemeinen Haufens zu befürchten hatten. Das Schlimmste was ihnen begegnen konnte war, daß sie entwedee zurückberufen oder zurückgesandt zu werden befürchten mußten. — Es folge nun, in der vorhin angezeigten historischen Beschränkung, des dreiköpfigen Ungeheuers der Raubstaten nähere Beleuchtung.

Deylik Tunis.

Nachdem unter osmanischee Botmäßigkeit in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seit dem

Jahre 1574, als die Türken das Land von neuem eroberten, die bei immer mehr geschwächter und gesunkener Macht und Geltung der tyrannisch-herrschenden Päschâs eingetretene Statsherrschaft und Regirung der Aghâs (als der Vorsteher des Diwân), von denen immer einer nur 6 Monate am Ruder blieb, 15 bis 16 Jahre lang gedauert hatte: empörten sich die Soldaten gegen dieselben und setzten, nachdem sie die meisten von ihnen niedergesäbelt hatten, mit Genehmigung der Pforte eine neue Regirung einführend, an ihrer Stelle einen Oberregenten als Statsoberhaupt, welchem sie unter dem Titel Dey die völlige königliche Gewalt ertheilten, von welcher Zeit aber auch der tunisische Stat anfing, von innerlichen Unruhen zerrüttet zu werden.

Dem ersten Dey, Namens Châlef, welcher nach dreijähriger Regirung durch Meuchelmord umgebracht ward, folgte Ibrahîm I., der, ähnliches Geschick zu vermeiden, nach vierjähriger Regirung niederlegte und nach Mekka wallfahrtete. So kam im J. 1594 das Deylik an K'arah 'Os'mân oder 'Ot'hmân, einen Türken, Janitscharen zu Tûnis, einen Schuster, mit welchem einige die Folge der tunisischen Deys erst zu beginnen pflegen. Er nahm, zur Würde des Dey erhoben, den Titel Chalif an. Unter ihm entstand der neue Titel Bey zur Anzeige der oberherrlichen Macht und Gewalt in der Person Murâds I. Es war nämlich dieser Murâd einer des Hausgesindes des Päschâ zu Tûnis, und der Dey 'Os'mân, der ihm sehr wohl wollte, verheirathete ihn mit seiner Tochter, machte ihn zum Bey von Tûnis und vertraute ihm also mit dieser Würde die zur Eintreibung der von den Mauren zu erhebenden Steuern bestimmten Truppen an, nachher den Oberbefehl über die Soldaten und das Landschatzmeisteramt. Diese Erhöhung hatte bei seinem klugen Benehmen die Folge, daß er, in großem Ansehen bei dem Kriegsheer stehend und zu gutem Vernehmen mit den Einwohnern gelangt, gar zur Päschâwürde erhoben wurde, worüber 'Os'mân, der Übermacht unterliegend, in Verdruß und Kummer verfiel, in kurzer Zeit erkrankte und starb. Nach dessen Tode bemächtigte sich Murâd im Jahre 1600 der Wahl eines Dey, machte die Beyenwürde in seinem Hause erblich, gründete die Abhängigkeit der Deys von derselben, und dem Dey blieb nur der Schatten von Gewalt. Denn die Macht der Beys griff mit der Herrschaft seines Sohnes 'Amîd immer weiter, und die folgenden Deys von Tûnis samt dem Diwân, der gleichfalls nach und nach immer kraftloser und schwächer wurde, konnten gegen die herrschenden Beys nicht wieder aufkommen, indem diese zuletzt die höchste Gewalt im State ganz an sich rissen und die Deys größtentheils ihre Geschöpfe waren. Jûsuf, der Nachfolger des 'Oß'mân, ein Türke, dem die unumschränkte Regirung in die Hände gegeben ward, indem der Päschâ des Großherrn nichts mehr darein zu sagen hatte, der aber während einer 29jährigen Regirung zwar in vieler Achtung stand und die Liebe der Unterthanen genoß, sich mit dem Titel Dey begnügte und dem Diwân das Regirungsgeschäft überließ, war nur bemüht, Schätze zu sammeln. Ustâ Murâd, ein Renegat (der christlichen Kirche abtrünnig gewordener und zum Islâm übergegangener Mensch) aus Genua und Sklave, ward als Galeerengeneral durch die List des Haushofmeisters und Vertrauten seines Vorgängers Jûsuf Dey, eines Renegaten aus Ferrara, zur Herrschaft erhoben, welchen er hernach aus eifersüchtigem Argwohn heimlich ermorden ließ. Er regirte nur 3 Jahre, und sein ehemaliger Herr verweigerte ihm bis an seinen Tod den Freibrief, um zu zeigen, daß ein Dey als Sklave gestorben sei. Ihm folgte in der Würde eines Dey Ah'med Chôdscha, welcher nach sieben Jahren seiner Regirung an der Pest starb, der leibliche Vater des in Europa vieles Aufsehen erregenden Don Philippo [4]). H'âdschy Mah'med Lâz [5]) war der nächste ohnmächtige Dey. Nach dessen siebenjähriger Regirung Musz'afà Lâz oder auch Musz'afà schlechthin benannt. Nach dessen zwölfjähriger Regirung K'aratschâusch. Dieser nach zwei Monaten abgesetzt und nachmals durch ein ihm unter die Füße beigebrachtes Gift getödtet. Es folgte Wely H'âdschy, wegen seines hohen Alters nicht mehr tüchtig etwas auszurichten. Er starb nach zwei Jahren und neun Monaten, und sein Nachfolger Scha'bân Chôdscha, zweimal verwiesen, endete wiederum durch eine Vergiftung, nachdem er vier Jahre und drei Monate regirt hatte. Ein gleiches Ende nahm in demselben Verbannungsorte, wohin jener das zweite Mal verwiesen ward, der ihm folgende Dey Muntecheby. H'âdschy Aby Lâz, welcher an dessen Stelle Dey wurde, ward nach einvierteljähriger Regirung in einem Aufstande der Türken gegen die Beys vor dem Barda-Thore der Stadt Tunis in Stücken zerhauen. Der ihm folgende Dey Mami Gimei I. ward von dem Bey 'Aly nach vierjähriger Regirung wieder abgesetzt und verjagt. Dey Piktara, von dem Bey 'Aly zur Würde erhoben, ward von des Beys Bruder Mah'med verfolgt, der ihn samt einem Christensklaven auf der Hundeinsel ums Leben bringen ließ.

4) Sein Geburtsname war Mah'med. Weil ihn der Vater zwingen wollte, eine Tochter des Päschâ von Tripoli zu heirathen, flüchtete er nach Sicilien, wurde daselbst Christ und erhielt in der Taufe den Namen Don Philippo. S. *Relazione della venuta alla Christianità et in Palermo di Mamet figliuolo primogenito di* Amat Day *Rè di Tunesi fatta in Palermo per il P. Fra Donato Crantor Maltese dell ordine di S. Agostino à di Maggio* 1646. Auf Betrieb seiner Mutter wurde er durch die List eines britischen Schiffshauptmanns statt nach Rom, wohin er zum heiligen Vater reisen wollte, nach Tûnis zurückgebracht, wo er von dem Nachfolger seines Vaters mit Schonung behandelt ward und die Erlaubniß erhielt, sich bei seiner Mutter aufzuhalten. 5) Hier finde die allgemeine Bemerkung Statt, daß der oft wiederkehrende arabische Eigennome *Mah'med*, meist nach gemeiner Aussprache *Meh'med* oder *Meh'emed*, ingleichen *Mah'met*, *Meh'met*, *Meh'emet* geschrieben, als gleichgeltend mit dem Eigennamen *Muhammed* üblich geworden ist. Es kömmt auch ferner derselbe Name *Mah'med* in der verderbten Schreibart *Mamet* vor, während der letztere Name *Mamet*, ganz richtig so geschrieben, sonst zuweilen ein absonderlicher, von jenem ganz verschiedener, arabischer Eigenname ist.

Digitized by Google

Den Dey Mami Gimet II., eine Kreatur des Bey Mah'med, ſetzte der Dîwân nach Verlauf von drei Monaten ab, und er ward auf Bey 'Alys Befehl in Arûſa erdroſſelt. Ûzûn Mah'med, welchen der Dîwân an die Stelle des vorigen erwählt hatte, begab ſich ſchon am vierten Tage nach ſeiner Wahl dieſer Ehre, wurde aber hernach auf des Dey Tabak Befehl, welcher von dem Bey 'Aly ohne Einwilligung des Dîwân geſetzt war, erwürgt. Der Dey Tabak, im J. 1677 erwählt, erfuhr das Schickſal, daß er nach fünf und einem halben Jahre, im J. 1682 im Zimmer eines Paſtes außer dem ſeinigen von dem Bey 'Aly erſtickt wurde. Dem Mah'med oder Ah'med Tſcheleby, einer neuen Kreatur des Bey Aly, erging es nicht beſſer; er wurde im J. 1686 vor dem Zelte des Dey Ibrahîm Chôdſcha erdroſſelt hingeworfen. Der Dey Bekta Chôdſcha ſtarb im J. 1689 an Steinſchmerzen. Sein Vetter K'apudân 'Aly wurde im Jahre 1694 durch den Bey Mah'med ernannt, er entfloh aber ſamt dem Pâſchâ *Ramadhân*, welcher nach Mah'med's Tode Bey wurde, nach der Levante. Der Dey Ibrahîm Chôdſcha, welchen Mah'med an Ramadhâns Stelle ernannt, wurde von den Aldſchîrern abgeſetzt, als dieſe im J. 1694 die Stadt Tûnis zu wiederholten Malen einnahmen. Ihm mußte folgen Imâm Olaro von Portofarina, welchen ſie in ihrem Feldlager erwählten, weil ſie ihn aber nicht tüchtig befanden, ſetzten ſie im J. 1695 ſtatt ſeiner den Tataren Mah'med ein, der jedoch von dem gemeinen Pöbel jämmerlich umgebracht wurde. Der Dey Raba' Ja'kûb wurde vom Bey Mah'med faſt zu gleicher Zeit ein- und abgeſetzt; da dann H'âdſchy Mah'med oder Muh'ammed Chôdſcha an ſeine Stelle trat. Dieſer gab aber ſeine Würde im Jahre 1700 an Mah'med Dely ab, der ſeinen Beinamen Dely, d. i. der Narr, wegen ſeines blöden Verſtandes empfing und in keiner Achtung ſtand.

Von der Zeit an, als die Beys ſich der höchſten Gewalt zu Tûnis bemächtigten, iſt alſo Tûnis der Schauplatz eines unaufhörlichen gewaltſamen Regirungswechſels geworden, und hat die Regirung dieſes Stats verſchiedene Umwälzungen erlitten, ſo daß ſie aus den Händen der Beys auch mehr als ein Mal in die Hände der Deys gekommen, bis es dahin gelangt iſt, daß die höchſte Würde und Obergewalt im State bei dem Geſchlechte der Beys verblieb, die Beys in die Stelle der Deys getreten ſind, beide Würden in ſich vereinigt haben und einen langen Zeitraum her bis auf den heutigen Tag der ehemalige Titel Dey ſich in den Titel Bey verwandelt hat, auch bei dieſer Würde des höchſten Befehlshabers im State unter ſolchen Umſtänden die Beſtimmung nach dem urſprünglichen Wahlrechte von dem Erbſchaftsrechte abhängig geworden iſt, ja in der neueſten Zeit ſich dieſes beſchränkte Wahlrecht gegen die Erbfolge ganz vertauſcht hat; daß dem allen zufolge die urſprünglich nur beſchränkte Macht und Gewalt der Beyen nach und nach immer unbeſchränkter geworden, die Mitglieder des Dîwâns alſo wenigen oder gar keinen Einfluß auf die Entſchließungen der Beyen behalten haben, zwar auch noch bis jetzt zuſammenberufen werden, aber blos um den Beſchlüſſen des Bey einen Anſtrich Rechtens zu geben, und übrigens der Dîwân ſchon längſt nicht ein Mal mehr zur Erwählung des Oberhauptes der Regirung befugt iſt.

Bey Murâd I., welcher den Dey Jûsuf an K'arah 'Os'mâns Stelle ernannte, behielt den Zügel der Herrſchaft ganz in ſeinen Händen und ſetzte ſeine Obergewalt im State dergeſtalt in Geltung, daß er ſelbſt viele bis dahin unabhängige Völkerſchaften der Gegend dem tûniſiſchen Reiche zinsbar machte. In der Perſon ſeines Sohnes 'Amid ward im Jahre 1642 die Beywürde mit der Pâſchâwürde vereinigt, auch wurden die Grenzen von Tûnis durch Eroberungen bis in Sûdân (Nigritien, mittelafrikaniſches Äthiopien) erweitert. 'Amid's Sohn Murâd II. theilte im J. 1672 das Reich mit Mah'med Laszy. Im J. 1675 am 19. Auguſt ſtarb Murâd, ſein Bruder Mah'med Laszy entfloh nach der Levante, kam aber von da nach einiger Zeit, von der Pforte mit dem Titel eines Pâſchâ beſchenkt, zurück. Mah'med und 'Aly und Ramadhân, Murâd's II. Söhne, zogen die Oberherrſchaft im J. 1677 an ſich. Sie machten alle drei Anſprüche auf die Regirung; doch Ramadhân trat dieſelbe bald anfangs den beiden andern ab, deren Zwiſtigkeiten aber über die Frage, wer die Regirung allein erhalten ſolle, nachmals Urſache zu vielem Blutvergießen wurden. Denn, obwol Mah'med ſich kurz entſchloß, zu Gunſten ſeines Bruders 'Aly dem Throne zu entſagen und ſich, in der Abſicht, ſein Leben in der Einſamkeit zu beſchließen, nach Kairwân begab; ſo hatte 'Aly kaum die Ruhe wiederhergeſtellt, als neue Unruhen entſtanden. Da 'Aly nämlich es veranlaßt hatte, daß Mah'med's älteſter Sohn Ah'med, welcher ihm unter ſeinen Schutz gegeben war, gemeuchelmordet wurde, ſo theilte der Dey Mah'med (nach andern Ah'med) Tſcheleby, welchen 'Aly Bey als einen der Großen des Hofes zur Deywürde erhoben hatte, in der Abſicht, beide Brüder zu ſtürzen, dieſen Vorfall dem Mah'med mit und verſprach ihm ſeine Hilfe, Rache an 'Aly zu nehmen. Ohne Zeitverluſt eilte hierauf Mah'med mit einer Anzahl von Begleitern nach Tûniß. 'Aly wünſchte ihn unterwegs zu treffen, und ſo bald er aus der Stadt heraus war, verſchloß Tſcheleby die Thore hinter ihm, ſo daß er, des erfoderlichen Beiſtandes beraubt, durch ſeinen Bruder eine Niederlage erhielt, welche ihn nöthigte, ſich durch die Flucht nach El Keif zu retten, während Mah'med als Sieger in Tûnis einzog, dann die Mitſchuldigen an dem Morde ſeines Sohnes, welche ſich auf 'Aly's Warnung bereits eingeſchifft hatten, zu beſtrafen auszog und ſie zu *Goulette* [6]) vor Tûniß ertappte und alle zuſammen hinrichten ließ. Inzwiſchen wiegelte Tſcheleby, ſeinen Plan

6) Goulette, arab. H'alk' allowâd, d. i. der Schlund des Stroms, die Einfahrt zum Hafen, Platz, welcher die Pforte zur Stadt Tûniß iſt. S. *d'Herbelot* B. O.

verfolgend, die Mißvergnügten in Tûniß auf, daß sie dem zurückkehrenden Mah'med, auch ihm, die Thore verschlossen und erklärten, nicht länger von zwei Brüdern regirt seyn zu wollen, welche nur ihre Zerstörung zu suchen schienen, und sich nicht zu beruhigen, bis der Bey 'Aly für das öffentliche Wohl geopfert seyn würde. Als hierauf eine Menge von Mah'med's Anhängern nach Tûnis entflohen und er sich fast allein sah, entschloß er sich, mit seinem Bruder sich zu versöhnen. Bevor er sich aber mit diesem in El-Keif beredden konnte, überfiel ihn Tscheleby und schlug ihn. Doch da derselbe diesen Sieg nicht zu benutzen verstand, vereinigten sich die beiden Brüder und bewogen den Dey von Aldschir, für eine Summe von 400000 Piastern, ihnen Hilfstruppen gegen den Tscheleby zu senden. Es kam ihnen also ein starker Heerhaufe von aldschirischen Hilfsvölkern, unter Anführung des aldschirischen Dey Ibrahim selbst, zu Hilfe, rückte zur Belagerung von Tûniß heran, welche vom September 1685 bis zum Juni des folgenden Jahres dauerte, und als die Mauren, der Belagerung müde, den Tscheleby verließen und sich in die Berge zurückzogen, Tscheleby aber entthront die Flucht zu ergreifen genöthigt wurde, begab sich Kara Oßmân, Befehlshaber der tûnîser Reuterei, unter dem Vorwande, die Entlaufenen zurückzubringen, aus Tûniß heraus und vereinigte sich mit dem Belagerungsheer. In dieser Lage blieb den in der Stadt Gebliebenen nichts übrig, als die Thore zu öffnen, worauf dann beide Brüder mehr als Freunde, als wie Eroberer empfangen wurden. Die aldschirischen Völker, so bald sie in die Stadt gedrungen, begannen zu plündern und ungeheuere Grausamkeiten gegen die Bewohner auszuüben. Dies veranlaßte einen Streit zwischen ihnen und den beiden Brüdern. Endlich faßten einige von Tscheleby's Partei bei der allgemeinen Unordnung frischen Muth, eilten in Ibrahims Lager, um den 'Aly abzuholen und ihn als Bey auszurufen. Als Ibrahim von diesem Plane, der seinen Absichten nicht entsprach, Kunde bekam, ließ er in Eil den Bey 'Aly so wie den ergriffenen Dey Tscheleby erdrosseln und beider Leichname vor seinem Zelte ausstellen. Der Bey Mah'med suchte sein Heil in der Flucht. Aber sein Schwager Ah'med Ben Schûk' holte ihn ein und stellte ihm vor, daß seine Gegenwart in Tunis erfoderlich, und Tunis der Ort sei, wo er entweder sterben oder regiren müsse. Mah'med kehrte also in die Stadt zurück und übernahm die Zügel der Regirung ohne weitere Widersetzlichkeit, weder der Aldschirer, noch der Unterthanen. Die Aldschirer fand er durch eine gleiche Summe, als die erste zur Hilfsleistung war, zum Abzug ab. Veste Gestalt gewann also die Herrschaft der Beys seit der Flucht des von den Brüdern Mah'med Bey und 'Aly Bey entthronten Dey Mah'med oder Ah'med Tscheleby, und Mah'med war der erste, welcher die Würde eines unumschränkten Herrschers unter der neuen Gestalt genoß. Weil aber, kaum als er sich in der Herrschaft befestigt sah, er sich der größten Raubsucht und Grausamkeit hingab und die Tûnîser dergestalt unterdrückte, daß sie die Aldschirer von neuem zu Hilfe riefen, so wurde seine Regirung sehr bald unterbrochen. Der Dey von Aldschîr folgte dem Aufrufe um so bereitwilliger, da er sich auch an seinem Theile über den Bey von Tunis zu beklagen berechtigt fand und Genugthuung erhielt, seine Foderungen an ihn mit gewaffneter Hand geltend zu machen. In wenigen Wochen erschien im October des Jahres 1689 der Dey von Aldschîr mit 10000 Mann vor Tunis. Mit gleicher Stärke rückte Mah'med aus, ihn zu bekämpfen; indem aber ein großer Theil Krieger unterwegs davongelaufen waren, kehrte er eiligst nach der Stadt zurück, wo er alle die Seinigen in tiefster Bestürzung gewahrte, so daß einige seiner vorzüglichsten Kriegsobern sich auf die Flucht begaben und mit einem französischen Schiffe nach dem griechischen Inselmeere segelten. Die Aldschîrer plünderten die umliegende Gegend aus und belagerten die Hauptstadt, welche Mah'med eine Zeit lang hartnäckig zu vertheidigen fortfuhr, endlich aber, da er auf seine Krieger wenig mehr rechnen durfte, dieselbe aufgab. Er flüchtete in der Nacht und zog sich in die Szah'arâ oder Szah'râ *) zurück. Unmittelbar zogen nun die Aldschîrer in Tunis ein und setzten an des Entflohenen Stelle den Ah'med Ben Schûk' als Bey von Tunis, der die schrecklichsten Barbareien verübte, indem er das Eigenthum mehrer hundert Bürger einzog und sie dann unter Martern sterben ließ. Als er einige Frauen, Verwandte von Mah'med, die sich an einer heiligen Freistätte zu K'airwân befanden, aus Besorgniß fortschleppen wollte, so reizte er hiedurch die Bewohner dieser volkreichen Stadt zur Rache. Sie standen in Masse auf und trieben ihn mit seinen Begleitern aus der Stadt, bei welcher Gelegenheit der umwälzende Aufstand sich durch viele andere Theile des Reichs ausdehnte. Bei den fortwährenden Unruhen in den drei Raubstaten lagerten die Aldschîrer mit Beihilfe der Tripolitaner inzwischen zu wiederholtem Male im Jahr 1694 vor Tunis, sich der Stadt bemächtigend. Ah'med Ben Schûk's Betragen war so scheußlich gewesen, daß Mah'med's Plackereien gänzlich vergessen wurden und eine große Menge sich zu seinen Gunsten erklärte, daher Abgeordnete an ihn ausgesendet wurden, seine Rückkehr und seine Anspruchnahme auf die Regirung zu erbitten. Sie fanden ihn unter dem Schutze eines mächtigen Scheichs in der Szah'arâ, welcher im tiefen Gefühl der Tugend der Gastfreundschaft es für unwürdig haltend, irgend einem Triebe der Rache zu folgen, dafür daß er früher seinen Vater Mah'med hatte tödten lassen, diesem jetzt in seiner Gewalt befindlichen Fürsten sogar 10000 Mann Reuterei anbot. Mit dieser Mannschaft begab sich Mah'med, durch die edelmüthige Behandlung ermuthigt, auf den Weg, vereinigte sich mit den Mißvergnügten und ward, nachdem er dem Ah'med Ben Schûk' eine siegreiche Schlacht geliefert und denselben in die Flucht nach Al-

*) In die westlich afrikanische, zwischen Mauritanien, Numidien, Libyen und dem Negerlande sich erstreckende Wüste.

Digitized by Google

dschir zurückgeschlagen hatte, zu Tunis im Juli des Jahres 1695 mit offenen Armen empfangen. Die aldschirische Flotte hatte Tunis verlassen, nachdem die Pforte durch Geschäftsträger alle Mittel der Beredsamkeit erschöpft hatte, um ihnen und den Tripolitanern die Nothwendigkeit der Beilegung der bisherigen, dem Islâm so nachtheiligen Zwistigkeiten zu Gemüth zu führen. Mah'med genoß aber hierauf die wieder erlangte Macht nicht lange, sondern starb bald nachher. Ihm folgte dann im Jahr 1696 durch Einfluß der Aldschirer sein Bruder Ramadhân Bey, welchen er kurz vor seinem Tode aus der Verbannung zurückgerufen hatte. Die Tûnisser konnten sich unter dessen Obergewalt einer wiederkehrenden ruhigen Regirungsverwaltung gewärtigen; allein eben die, weder den Sitten des Landes noch den Umständen angemessene, friedliche und milde Gesinnung stürzte ihn. Ein damals in Tunis lebender italienischer Renegat, Namens Mezauli, welcher großen Antheil an der Regirung dieses neuen Beys nahm, wußte sein Gemüth auf die entgegengesetzte Seite umzudrehen und unterstützte ihn in tyrannischen Handlungen zur Verübung mehrer Grausamkeiten. Ramadhân durch Aldschirs Einfluß zum Bey erwählt, indeß die Bewohner von Tunis für seinen Neffen Sfidy Murâd gestimmt waren, diesen als den rechtmäßigen Thronerben betrachtend. Ihr fehlgeschlagener Wunsch setzte den jungen Murâd, des 'Aly Sohn, der härtesten Behandlung aus. Er ward sogar durch Mezauli's Darstellungen einer Verschwörung gegen die Sicherheit Ramadhân's beschuldigt und verurtheilt, seine Augen durch Blendung zu verlieren, welches indeß so unvollkommen vollzogen ward, daß er bald wieder so gut als zuvor sehen konnte. Da er im Kastell von Sûsa verhaftet gehalten war, so gewann er seine Wache, und weil er wußte, daß die Regirung Ramadhâns dem Volke täglich verhaßter wurde, bewirkte er, ungeduldig den ihm nach Erbrechten zustehenden Thron zu besteigen, daß der das Kastell befehligende Aghâ getödtet ward, worauf er in die Gebirge entfloh, wo seine Partei sehr bald sich so vermehrte, daß er aufbrach, um Ramadhân anzugreifen. Er hinterging denselben mit verstellter Anhänglichkeit und Freundschaft, und da dieser, die Falle wahrnehmend, sich durch die Flucht aus dem Reiche zu sichern versuchte, ergriff er ihn, nahm ihn gefangen und erdrosselte ihn, während dessen Gehilfe Mezauli ein noch viel schrecklicheres Schicksal erfuhr, indem derselbe, als er in Murâd's Händen war, in einen eisernen Käfig gesteckt und so lange mit risernen Zangen zerfetzt ward, bis er den Geist aufgeben mußte. Murâd Beys (Murâd III.) erste Handlung war die Kriegserklärung gegen die Aldschirer, welche sich seiner Wahl nach Mah'med's Tode widersetzt hatten, und dieser Krieg verursachte den Tünisern viele Kosten und großen Verlust, ohne Vortheile zu erlangen. Auch die fernere Regirung Murâd's war eine Kette von Verbrechen und Grausamkeiten. Er tyrannisirte alle Klassen seiner Unterthanen, vornehmlich war er gegen die, welche den Verlust seines Gesichts über ihn ausgesprochen hatten, sehr grausam. Er soll die Christen besonders begünstigt haben, wahrscheinlich um deren Anhänglichkeit im Falle künftiger Nothwendigkeit zu benutzen. Hierin aber täuschte er sich. Denn nach einer Reihe von Erpressungen und unerhörten Grausamkeiten fiel er im Jahr 1702 als ein Opfer der Volkswuth, indem ihn der Hauptmann seiner Garde, der Türke Ibrahîm Scherif, ermordete, wodurch die Linie des Mah'med Bey erlosch. Ibrahîm Scherif ließ sich durch den Diwân und die Miliz als Bey von Tunis ausrufen. Nachdem er aber, nach einem schon gegen die Tripolitaner erfolglosen Kriege, in einer Schlacht gegen die Aldschirer gefangen genommen ward, und aus dieser sieben Monate langen Gefangenschaft nicht entkommen konnte, als bis er 200000 tünisische Piaster (88332 Thaler 8 Gr. Conv.-Geld) gezahlt und versprochen hatte, nach wiedererhaltener Gewalt den Aldschirern Tunis zinsbar zu machen, fand er, nach vergeblicher Bemühung zu Biserte zu landen, von wo er mit äußerster Verachtung fortgetrieben wurde, der Gnade seiner vorigen Unterthanen überlassen, zu Portofarina gelandet sogleich seinen Tod. Denn an seine Stelle hatte das Heer den H'asan Ben 'Aly Bey, den Enkel eines griechischen Renegaten, erwählt, mit welchem ein neuer Herrscherstamm des tünisischen States begann, der bis in die neuesten Zeiten des 19. Jahrhunderts sich erhalten hat. Dieser H'asan, um in seiner Sicherheit nicht gefährdet zu seyn, so lange sein Nebenbuhler am Leben wäre, lockte den Ibrahîm mit List nach Tunis zurück, unter dem Vorgeben, ihm die anvertraute Regirung wieder abzutreten, und da Ibrahîm durch eine so offene Unterwerfung sich täuschen ließ und sich daher zu Portofarina ans Land begab, ließ ihn der treulose H'asan auf der Stelle daselbst am 10. Januar 1706 enthaupten. H'asan Ben 'Aly Beys, des Guten, wie er beigenannt war, weil er in allem sich klug benahm und bei dem Volke sehr beliebt war, Regirung verfloß ohne viel Unruhe. Ohne Thronerben und auch ohne Hoffnung, einen Thronerben noch zu erhalten, bestimmte er seinen Neffen 'Aly Bey, welchem er den Befehl über das Heer anvertraut hatte, zu seinem Nachfolger. Da er aber bald nachher eine junge Genueserin in sein H'arem bekam und diese schwanger von ihm wurde, nahm die Sache eine andere Wendung. Anfangs nicht vermögend die schöne Italienerin zu bewegen, die christliche Religion mit der muh'ammedanischen zu vertauschen, suchte er, indem der Sohn einer christlichen Sklavin gesetzlicher Weise keinen Anspruch auf die Regirung machen konnte, im Diwân um die Anerkennung des Kindes, sofern es ein Knabe seyn würde, als künftigen Thronserben nach. Es ward ihm abgeschlagen, jedoch zuletzt, da sich die Schöne endlich zu dem Entschluß des Übertritts bekannte, fand die Sache kein weiteres Hinderniß *). Nun kündigte H'asan seinem Neffen 'Aly, als die Sklavin einen Sohn zur Welt brachte, welcher den

*) Nach andern Berichten ließ sich die Genueserin zur Abtrünnigkeit von ihrem Glauben durchaus nicht bereden, und der Diwân wurde nach vieler Schwierigkeit zur Nachsicht und Gestattung einer Ausnahme von der Regel gewonnen.

Digitized by Google

Namen Mah'med erhielt (dem auch zwei andere Söhne, Mah'mûd und 'Aly genannt, nachfolgten) die vormals verheißene Thronfolge in freundschaftlichen Ausdrücken auf, wirkte dagegen für ihn bei dem Diwân zu Constantinopel die damals noch von Constantinopel aus besetzte Stelle eines Päschâ von Tunis aus. 'Aly Bey heuchelte Zufriedenheit mit der ihm bewirkten Ehrenstelle und nannte sich auch von jetzt an 'Aly Päschâ. Seinen in der Stille entworfenen schwarzen Plan aber unter dem Schleier des Gehorsams verbergend, floh er in die Gebirge der Ossaleten, wo er sich einen mächtigen Anhang bildete, dann an der Spitze einer Heerschaar zurückkehrte, gegen seinen Oheim und Wohlthäter zu Felde zu ziehen. H'asan, sein Heer zusammenberufend, lieferte dem Aufrührer ein Treffen, schlug ihn in die Flucht und nöthigte ihn, einen Zufluchtsort in dem Gebiete von Aldschir zu suchen. Dort glückte es diesem, den Diwân von Aldschir zu gewinnen, und mit dessen Unterstützung zog er von Neuem gegen den Oheim zu Felde. H'asan gleich anfangs gezwungen, seine Hauptstadt zu verlassen, verlor bald darauf eine große Schlacht und mußte sich in die Wälder von K'airwân flüchten. Das geschah im Jahr 1735. Dem Kriege folgte Hungersnoth. Der flüchtige Bey H'asan sah sich gedrungen, die Wälder zu verlassen, ließ sich in dem im östlichen Theile des Reichs gelegenen Hafen Sûs nieder, woselbst ihn und seine Familie ein französischer Schiffshauptmann Namens Bareilbier nothdürftig mit Lebensmitteln unterstützte, mußte aber, da seine Lage mit jedem Tage verzweifelter wurde, endlich den Ausweg ergreifen, sich nach Aldschir, dem gewöhnlichen Schutzorte, wohin die entthronten Beys von Tunis gemeiniglich ihre Zuflucht nahmen, zu retten, wohin er auch seine Familie vorher abgeschickt hatte. Auf dieser seiner Flucht wurde er von Jûnas Bey, des 'Aly Päschâ ältestem Sohne, entdeckt, der ihm mit eigenem Arm den Kopf abhieb. 'Aly Päschâ, seines gefährlichen Feindes erledigt, schmeichelte sich einer ruhigen Regierung. Allein diese Ruhe ward bald durch Familienzwist gestört. Von seinen drei Söhnen faßte der zweite, Namens Mah'med, sein Liebling, den Plan, sich auf Kosten seines ältern Bruders Jûnas emporzuschwingen. Er bemühte sich auf alle Weise, demselben des Vaters Liebe zu entreißen, und er wußte es wirklich dahin zu lenken, daß Jûnas auf die Beschuldigung, eine Verschwörung gegen den Vater angezettelt zu haben, verhaftet wurde. Jûnas entfloh auf das Fort zu Tunis, die K'azba (K'aszaba), und als 'Aly's Kriegsmannschaft Anstalt traf, ihn hier einzuschließen, entwischte er und floh nach Aldschir. Mah'med, durch den Sturz des ältern Bruders nur wenig befriedigt, sah noch mit Besorgniß seinen jüngern Bruder dem Throne zu nahe gestellt. Diesen vergiftete er. Der Diwân rief alsdann Mah'med als vorläufigen Erben aus. Aber ein anderes Zeichen am Himmel stieg auf. In Aldschir hatte man in der Person des 'Aly II. einen neuen Dey gewählt. Diesem, der früher einmal von dem aldschirischen Dey Ibrahim III. als Gesandter nach Tunis geschickt worden war, hatte der übermüthige Jûnas bei der Audienz im Zorn einen Backenstreich versetzt, was 'Aly noch nicht vergessen hatte. Aus Rache also beschloß der Dey, als er 1754 zur Regirung kam, die Sache der Kinder des H'asan Ben 'Aly zu verfechten. Es wurde daher im Jahr 1757 ein aldschirisches Heer unter dem Oberbefehl des Bey von Konstantine abgeschickt, um diese Familie mit gewaffneter Hand wiederum auf den tünisischen Thron zu setzen. Der Erfolg krönte das Unternehmen. Die Söhne des H'asan Ben 'Aly drangen in Tûnis ein, plünderten die Stadt und Umgegend, bemächtigten sich 'Aly Päschâ's und ließen ihn auf der Stelle erdrosseln. Der älteste dieser Prinzen wurde feierlichst als Bey von Tûnis ausgerufen und unter seinem Namen Mah'med Bey gehuldigt. Ein junger Fürst von sanfter Gemüthsart starb er unglücklicher Weise nach einer Regirung von drittehalb Jahren. Sein Bruder 'Aly Bey bestieg den Thronsitz mit dem Versprechen, denselben dem ältesten der beiden noch unerwachsenen Söhne des Mah'med Bey, die Mah'mûd und Isma'il hießen, nach der Volljährigkeit abzutreten. Allein weit entfernt, sein Versprechen zu halten, bot er alles auf, seine Neffen in Schatten zu stellen und seinen eignen im J. 1752 gebornen Sohn H'amuda hervorzuheben. Er machte diesen zum Befehlshaber im Kriegsheer und wirkte bei der Pforte den Titel und die Würde eines Päschâ für ihn aus, wußte ihm auch die Achtung und Liebe des Volks zu versichern. Dem jungen H'amuda oder H'amûd gelang es, seine Vettern für sich einzunehmen, so daß bei dem im J. 1782 am 26. Maimonde erfolgten Tode des Vaters diese die ersten waren, welche ihm als dem neuen Bey die Huldigung leisteten und aus eigner Bewegung allen Ansprüchen auf die Regirung entsagten. Unter keiner der vorigen Regirungen hatte der Stat eine so vollkommene Ruhe genossen als unter der Regirung des 'Aly Bey. Unter der Regentschaft des H'amûd, eines mit durchdringendem, natürlichem Verstande und festem Sinne begabten, aber in gleichem Grade verschlagenen, eigennützigen, seine Unterthanen auf seine Weise bedrückenden und den Regirungsgrundsätzen aufgeklärter Nationen entfremdeten, despotischen Fürsten, dauerte jene Ruhe fort und ward durch keinen erheblichen Aufruhr gestört, als im J. 1796, da ihm ein mörderischer Überfall dreier in sein Schlafgemach eindringender Georgier unter seinen Sklaven beinahe das Leben gekostet hätte. Unter mehren andern, seiner Macht gegebenen, erfolglosen Stößen ist nächstdem einer in der Nacht des 30. Septembers im J. 1811 versuchten Verschwörung der türkischen Miliz gegen ihn zu gedenken. Der Plan war, die Regirung zu stürzen, den Bey, seinen ersten Minister und mehre andere seiner Beamten zu tödten und sogleich andere Personen aus eigner Mitte zu wählen. In der besagten Nacht stürzte daher gegen 8 Uhr ein 3000 Mann starkes Heertheil Türken in die Stadt und begann alle Läden derselben rein auszuplündern, zu gleicher Zeit erstürmte ein Haufe Anderer die Citadelle (die K'aszaba), welche nur von wenigen mauriſchen Soldaten besetzt war. Die erstern, hinrei-

Digitized by Google

chend mit ihrer Beute der Plünderung beladen, jedoch ohne die Einwohner persönlich beleidigt zu haben, eilten sodann zu ihren Mitgenossen in die Citadelle, aus welcher sie ohne Schaden zu thun die ganze Nacht hindurch feuerten. Allein das Unternehmen scheiterte an dem Mangel an Einigkeit unter ihnen, und die beängstigte Stadt ward durch die kluge Dazwischenkunft eines britischen Seebefehligers, Namens Elgan, der die traurigen Folgen für die christlichen Geschäftsbeamten daselbst fürchtete, gerettet, und die beabsichtigte blutige Umwälzung dadurch vernichtet. Er begab sich mit einigen sicilianischen und maurischen Soldaten in das der Citadelle unfern belegene Fort Castello del Mezzo, woraus er vom frühen Morgen an den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch mit zwei Kanonen ein tüchtiges Feuer auf die Citadelle unterhielt, so daß in einem Theile der Mauern derselben eine starke Bresche entstand. Die Empörer kamen in dieser Bedrängung in Streit über die beste Art sich zu vertheidigen, konnten nicht zur Entscheidung kommen, und die Folge war, daß sich viele Hunderte über die Wälle auf dem Wege nach der Grenze von Konstantine flüchteten, die Zurückbleibenden aber in der Verzweiflung früh am 2. October sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Einigen dieser ließ H'amûd Päschâ Stockschläge auf die Fußsohlen geben, andere ließ er hinrichten. Den Briten belobte er dankbar seines tapfern Betragens wegen, beschenkte ihn mit einem prachtvollen Schwerte und erklärte unverbrüchliche Anhänglichkeit an die britische Regirung. Bald anfangs seiner Regirung ließ er sich es angelegen seyn, dem schädlichen Einflusse der Türken auf die öffentlichen Anlegenheiten entgegen zu arbeiten, so daß man Tunis unter seiner Herrschaft nicht mehr als einer türkischen Regirung unterworfen betrachten konnte. Seine kriegerische Gemüthsart trieb ihn dazu, gegen die an seine Staten grenzenden europäischen Völker, die ihm Widerstand zu leisten nicht im Stande waren, lebhaften Krieg zu führen. Seine Unterthanen ermunterte er auf jede Weise zu Streifereien und bemannte seine eigenen Raubschiffe. Sein gutes Vernehmen mit den europäischen Mächten hing lediglich von der Befriedigung seines Eigennutzes ab; denn seine Begier nach Reichthum war nicht leicht zu übertreffen, und sein Geiz schien die Hauptursache zu seyn, daß er nicht in die jährliche Zahlung einer Steuer an Aldschir willigte, die Ibrahim Scherif (s. oben) versprochen hatte. Im J. 1807 im Monat März schickte er sein Kriegsheer gegen Aldschir und wurde anfangs besiegt und in die Flucht geschlagen, aber weil die Aldschirer ihren Sieg nicht zu benutzen wußten, blieb es auch bei wiederholtem Heerzuge im Monat Juli für beide Theile beim Alten. Den Regirungsgeschäften widmete er unermüdliche Aufmerksamkeit, die Wahl seiner Minister aber fiel jederzeit auf Personen, die weder Talente noch Tugenden besaßen. Er kam wenig oder gar nicht nach Tunis, sondern hatte seinen Hofsitz drei französische Meilen westlich davon auf dem Schlosse Barda, dem noch bis heut zu Tage gewöhnlichen Wohnsitze der Beyen von Tunis, woselbst zugleich sein Bruder 'Os'man Bey und auch sein Neffe mit ihren Frauen und Kindern bei ihm hausten, die ohne seine Erlaubniß den Palast nicht verlassen durften, so daß er also seine Verwandten unabläßig unter Augen hatte. Dem Laster der Päderastie ergeben, verschmähete er sein aus nur wenigen Frauen bestehendes H'arem, und obschon eine der Frauen seine Gemahlin hieß, wohnte er ihr zuletzt seit Jahren nicht bei, und sie hatte auch keine Kinder von ihm. Da seine vormaligen Kinder alle gestorben waren, wurde nach seinem Tode (er starb im März 1814) sein Bruder 'Os'mân oder 'Oth'mân Bey sein Nachfolger. Dieser wurde sehr bald das Opfer einer verkehrten Sicherheit, indem sein Vetter Sfidy Mah'mûd H'asan, den er vom Throne auszuschließen gewußt hatte, seine Sorglosigkeit benutzend, ihn im J. 1815 ermordete und den ihm nach dem Rechte der Erbfolge zugehörigen Thron bestieg, bei welcher blutigen Umwälzung auch 'Os'mân's beide Söhne, die vergebens zu entfliehen gesucht hatten, das Leben einbüßten. Im J. 1816, den 17. April, schloß der Bey Mah'mud H'asan mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt beider Sicilien und zur Auslieferung der gemachten christlichen Sklaven einen Friedenstractat ab. Einen kurze Zeit nach seinem Regirungsantrit gemachten Versuch des Ministers Jûsuf Chôdscha, seinen Herrn umbringen zu lassen und sich selbst der Regirung zu bemächtigen, mußte dieser mit seinem Kopfe bezahlen, und der Regentschaft ward die vollkommene Ruhe hergestellt. Erst im J. 1822 spukte mehre Monate eine weit gefährlichere Verschwörung gegen ihn, welche den Umsturz der bestehenden Regirung und die Ermordung sämtlicher Glieder der regirenden Familie beabsichtigte, und an deren Spitze der Großschatzmeister stand. Sie sollte am 31. October ausbrechen, der Großschatzmeister sollte mittelst derselben zum Pâschâ erhoben und mehre seiner Verwandten sollten mit den ersten Statsämtern bekleidet werden, der Miliz war die Plünderung der Stadt verheißen. Die Gefahr war groß, indem einige Araberhorden aus dem Innern des Landes zur Mitwirkung eingeladen waren. Noch zu rechter Zeit erhielt der Bey bestimmte Aufschlüsse über diese Verschwörung, die von Seiten des Anstifters um so gräßlicher war, da derselbe, ein Maure, von dem Bey zur höchsten Stufe von Ansehn und Reichthum erhoben worden war und dessen ganzes Vertrauen in dem Grade hatte, daß er (was bis dahin nicht erhört) freien Zutrit in das H'arem des Herrschers genoß und selbst die Gemahlin desselben unverschleiert sehen durfte. Die Empörung wurde in der Reife erstickt. Zuerst wurde der Schwiegersohn des Großschatzmeisters ergriffen, des Landes verwiesen und unterwegs erdrosselt, der Großschatzmeister selbst wurde eingekerkert und in der Nacht auf den 28. October erwürgt. Den folgenden Tag traf seinen kranken Bruder dasselbe Schicksal, hernach auch seinen Sohn und zugleich alle Frauen, Sklaven, Mamluken, Verwandte, Freunde und Bekannte des Statsverräthers, welche alle schleunig gefangen genommen wurden und großentheils mit dem Leben büßen mußten. Hiemit war die Ruhe hergestellt und alle Besorgniß ver-

Digitized by Google

schwunden. Des treulosen Großschatzmeisters hinterlassenee Reichthum soll sich auf mehre Millionen Piaster belaufen haben. Im Monat März des Jahees 1823 sah sich Mah'mûd H'asan Päschâ genöthigt, einen Friedens- und Handelsvertrag mit dem Geoßherzogthum Toskana abzuschließen, wonach diesem State die Begünstigung der übrigen europäischen Staten zuerkannt waed, und um dieselbe Zeit seiner Flotte die schleunige Rückkehr in den Hafen von Tunis anzubefehlen, um die heimathliche Küste vor den Einfällen der Griechen zu schützen, deren Geschwader den Hafen von Tripolis speerte. Anfangs Monats Juni erschien darauf eine beitische Fregatte auf dee Rhede von Tunis mit zwei Bevollmächtigten im Aufteage, die Feeilassung allee christlichen Sklaven zu fodeen, welche Unterthanen der ionischen Inseln waeen, welcher Fodeeung sich der Bey im Januar 1824 auch wirklich fügen mußte. Bald darauf, am 23. März des Jahees, erfolgte dieses Bey Sfidy Mah'mûd H'asan Tod. Durch ihn war die in den Rechten der ehemaligen Deywürde aufrecht gehaltene Bey-Wüede des tünisischen Stats ganz unbedingt erblich geworden, und sein ältester Sohn Sfidy H'asan teat nun ungehindert an seine Stelle. Sfidy Muzt'afâ Bey, sein Bruder, befand sich zue Zeit seines Todes im Innern des Landes, die Abgaben einzuteeiben.

Die flitziete Übersicht der Geschichte des noch gegenwärtig regirenden Beys von Tûnis, Sfidy H'asan, deren vollständige Ausfüheung umständlicheee Nacheichten aus Reisebeeichten und andeen Quellen erwaetet, begnüge sich mit der Andeutung der vornehmlichern Ereigniſſe zunächst verflossener Jahre. Im Anfange des Jahres 1830 zwischen der tünisischen Regentschaft und dem saedinischen Hofe obwaltende Zwistigkeiten, wurden im Monat Mai dieses Jahres durch das bloße Erscheinen des sardinischen Geschwaders vor der Stadt Tûnis beigelegt. Schwieriger gestaltete sich das Verhältniß der Regentschaft und des Bey zu der Regentschaft Aldschir, wäheend der gewichtigern und nachmals zu der für ganz Europa so erwünschten gänzlichen Zerstörung des aldschirischen Raubstates führenden Mißhelligkeit Frankeeichs mit Aldschir. H'us sein Päschâ, Dey von Aldschir, brohte dem Bey von Tûnis, als ihm diesee den verlangten Beistand in dem mit Frankreich bevorstehenden Keiege verweigerte, sein Reich mit Feuee und Schweet zu veewüsten. Der Bey dagegen, um sich untee den Zeitumständen voe einer auch seinem Reiche deäuenden gleichen Gefahr zu sichern, säumte nicht im Monat Mai des Jahees 1830 dem französischen Konsul die Veesicherung zu geben, daß er die strengste Neutealität beobachten weede, nachdem gleichwol kurz vorher der Großherr in Constantinopel ihm einen geheimen Geschäftsträger zugesendet hatte, um ihn zur Unteestützung Aldschirs zu veranlassen. Er schickte auch bald auf die dem Konsul gegebene Versicheeung im Monat Juni in handelsfeiedlicher Absicht einen Gesandten nach Paris, und wäheend der französischen Belageeung Aldschies zwei Schiffe mit einem seiner Keiegsobern an den Admieal Duperré, ihm die Lieferung von Lebensmitteln und andern Bedüefnissen anzubieten, auch sich zur Aufnahme französischer Schiffe in seinen Hafen bereit zu eeklären. Inzwischen, nachdem nicht längst eine innere Empörung gegen ihn im Ausbeuch gewesen, die ihm wahescheinlich das Leben gekostet haben würde, wenn nicht die Verschwornen, welche die Entfernung der Soldaten zur Einteeibung der jährlichen Steueen aus dem Innern des Landes benutzten, durch eine Feau vereathen worden wären, langte unerwartet der 'oß'manische Abgesandte Tâhir Päschâ auf einer türkischen Feegatte in Tûnis an, schickte im Namen des Großheren, dessen Aufsoderung, dem Dey zu Aldschir zu Hilfe zu kommen, er so wenig als die Rückfoderung einer dem Dey zu Aldschir geschuldeten bedeutenden Summe beachtet hatte, die seidene Schnue zu und wae, nach vorausgegangenem Veesuche, durch Geheimboten zur Unterstützung des kühnen Unternehmens, einen Aufstand in Tûnis zu bewirken, im Begriffe, sich zum Dey von Tûnis ausrufen zu lassen. Da jedoch alles dieses mißlang, mußte derselbe unverrichteter Sache wieder nach Constantinopel abfegeln. — Im Monat August desselben Jahres 1830, nachdem die Franzosen Heeren von Aldschir geworden waren, wuede duech den Geafen *de la Rochefoucauld*, außerordentlichen Gesandten Frankeeichs, ein neuer Veetrag mit der tünisischen Regentschaft abgeschlossen, dessen Hauptbestimmungen vollkommene Handelsfeeiheit und Aufhebung des bisher vom Bey ausgeübten Monopols, Abtretung der Insel *Tabarca* an Frankeeich, Befreiung aller europäischen Seemächte von iegend einer Tributpflichtigkeit, Zurückschickung der den Keiegsdienst veerichtenden Türken in ihr Vaterland, Verpflichtung dee Regentschaft in dem Falle, daß in einem an der tünisischen Küste scheiternden Schiffe ein Matrose oder ein Seereisendee gemordet oder, gemißhandelt werde, den Werth des Schiffes und der Ladung desselben zu bezahlen, ferner gänzliches Vcebot dee Seeräubeeei, und im Falle eines Keieges der Regentschaft mit einer andeen Macht vollkommene Sicherstellung der Kauffaheteischiffe der letzteen vor tünisischem Angriffe, endlich die Feeilassung der zu Tûnis befindlichen Sklaven betrafen. Diesee Vertrag waed am 8. Sept. förmlich genehmigt und durch Unterschrift bestätigt. Von dieser Zeit an knüpfte sich das Band der freundschaftlichen Verbindung des französischen Oberbefehlshabers in Aldschie mit dem Bey und der Regentschaft von Tûnis vester. Französische nach Bûna geschickte Kriegsobere, die bis Tûnis gewesen, rühmten die daselbst gefundene gute Aufnahme, und der Bey schickte gegen Ende Monats Oktober des Jahees einen seiner Neffen nebst noch zwei andern Gesandten nach Aldschie, welche dem feanzösischen General Clausel zum Zeichen der Feeundschafe reiche Geschenke überbrachten. Im Monat December segelten die Abgesandten, an deren Spitze der Bruder des Bey Sfidy Muszt'afa stand, ein allgemein geachteter Mann, von Aldschir nach Tûnis zurück. Dee Neffe des Bey war von dee feanzösischen Regirung vorläufig zum Landesherrn in Konstantine

bestimmt, nachmals aber im Januar 1831, nachdem der Bey von Tûnis sich verpflichtet hatte, 30000 Mann unter Befehl französischer Kriegsobern zu stellen, um den rebellischen Bey von Konstantine zu züchtigen und zu besiegen, ward ein Prinz des regirenden tûnisischen Hauses, den das Dampfschiff „der Sphinx" nach Aldschir brachte, als Vasall Frankreichs ernannt, welcher das Beylik' Orân mit 2000 Mann maurischer Truppen in Besitz nehmen sollte, für das Beylik' Konstantine aber der Bruder des Bey Sfidy Muszt'afà als Regent ausgerufen, der auch schon zu diesem seinem Regirungsantritt dem General Clausel mehre arabische Pferde von seltener Schönheit und eine Anzahl türkischer Sättel für die afrikanisch-französische Reuterei zum Geschenke machte und andere reiche Geschenke für den König von Frankreich bestimmte. Dem vom General mit dem Bey von Tûnis abgeschlossenen Vertrage jedoch, wodurch der General dem Bey das Beylik' Konstantine für eine namhafte große Summe abtreten wollte, verweigerte die Regirung Frankreichs die Bestätigung, weil sie von der Regentschaft Aldschir noch nicht unwiderruflichen Besitz genommen habe, und auch selbst dann, wenn dieser Stat eine französische Kolonie werde, kein Theil davon ohne Einwilligung der Kammern abgezweigt werden könne. — So bemühte sich die französische Regentschaft Algiers auf alle Weise H'asans, Beys von Tûnis, nachbarliche freundliche Verbindung und Beförderung ihrer Unternehmungen zur völligen Unterjochung des aldschirischen States zu unterhalten. Allein der von Anfang an seit der Eroberung Aldschirs widerspenstige und rebellische Bey von Konstantine beharrte ein gefürchteter Feind, und die wiederholt beschlossene und immer verhinderte Expedition blieb im ganzen folgenden Jahre 1832 und noch bis jetzt unvollzogen. Im Monat Februar 1832 reiste der tûnisische Gesandte nach zehnmonatlichem Aufenthalte in Paris zu seiner Heimath zurück. Indeß ging, brieflichen Berichten aus Alexandrien zufolge, der Pâschâ von Egypten damit um, sich der Barbareskenstaten Tûnis und Tripolis zu bemächtigen, und sollten die gegen Tûnis bestimmten Truppen von einem gewissen *Muszt'afà Waldyonnes* befehligt werden, dessen Ankunft in Egypten erwartet wurde, nachdem er seit zehn Jahren in Aldschir wohnhaft gewesen und sich für den berechtigten Thronerben von Tûnis ausgegeben, den aber der ehemalige Dey von Aldschir, H'usein Pâschâ, ihm seinen Beistand zur Erlangung der tûnisischen Herrschaft verweigernd, nur zu Aldschir gastfreundlich duldete. Der Plan des egyptischen Pâschâ mußte sich unter den Zeitumständen, wie zu erwarten, zerschlagen. Als in der Mitte des Jahres 1832 der Oberbefehlshaber in Aldschir dem Bey von Tûnis einen tûnisischen, von dem Kriegsgerichte zu Aldschir zum Tode verurtheilten Schiffshauptmann zurückschickte, und der Bey das Todesurtheil an demselben zu vollziehen bereit war, aber auf dringende Fürbitte des aldschirischen Schiffshauptmanns ihn begnadigte, steigerte dieses Ereigniß die günstige Gesinnung des Bey gegen die französische Regirung dergestalt, daß mehre Streitsachen, wobei französische Kaufleute betheiligt waren, noch an demselben Tage, an welchem die Auslieferung erfolgte, ausgeglichen wurden. Am Standpunkte des beginnenden Jahres 1833 möge die skizzirte Übersicht des Beylik' Tûnis enden und mit der Bemerkung geschlossen seyn, daß der Bey von Tûnis bis diese Stunde unter jährlicher Absendung reichlicher Geschenke die Schutzherrlichkeit der Pforte nach wie vor anerkennt, aber sich durchaus nicht zur Beachtung ihrer Befehle verpflichtet hält. — Lassen wir nun Tripolis auf Tûnis folgen, um mit Aldschir zu schließen!

Beylik' Tripolis.

In dieser Republik, dem dritten Korsarenstate auf der Nordküste von Afrika, wozu auch gegenwärtig lange Zeit her *Fezzân* und ein Theil der Wüste *Barka* als zinsbar gehören, ist es wie in allen drei Raubstaten Afrika's ergangen, daß immer ein Regent den andern gestürzt hat, und daß der Stat einem immerwährenden Wechsel der Regirung und Verfassung, dabei aber unaufhörlichen Unruhen unterliegen mußte. Im Allgemeinen ist durch alle Veränderung der Regirung in diesem State bis auf den heutigen Tag die 'oß'manische Hoheit, seit Tripolis im Jahre der Flucht 958 (Chr. 1551) den Malteserrittern, die es damals besaßen, unter dem Sult'ân Solimân II. entrissen ward, geblieben, obwol in den neuern Zeiten, wie in den beiden andern Raubreichen, sehr eingeschränkt und jetzt noch fast nur dem Namen nach. Nachdem der Stat im Jahre 1551 unter die türkische Botmäßigkeit gekommen, schickte der Großherr zu Constantinopel anfangs zur Regirung dieses Reichs Pâschâs oder Beglerbegs nach Tripolis, hernach ließ er es durch von dem Pâschâ von Tûnis abhängige Sfandschâk's regiren. Da die Pâschâs bald anfangs große Gewalt erlangt hatten, geschah es, daß, nachdem sie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch die Janitscharen (die hier wie in den beiden andern Barbaresken zu allen Zeiten bis auch noch jetzt bestehende türkische Miliz) schon sehr geschwächt waren, der Sfandschâk' Mamet oder Muh'ammed Bey, ein griechischer Renegat (der christlichen Kirche abtrünnig gewordener Grieche) aus dem alten Hause der Justinianen, sich ums Jahr 1600 von der Herrschaft des Pâschâ losriß, seine Sache mit solchem Nachdrucke anzugreifen wußte, daß er den Pâschâ seines Ansehens ganz und gar beraubte, sich zum unumschränkten Herrn des Landes erhob, der weder des Pâschâ noch des Dîwân im geringsten achtete, und unter dem Schutze der Türken und mit Beibehaltung eines besondern, von Tûnis unabhängigen Paschâ, doch ohne dessen Antheil an der Regirung, die Oberherrschaft und Regirung der Beys stiftete, welche unter mancherlei Unruhen und Aufständen hinsichts der Folge der zur Regirung gelangenden Beys, neuer Regungen der Pâschâs in der Statsverwaltung und sonst von innen und außen, bis zum Jahre 1672 dauerte. In diesem Jahre ermordete die türkische Miliz den damaligen Pâschâ 'Ot'hmân oder 'Os'mân und wählte nun einen Dey in Nachahmung der tûnisischen Grundverfassung. Es wurde jedoch nachmals auch wieder die

Digitized by Google

Päschawürde in deren ursprünglicher, militärischer Bestimmung ohne eine zugestandene Macht in den Regierungsangelegenheiten eingeführt. Somit trat nun mit dem ersten Dey Namens Ibrahim die neue verbesserte Gestalt der freien, auf aristokratische Weise beherrschten Republik Tripolis ein, in welcher der Dey als Oberherr des Reichs angesehen ward und der Vorsitzer im Diwân (dem großen Rathscollegium) war, nächst dem Dey aber und dem Diwân, welcher sich aus den obersten Janitscharen und den vornehmsten Tripolitanern zusammensetzte, der Bey, dem Päschâ zur Hilfe, als der Vorsteher der Miliz und des Finanzwesens bestellt war, welcher aus der vormaligen Verfassung sehr bald, zu Ende des 17ten und im ersten Verlaufe des folgenden 18ten Jahrhunderts wiederum sehr großen Einfluß behauptete, daß er öfters mehr als der Dey selbst galt. Die Beys sind jedoch in Tripolis nicht wie in Tûnis in die Stelle der Deys getreten, und das unumschränkte, nur noch scheinweise unter osmanischer Hoheit regirende Oberhaupt des States ist bis auf den heutigen Tag ein Dey geblieben *), welcher jedoch sich seit dem ersten Jahrzehend des verflossenen 18ten Jahrhunderts zugleich den Titel und die Würde des Päschâ angeeignet hat. Denn damals wurden die Einwohner von Tripolis der ewigen Drangsale, welche sie von dem von dem Großherrn alle drei Jahre nach Tripolis abgeschickten Päscha, diesem Miliz- und Finanz-Befehlshaber, der, nur auf so kurze Zeit ernannt, den großherrlichen Bestallungsfirmân als Privileg die Einwohner ungestraft plündern zu dürfen betrachtete, erlitten, dergestalt müde, daß sie den damaligen Päschâ umbrachten, und es war der letzte Päschâ, der von Constantinopel nach Tripolis geschickt wurde. Die Päschâwürde ward hierauf in der Person des Dey vereinigt. Der damalige Dey und Päschâ oder Beglerbeg von Tripolis, Ah'med Ben Jûsuf, auch Sîdy H'amet K'aramânly (gebürtig aus der Provinz K'aramân) genannt, ward, indem er die Wahl der Deys, wie die Beys von Tûnis, in seinem Hause erblich zu machen gewußt, der Stifter einer neuen Dynastie. Denn durch seine Talente und Tapferkeit, als er nicht nur die bisherige unmittelbare Hoheit und Oberherrlichkeit des Großherrn nicht mehr anerkannte, sondern seine Waffen auch in das innere Afrika trug, wo es ihm gelang, die Sult'anie *Fezzân* zinsbar zu machen und die bis dahin unbezwingbaren Bewohner von *Ghâriân* und *Masláta*, welche lange Jahre hindurch von dem arabischen Oberhaupte in den Bergen *Ghâriân*, dem Scheich Sasamasa, erfolgreich bekämpft wurden, zur tiefsten Unterwerfung zu zwingen, wurde die Herrschaft Tripolis im Jahre 1713 zu einem unabhängigen Königreiche erhoben. Er hatte auch das Verdienst, gewerbsame Fremdlinge aufgemuntert zu haben, sich in seinen Besitzungen niederzulassen, und beförderte durch Eröffnung der Quellen des Nationalreichthums vornehmlich die Weberei wollener Zeuche, die Gärberei des marokkanischen Leders ꝛc. Seine Erledigung der Abhängigkeit vom Großherrn zu Constantinopel und der hohen Pforte betreffend, blieb es doch der Förmlichkeit halber dabei, daß seine Nachfolger, wenn sie zur Regirung gelangten, und auch während ihrer Regirung der Pforte große Geschenke sendeten, wofür sie den Firmân ihrer rechtmäßigen Herrschaft empfingen, was, sowie die von der ursprünglichen Verfassung einer Anstellung eines besondern türkischen Päscha sich herschreibende Förmlichkeit der in der Regel alle drei Jahre geschehenden Bestätigung auch in Tripolis, wie in Tûnis und bis zum J. 1830 in Aldschir, bis diesen Tag geblieben ist. Unter seiner Regirung wurde zu Tripolis die dem Schlosse gegenüber liegende, schön gebaute Moschee errichtet; dagegen hat er durch die Zerstörung einer ergiebigen Wasserleitung verursacht, daß die Stadt zuweilen im Sommer an Wassermangel leidet. Der Unverschämtheiten der tripolitanischen Seeräuberei war die europäische Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere fortwährend so gefährdet als jemals vorher, und auch hernach unter seinen Nachfolgern bis gegenwärtig, weshalb unter andern, als die Pforte um die Raubstaten zur Schließung des Seefriedens- und Schifffahrtsvertrags mit Österreich zu zwingen, ein ganzes osmanisches Geschwader ausrüstete, durch ein vom Sult'ân Ah'med III. erlassenes Chatt'-scherif im Juni 1725 diesen Seefriedens- und Schifffahrtsvertrag mit Tûnis zwar im December desselben Jahres, aber mit Tripolis erst im April 1726 bewirklichen konnte, durch welchen mit Tûnis und Tripolis zu Stande gebrachten Vertrag die österreichischen Schiffe vor Seeraub und die österreichischen Unterthanen mit Einschluß der niederländischen, sicilianischen, neapolitanischen und florentinischen, auch fiumischen und triestischen, vor der Sklaverei gesichert wurden; dessen ungeachtet gleichwol der Dey sich schon im Jahre 1728 genöthigt sah, die Wegnahme zweier neapolitanischen Schiffe als ohne sein Wissen geschehen in einem Schreiben an Kaiser Karl VI. und einem gleichen an den Prinzen Eugen zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, Genugthuung dafür zu leisten und zu melden, daß der kaiserliche Konsul bereits 40 Sklaven zurück erhalten habe; auch in einem Schreiben vom März 1729 an den Kaiser sich wiederholt wegen Wegnahme neapolitanischer Fahrzeuge zu entschuldigen, wogegen er sich in einem Schreiben an den Prinzen Eugen im Jahre 1729 über Unfug sicilianischer Korsaren beschwerte. Nach seinem Tode im Jahre 1745 wurde das Reich mehre Jahre hindurch, ungeachtet er die Regirung in seiner Familie für erblich erklärt hatte, mittelst gewöhnlicher Zwistigkeiten wegen der Nachfolge zerrüttet, worauf endlich sein zweiter Sohn H'amet (Ah'med II.) ihm in der Regirung folgte. Diesem folgte sein Bruder Muh'ammed Päschâ (Muh'ammed Ben Ah'med), während dessen Regirung der toskanische Schifffahrtsvertrag nächst dem mit Aldschir und Tûnis im Januar 1749 auch mit Tripolis zu Stande kam, ingleichen in demselben Jahre durch Vermittelung der Pforte der österreichische Schiff-

*) Nachlässigkeit oder Mißverständniß und nicht zu billigen ist es, wenn demnach unsere Zeitungen oder andere neuere geschichtliche Schriften den Dey zu Tripolis häufig genug ebenso wie den in Tûnis Bey nennen.

Digitized by Google

fahrts- und Handelsvertrag noch auf die Häfen Oſtende und Nieuport erweitert ward. Nach Muh'ammeds Tode erhob ſich im Jahre 1755 ſein Sohn 'Aly *Páschá* zu der Würde des Dey. Faſt nur durch Rohheit und Ungeſchliffenheit und höchſt tyranniſche Herrſchaft zeichnete ſich dieſer aus; auch legte er mehre Proben ſeiner ſchnöden und beleidigenden Behandlung der Geſchäftsbeamten europäiſcher Staten an ſeinem Hofe, jedoch mit gefliſſentlicher Schonung der franzöſiſchen, ab. Inner ſeiner Regirung bekräftigte ſich durch die im J. 1755 erneuerte Urkunde der öſterreichiſche Schifffahrts- und Handelsvertrag. Auch ward im J. 1758 im Monat Januar unter dem Großherrn Muszt'afá III. der tripolitaniſche ſowol als tüniſiſche Seefriedens- und Handelsvertrag mit Toſkana erneuert. Der Nachfolger 'Alys wurde ſein Sohn H'asan. Das Glück ſeiner Regirung wurde aber vom J. 1792 an durch den widergeſetzlichen Machträuber 'Ali Bansuhl von Conſtantinopel geſtört, welcher zwei Jahre zu Tripolis herrſchte, und nachdem er alle Bemühungen des Páſchá ihn zu ſtürzen vereitelt hatte, erſt im Jahre 1794 aus Tripolis vertrieben ward. H'asans Schwäche und Unfähigkeit benutzte hierauf ſein jüngerer Bruder Sſidy Jûsuf oder Jûsuf Bey (denn die Söhne der tripolitaniſchen Deyen führen den Titel Bey), um im Mai des Jahres 1795 deſſen Stelle einzunehmen, in welcher er auch dem Herkommen nach noch in demſelben Jahre von dem Großherrn Selim III. beſtätigt wurde. Und ſo ſoll der geſetzmäßige Erbe dieſer Regirung durch die Hand des eignen Bruders, welcher unter andern Umſtänden nicht hätte regiren können, als Schlachtopfer gefallen ſeyn. Dieſer Jûsuf, dem erwähnten zufolge in gerader Linie von H'amet oder Ah'met, dem Sohne des H'amet oder Ah'met K'aramânly (ſ. oben) abſtammend und daher gemeinhin Sſidy Jûsuf K'aramânly genannt, ungemein viel grauſamer geſchildert, als ſein Vater 'Aly Páſchá geweſen, indem man weiß, daß er ſieben ſeiner nächſten Verwandten hat tödten laſſen, bietet uns in der That, den Berichten der Augenzeugen gemäß, in ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit eine gehäſſige Sammlung aller der Eigenſchaften dar, welche einen Herrſcher in dem dreiköpfigen Ungeheuer der Raubſtaten jederzeit mehr oder weniger ausgezeichnet haben. Die Geſchichte ſeiner Regirung ſtellt uns von Anfang an dieſen im Verbrechen ergrauten Räubfürſten als gefeſſelten Sklaven des Laſters auf die Bühne, zwar als gebildet genug, um ſich die Zufriedenheit ſeiner Unterthanen zu verſichern, auch in den vorigen Zeiten ſeiner Regirung nicht ohne Erfolg, aber übrigens als ſteten Urheber und befliſſenen Mehrer der von den tripolitaniſchen Kreuzern, deren Schiffe er immer ſelbſt ausgerüſtet hat, neuerer Zeit im erſten und zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen 19ten Jahrhunderts hauptſächlich gegen ſicilianiſche, ſardiniſche und mit der oſmaniſchen Flagge verſehene, in der Nähe von Malta betroffene, griechiſche Schiffe ununterbrochen verübten Schändlichkeiten und der von allen Dienern und Untergeordneten ſeiner Umgebung tagtäglich begangenen Gewaltthätigkeitshandlungen. Sie bezeichnet uns denſelben als einen Domitian, der es von jeher liebte, Verbrecher ſowol als bei ihm verleumdete Schuldloſe mit eigner Fauſt hinzurichten, der freigebig in Gunſtverſicherungen doch nie eine wahre Freundſchaft für irgend Jemanden gefaßt; als einen gewiſſenlos auf gut Mauriſch, um ſeine Zwecke zu erreichen, in Lug und Trug, Treuloſigkeit und aller Art Ränken und Kunſtgriffen geübten Wicht, von deſſen punica fides ſeine Unterthanen und die Europäer inſonderheit häufige traurige Erfahrungen gemacht haben, welcher, wie ſolches Großbritanien, Nordamerika, Schweden mehrmals erfahren haben, ſich gegen die Stellvertreter europäiſcher Staten ſehr oft das ſchlechteſte Betragen, ſogar mit Gewaltverübung und frecher Beleidigung verbunden, erlaubte. Die Politik dieſes Barbarfürſten hat ſich überhaupt immer in jeder Rückſicht als die verkehrteſte und verderbteſte bewährt. Die Mauren haben ſtets wenig Hoffnung zu Hofämtern oder zu Statsdienſten zu gelangen gehabt, weil er jederzeit den Renegaten und den Negern einen ausgezeichneten Vorzug gegeben. Statt die ihm unterworfenen Araber in ſeinem Reiche, dieſe beträchtliche Quelle ſeines Reichthums für den Ackerbau, zu gewinnen, hat er ſich gegen deren Eigennutz, Vortheil und Betheiligung immer nur feindlich bewieſen, und namentlich die in den Provinzen Masurâta und Ghariân wohnenden, nomadiſirenden, arabiſchen Stämme von Zeit zu Zeit als Schiedsrichter in ihren öfteren zwiſchen ſich obwaltenden Zänkereien durch ein abgeſendetes türkiſches Reuterkorps dergeſtalt gezüchtigt, daß nach erfolgter Niedermetzelung der Ausgang die Auferlegung einer Kopfſteuer für jeden Erſchlagenen geweſen. Das einzige faſt, was man zur Ehre ſeiner ſittlichen Denkungsweiſe ſagen kann, iſt, beiläufig zu bemerken, daß er das ſcheußliche Laſter der Päderaſtie ſtets verabſcheute und es immer höchſt abſchreckend beſtraft hat. Sein Bruder Sſidy H'amet (Ah'med) erhielt, nachdem er von der Regirung entſetzt worden, die Befehlshaberſtelle oder Statthalterſchaft zu *Derne*, womit ſonſt in der Regel der älteſte Sohn eines Dey vom Páſchá von Tripolis belehnt zu werden pflegt, von wo er, als die Amerikaner in den Jahren 1800 — 1804 mit Jûsuf im Kriege waren, durch deren ſchöne Verſprechungen ſich verführen ließ, ihnen als ein Popanz, dem Páſchá Furcht einzujagen, zu dienen, und als ſie ſich gedrungen fanden, den Frieden mit Tripolis zu erkaufen, ſich ſchändlich von ihnen verlaſſen ſah, indem ſie nichts weiter als ſeine Rückkehr nach *Derne* vermittelten, ſtatt ihm einen Jahrsgehalt zu geben, er alſo ſich aus Noth wieder nach *Derne* begeben mußte und bald genöthigt ward, der Rache ſeines Bruders zu entfliehen, da er denn, obſchon der geſetzmäßige Herrſcher von Tripolis, in Egypten umher irrte. Sſidy Jûsuf K'aramânly's erſtgeborner Sohn, Bey Muh'ammed K'aramânly, obſchon vermöge ſeiner Erſtgeburt als Thronerbe anerkannt, hat ſich als Jüngling dem Vater gegenüber in dem gehäſſigen Lichte eines hervorſtechenden Stumpfſinnes gezeigt, ſich zügellos den roheſten Leidenſchaften ergeben und beſonders von ſehr grauſamer Gemüthsart als wahres Ungeheuer bewieſen, auch, als er von einem ihm aufgetragenen Zuge gegen einige aufrühreriſche, räuberiſche Beduinen zur Hauptſtadt zurückgekehrt, ſich gegen ſeinen Vater ſo ungehorſam und widerſpenſtig betragen, daß dieſer ihm die Statthalter-

Digitized by Google

schaft der Provinzen *Benghâzy* und *Derne* übertrug, um ihn von sich zu entfernen, bald darauf aber sich sogar genöthigt sah, im Jahre 1817 seinen zweiten sechs Jahren jüngeren Sohn, den Bey H'amet (*Ah'med*) *) mit einem Kriegsheere gegen denselben abzuschicken. Zu wiederholten Malen hat Muh'ammed K'aramânly in der Folgezeit Verschwörungen gegen seinen Vater zu stiften versucht. Im Jahre 1826 im Monat Oktober stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, die aber entdeckt und er nach *Derne* verwiesen wurde; dann noch neuerlich im J. 1832 befand er sich an der Spitze der Theilnehmer an einer eine Umwälzung beabsichtigenden Empörung, welche am 26sten des Monats Juli ausbrach, wobei die Truppen des Pâschâ, als sie am 27sten einen Ausfall aus dem Schlosse thaten, zurückgetrieben wurden, und der Pâschâ für rathsam hielt, sich in seinem Palaste einzuschließen, der Sieg der Aufrührer aber um so mehr zu fürchten war, da der größte Theil der Bevölkerung sich ihnen angeschlossen hatte. In dieser neuesten Zeit wird die Lage des Dey, der Stadt und des States überhaupt durch ununterbrochene Unruhen und ernste Bedrängnisse immer kritischer, und die Dinge verwickeln sich dergestalt, daß diesem Raubstate, der hinter dem Schicksale, welches über Aldschir verhängt worden ist, nächst bevorstehende Untergang gedroht zu seyn scheint, und diese Drohung, so Gott gebe! vielleicht bald in Erfüllung geben dürfte. Im Monat Juli eben dieses verflossenen Jahres 1832 war das Land in vollem Aufruhr begriffen und der Anarchie preisgegeben. Die Stadt ward von den Empörern, welche sich der benachbarten Forts bemächtigt hatten, belagert, und der Dey hielt sich in dem vesten Schlosse (der *K'aszaba*) eingeschlossen. Denn schon am 14ten Juli kam eine britische Schiffsabtheilung, am 28sten eine britische Fregatte mit zwei Korvetten vor Tripolis an, um von dem Dey die Summe von 200000 Piastern als Schuldforderung britischer Unterthanen an ihn einzuziehen. Da der Dey nicht nur die ihm sogleich anfangs zur Frist gesetzte Zeit von 48 Stunden ohne Zahlung verfließen lassen mußte, sondern überhaupt nicht im Besitze einer so bedeutenden Summe war, auch sein Gebot von 70000 Piastern zurückgewiesen ward und man wenigstens 100000 verlangte, so ergriff er die Maßregel, eine neue Steuer auf die Bewohner des flachen Landes auszuschreiben. Dieses veranlaßte Empörung. Die 'Araber, zum Aufstande gereizt, zogen in Masse gegen die Stadt heran, und als der Dey dem Landvolke die Zurücknahme des Steuergebots verweigerte, wurde er für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle ein junger Mann, sein Enkel, der sehr beliebt im Lande ist und das unbedingte Vertrauen der 'Araber genießt, ausgerufen. Es wurden zwar sofort die Stadtthore geschlossen, die Meuterer indessen bemächtigten sich der umliegenden Forts und beschossen von dort aus die K'aszaba. Der britische Konsul und andere Engländer, überhaupt alle Europäer hatten sich aus Furcht vor der Anarchie auf dem britischen Linienschiffe, das noch auf der Rhede vor Tripolis lag, eingeschifft. Bei der Dauer des Aufruhrs von mehren Tagen lebten die Einwohner in der größten Besorgniß, da zu fürchten war, daß die arabischen Stämme aus dem Innern in Hoffnung des Raubens und Plünderns herbeieilen und gemeinschaftliche Sache mit den Empörern machen würden, und sich in der Stadt selbst eine den Belagerern günstige Partei befand. Mittlerweile feuerte eine im Haven liegende tripolitanische Korvette unaufhörlich auf die Meuterer. Auf der Rhede lag, außer zwei englándischen Kriegsschiffen, die französische Brigg „der Komet", um nöthigen Falls die in der Stadt wohnenden Franzosen an Bord nehmen zu können. Zu allem dem kam, daß die eben genannte französische Brigg einen gleichen Auftrag hatte als die britische Fregatte, nämlich eine vom Dey der französischen Regirung geschuldete Summe, die letzten 800000 Franken, in Empfang zu nehmen. Noch in den letzten Monaten des Jahres lauteten die Nachrichten äußerst bedenklich. Die Stadt war noch beständig von Stämmen des flachen Landes belagert und fortwährend beunruhigt. Bei den häufigen Ausfällen der Belagerten kam es jedesmal zu kleinen Gefechten von keinem entscheidenden Erfolge, weil, wenn die Belagerer auch zuweilen zurückgedrängt wurden, diese sich regelmäßig mit Einbruch der Nacht wieder einfanden. Der britische Konsul bewohnte sein Landhaus, der nordamerikanische hatte, da er keine Genugthuung für einen auf seinen Dolmetscher abgefeuerten Pistolenschuß hatte erlangen können, nach abgenommener Flagge von seiner Wohnung, die Stadt samt allen seinen Landsleuten ebenfalls verlassen, und da die Einwohner dieser Abreise sich gewaltsam widersetzen wollten, es auch bereits zu ernstlichen Händeln zu kommen begann, mußte der Dey Befehl geben, die Nordamerikaner ruhig ziehen zu lassen. — Auch der schwedische Konsul war abgereist, ohne einmal die Gründe zu diesem Schritte näher anzugeben. Der über solches Betragen der Konsuln natürlicher Weise sehr ungehaltene Pâschâ oder Dey war mit einem Worte in der allerverdrüßlichsten Lage. Auf der Rhede noch immerfort zwei englándische Fregatten, eine neapolitanische Brigg und die französische Kriegsbrigg „der Komet", und die ganze tripolitanische Marine in einem Schooner, einer Rhedecke, zwei Kanonierböten bestehend!

Diese verworrene und hoffentlich verdientes letztes mißgünstiges Schicksal und endlichen Untergang beschleunigende Verhältnisse Sidy Jûsuf's zu den europäischen Seemächten sind in dem ganzen Zeitraume seiner Regirung und insonderheit seit länger als sechzehn Jahren durch Verschuldung seiner Treulosigkeit und Bundbrüchigkeit und seines übermüthigen, hartsinnigen

*) Die Familie Jûsufs bestand damals aus elf Kindern von drei Frauen, einer weißen als der Hauptgemahlin und zweier schwarzen, die aus Sklavinnen erhoben waren; von der weißen Gemahlin aus drei Söhnen, dem Erstgebornen, Muh'ammed, welcher mit seiner Muhme, einer Tochter des entthronten H'amet (*Ah'med*) verheirathet war, dem zweiten Sohne H'amet (*Ah'med*) und dem dritten 'Aly, nächst diesen aus zwei Töchtern, deren die eine an den Großschatzmeister Selim vermählt, die andere dem Rais der Marine *Mussa'afû* verlobt war. Von den beiden schwarzen Weibern waren auch drei Söhne und der Töchter drei vorhanden. Die Zahl der Erzeugten würde ungemein stärker gewesen seyn, wenn er seine Frauen nicht ermuntert hätte, ihren Entbindungen auszuweichen, welches im Allgemeinen der neueren Zeit so laut gepriesene Islâm als kein Verbrechen betrachtet.

und beleidigenden Betragens vorbereitet und zur Reife gediehen. Hinsichts dessen mögen daher nur die vorzüglichern Ergebnisse während der letzteren Zeit seiner Regirung in chronologischer Ordnung hier aufgeführt seyn.

Nachdem der Unfug des Seeraubes von Seiten des tripolitanischen Piratenwesens auch unter seiner Regirung lange genug gedauert, und die immer erneuerten Zwiste wegen gewaltsamer Beeinträchtigung der christlichen Seefahrt auf dem mittelländischen Meere und der Wegführung christlicher Mannschaften in die drückendste Sklaverei kein Ende nahmen, ward er im 2. Jahrzehende des laufenden 19. Jahrhunderts endlich gedrungen, dem Unfuge Einhalt zu thun, daher er im J. 1816 den 29. April den Friedensvertrag mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt und des Seehandels und zur Auslieferung der christlichen Sklaven unterzeichnete. Aber ungeachtet in der Folge seit Juli des Jahres 1818 kein Kreuzfahrer von Tripolis mehr ausgelaufen war, und die Folgen des friedlichen Systems der Regentschaft gegen europäische Mächte in Betreff der Schifffahrt und der Seehandlung in diesem Barbareskenstate sichtbar genug zu spüren waren, besonders nachdem er, der Dey, die Vermittelung Großbritanniens angesprochen, um mit sämtlichen christlichen Mächten einen Frieden abzuschließen, in welchem er sich anheischig machte, keine der fremden Flaggen in Zukunft mehr zu beunruhigen; er auch namentlich mit den ersten Seemächten Europa's ein fortwährendes gutes Vernehmen in allen Unterhandlungen zu unterhalten nothgedrungen sich bemüht bezeigte, daher z. B. im Februar des Jahres 1822 den Sohn seines ersten Ministers, seinen Schwager, als seinen Gesandten am britischen Hofe ernannt, nach London abschickte: so war gleichwol diese politische Bekehrung von keinem Bestand, und der allgemeine Seefriede wurde gelegentlich wiederum gebrochen. So wurde deshalb im Anfange des Jahres 1823 der Haven von Tripolis durch ein griechisches Geschwader gesperrt, und im J. 1828, in welchem sich neapolitanische und tripolitanische Fahrzeuge gegenseitig kaperten, durch ein neapolitanisches Geschwader, was jedoch am 15. November in den Haven von Neapel zurückkehrte. Denn dieses neapolitanische, aus 5 großen Fregatten, 2 Korvetten, einer Brigg, einem Schooner, 4 Bombenschiffen, 8 Kanonierböten bestehende Geschwader legte unter dem Oberbefehl des Baron Sozzi Cavalla am 22. August dieses Jahres in dem Haven von Tripolis an, leider aber mißglückte das Unternehmen, den treulosen, übermüthigen Dey zu züchtigen. Er, der sich zu einer standhaften Gegenwehr vorbereitet hatte, würde wol dennoch durch die Vermittelung der andern Consuln außer dem neapolitanischen seine an die neapolitanische Regirung gemachte Foderung von 100000 Scudi auf 50000 herabgestimmt haben; allein, sobald der neapolitanische Consul sich eingeschifft hatte, wurde die neapolitanische Fahne abgenommen und das Geschwader begann die Feindseligkeiten mit einer heftigen Bebombung der Stadt, welche die Batterien und Kanonierböte des Dey Päschä mit gleicher Lebhaftigkeit erwiederten. Nach zweistündigem Kugelwechsel schwieg das Feuer für diesen Tag auf beiden Seiten. Die beiden folgenden Tage blieben die Kriegsverrichtungen durch widrige Winde unterbrochen. Den 26. begannen dieselben von Neuem und dauerten drei Tage hinter einander fort, aber zuletzt trennten sich beide Theile, nachdem sie sich noch eine volle Ladung gegeben, ohne weitern Erfolg. Die Neapolitaner hatten im Ganzen an 4000 Kanonenkugeln, 436 Bomben, von denen nur 10 die Stadt erreichten und über derselben zerplatzten, und 50 bis 60 Raketen verschossen. Am Morgen des 29. bemerkten die Einwohner ganz unerwartet zu ihrer Freude von den Wällen der Stadt aus, daß der Admiral die Anker gelichtet und sich mit der Flotte bereits 3 bis 4 französische Meilen weit entfernt hatte, ohne eine Fregatte zur Sperrung zurückgelassen zu haben, und Niemand konnte den Grund zu der schleunigen Entfernung errathen. In Folge dieser vereitelten Kriegsunternehmung, die so sehr zu seinen Gunsten ausgefallen, benahm sich der Dey noch übermüthiger als vorher, verlangte nun 500000 Scudi für den Frieden, einen jährlichen Schoß von 10000 Scudi und überdies Entschädigung für die Kriegskosten. Noch mehr! er rüstete mehre Fahrzeuge, um gegen die Kauffahrer von Neapel zu kreuzen. Die nachfolgenden Zeitumstände waren glücklicher Weise seiner Unverschämtheit nicht günstig. Seine Kühnheit würde außerdem ohne Zweifel auch bald das alte Unwesen zurückgerufen und sich auf die Bedrängung der übrigen europäischen Seemächte ausgedehnt haben, wenn nicht das den Barbareskenstaten verhängnißvolle Jahr 1830 seinen weitern Vorschritten die Fußangel gelegt hätte. Um dieses Jahr und Anbeginns desselben hatte Tripolis noch immer genug zu thun, sich gegen die innern Unruhen zu schützen und gegen einen möglichen Angriff der egyptischen Truppen gerüstet zu seyn, indem Meh'emed drohete, es unter Zustimmung der Pforte mit seinem State zu vereinigen. Der Dey traf auch schon, durch die Rüstungen des egyptischen Päschä erschreckt, bedeutende Vertheidigungsanstalten und ließ in dieser Rücksicht auch vier Korsaren ausrüsten. Während Frankreich mit der Züchtigung Aldschirs beschäftigt war, und dieses vornehmlichste Raubnest durch die ernstlichsten Maßregeln der französischen Regirung seinem Untergange nahe gebracht war, hinderte dieses große Unternehmen nicht die gegen Frankreich obwaltenden Mißhelligkeiten von Seiten des Dey von Tripolis im Auge zu behalten. Jetzt nun, als im Juni des Jahres 1830 Aldschir wirklich erobert war, sah sich der Dey Päschä von Tripolis in der größten Verlegenheit, so daß er, nachdem der Admiral Rosamel seinem hohen Auftrage zufolge, ihm durch einen aus der französischen Flotte zugesandten Unterhändler das Ultimatum der Anfoderungen Frankreichs hatte überbringen lassen, kein Mittel mehr wußte, sich dem bevorstehenden Unglücke zu entziehen, und also genöthigt war, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, alle ihm früher gestellten Bedingungen einzugeben und am 11. August einen Friedensvertrag abzuschließen, dessen Hauptbedingungen waren: die französische Flagge von den tripolitanischen Schiffen mit 33 Kanonenschüssen begrüßen zu lassen, auf die Seeräuberei gänzlich zu verzichten und dieselbe unter den

Digitized by Google

strengsten Strafen zu untersagen, die in der Regentschaft Tripolis befindlichen christlichen Sklaven in Freiheit zu setzen, die in Freiheit gesetzten dem Befehlshaber des französischen Geschwaders zu übergeben und künftig keine Christen wieder in die Sklaverei abzuführen, keiner Nation, unter welchem Vorwande es sei, in Zukunft irgend eine Steuerpflichtigkeit zuzumuthen, sich zur Zahlung von 800000 Franken an Frankreich als Entschädigung für die Verluste zu verpflichten, welche die Seeräuber des Dey dem französischen Handelsstande zugefügt, so wie für die Kosten der Kriegsunternehmung. Von den 800000 Franken waren 400000 ohne Verzug an Bord, die andere Hälfte bis Monat October gestrichet. Der Plan, eine Besatzung in Tripolis zurückzulassen, wurde aufgegeben *). Auf diese Weise bewirkte das an Aldschir gegebene Beispiel, daß Admiral Rosamel unter dem 13. August an den Seeminister berichten konnte: „Die Wünsche des Königs sind erfüllt. Die hohe Sendung, womit ich beauftragt war, hat ohne die Hilfe der Waffen und ohne Blutvergießen den vollkommensten Erfolg gehabt." Zu anderer Zeit würde es Sidy Jusuf's Staatssinn und gewohnte schnöde Behandlung der europäischen Mächte gewiß aufs äußerste haben ankommen lassen. Im J. 1832 ist die Demüthigung des Dey und dessen nunmehrige Ohnmacht dieselbe geblieben. — Verleihe die über das Wohl der Menschheit waltende Vorsehung, welche sich schon dadurch so weise bewährt hat, daß sie das Vorhaben des egyptischen Päschâ, sich der Barbareskenstaaten Tunis und Tripolis zu bemächtigen und deshalb ein Heer unter Befehl eines vor 15 Jahren nach Egypten geflüchteten Neffen des jetzt regirenden Päschâ von Tripolis zu dieses Staats Eroberung und Besitznahme auszurüsten, gleichwie denselben oben bereits erwähnten Vorsatz gegen Tunis, an den Händeln mit der Pforte hat scheitern lassen, verleihe sie durch alle folgenden Ereignisse den Bestand der niedergebeugten Lage und die bald erfolgende Erfüllung der gerechten Hoffnung, das Raubreich Tripolis wie nicht weniger auch Tunis, gleich Aldschir zerstört und vernichtet zu wissen!

Deylik' Aldschir.

Von Constantinopel aus schickte der Großherr von Anfang seines Besitzthums des Reiches Aldschir **), nachdem die türkische Oberherrschaft in diesem Lande im J. 1516 begonnen hatte, einen Päschâ dahin, die türkische Miliz der Janitscharen daselbst zu befehligen, die Regirungsgeschäfte und die Entscheidung in den öffentlichen Angelegenheiten zu handhaben und die durch die Beys in den Provinzen von den Mauren eingetriebenen großherrlichen Einkünfte nach Constantinopel zu fördern. Die durch die wachsende Macht und Gewalt der Päschâs und deren despotische Anmaßungen sehr häufig veranlaßte Unruhen brachten es dahin, daß im Jahre 1625 ein gefährlicher Aufstand sich ereignete, wozu die unter den Türken und den Renegaten auf der einen, und die der Koloris oder Kulóghlû (d. i. der aus den Söhnen und männlichen Absprößlingen aus den Ehen der Türken mit dem eingebornen Frauenzimmer bestehenden Landeseinwohner) auf der andern Seite schon lange bemerkte Eifersucht und die höchste Unzufriedenheit der türkischen Miliz mit der Regirung der Päschâs die Hauptveranlassung gab. Die in Folge dieses Aufstands unter blutiger Verwirrung mehre Jahre fortwährende Unruhen und Meutereien ließen, ungeachtet kräftiger Maßregeln des Päschâ und des Diwân oder Reichsraths, die Herstellung der innern Ruhe des Staats nur sehr unvollkommen und unsicher zu, um so unsicherer und schwankender, da ein Seekrieg mit den Tunisern ausbrach, in welchem diese jedoch nach einem entscheidenden Treffen zu Lande im J. 1628 einen nachtheiligen Frieden zu schließen gezwungen waren. So wie aber auch nach diesem Ereigniß im Innern des aldschirischen Staats die durch die Koloris veranlaßte Zwistigkeiten und Störungen noch zum Theil fortwirkten, so vermehrte sich noch die Unzufriedenheit mit dem Betragen der Päschâs. Es fing der blos aus Türken und Renegaten zusammengesetzte Diwân bei dem wachsenden Ansehen der aldschirischen Land- und Seemacht und bei der abnehmenden Stärke und dem nach und nach geschwächten Ansehn der Pforte, deren Lehensherrlichkeit Anfangs des 17. Jahrhunderts bereits unkräftig genug war, um ihre drei Raubgenossen Aldschir, Tunis, Tripolis im Zaume zu halten, an, sich zu fühlen und nach einem höhern Grade der Unabhängigkeit zu streben. Da es ihnen in dem Versuche einer Widerspenstigkeit gegen den Befehl der Pforte, die mit derselben befreundeten europäischen Nationen fernerhin nicht in Schiffahrt und Handel zu beunruhigen, gelang, ihren Zweck zu erreichen, gingen sie bald weiter und bemühten sich, die Einwilligung der Pforte in das Gesuch um Abstellung der bisherigen Gewalt und jedesmaligen Theilnahme des Päschâ an den Regirungsgeschäften und wenigstens hinreichende Beschränkung solcher Befugniß, wozu von Seiten des Diwân schon länger her der Grund gelegt war, zu erlangen. Zu dem Ende wurden noch unter dem Vorwande, dem Ausbruch eines innern Krieges zuvorzukommen, gefaßten Beschlusse des Diwân Abgeordnete nach Constantinopel geschickt, mit dem Auftrage, über die steten Anmaßungen, Betrügereien, Ungerechtigkeiten und willkürlichen Erpressungen des Päschâ Klage zu führen,

*) So unterblieb auch ein gleicher Plan, welchen das Londoner Kabinet gehabt haben soll, Tripolis durch engländische Truppen zu besetzen. **) Die arabische Benennung ist Aldschezâir oder Eldschezâir, und sollen die Araber, als sie gegen Ende Sec. VII. Mauritaniam Caesariensem erobert hatten, diesen Namen gewählt haben, weil *dschezâir* Inseln (von *dschezîre* Insel) bedeutet und vor der Stadt eine kleine Insel war, auf welcher sie nachmals den Haven machten. Allein Dschezâir (denn *al* oder *el* ist der bekannte arabische Nennwortsartikel) scheint vielmehr ursprünglich aus Kesâir entstanden und dieses aus Caesarea abgekürzt zu seyn, insofern man annahm, daß bisher die berühmte Stadt Julia Caesarea, die Hauptstadt von diesem Theile Mauritaniens, den die Römer Mauritania Caesariensis nannten, zu setzen sei. Die neuere und jetzige Benennung Algir (aldschir) soll nun der gemeinen Annahme nach wiederum aus Aldschezâir abgekürzt seyn. Das ist in der That nicht wahrscheinlich und ohne Beispiel. Dagegen findet sich dschir als veraltetes Wort im Arabischen, welches *castrum*, Fort, Citadelle, Burg, Schloß oder Vestung, veste Stadt bedeutet.

zugleich mit Nachdruck auf eine Abänderung in der bisherigen Regirungsform anzutragen und die dazu von ihnen entworfenen Vorschläge darzulegen, welche darin bestanden, daß es ihnen erlaubt sei, aus den Truppen einen verständigen, gesitteten, muthigen, tapfern und erfahrenen Mann unter dem Titel Dey zu ihrem Oberherrn zu wählen, und dieser unter der Bedingung, daß derselbe die Regirung des Reichs mit Anerkennung der osmanischen Hoheit und Abhängigkeit vom Großherrn verwalte, den vom Sult'ân gesetzten Pâschâ in dessen militärischer Würde und Stellung beachte und der aldschirische Stat auf eigne Kosten die Truppen und den Pâschâ zu erhalten sich verpflichte. Die Vorschläge fanden bei dem Großwesîr und dem hohen Rathe in Constantinopel, durch Geschenke und durch Überredungen mancherlei Art unterstützt, in politischer Berücksichtigung der Umstände und in Erwägung, daß durch die neue Einrichtung der Pforte eine beträchtliche Summe Geld erspart und die türkische Miliz so besser unterhalten werden könne, Gehör. Es ward ihnen demnach unter dem Sult'ân Ah'med I. die verlangte Abänderung der bisherigen Regirungsform genehmigt und dadurch die Macht und das Ansehen der türkischen Statthalter nach Wunsche beschränkt. Sogleich nach Zurückkunft der Abgesandten wurde die neue Regirungsform eingeführt, es wurden für diese Verfassung neue Gesetze entworfen und bekannt gemacht, und wurde vom Diwân mit Zuziehung der Angesehensten aus der Miliz noch in demselben Jahre 1628 ein Oberhaupt unter dem Namen eines Dey erwählt. Der Pâschâ nebst der Miliz erhielt nun den Unterhalt auf Kosten des Stats, durfte sich aber nicht in die Regirung mischen, als wenn er zu Rathertheilung oder Beihülfe aufgefodert wurde. Dies ist der Ursprung des Dey zu Aldschîr, dessen Einsetzung und Beamtung bei der bereits bestehenden ähnlichen Verfassung in den beiden andern Barbareskenstaten kein neues Ereigniß war. Die auf solche Weise umgestaltete aristokratisch-republikanische Regirung gelangte von diesem Zeitpunkte an zu einer Selbständigkeit und gewissen Unabhängigkeit, welche den Umständen nach Mittel an die Hand gab, den Stat zu vergrößern und vortheilhaft zu arten.

Der erwählte erste Dey war Hâdschy Muh'ammed Aghâ (Muh'ammed I.). Er war ein kluger, erfahrner und unbescholtener, seiner Würde entsprechender Mann, der ohne Pracht und Aufwand wie ein gewöhnlicher angesehener Einwohner lebte. Ungeachtet dessen aber war die neue Regirungsform für die Folgezeit fortwährend gefährdet. Sehr bald traten Mißhelligkeiten zwischen den Pâschâs und dem Dey und Diwân ein, welche Zerwürfnisse und Unruhen verursachten, so daß nach dem Tode des ersten Dey auch im Diwân verschiedene Parteien der Miliz in Betreff der Wahlen der Deys entstanden. Und so war schon die Regirung des folgenden zweiten Dey Bâbâ H'asan (H'asan I.), der gegen 1670 auftrat, unruhvoll, welchen innern Zustand überdem der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich verstärkte. Als Ludwig XIV., nachdem er Aldschîr, welches bereits ein paar Jahrzehende sein Haupt gegen Frankreich emporgehoben hatte*), im Spätherbst des Jahres 1682 vergebens hatte mit Bomben beschießen lassen, um dieselbe Jahreszeit des folgenden Jahres 1683 die Flotte vor Aldschîr schickte und dieses Raubnest wirksamer bebomben ließ, wobei der Palast des Dey zerstört ward, wurde der Dey H'asan, da er die in der Friedensunterhandlung von französischer Seite verlangten lästigen Bedingungen nicht zu verwilligen wagte, und von dem aldschirischen Admiral Mezzomorto und dessen Anhange alle Schuld auf ihn geschoben wurde, ungeachtet seines Verdienstes, die Stadt Orân (*Wahrân*) von der Belagerung der Marokkaner nach einem mit reicher Beute erfolgten Siege befreit zu haben, unvermuthet überfallen und ermordet. Ihm folgte dann durch die Wahl der benamte Korsar und Admiral Mezzomorto als dritter Dey von Aldschîr, welcher sogleich alle Friedensunterhandlungen mit dem französischen Admiral Du Quesne abbrach, worauf die Stadt und Festung von neuem mit Bomben beworfen ward, wobei die mehrsten Häven der Korsaren verwüstet, alle ihre Fahrzeuge verbrannt, gegen 400 Kanonen untüchtig gemacht wurden, die Bombenschiffe eine furchtbare Zerstörung angerichtet hatten und die Stadt fast gänzlich zerstört ward. Mezzomorto und seine Anhänger wurden wüthend; Verzweiflung und Habsucht bewogen ihn, sich grausam an einigen in der Stadt zurückgebliebenen Franzosen zu rächen. Wüthend ließ er einige derselben hinrichten. Den Geistlichen Le Vacher, der zuerst abgesandt war, die Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, ließ er auf die Mündung eines geladenen Mörsers setzen und so in die Luft sprengen. — Nach Abzug der französischen Flotte, nachdem dieselbe ihren Zweck beinahe vollkommen erreicht hatte, sah sich der Dey Mezzomorto bei dem nun erst recht fühlbar gewordenen großen Elend und aus Furcht vor der möglichen Rückkehr der Feinde genöthigt, die allgemeine Stimmung zu benutzen und die abgebrochenen Friedensunterhandlungen zu erneuern. Es kam daher im folgenden Jahre 1684 ein aldschirischer Botschafter nach Versailles, um den König um Frieden zu bitten, und da in den größten Theil der Friedensbedingungen eingewilligt wurde, kam der Friede in demselben Jahre zu Stande. Die Aldschirer waren gezwungen, eine starke Kriegssteuer

*) Denn die drei Raubstaten hatten sich dem osmanischen Joche so entzogen, daß die christlichen Mächte, Frankreich, Holland und England für sich, ohne weitere Rücksicht auf die Pforte, dieselben zu züchtigen oder zu sühnen sich genöthigt sahen. So schrieben im Jahr 1675 der Pâschâ, der Dey und der Diwân zu Aldschir drei Schreiben an Ludwig XIV. in Antwort auf die ihnen durch den französischen Konsul, Ritter d'Arvieux überbrachten, in welchen sie dem Könige von Frankreich stolz zu wissen thaten, daß die Aldschirer seine Unterthanen, die Franzosen, auch auf livornischen, genuesischen, portugisischen, spanischen, holländischen und maltesischen Schiffen, deren sie sich bedienten, ohne Unterschied nicht zu schonen, sondern zu Sklaven zu machen und zu tödten gewohnt seien; und vor des d'Arvieux Augen brachte der aldschirische Korsar Mezzomorto ein genuesisches und livornisches Schiff mit Franzosen, welche auf der Wallfahrt nach Rom begriffen gewesen waren. Auf des d'Arvieux Vorstellung, daß diese Leute Pilger seien, erhielt er von dem Dey zur Antwort: er bekümmere sich nicht, ob sie Matrosen, Soldaten oder Pilger; sie seien als Franzosen, die unter feindlicher Flagge gesegelt, seine Sklaven.

Digitized by Google

zu zahlen und alle Christensklaven frei zu geben. So war unter dem Dey Ibrahîm I., welcher an die Stelle des Mezzomorto eingetreten, der, in den vormaligen Posten eines Seeadmirals der Raubschifffahrt zurückgewiesen, in der Folgezeit bis 1703 bei der oß'manischen Flotte als Capudân-Pâschâ erscheint, der Seefriede mit Frankreich bis dahin völlig hergestellt. Fünf Jahre später, im J. 1688, wurde gleichwol es nothwendig, die Züchtigung zu wiederholen. Nachdem der Marschall d'Etrées 10420 Bomben eingeworfen und fast zwei Drittheile der Stadt in Grund geschossen, auch fünf Schiffe im Haven verbrannt waren, ward der Dey genöthigt, zum erneuerten Male Frieden einzugehen. Der von Ibrahîm in den J. 1685 und 86, hernach wiederholt im J. 1689 vollzogenen Belagerung und Einnahme von Tûnis, so wie des im J. 1694 erneuerten aldschirischen Lagers vor Tûnis, ist schon in der Erörterung der Begebenheiten des Deylik' Tûnis erwähnt. Auch walteten unter seiner Regirung in den J. 1700 und 1701 zwischen den Aldschirern und Fes und Marokko Streitigkeiten ob, in welchen die Pforte auf Aldschirs Seite trat. Im J. 1704 wandte er sich mit einer mit Geschenken begleiteten Bitte an die Pforte, Kanonen und Kugeln zu erhalten. Diese Sendung des großen Geschützes kam hernach auch an, und so gelang es den Aldschirern, nachdem sie bereits im J. 1689 mit einer weit stärkern Macht einen mißlungenen Versuch gemacht hatten, Wuhrân (Orân) im J. 1707 unvermuthet es belagernd zu überfallen und sich dessen 1708 zu bemächtigen, worauf es die Spanier bis 1732 nicht wieder erlangen konnten. Nach der Eroberung zu Ende des Jahres überbrachten die Befehlshaber der drei aldschirischen Admiralschiffe (alle drei Renegaten) die Schlüssel Oráns dem Großherrn dar. Dem Ibrahîm I. folgte 1710 im Monat Mai der Dey Ibrahîm mit dem Beinamen der Narr (Ibrahîm II.). Dieser aber ward, indem er die Frau des Schiffshauptmanns Mah'mûd Raiß, eines portugisischen Renegaten, zum Ehebruch verführen wollte, in demselben Jahre 1710 im Monat Juni nach einmonatlicher Regirung gewaltsam getödtet.

Indeß während Verlauf von 26 Jahren, seit dem mit Frankreich abgeschlossenen Frieden, durch getroffene zweckdienliche innere Einrichtungen nach zugenommenem Ansehn der Dey-Würde die Regirung sowol als der Stat zu bisher unbekannter Vestigkeit gelangt war, die Deys also sich hierdurch künftighin berechtigt glaubten, nach einem höhern Grade von Unabhängigkeit zu streben, die Pâschâs aber bald nach ihrer im J. 1628 erfolgten Demüthigung sich um heimlichen Anhang bewarben, um ihr altes Ansehn wieder zu erlangen, und daher, weil sie den Einfluß und die Macht der Deys auf alle Weise zu schwächen suchten, diesen immer verhaßter und verdächtiger wurden, so bemühten sich diese, ihre heimlichen Widersacher in den Augen der Soldaten als Ruhestörer zu schildern, welches ihnen auch immer mehr gelang. Dem gemäß geschah es, daß der im Monat Juni des Jahres 1710 an des ermordeten Ibrahim Stelle gegen den Willen des Pâschâ zum Dey erwählte Bâschtschâuß 'Aly ('Aly I.), ein sehr beliebter Mann, nachdem er bei weitem den größten Theil der Mächtigen und Angesehenen im Volke auf seine Seite gebracht hatte, den Diwân zu dem Beschluß vermochte, den damaligen sehr verhaßten Pâschâ, weil er sich einen bedeutenden Einfluß in die Regirungsgeschäfte anmaßte, zu verhaften und nach Constantinopel zurückzubringen und es bei der Pforte zu bewirken, daß ins Künftige, um Unordnungen, Zerwürfnisse und Unruhen zu verhüten, kein neuer Pâschâ auf beständig nach Aldschir gesendet werde. Diesem Entschlusse des Reichsraths zufolge ließ Bâbâ 'Aly den Pâschâ in Verhaft nehmen und auf einem Fahrzeuge, was nach dem Reiche Tûnis abfuhr, für die Überfahrt nach Constantinopel mit der Drohung einschiffen, daß, so er sich unterstehen werde, nach Aldschir zurückzukommen, um fernere Unruhen anzustiften, er ihn unfehlbar mit dem Tode strafen werde. Eine zugleich mit reichen Geschenken an die Wesirs, an die Sul'ta ninnen und die höhern Beamten des Serails oder Kaiserpalastes abgefertigte Gesandschaft mußte sich im Namen des Diwân des aldschirischen Stats über das Betragen des überlieferten Pâschâ und seiner Vorweser beklagen und dem Großwesir vermelden, daß dieser Beamte als steter Ruhestörer und Unruhstifter wegen seines aufrührerischen Geistes zwar den Tod verdient habe, er, der Dey, jedoch aus Ehrfurcht gegen den Großherrn und aus Achtung gegen Se. Hoheit den Großwesir denselben nicht habe tödten lassen, sondern sich mit dessen Entfernung aus dem Reiche begnügt habe; daß inzwischen die treue Milîz gegen diesen Pâschâ so schwierig geworden und so aufgebracht sei, daß, falls dergleichen Störungen von Seiten des Pâschâ wieder vorfallen möchten, er sie nicht von der Ermordung desselben werde abhalten können. Solches Ärgerniß und unvermeidliches Verbrechen der Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen und Befehle der hohen Pforte zu verhindern, ließ er Namens Seiner und des Diwâns hinzufügen, werde es, da ohnehin die Anstellung eines anher gesendeten Pâschâ sonder Nutzen und Vortheil, vielmehr den eignen Beziehungen der Statsverwaltung auf das Wohl des Ganzen sehr nachtheilig sei, am besten seyn, keinen Pâschâ fernerhin zu senden, sondern mit dieser Würde jedesmal den Dey zu beehren; nur bei besondern Gelegenheiten, wenn die hohe Pforte der aldschirischen Regentschaft etwas bekannt zu machen habe, werde die aldschirische Regirung einen außerordentlichen Pâschâ jederzeit ehrenvoll aufnehmen, auch auf ihre eigenen Kosten standesmäßig unterhalten und beschenken; auch solle jeder Dey sogleich nach seiner Erwählung bei der hohen Pforte um die Bestätigung und zugleich um den Titel eines oß'manischen Pâschâ anhalten; nächstdem solle die den bisherigen Pâschâs bewilligte zweimonatliche Bezahlung stets während der Zeit von zwei Monaten an den Ältesten in der Milîz, welcher hinsichtlich der türkischen bürgerlichen Rechtspflege und peinlichen Gerichtsbarkeit als Haupt der vollziehenden Gewalt anzusehen, ausgezahlt werden; überdies der gedachten Person während ihres zweimonatlichen Amtes alle Ehrenbezeigung, welche bis dahin der türkische Pâschâ genoß, erwiesen, auch an dieselbe an jedem Abend die Schlüssel der Stadtthore

Digitized by Google

übergeben werden, wobei man ihm den Titel Aghâ zugestehen wolle. Die Pforte fand für gut, die Vorschläge zu bewilligen. Auf diese Weise vereinigte sich unter dem türkischen Kaiser Ah'med III. in der Person des Dey Bâbâ 'Aly die Dey-Würde mit der Päschâ-Würde, wodurch sich der osmanische Sult'ân für alle Folgezeit aller Einwirkung in die aldschirische Statsgewalt begab. — Es war also die aldschirische Regirungsform abermals zum Nachtheil der osmanischen Oberherrschaft abgeändert. Seit dieser Abänderung bis zue Endschaft des aldschirischen Raubstates hat der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Bevollmächtigten nach Aldschir geschickt, den man immer sehr ehrenvoll empfangen und bewirthet, aber auch immer bewacht und immer im Grunde des Herzens als unwillkommenen Gast betrachtet und nur so weit beachtet, als es Wohlstand und Politik erheischten, auch seine Ankunft so viel man konnte abzulehnen gesucht, und wenn sich dieses nicht thun ließ, ihn baldigst wieder zurückbefördert hat, um so mehr, da diese außerordentlichen Abgesandten gewohnt waren, der dasigen Miliz in einer Hochgeberde und mit einer Miene zu erscheinen, welche derselben ihre Niedrigkeit und Unterwürfigkeit gegen die hohe Pforte sichtbar zu machen bezweckte. Dieselbe Epoche der Regirung des Dey 'Aly Päschâ ist es, seit welcher sich die Deys zu Aldschir als vollkommen unbeschränkte Fürsten und unbedingte Oberherrn des States und als bloße Bundesgenossen des Großherrn angesehen haben, welche allein bei wichtigen äußern Angelegenheiten durch außerordentliche Gesandten Ordre erhalten konnten. Bâbâ 'Aly, Dey und Päschâ zugleich, schaffte sich sogleich nach seinem Antritte die ihm widerwärtig gewesenen, ihm nebenbuhlenden und verdächtigen Personen auf die Seite. Man zählte in den ersten Monaten seiner Regirung über tausend Personen, welche theils hingerichtet, theils meuchelmörderischer Weise, jedoch großentheils auf sein Anstiften, umgebracht, gehenkt, erwürgt, ersäuft wurden. Dennoch erwarb er sich als Herrscher die Liebe seiner Unterthanen in so hohem Grade, daß man ihn als einen der Marabut's (Morâbut's), d. i. der muh'ammedanischen Heiligen, verehrte und ihm nach seinem, den 4. April 1718 erfolgten, natürlichen Tode in der Stadt Aldschir selbst, gegen die allgemein herrschende Sitte, die Todten außerhalb der Städte zu begraben, innerhalb der Ringmauern eine Grabstätte gab und ein Grabdenkmal errichtete. In derselben doppelten Würde, als Dey und als Päschâ, folgte dem 'Aly im April 1718 Muh'ammed II., Muh'ammed Ben H'asan, Bâbâ Muh'ammed gemeinhin genannt (in europäischen Nachrichten auch Meh'emed oder Meh'med, welches ebenso unrichtig ist als Ben Assem). In seiner Person wurde zum ersten Male der Großschatzmeister, erster Minister der Würde nach, als Dey erwählt. Dieses geschah von einigen der Vornehmsten im Palast des Dey mit Beistimmung des Dîwân, und man erzählt von dieser Wahl eines neuen Dey, daß an demselben Tage in Zeit von 24 Stunden sechs nach einander ernannte Deys ermordet worden sind, bevor dieser siebente den Posten behauptete. Die außen vor dem Bäblueter Thore der Stadt Aldschir befindlichen, theils fast ganz zerfallenen, theils halb zerstörten Kuppel-Gebäude werden für die Grabstätten jener sechs Ermordeten ausgegeben. Muh'ammed Ben H'asan war ein hochgewachsener, stark desleibter und kräftiger Mann von 36 Jahren, als er erwählt wurde, der aber weder lesen noch schreiben konnte und in seiner Jugend Ochsenhüter in Egypten gewesen war. Bei seinem Regirungsantrit war er noch unverheirathet. Seine Regirung ist gleich der seines Vorgängers belobt *). Er war zwar stolz und hoffährtig, auch hastig und hitzig von Gemüth, allein er hatte sich um die Statsverwaltung vornehmlich durch Wiederherstellung und Verstärkung mehrer vesten Plätze verdient gemacht und war bis zu seinem tragischen Tode betriebsam; denn er war der erste Dey, der wieder ermordet wurde, welches von einigen unzufriedenen Türken den 18. Mai des Jahres 1724 geschah. Die Leibwache des Ermordeten setzte an dessen Stelle einen Aghâ (Kriegsminister) auf den Thronstuhl des Deylik' und wußte ihn auch gegen eine unzufriedene Partei zu vertheidigen. Dieser war 'Abdy Aghâ, 'Abdy Ben Muh'ammed, ein sechzigjähriger Greis, welcher die vornehmsten Statswürden durchgegangen und zuletzt Bey der mittäglichen Provinzen des aldschirischen Stats, dann mehre Jahre hindurch General der Reuterei war. Er stand in dem Rufe, fähiger als irgend einer zu seyn, die Regirung zu verwalten und sich die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Im Ganzen soll es allerdings der Fall gewesen seyn, zudem er als von Gemüthsbeschaffenheit mild und leutselig (in dieser Eigenschaft ganz das Gegentheil von seinem Vorgänger), auch als gebildet und zugleich begütert geschildert wird. Als die Pforte im J. 1725, um die Raubstaten zur Schließung eines Friedens mit Östreich zu zwingen, ein Geschwader ausrüstete, und den 12. Juni dieses Jahres Sult'ân Ah'med III. ein Chat'scherif erließ, das an die Deyen von Aldschir, Tünis und Tripolis lautete, so scheiterten alle Bemühungen des Botschafters an Aldschir, indem von Seiten des Dey Päschâ und des Dîwân in ziemlich grober Erwiederung der von Seiten der Pforte mit Östreich gepflogene Friedensvertrag gemißbilligt ward. Späterhin erst, im Jahre 1727 kam dieser Friede und Schifffahrts- und Handelsvertrag zwischen Aldschir und Östreich wirklich zu Stande (vorher im Jahr 1726 mit Holland). Auch den Dey 'Abdy Ben Muh'ammed Aghâ traf das traurige Schicksal, ermordet zu werden. Ein gleiches traf ferner seinen Nachfolger Ibrahim III., welcher der Alte beigenamt war, unter dessen Regirung der letzte Versuch der Koloris, die türkische Regirung in Aldschir umzustoßen, vorfiel, indem H'âdschy Muh'ammed, der Sohn des vorigen Dey 'Abdy, auf seiner dreijährigen Abwesenheit in 'Arabien ein starkes Heer aus der Levante zusammen-

*) Umständliche Schilderung der beiden Deys Bâbâ 'Aly und Bâbâ Muh'ammed und ihres Hofes hat Renaudot, ein gleichzeitiger Berichterstatter in dem Buche Gemälde des Königreichs und der Stadt Algier. Was er jedoch von den ganz vorzüglich ausgezeichneten Eigenschaften und Tugenden sagt, ist, wie manches andere seiner Erzählung, übertrieben und etwas romanhaft ausgeschmückt.

Digitized by Google

brachte, um damit nach Aldschir zu gehen und unter dem Beistande der übrigen Korsaren daselbst die Türken zu vertreiben, aber bei seinem Anmarsch über Tripolis von dem damaligen Dey von Tripolis, Karamanly, in geheimem Einverständniß mit dem aldschirischen Dey Ibrahim, hinterlistiger Weise in die Falle gelockt und unerwartet erschossen, zugleich sein ganzes mitgebrachtes, großentheils aus Türken bestehendes Kriegsheer durch gewaffnete Hand zerstreuet ward. Auf Ibrahim III. gelangte zu Aldschir der Dey Ibrahim IV., sein Vetter, zur Regirung, welcher im J. 1736 gewaltsam ums Leben kam. Unter dessen Herrschaft eroberten im Jahr 1732 die Spanier das von ihnen seit 1509 bis 1708 in Besitz behaltene Orân (Vuliràn), welches aber Aldschir seit 1708 wieder besaß. Der letzte Dey von Aldschir im 18. Jahrhundert, welcher meuchelmörderischer Weise sein Leben verlor, war Ibrahims III. Nachfolger, der Dey Muh'ammed III. mit dem Zunamen Kör d. i. der Einäugige. Unter dieses Deys Regirung kam im Jahr 1746 ein Seehandlungsfriede zwischen Aldschir und Dänemark zu Stande, welcher 1750, auf die Staten Tûnis und Tripolis ausgedehnt, erneuert wurde. Es wurde dieser gemäßigte Dey Muh'ammed Päschà den 11. December 1754 als ein 70jähriger Greis von einem Meuchelmörder bei der Auszahlung des Soldes an die Truppen gedolcht und dann niedergeschossen. Der Meuchelmörder wollte sich hierauf selbst als Dey behaupten, ward aber vom General der Reuterei zusammengehauen *). Es folgte nun im Jahr 1754 als Dey der Sspâhiler 'Aly ('Aly II.) ohne viel Unruhe und Blutvergießen. Er ist derselbe, von welchem in der Übersicht des Deylik Tûnis erwähnt wurde, wie ihm einst zu Tûnis der Schimpf widerfuhr, von dem Sohne des Dey von Tûnis einen Backenstreich zu bekommen. Aus Rache ergriff jetzt 'Aly Veranlassung zu einem Kriege gegen Tûnis, was auch schon a. a. O. gesagt ist. Es wurde also unter 'Aly's Regirung im Jahr 1757 Tûnis unter dem Vorwande wegen unzeitiger Friedensunterhandlungen mit den Malteserrittern und wegen Zurückhaltung der schuldigen Zinsbarkeit an Aldschir mit Kriegsmacht angegriffen, erobert und geplündert. (Ausführlich ist diese in vielem Betracht sehr merkwürdige Begebenheit in gedrängter Kürze erzählt in v. Rehbinders Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Stat. B. 2. S. 820—831.) 'Aly bekleidete die Würde eines Dey bis zu seinem Tode, welcher in das Jahr 1766 fiel. Unter seiner Regirung ward auch der im October 1748 zwischen Toskana und Aldschir geschlossene Friedens- und Handelsvertrag im Juni 1757 erneuert. Nach 'Aly's Tode wurde 1766 Muh'ammed IV. zum Dey erhoben, welcher, nachdem er von unten auf gedient hatte, ein gemeiner Soldat und Schuhmacher zu Kallo, den Posten des Hasnatschy (Chasnadschy oder Chasinadschy), d. i. Großschatzmeisters oder Finanzministers, ersten Ministers dem Range nach, bekleidete. Sein Vorgänger hatte ihn auf dem Sterbebette allen Ministern als den würdigsten zu seinem Nachfolger empfohlen, ihm aber als dem Nachfolger seine Witwe und seinen einzigen Sohn. Einige Unzufriedene unter den Großen, welche sich Anhänger zu verschaffen gewußt hatten, um den neuen Dey zu stürzen, wurden, bevor ihre Unternehmungen gefährlich geworden, gefänglich eingezogen, und überwiesen zum Theil hingerichtet. Auch war eine nachmals gegen ihn ausgebrochene Verschwörung gleichfalls von unglücklichem Erfolg.

Muh'ammed Päschà machte sich durch seine Mäßigung in Hinsicht seiner Throngegner, durch eine gewisse Gerechtigkeitsbeobachtung und einen von Liebe zu Pracht und Aufwand, von Schwelgerei wie von Verschwendung und von Wollust entfernten, durch Mäßigkeit und Begnügung ausgezeichneten Lebenswandel allgemein beliebt. Indem er auf Ordnung und Sparsamkeit ganz vorzüglich hielt, konnte er die genaue und richtige Bezahlung der Statsausgaben um so viel leichter bestreiten, da schon die Einkünfte bei weitem den Betrag der Ausgaben überstiegen, und da er auch manche eingeschlichene Mißbräuche, ohne gefährliche Unruhe befürchten zu dürfen, abzuschaffen wußte. Unter ihm ist der Statsschatz sehr ansehnlich vergrößert worden, und da die Verdienste des jedesmaligen Dey hienach bestimmt und geschätzt werden, so mußte er die allgemeine Achtung und Liebe desto gewisser erwerben. Außer durch die ansehnliche Vermehrung des Statsschatzes vermehrte die ihm daraus zufließende allgemeine Achtung noch dadurch, daß man wußte, es werde dereinst bei weitem der größte Theil seiner Hinterlassenschaft an eigenthümlichen Schätzen dem State gleichfalls anheim fallen, weil er sich nicht verheirathete, noch einige Vorliebe für das schöne Geschlecht zeigte, auch selbst ewige seiner aus der Levante angekommenen Verwandten nicht sonderlich begünstigte, daher in seiner Person eine Familienverbindung und damit verknüpfte gehässige Neffen- und Vetternbegünstigung nie Statt haben konnte. In Hinsicht der innern und äußern Statsverwaltung befolgte er im Allgemeinen das Beispiel seines Vorgängers, dessen Andenken er sehr in Ehren hielt, und dessen hinterlassener Witwe und Sohne er stets mit Nachsicht begegnete. Sorgfältig beobachtete er das Betragen seiner Minister und Räthe und wußte den einen oft unbemerkt zum Wächter des andern zu machen, auch eine gewisse Eifersucht unter denselben so zu erhalten, daß solche nicht in Parteigeist ausartete. Dadurch befestigte er sein eignes Ansehen. Indem er seinen Ministern es nicht an Mitteln, sich zu bereichern, fehlen ließ, so sahen sie bald ein, daß von der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und von der Aufrechthaltung der Vorrechte des Dey ihr eigner Vortheil und ihre Selbsterhaltung abhing. Dadurch, daß er seine vornehmsten Statsdiener und Rathgeber selten und nur in der äußersten Nothwendigkeit änderte, verminderte er die Veranlassungen zu gefährlichen Unzufriedenheiten. Er hinderte die Verbreitung der Reichthümer, und je mehr ein einzelner während mehrer Dienstjahre sich erworben hatte, desto mehr hatte derselbe Ursache, seinen Diensteifer und seine Vorsichtigkeit

*) Relazione della tragica morte di Mohammed Pascha Dei d'Algeri succeduta nel dì 11. Dec. 1754 in v. Pentlers Gesandschaftsberichten.

zu verdoppeln. Traf dennoch zuweilen das Gegentheil ein, so konnte er auf einmal der Sache ein Ende machen und erhielt so zugleich Gelegenheit, zum Besitz ansehnlicher, während mehrer Jahre gesammelter Schätze des Unwürdigen zu gelangen (denn er war ein sehr geizіger Mann). Durch die Maßregeln hinsichts seiner Minister und Vertrauten schränkte er zum Theil mit ihrer Beihilfe die Macht und das Ansehen des ihm zur Seite stehenden, vormals so mächtigen Diwân immer weiter ein. Um die Einkünfte des States auf eine merkliche Art zu vermehren, riß er noch mehr, als sein Vorgänger schon gethan hatten, den Alleinhandel mit den Hauptererzeugnissen des Landes an sich, und die Beys der Provinzen wußten, daß sie sich nur durch Mehrung ihrer jährlichen Abgaben und Steigerung der dabei für den Dey und die Großen zu überbringenden Geschenke in ihrem Posten erhalten und sich nur dadurch beliebt machen konnten. Das in ehemaliger Zeit so verderbliche Ansehen der Renegaten, welches schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts abzunehmen angefangen hatte, sank während seiner Herrschaft immer mehr und mehr, so daß sie wenig oder gar nicht mehr geachtet waren. Nur das Ansehen der Türken suchte er aufrecht zu erhalten, jedoch einige ihrer Anmaßungen immer mehr zu beschränken. Dem Grundsatze getreu, sich in die Händel und Streitigkeiten der im Innern des Landes wohnenden freien Völkerschaften und Stämme zu mischen, um sie nach und nach zinsbar und abhängig zu machen, unterstützte und begünstigte er alle darauf abzielenden Bemühungen der Beys nicht ohne Erfolg. Er war sehr fest in seinen Entschließungen, und was er einmal gesagt, davon brachte ihn nicht so leicht jemand ab. Mit den europäischen Mächten, die bei dem Antritt seiner Herrschaft mit Aldschir in Friede lebten, bemühte er sich, diese Freundschaft zu erhalten, doch gemeinhin mit Annahme eines hohen und herrschsüchtigen Tones, und nicht ohne Benutzung günstiger Gelegenheiten, aus solchen Verbindungen Vortheile zu ziehen. Widersetzten sich einige Mächte dieser Absicht, so entschloß er sich äußerst selten zum Nachgeben. Hievon erfuhr, wie die Geschichte lehrt, schon 1769 der dänische Hof den ersten Beweis, indem derselbe nach dem vergeblichen Versuch eines kostspieligen Seekriegswiderstandes zuletzt im Jahre 1772 einen neuen Frieden unter weit lästigern Bedingungen schloß, als diejenigen waren, worüber zuerst die Mißhelligkeiten entstanden. In ähnlichen Fall geriethen die Spanier, als sie im Jahr 1775 ihren schon oft fruchtlos unternommenen Versuch, sich der Stadt Aldschir zu bemeistern, erneuernd, mit großem Nachdruck und großer Tapferkeit ihr Unternehmen zur Ausführung brachten und ihren Zweck wahrscheinlich erreicht haben würden, jedoch auf eine nicht ganz erklärliche Weise, wiewol hauptsächlich aus Ursache eines unter ihnen selbst entstandenen Zwiespaltes, unerwartet zu einem auffallenden Rückzuge nach Spanien bewogen wurden; nachmals im Jahr 1783, der fortwährenden Nachtheile der lästigen Nachbarschaft eines rachsüchtigen Feindes höchst überdrüssig, den Entschluß, um die Aldschirer zum Friedensschlusse zu nöthigen, mit der Flotte zurückzukehren, die Stadt Aldschir von Neuem zu belagern und derselben sich mittelst ernstem Ansturms durch Bebombung zu bemächtigen, zuerst mit glücklichem Erfolg ausführten, aber zuletzt auch dieses Mal die Anker lichteten und die Rückreise antraten, ohne daß es zu einigen Friedensunterhandlungen gekommen war, die Bebombung im folgenden Jahre 1784 zwar mit portugiesischen, sardinischen und neapolitanischen Fahrzeugen verstärkt wiederholten, aber nach einer heftigen Kanonenschlacht von beiden Seiten den neuen Versuch fast gänzlich vereitelt sahen und wiederum unverrichteter Sache abzogen und die Piraten hiedurch nur deste kühner machten, bis dann endlich im Jahre 1785 durch eine zur Friedensunterhandlung abgeschickte Gesandtschaft der Friede wirklich zu Stande kam. Wurde ein Schiff von einem aldschirischen Seeräuber angegriffen und geplündert, und ein Konsul europäischer Macht beschwerte sich hierüber, so war gemeiniglich die Antwort dieses Deys: was verzehrt ist, ist verzehrt; wenn du ein Huhn rupfest und der Wind die Federn zerstreut, wer mag die sammeln? — Ein jeder Christ, der vor der Wohnung des Dey vorüberging, mußte den Hut abziehen. Wer diese Ehrerbietungsbezeigung übertrat, oder sich auf irgend eine Weise etwas laut vernehmen ließ, ward mit Stockprügeln nach Hause begleitet. — Hätte sich Muh'ammed Pâschâ durch seine Lieblingsleidenschaft, den leidigen Geiz, nicht zuweilen zu entehrenden Handlungen hinreißen lassen, er würde unter den Umständen, worin er sich befand, ungeachtet des geringen Grades von Kultur und Bildung, welcher ihm zu Theil war, allenfalls wol als Muster guter Regenten in diesem Lande haben gelten können. Denn auch die äußern Religionsgebräuche beobachtete er pünktlich, und obgleich er selbst die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka nie unternommen hat, schickte er doch mehre Personen in seinem Namen und an seine Stelle dahin. Auf der andern Seite erschien er wenigstens den gebildeten europäischen Nationen in einem verächtlichen Lichte, indem er sich dadurch den muh'ammedanischen Despoten beigesellte, daß einige seiner Minister und Lieblinge, die ihm Veranlassung zu Verdacht und Mißvergnügen gaben, ohne den Ausspruch des Gesetzes ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen mußten. So noch in seinem Alter von etwa 90 Jahren, im Jahre 1788, übte er dieses tyrannische Verfahren an seinem ersten Minister, welcher ihm in der Regierung zu folgen die größte Hoffnung hatte, indem er ihn als verdächtig, Unruhen zu veranlassen, mittelst geheimen Befehls ganz unvermuthet ohne weitere Umstände durch einen Tschâusch in Gegenwart der frühmorgens zur Aufwartung bei ihm versammelten übrigen Minister und Räthe wider alles Erwarten und zum Schrecken ihrer aller gefangen nehmen, gewaltsam nach dem Hause des Agha du Bâton (strafvollstreckenden Oberbeamten) schleppen und ohne Urtheil und Recht erwürgen ließ. — Im Jahre 1791 am 12. Juli starb er im 93sten Lebensjahre, nachdem er dem State 64 Jahre gedient hatte, nach einer Regierung von 25 Jahren, 5 Monaten und 10 Tagen auf seinem Bette. Durch Sorgfalt des Wekilchardsch (Oberkammerherrn, Oberhofverwalters, Oberrentmeisters und Marineministers) Sſidy 'Aly ging alles ruhig ab, und folgte nach des Verstorbenen Willen der H'asnadschy

Digitized by Google

(Chasnadschy oder Chasinadschy), sein erster oder Finanzminister, der Großschatzmeister H'asan, der Judenfreund benannt (H'asan Ih). Der Nebenbuhler desselben, der Aghà, Kriegsminister, ward sogleich nach seines Mitbuhlers Thronbesteigung gefänglich eingezogen, seiner Güter beraubt und ins Innere des Landes verwiesen, welcher Verweisung er dadurch zuvor kam, daß er sich entleibte. Sidy 'Aly, welcher das meiste zur Wahl des H'asan beigetragen, blieb noch einige Zeit in seinem Posten, weil er sich indessen einige Mal den Befehlen seines neuen Herrn widersetzte, fiel er in Ungnade, erhielt jedoch die Erlaubniß, mit dem größten Theile seines Reichthums nach Constantinopel zurückzukehren, wo er nach Tripolis abgesendet wurde, um dort einige unter den Thronbewerbern ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten. Hier benutzte er die Gelegenheit, sich zum Vèschè ernennen zu lassen, in welchem neuen Posten er sich durch weit aussehende, eroberungssüchtige Pläne auszeichnete, dabei sehr eigenmächtig, grausam und rachsüchtig verfuhr. Mit dem benachbarten Tunis fing er Krieg an und zog mit einer ansehnlichen Heerschaar aus, um diesen Stat zu erobern; weil er sich aber unter den Seinigen durch sein despotisches Verfahren und grausames Betragen viele Feinde zugezogen hatte, vereitelte sein Plan dergestalt, daß er mit einigen seiner Vertrauten nach Ägypten entfliehen mußte.

H'asans Regirung, um wieder zum aldschirischen Deventhum einzulenken, merkzeichnete sich im Gegensatz der vorigen fast einzig durch dessen Eigennutz und Habsucht. Nur vornehmlich darauf bedacht, sich und seine Familie zu bereichern, benutzte H'asan Dey jede Gelegenheit dazu, und schenkte einigen angesehenen Juden, deren Eifer, Geschicklichkeit und Verschlagenheit er kennen gelernt, sein ganzes Zutrauen. Sie erhielten einen ungewöhnlichen Einfluß in die Statsangelegenheiten, welches Frankreich, als England die vorgeblich wohlthätige Absicht hatte, Aldschir durch Hunger zu zwingen, zu benutzen wußte, sich aus dem aldschirischen Gebirge ansehnliche Kornladungen zu verschaffen. Unter der Leitung der Juden wurde den Schweden und den Venedigern schon im J. 1791 der Krieg angekündigt, um bei den neuen Friedensschlüssen beträchtliche Summen für den Dey zu bedingen, die alsdann dem State anheimfielen. Der Krieg dauerte inzwischen nicht lange, da schon im Jahr 1792 der neue Friede von schwedischer Seite mit 64140 aldschirischen Zechinen erkauft wurde. Mit England den Frieden zu brechen, verblieb es blos beim Einfall des Dey; denn kaum hatte der Dey den Schritt dazu gewagt, so gereuete ihn derselbe, und die Briten hatten kaum Kenntniß davon genommen, als man sich schon von aldschirischer Seite geneigt erklärte, alles beim Alten zu lassen. — Dagegen kündigte er im Jahr 1792, obwol mit einiger Mäßigung, den Holländern den Krieg an; indeß auch diese Feindseligkeiten waren von kurzer Dauer, da schon im J. 1794 ein neuer Friede geschlossen wurde, wobei die Juden an den Friedensunterhandlungen wesentlichen Antheil nahmen. So fehdete dieser Dey H'asan auf Anstiften der habsüchtigen Ebräer, um bei den Friedensschlüssen desto reicher zu ernten, fast mit allen europäischen Mächten, Spanien und Frankreich ausgenommen, unter welchen ersteres doch gewichtige Summen aufopfern mußte. Der Friedensbruch des dänischen Hofes mit Aldschir ward daher ein sehr kostbarer Versuch, Aldschir mit Gewalt oder durch Furcht zum Nachgeben zu nöthigen. Es kam auch mit den Amerikanern zu Friedensunterhandlungen, durch welchen Friedensvertrag auch diese die ihnen dadurch zugeflossenen Handelsvortheile sehr theuer erkauft haben, indem ihnen dieser Friede überhaupt drei Millionen Piaster kostete, wovon der Dey H'asan für seine Person 50000 Zechinen bekam. Sowie die geldsüchtigen reichen Juden bei allen diesen Ereignissen ihre Reichthümer vergrößerten, nahm auch stets ihr Ansehen und ihr Einfluß dermaßen zu, daß sie von mehren europäischen Höfen geschmeichelt, beschenkt und gefürchtet wurden, und obschon ihr am Tage liegender Einfluß und ihr mächtiges Ansehen unter den Türken große Unzufriedenheit bewirkte, so wurden sie doch von den angesehensten Statsdienern noch mehr gefürchtet als gehaßt, und dem Unwillen der gemeinen Türken wurde bald durch kleine Freigebigkeiten und eine anscheinende Volksgefälligkeit und Leutseligkeit des Dey, bald durch Strenge und harte Bestrafungen Einhalt gethan, wobei das Murren mehrer angesehenen Türken, welche die Äußerung ihrer Verachtung einer solchen jüdischen Regirung nicht unterdrücken konnten, immer allgemeiner zu werden anfing. Es würde auch dieses am Ende in eine dem Dey H'asan und seinen Ebräern höchst gefährliche Empörung ausgeartet seyn, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Tod des Dey dieser Judenregirung ein Ziel gesetzt hätte. Er starb im J. 1798 an den Folgen vormaliger Ausschweifungen. Es folgte ihm durch die Wahl sein Vetter Mustafà, eine der unbedeutendsten Personen in Aldschir. Unter seinem Vorgänger wurde derselbe von dem Posten eines Thürhüters zur Würde eines ersten Ministers erhoben; denn er war jetzt ebenfalls H'asnadschy (Chasinadschy). Unwissenheit, Unthätigkeit und Stolz waren seine vornehmsten Eigenschaften. Nach einer zehnjährigen, schlaffen, dabei den seefahrenden christlichen Nationen Hinsichts des fortgesetzten Unfugs barbaresker Seeräuberei lästigen Regirung endete auch dieser muh'ammedanische Unhold, um im J. 1808 einem Muster von Tyrannen, einem wahren Bluthunde Platz zu machen. Es war der folgende Dey

Dey 'Aly Páschà's, freilich zwar durch alle Zeiten in diesen und den beiden andern Raubstaten an sich nicht neue, aber jetzt auf höchsten Kulm gesteigerte Grausamkeiten und empörende Unmenschlichkeiten, auch ungestraft gegen die europäischen Mächte verübte, schmachvolle Beleidigungen sind während seiner siebenjährigen Herrschaft unzählig. Sklaven ermorden, weil sie die Küche schlecht bereitet, oder ein Knöchelchen in einem Gefüllsel übersehen; junge Neger in Brunnen zu werfen gebieten, weil sie sich geweigert, verruchten Begierden zu fröhnen; Griechen, weil sie es gewagt hatten, vom Großherrn die ihnen von aldschirischen Korsaren geraubte Freiheit zu erflehen, an den Segelstangen ihrer Fahrzeuge aufhängen, Statthalter lebendig schinden zu lassen u. s. w., waren ihm Lieblingszeitvertreibe! Die seiner blutigen Herrschaft überdrüßige Miliz ermordete ihn im J. 1815. Allein,

Digitized by Google

welches Haupt erwählte sich die der Grausamkeit des 'Aly müde Miliz statt seiner? Auf einen nach 16 Tagen in seinem Palaste ebenfalls gemordeten Nachfolger erkoren sie den Dey Omar. Er war aus Mitylene im Archipel gebürtig, kam als gemeiner Soldat nach Aldschir und hatte sich bis zum Agha emporgeschwungen. Wie würdig Omar Paschà oder Bichà 'Omar war, des Dey 'Aly Páschà Nachfolger zu werden, kann unter andern schon daher erhellen, daß, als er vormals einst beauftragt war, einen Haufen Aufrührer in der Landschaft Orán (Vuhrán) zum Gehorsam zu zwingen, er sich in Folge eines über diese Empörer erfochtenen Sieges aus den von ihm mit eigner Hand ausgeweideten Eingeweiden einiger seiner unglücklichen Gefangenen durch seinen Koch, einen neapolitanischen Sklaven, ein Mittagsessen zubereiten ließ. — Während seiner fast kaum zweijährigen despotischen Herrschaft, im J. 1816, züchtigte die britische und holländische Flotte unter der Gebietung des *Lord Exmouth* und des *van der Capellen* den Trotz der Aldschirer. Denn im J. 1815, als 'Omar eben zum Dey erwählt war, sahen sich die Staten von Nordamerika genöthigt, ihm den Krieg zu erklären; und, nachdem sie am 20sten Juni das aldschirische Raubgeschwader bei *Carthagena* völlig geschlagen, ward im Monat Juli der Dey zum Frieden gezwungen, in welchem er allem Tribut entsagen und sogar für die aufgebrachten amerikanischen Schiffe einen Ersatz von 60000 Piastern leisten mußte. Es fruchtete aber nichts. Am 23sten Mai des Jahres 1816, in welchem Jahre am 3ten April auch ein Friedensvertrag mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt beider Sicilien und zur Auslösung christlichen Sklaven, wie nachher den 17ten April mit Tunis und den 29sten April mit Tripolis, geschlossen werden mußte, ward die Mannschaft von 300 bis 400 kleinen Schiffen, welche unter britischem Schutze der Korallenfischeret wegen zu *Bóna* (oder *Bóna*) lagen, am Himmelfahrtstage in dem Augenblicke, wo sie zur Messe ging, von 2000 Türken überfallen und niedergemetzelt. Dieser Vorfall veranlaßte gerechter Maßen den Streit der Briten, welche am 29sten Juli unter Oberbefehl des Admiral *Lord Exmouth* von Plymouth absegelten. Das Geschwader lief am 9ten August in der Bai von Gibraltar (*dschebel al t'arek*) ein, wo 5 holländische Fregatten und eine Korvette unter dem Admiral *van der Capellen* vor Anker lagen und sich an den Seekriegszug der Engländer anschlossen. Der Dey erfuhr erst wenige Tage vor dem Einlaufen der vereinigten Flotte in die Rhede durch einen Juden das Vorhaben der britischen Regirung, und der schlechten Vertheidigungsmaßregeln ungeachtet erkühnte er sich, gegen die dringendsten Vorstellungen seiner ältesten und klügsten Räthe, durch Nachgeben die große Gefahr von Aldschir abzuwenden, trotzig auf die Foderungen des *Lord Exmouth*, die Seeräuberei und die Sklaverei abzuschaffen, nur einer Erwiderung durch den Befehl, auf die Flotte zu feuern, ja selbst die erste Kanone zu lösen. Jämmerlich ward die Stadt am 27sten August eingeäschert, und am 28sten ward der hartnäckige Raubgebieter zu abermaligen Friedensunterhandlungen gedrungen, nachdem er alle Werke des Platzes fast dem Erdboden gleich, seine ganze Schiffsmacht und die meisten Batterien zerstört sah. Er mußte alle Foderungen eingestehend Frieden schließen, vermöge welches Friedensschlusses er verpflichtet wurde, die Sklaverei der Christen abzuschaffen, sämtliche Sklaven auszuliefern und alle in seine Gewalt gerathenden als Kriegsgefangene zu behandeln, worauf sich die Zahl der ausgelieferten Christensklaven auf 1211 belief und *Lord Exmouth* dann im Frühjahre 1817 schon die Befreiung von 1792 deren erlangt hatte. Die Flotte verließ erst am 3ten Sept. die Bai von Aldschir. Die mauritschen Einwohner, des drückenden türkischen Joches müde, hatten gewünscht, die Briten möchten das ganze Land nehmen und behalten. — Die Miliz, für das der Stadt und dem Lande durch die Engländer zugefügte große Übel seinen Kopf zur Sühne foderend, ermordeten bald darauf den nach barbaresken Begriffen zwar tapfern, aber mehr verschmitzten als klugen und dabei großentheils unthätigen, mehr thierisch unbändigen und starrsinnigen als entschlossenen Oberherrn, und an seine Stelle trat am 2ten Mai im J. 1817 'Aly Chódscha (Dey 'Aly IV.), ein geborner Türke, welcher sich nach der Ermordung seines Vorgängers sogleich in der Nacht mit seiner Familie, seinen Schätzen und seinen Ministern in das veste Schloß, bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts die beständige Residenz seiner Vorfahren, das Schloß, auf dessen Besatzung er sich verlassen konnte, begab und von da aus die Stadt nebst der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung hielt, indem er die Eingebornen des Landes, Mauren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkische Miliz, bewaffnete und ihre Anhänglichkeit durch den geheiligten Schatz in dem alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte, erkaufte. Auch er behandelte die europäischen Konsuln und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit, und die aldschirischen Seeräuber wagten sich bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickte, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit welcher sie Verträge geschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. In dieser so fortwährenden Lage der Dinge gelangte nach dem Tode 'Aly's der Dey H'usein Ben H'asan den 1sten März 1818 zur Würde, welcher um seiner Sicherheit willen ebenfalls das veste Schloß zu seiner Residenz ersah.

H'usein Ben H'asan hatte seine Laufbahn durch den Dienst bei der türkischen Artillerie begonnen, war dann mehre Jahre Minister des Innern, und vor dieser Erhöhung Tabakshändler, und war beim Antrit seiner Regirung als Dey etwas unter 44 Jahre alt. Sein Vorgänger 'Aly wollte sich von dem Joche der türkischen Miliz befreien und hatte diesen Plan dem H'usein, der sein Vertrauter geworden war, mitgetheilt. Anscheinend ging H'usein darauf ein, zur Ausführung des Streichs behilflich zu werden, lebte aber im Geheimen vielmehr mit der Miliz im Einverständniß. Eben sollte 'Aly das Opfer seines Vertrauens zu H'usein werden, als er an der Pest starb. Die Nachfolge H'useins in der Regirung wurde, bei dessen Einverständniß mit der Miliz, von Niemandem streitig gemacht. Er kannte die Stellung Al-

Digitized by Google

dschirs in Verhältniß zu den europäischen Mächten genau, hatte aber von den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften eine so große Vorstellung, daß in seinen Augen kein Staat für ihn furchtbar war. In seiner Regierungsweise konnte man ihn zwar nicht in dem Sinne grausam nennen, welchen die Barbaresken diesem Worte beilegen, er war vielmehr gerecht gegen die Seinigen, obgleich streng, und der britische Konsul zu Aldschir gibt ihm im Jahr 1830 in einem Schreiben das Zeugniß, daß er in mehren Jahren keine Handlung zügelloser Grausamkeit und unbedingter Ungerechtigkeit ausgeübt habe; aber er war bei allem dem doch Despot und erlaubte sich gegen Juden und Christen manche höchst tyrannische Maßregel. Die Gunst der Miliz besaß er durch kluge Freigebigkeit, indem er unter andern nicht selten die von europäischen Mächten entrichteten Tribute unter seine Truppen vertheilte. Unter ihm, obgleich er bei der Hartnäckigkeit seines Gemüths dennoch friedlicher zu seyn schien, als einer seiner Vorgänger, war endlich die Zeit gekommen, zur Ehre Europa's fürs erste an Aldschir, der wichtigsten und gefährlichsten der drei Mördergruben, welche Jahrhunderte her der Schandfleck der Menschheit, die Geißel des Handels und die Schmach und Qual der Christenheit gewesen sind, das Räthsel zu lösen, das bei den unaufhaltsamen Fortschritten der europäischen Kultur, bei der in der Kriegskunst und dem Seewesen erreichten Vollkommenheit, der Übermacht der europäischen Staten in beiden, und der Schönheit und Ergiebigkeit der Länder, deren sich diese Barbaren bemächtigt haben, jene drei afrikanischen Reiche der scheußlichsten Despotie, seit ihrem Entstehen wahre Lasten der Erde, auch noch in zweiter Hälfte des verflossenen Jahrhunderts und fortwährend in dem gegenwärtigen 19. Jahrhundert nicht allein bestehen, sondern verwegener als je ihr Wesen treiben durften, sich den christlichen Staten fernerhin furchtbar machen, und diese letztern dieselben als furchtbar ansehen, schimpflich ihnen jährlichen, höchst beträchtlichen Tribut erlegen, ihre gefangenen Unterthanen mit großen Summen Lösegeldes aus der Sklaverei von ihnen erkaufen, ihnen alle Achtung bezeigen, mit ihnen als mit ihres Gleichen unterhandeln, bevollmächtigte Geschäftsträger mit dem Auftrage, ihnen Friedens- und Freundschaftsversicherungen zu überbringen, an sie absenden, dennoch stillschweigend die öftere Unzulänglichkeit solcher erniedrigenden Betheuerungen ihrer Kabinette und die von Zeit zu Zeit wiederholten Kränkungen ertragen, es ungeahndet dulden konnten, daß ihre Konsuln nie vor frechen Mißhandlungen sicher sind u. s. w. Mit der Regirung des zwar scheinbar milder und friedlicher gesinnten, aber als äußerst hartnäckiger und starrsinniger Mann bekannt gewordenen, den Seeraub und den Handel mit Christensklaven gleich seinen Vorfahren fortwährend begünstigenden, heimtückisch und schnöde gegen die europäischen Mächte sich betragenden Dey H'usein trat, mittelst der endlich einmal erfolgenden richtigen Vorstellung von den so lange gefürchteten Gebietern einer aus eben so feigen Seeleuten als schlechten Soldaten bestehenden Piratenbande, in der Erfahrung aus dem geschichtlichen Ergebniß die Auflösung jenes Räthsels an das helle Licht hervor, daß die Macht und die Mittel dieses Räuberstates eigentlich nur ein Trugbild gewesen, von der Politik einiger Mächte des ersten Ranges ersonnen, deren Stolz und Eigennutz, Unduldsamkeit und Selbstsucht in frühern Zeiten alle andern Flaggen, die einen Theil des Seehandels hätten an sich ziehen können, aus den Meeren zu verbannen suchten und zu solchem Zwecke dieselben den Plünderungen und dem viehischen Heißhunger der berüchtigten Barbaren Preis gaben; auf der andern Seite auch unter sich selbst, wenn eine der größern Seemächte sich über die seeräuberischen Staten, namentlich insonderheit über Aldschir, zu beklagen hatte und daher strenge Maßregeln ergreifen wollte, sie zu züchtigen und Genugthuung zu erhalten, die andere durch ihr politisches Übergewicht oder durch allerhand geheime Mittel jene von dem Vorsatze abzubringen, oder ihre Anstrengungen zu hintertreiben und auf solche Weise diese feindlichen Staten vor den Streichen der Entrüstung und Rache zu retten und ihnen die Strafloßigkeit ihres Raubsystems zu sichern sich bemühten, so daß einst der aldschirische Dey Muszt'afa das unumwundene Spitzwort aussprechen durfte, seine vesten Plätze lägen in Europa. — So erklärt sich auch unter andern aus der endlichen Auflösung des Räthsels, wie es Statt haben konnte, daß, als Holland den Regirungen Großbritaniens, Frankreichs und Spaniens den großsinnigen Vorschlag eines Vereins gegen die drei Barbareskenstaten that, die schändlichen Räuber aus ihren Besitzungen von Marokko an bis nach Ägypten hin längs der Küste und dem Meeresufer zu vertreiben und in den vormals so glücklichen und an großen Erinnerungen so reichen Gegenden christliche Kolonien anzulegen, dieses so edle Unternehmen, statt Aufmerksamkeit zu erregen, von den drei christlichen Mächten durch ein Schweigen verweigert ward, das von ihnen gewissenhafter beobachtet wurde, als irgend ein Friedens- und Freundschaftsvertrag. — Doch nun zur Sache!

Im Verlauf des Dezenthums des H'usein standen die Dinge auf dem Punkte, daß sie eine ernstlichere Aufmerksamkeit als je und eine entscheidende Berücksichtigung erheischten, es unumgänglich verlangten, daß den Plünderungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen ein Ziel gesetzt werde, und all dem Unfuge nur durch eine offenbare Gewalt Einhalt gethan werden konnte und mußte. Vorerst wurde das Gefühl der erniedrigenden, noch immer bestehenden Zinspflichtigkeit mehrer christlichen Seemächte vom zweiten Range lebendiger, indem nicht gar lange her noch unter den nächst vorhergehenden Deys die größern Staten Schweden, Dänemark, Portugal, Neapel und Sardinien, auch die vereinigten nordamerikanischen Staten, ehe sie sich mit gewaffneter Hand davon befreiten, und Holland, bevor es sich zu gleicher Zeit dieser Erniedrigung entriß, einen jährlichen, in die Tausende aufgestiegenen Tribut bezahlten. Ein ähnlicher Verdruß war rege genug, daß fortwährend für fast alle mit Aldschir im Handel verkehrenden christlichen Seemächte eine andere Art Zins- oder Steuerpflicht unumgänglich war, bei verschiedenen Vorfällen nämlich reiche Sendungen zu ertheilen, ja dergleichen Geschenke sogar mit Strens

ge eingefodert wurden *). Noch schmählicher mußte man gewisse herkömmliche Demüthigungen empfinden, einestheils hinsichtlich der eben berührten Verbindlichkeit, Geschenke zu machen, da z. B., so oft eine Veränderung im aldschirischen Ministerium vorging, man den neuen Minister ebenfalls stattlich beschenken mußte, theils auch sonst in Rücksicht anderer Punkte, als z. B. daß jedesmal dem neu erwählten Dey die zu Aldschir be-

findlichen Stellvertreter der Nationen, als sei solches eine pflichtschuldige Huldigung, die Hand küssen mußten und zu diesem Kusse erst, nachdem der geringste der Beamten des Dey sich dieser Pflicht entledigt hatte, zugelassen wurden; ferner, daß so oft es einem Dey einfiel, irgend eine beauftragte Person an eine Macht zu senden, diese von dem Augenblick an, wo der Abgesandte ihr Reich betrat, sämtliche Unkosten trug, wie dieses noch der Fall im Jahr 1818 in England war, indem der Dey Husein eine Gesandtschaft an den Prinz-Regenten, nachmaligen König in England, abschicken wollte, und zur Überfahrt derselben nach London von der britischen Regirung eine Fregatte begehrte, und weil die Ankunft dieser Fregatte für den Gesandten und sein Gefolge und die Antwort des britischen Ministeriums sich einige Zeit verzögerte, dieser Verzug daher die Aldschirer beunruhigte, die Geschäftsträger zweier großen Mächte sich wetteifernd um die Ehre, daß der Dey eine Fregatte ihrer Nation anzunehmen geruhen möchte, (!) bewarben, um die ehrenwerthe Gesandtschaft nach England überzusetzen, woselbst sie gegen 8 Monate verweilte und den Engländern wenigstens 140 bis 160000 Franken kostete. — Schaudernd mußte, um wieder den Faden der Darstellung des vorerst zu bemerkenden zu ergreifen, die Geschichte die unmenschlichen Grausamkeiten zurückrufen, welche die aldschirischen Deys gegen christliche Nationen grübe, namentlich gegen Frankreich auszuüben sich nicht entblödet hatten; — noch jetzt mußte unter andern die Erinnerung an die That des Unmenschen Mezzomorto empören, da derselbe bei der zweiten Belagerung von Aldschir unter Ludwig XIV., um die Franzosen zum Abzug zu nöthigen, Christen an die Mündung der Kanonen binden, und bei der dritten Belagerung den französischen Konsul aus einem Mörser nach der Flotte schießen ließ. — Solcher Gräuel noch nicht vergessen, stellte die neueste Zeit die schmerzliche Erfahrung auf, daß, wie seit den frühesten Zeiten die Deys von Aldschir sich an den europäischen Mächten aufs gröblichste versündigt hatten, so in den neuesten Zeiten dieselben nicht abließen, diesen Mächten bei jeder Gelegenheit Hohn zu sprechen; daß durch deren von jeher bei allen Verhandlungen und Verträgen mit der aldschirischen Regirung an den Tag gelegte, große, oft unerklärliche Schwäche so übermüthig gemacht, daß ihre Ansprüche zuletzt keine Grenzen mehr fanden, sie alle Seehandel treibenden Nationen Europa's ihre Unziemlichkeiten und Schurkereien bald mehr bald weniger empfinden ließen, und sonderlich die französische Nation

*) An rechter Stelle ist hier die vollständige Übersicht der Steuer- und Geschenkpflichtigkeit europäischer christlicher Staten gegen die Regentschaften Aldschir, Tünis und Tripolis, wie sich solche im Jahr 1830 vor dem Fall Aldschirs noch geltend erhalten hatte. I. An Aldschir zahlten die beiden Sicilien nach dem Frieden im Jahr 1816 einen jährlichen Zins von 24000 schweren Piastern, für jeden Neapolitaner 1000 Piaster Lösegeld und an jährlichen Geschenken 20000 schwere Piaster. Toskana, vermöge eines im Jahr 1823 abgeschlossenen Vertrags keinem Schoß mehr unterworfen, spendete noch ein Konsulargeschenk von 25000 schweren Piastern. Sardinien, die Befreiung von Zinspflichtigkeit der Verwendung Englands verdankend, war ebenfalls noch bei jedem Wechsel seiner Konsuln an die Zahlung einer beträchtlichen Summe gebunden. Der Kirchenstat verdankte dem Schutze Frankreichs beides, die Befreiung von Steuer und vom Konsulargeschenk. Spanien mußte noch Konsulargeschenke entrichten. Portugal stand unter denselben Bedingungen, wie die beiden Sicilien im aldschirischen Vertrage. Von allem befreit war Östreich durch eine Vermittelung der Pforte. Britannien mußte sich, trotz der 1816 unter den Kanonen des Lord Exmouth vorgeschriebenen Bedingungen, bei jedem Wechsel seines Konsulats zu einem Geschenke von 600 Pf. Sterling verstehen. Holland, welches im J. 1816 zu der Beschießung Aldschirs mitgewirkt hatte, in der britischen Verfassung mit eingeschlossen, mußte stets des bösen Willens des Dey zu brechen in Zucht seyn, und die vereinigten Staten hatten sich durch einige Zeit nach dem britischen eingegangenen Vertrag in gleiche Kategorie gesetzt. Hannover und Bremen, mittelst des großbritannischen Schutzes in gleicher Begünstigung, mußten bei Ankunft ihrer Konsuln zu Aldschir nicht unbeträchtliche Summen verspenden. Dänemark und Schweden zahlte jährlichen Schoß, welcher an Seemachts-Schießbedarf und Kriegsvorräth den Werth von etwa 4000 schweren Piastern betrug, und außerdem zahlten diese Staten bei Erneuerung der Verträge, d. h. von 10 zu 10 Jahren, ein Geschenk von 10000 schweren Piastern, mußten auch ihre Konsuln bei Eintritt in ihre Geschäfte dem Dey Geschenke machen lassen. Zuletzt ist noch zu bemerken, daß die aldschirische Regentschaft, um sich für die Vergünstigungen, welche sie einigen Staten zugestehen mußte, zu entschädigen, sich bestrebte, von Zeit zu Zeit Streit mit ihnen anzufangen, der sich immer mit neuen Ausgleichungen endete, die neue Geschenke, oder einen neuen Wechsel der Konsuln veranlaßten. Auch Frankreich machte der Regentschaft bei Absendung neuer Konsuln gewöhnlich Geschenke. II. Dem Staat von Tünis waren noch die drei Mächte, die beiden Sicilien, Schweden und Dänemark, zinspflichtig, und die erstgenannte Macht fügte dem Zins in Gelde noch Geschenke von hohem Werthe bei, die zwei andern Mächte entrichteten ihren Schoß in Schieß- und andern Kriegsbedürfnissen. Sardinien hatte durch britischen Schutz nur noch Konsulargeschenke zu bestehen. Übrigens wichen alle Nationen, welche Konsuln zu Tünis hatten, noch nicht von dem Gebrauche ab, dieser Regentschaft zur Zeit der Einsetzung ihrer Konsuln Geschenke zu spenden. Der Durchschnittsbetrag dieser Geschenke war an 20 bis 25000 Franken. Östreich und Rußland, die keinen beglaubigten Geschäftsträger bei dem Dey von Tünis haben, waren weder zu Geldleistung noch zu Geschenken verpflichtet, gewesen jedoch vermöge ihrer Verträge mit der Pforte und der Gewährleistung dieser Macht alle den begünstigten Nationen von den Barbaresken zugestandenen Vorrechte. III. Die Macht der Regentschaft Tripolis richtete, ohne das noch zu seyn, was sie ehemals gewesen, immer noch hin, von mehren christlichen Mächten ansehnliche Geschenke oder bestimmte Auflagen zu bezie-

hen. Doch waren Schweden und Dänemark die einzigen Staten, welche eine jährliche Abgabe von 20000 Franken zahlten. Frankreich, England, Sardinien, die Niederlande und die vereinigten Staten machten dem Pascha bei jedem Wechsel eines Konsuls Geschenke, die man im Werthe zu 25000 Franken schätzen mochte. Die andern Mächte zahlten in ähnlichen Fällen ungefähr dieselbe Summe. Toskana allein war durch seinen letzten Vertrag von diesen Geschenken frei. Außer den Geschenken bei Erneuerung der Konsuln mußten diese Geschäftsträger in einer Menge außerordentlicher Fälle Gaben darbringen, z. B. bei Besuchen bei dem Pascha oder Dey, bei der Geburt oder der Verheirathung seiner Kinder, bei Ankunft des Einsetzungs-Chatts u. s. w.

Digitized by Google

immer vorzugsweise sich von ihnen angefochten und schimpflich behandelt gesehen, in den letzten Zeiten aber die meiste Ursache hatte, sich über die Anmaßungen dieses Raubstates zu beklagen; daß die Regentschaft Aldschir alles, was freche Willkür sich ausdeuken kann, wie gegen jede christliche Seemacht, so gegen die christlichen Seemächte der ersten Klasse, gegen Frankreich aber ganz vornehmlich, bis in die neueste Zeit wirklich ausgeübt, Gesetze und Verträge, welche auch die ungebildetsten Völker heilig halten, mit Füßen getreten, so daß das erstaunte Europa erwartungsvoll immer nur auf zwei Staten blicken mußte, von welchen der eine sich solche Ungebührlichkeiten erlaubte, der andere aber sich Angesichts der übrigen Völker der Welt und seiner eigenen von hohem Ehrgefühl beseelten Nation eine Behandlung gefallen ließ, für welche Rache zu nehmen seinen Kräften doch nicht schwer fallen konnte. Während der Regirung Napoleons ließ der Dey 'Aly Päschä dem französischen Generalkonsul zu Aldschir, Dubois-Thainville, den amtlichen Befehl zugehen, die Foderungen mehrer aldschirischen Unterthanen an Frankreich entschieden festzustellen. Auf dessen Vorstellung, daß er dazu erst von seiner Regirung ermächtigt seyn müsse, entblödete er sich nicht, ihn abgehen zu heißen, und als derselbe, nachdem er nach Napoleons erster Thronentsagung (11. April 1814) die Stadt Aldschir mit Zurücklassung seines Kanzlers und eines Secretärs verlassen hatte, wie Napoleon (20. März 1815) von Elba wieder nach Paris zurückgekehrt und sich die Regirung von Neuem angemaßt, nicht zögernd, erhaltener Weisung gemäß, seinen Posten wieder zu beziehen, am Bord vor Aldschir anlangte, erhielt er nicht sogleich die Erlaubniß ans Land zu steigen, sondern der Nachfolger des 'Aly, der Dey 'Omar, ließ ihn fragen, ob er das übliche, in Diamanten, reichgeschmückten Uhren, goldenen Ketten, Tüchern, Gold- und Silberstoffen, in Kaffe, Zucker ꝛc. bestehende Geschenk bringe? — auf die Erwiederung, daß er zu seinem für den Augenblick verlassenen Posten zurückkommend, zur Überbringung neuer Geschenke nicht verpflichtet zu seyn glaube, ward er aus nichtigen Gründen und mit Verhöhnung des States, welchen er bei dem Dey vertrat, sofort von Aldschir zurückgewiesen. Die Begebenheiten der 100 Tage nöthigten damals Frankreich, den Schimpf zu verschmerzen. Nachmals im Jahre 1816 konnte ein neuer Konsul seine Zulassung nur durch ein vorläufiges, freiwilliges Geschenk von 100000 Franken erkaufen. — In demselben Jahre wurde durch *Lord Exmouth* ein ohne das mindeste Verbrechen an die Kette der aldschirischen Sklaven und Übelthäter angeschmiedeter und mit diesen zu gleicher Arbeit verurtheilter, mehre Jahre in diesem Zustande seufzender spanischer Vicekonsul befreit. — Zu diesen und zahlreichen ähnlichen erbitternden Erinnerungen kamen nun die im Übermaß angehäuften, aller Achtung für christliche Mächte und Frankreich absonderlich hohnsprechenden, mit dem Zeitalter durchaus nicht verträglichen und fernerhin unduldbaren Raubthaten, groben Beleidigungen und rücksichtslosen Feindseligkeiten des Dey H'usein. Auch nach seinem Antrit der aldschirischen Regentschaft dauerte fürs erste der Seeraubunfug, auch gegen französische Seefahrer, fort und fort, und ungeachtet sich im Jahre 1816 Aldschir durch den Friedensschluß mit England, wie schon vorher Tünis und Tripolis, verpflichtet hatte, die Sklaverei der Christen abzuschaffen, blieb die Kaperei nichts destoweniger noch fernerhin betrieben, und die Erreichung des Zweckes war durch die Unterlassung der Pflicht völlig ausgewichen, indem man die Gekaperten als Gefangene betrachtete und diese sogenannten Gefangenen entweder zu Sklavenarbeit zwang, oder die Mannschaft der weggenommenen Schiffe wol gar ermordete. Im Jahre 1818 wurde die französische Brigg le Fortuné von den Bewohnern des Gebietes von Büna angegriffen und geplündert, ohne daß man von dem Dey H'usein dieserhalb irgend eine Genugthuung erhalten konnte. — Als die europäischen Mächte im October und November desselben Jahres auf dem Achener Kongresse in der Berathung über die Beststellung des Schicksals von Europa, die Freiheit der Meere zu sichern, die Nothwendigkeit fühlten, den Räuberhöhlen einen Zaum anzulegen, ihnen das angemaßte Recht, alle Flaggen zu brandschatzen, die Küsten und Inseln zu verwüsten, alle ihnen in die Klauen gerathenden Christen zu Sklaven zu machen, die minder ansehnlichen Seemächte fortan mit Steuerabgaben zu beschweren, zu nehmen, im Gefühl dieser Nothwendigkeit also den Beschluß faßten, die Barbareskenmächte einzuladen, sich in ihren Beziehungen mit den gesitteten Mächten auf einerlei Weise mit ihnen zu setzen, im Verweigerungsfall aber zu Zwangsmitteln zu schreiten, und darauf im Jahr 1819 Großbrittannien und Frankreich, die es übernommen hatten, den Barbareskenkönigen den Entschluß und die höchste Willensmeinung des Kongresses kund zu thun, durch die Admirale Freemantle und Jurien den Dey im Namen aller europäischen Mächte auffoderten, der Seeräuberei zu entsagen und das europäische Völkerrecht als verbindlich zu beobachten; so wies der Dey diese Einladung, ohne solche im geringsten einer Berücksichtigung zu würdigen, mit unverschämter Geringschätzung und Verächtlichkeit zurück. Denn als die Admirale sich mit einem kleinen Geschwader in dieser Angelegenheit vor Aldschir einstellten, und nach dem Einlaufen in die Rhede durch Vermittelung ihrer Consuln um Vorlassung baten, so wurde ihnen diese von dem Dey schon mit der unartigen Andeutung bewilligt, daß er sie beide nur allein ohne Begleitung der Consuln und deren Secretäre vorlassen werde; und nachdem sie in dem Gehör den Zweck ihrer Sendung auseinander gesetzt, fragte sie der Dey, sobald er durch den Dolmetscher den Sinn der Erklärung erfaßt hatte, ob sie wirklich die Abgesandten der Könige von Frankreich und England wären? Auf die Bezeigung ihrer Überraschung, daß er nur einen Augenblick an der Richtigkeit ihrer Beamtung zweifeln könne, da er die Flagge der Monarchen, ihrer Gebieter, in seiner Rhede wehen sehe, schüttelte der tückische H'usein mit dem Kopfe und entließ die Admirale mit dem Worten, er werde ihre Mittheilung in Überlegung nehmen und ihnen seine Willensmeinung wissen lassen. Zwei Tage erst nachher ließ er sie rufen und erklärte ihnen: er habe seit seiner Thronbesteigung mit

Digitized by Google

den christlichen Mächten in Frieden gelebt, habe auch die Absicht, in Zukunft es also zu halten; er sei aber entschlossen, sich das Recht vorzubehalten, die Unterthanen aller Mächte in die Sklaverei zu führen, die keine Verträge mit ihm abgeschlossen hätten und keine Konsuln hielten, aus deren Händen er bedungene Abgaben oder zinspflichtige Steuern empfangen könne. Auf die Bitte um schriftliche Versicherung dieser ausgesprochenen Gesinnungen aber erhielten sie in dem Tone der Verachtung die Antwort: Da sie nichts schriftliches von ihren Gebietern hätten, brauche er nicht an sie zu schreiben. — Wiederholtes Ansuchen war umsonst, und die Admirale mußten sich mit dem mündlichen Bescheide begnügen. Die mündliche Zusage entflog dann mit dem Winde, welcher das Geschwader und die zwei Admirale in ihr Vaterland zurückbrachte. Der von Sidney Smith den christlichen Mächten vorgeschlagene Kreuzzug kam leider nicht zu Stande! Die Seeräuberei und alle damit verknüpfte Unbill währte trotz der geschlossenen Friedens- und Handelsverträge unter dem bundbrüchigen Dey nach wie vor, und Auftritte, wie z. B. im August 1820 das Gefecht zwischen dem aldschirischen und niederländischen Geschwader an der Küste von Andalusien, worin jedoch die Aldschirer gänzlich geschlagen und zwei ihrer Schiffe in den Grund gebohrt wurden, fielen fortwährend sehr häufig vor. Noch im J. 1826 liefen aus Aldschir Raubflotten aus, um spanische, päpstliche und andere Schiffe wegzunehmen. Dieses Korsarenwesen wurde fürs andere in der That noch von dem übrigen feindseligen Benehmen des Dey, wovon das vorhin aus dem Jahr 1819 erzählte schon Beispiel ist, überflügelt. Ungeachtet Frankreich seine seit 400 Jahren an der Küste von Afrika bestandenen Besitzungen, namentlich das Besitzthum der Korallenfischerei bei Bona oder Bona (Hippone der Alten), welche ihm, nachdem es dieselbe in den bewegten Zeiten der Umwälzung und des Kaiserthums aufzugeben genöthigt worden war, durch den Friedensschluß vom J. 1801 wieder gesichert waren, im J. 1817 durch einen mit dem damaligen Dey abgeschlossenen neuen Vertrag für einen jährlichen von 17000 Franken auf 60000 Franken erhöhten Kanon völlig zuerkannt und bestätigt erhalten hatte, sah es sich gleichwol in Folge des Unbestandes der Verhältnisse zwischen sich und der aldschirischen Regentschaft und der von dem Dey H'usein offen erklärten Absicht, die Franzosen der vortheilhaften Besitzungen zu berauben, außer Stand, beträchtliche Handelshäuser daselbst zu errichten. Kaum nach Verlauf von zwei Jahren erklärte Dey H'usein im J. 1819 urplötzlich, daß die Franzosen die Wahl hätten, entweder auf das erhaltene ausschließliche Recht zu verzichten, oder ihm jährlich 200000 Franken zu zahlen. Die Vortheile des afrikanischen Handels vermochten die französische Regirung, auch diese Summe zu bewilligen. Dennoch erließ er im J. 1826 ein Machtgebot, worin er die Korallenfischerei an der aldschirischen Küste allen Nationen gestattete und die französische dadurch ihres Vorrechtes beraubte. — Inzwischen traten aus Schuld der Ungeziemlichkeiten des Dey die zugleich Frankreich betheiligenden Kriegsereignisse zwischen Aldschir und Spanien, den Niederlanden und Großbritannien ein in den Jahren 1823 und 1824. Da seit der Regirung Joseph Bonaparte's Spanien eine unbedeutende Summe an Aldschir schuldete, deren Zahlung es versprach, aber nicht verwirklichte, und zuletzt während der letzten constitutionellen Unruhen in Spanien (J. 1823) der spanische Consul unerwartet heimlich aus Aldschir abging, ward der Dey über diese heimliche Entfernung so aufgebracht, daß er nach einiger Zeit Zögerung endlich im Januar 1824 ein Geschwader von 5 Schiffen ausrüstete, welches am 10. und 12. Januar von Aldschir auslief und an den Küsten Spaniens kreuzte, 6 spanische Fahrzeuge wegnahm und nach Zeit von einem Monate mit 48 Gefangenen zurückkehrte, die er in Fesseln werfen ließ. Gegen diese Räuberei und diesen Mißbrauch der Macht erhob Frankreich seine Stimme und verlangte die Zurückgabe der Gefangenen. Der Dey verweigerte dieselbe, doch als sich Frankreich zu einem Seeunternehmen gegen Aldschir rüstete, und er durch die hernach zu erörternde britische Kriegserklärung, aus Besorgniß, daß Frankreich daran Theil nehmen werde, in Furcht gesetzt wurde, entschloß er sich zur Zurückgabe der Gefangenen, deren der französische Consul an der Zahl 45 überliefert bekam. Es ward hernach im März des Jahres von der spanischen Regirung der Friede nebst einer Art von militärischer Amnestie bekannt gemacht. Die mit den spanischen zusammentreffenden Angelegenheiten entstanden im Jahr 1823, indem zu Ende Monats November d. J. der Dey aus unbekannt gebliebenen Gründen von den Consuln zu Aldschir die Herausgabe der in ihrem Dienste als Feldarbeiter stehenden freien Mauren der K'abilenstämme *) verlangte. Die Consuln weigerten sich, ließen unter der Hand ihre K'abilen entlaufen und erklärten dann, daß sie deren keine in ihrem Dienste hätten. Der britische Consul und der amerikanische hatten, jener 15 dieser 1 oder 2 behalten und verweigerten die Entlassung derselben. Da erdreistete sich der Dey so weit, daß er die K'abilen in der Wohnung des engländischen Consuls aufgreifen ließ, ja sich sogar des Consuls selbst bemächtigte, ihn einige Tage in Fesseln hielt, dann wieder frei ließ. In den ersten Tagen des Monat Februar 1824 zeigte sich eine Hauptabtheilung der britischen Kriegsflotte vor Aldschir. Der britische Consul verließ mit seiner Familie unentdeckter Weise die Stadt, um sich an Bord des Admiralschiffes zu begeben, und in demselben Augenblicke wehte die amerikanische Flagge auf dem Landhause, wo der Consul und die britische Kanzelei ihren Sitz hatte, deren Verletzung der Dey jedoch nicht wagen durfte. Auf die Gewaltthätigkeiten des Dey an Spanien, waren Beleidigungen der britischen Flagge gefolgt. Eine aldschirische Korvette ward von einer britischen Brigg in den Grund gebohrt. Ein britischer Unterhandlungsbeauftragter erschien und verlangte als einzige Genugthuung von Seiten des Dey, daß derselbe

*) K'abilen, K'aballen, K'obeilen, eine sehr zahlreiche Klasse der Einwohner des aldschirischen Staates und der ganzen Berberei, welche in viele Stämme abgetheilt größtentheils freie, unabhängige Land- und Bergbewohner sind, nur wenige die aldschirische Oberherrschaft anerkannten.

Digitized by Google

Consul nach Aldschir zurückkehre und mit einer gewissen Ehrenbezeigung empfangen werde, und daß die britische Flagge von nun an auf seinem Hause in der Stadt wehe (da bisher keine fremde Flagge in der Stadt selbst geduldet wurde). Da der Dey das alles abschlug, ward der Krieg erklärt, und auf die fruchtlosen Vorstellungen von Seiten der Briten ward in Mitte des Februar der Haven von einer Hauptabtheilung der britischen Flotte gesperrt. Fünf britische Fregatten oder Kutter schlossen Aldschîr und zwei andere Bûna ein; die britische Beschießung und Bebombung Aldschîrs erwartete nur eine Abtheilung Dampfbombarden aus London. Der Dey ließ aus Furcht vor der Bebombung alle im Haven befindlichen Schiffe abtakeln, und, ob er zwar vergebens den Beistand von Tûniß und Tripolis erbeten hatte, auch seine Miliz dem Kriege abgeneigt war, rüstete er sich mit großen Vorbereitungen gegen die bevorstehende Bebombung. Eine große Anzahl Truppen wurde aus dem Innern des Landes beordert, um die Vestungswerke zu besetzen. Alle Einwohner, welche nicht zur Vertheidigung der Stadt beitragen konnten, mußten die Stadt verlassen; jeder Einwohner vom 18. bis 50. Lebensjahre mußte die Waffen ergreifen; alle aldschirischen Fahrzeuge, welche sich bei der osmanischen Flotte befanden, wurden befehligt, unverzüglich nach Hause zurückzukehren. Er, der Dey selbst, kam nicht aus seinem vesten Schlosse heraus und wurde da aufs sorgfältigste von einem ihm ganz ergebenen Vertrauten bewacht und beschützt. Im Diwân zu Constantinopel war man durch die Nachricht von den Feindseligkeiten Englands gegen Aldschîr so aufgebracht, daß man sich über diesen Punkt mit den europäischen Gesandten in ernste Erörterungen einließ und zunächst in Hinsicht Großbritanniens der Beschluß gefaßt wurde, dem Lord Strangford eine kategorische Note zu überreichen, welche auch am 14. März demselben eingehändigt ward und in einem sehr hohen Tone verlautete. — Im Juni wurden Bombenschiffe von London nach Aldschîr abgesendet. Doch nach bis in den Monat Juli fortgesetzter Sperrung des aldschirischen Havens fand es der Dey gerathen, endlich nachzugeben, und am 22. Juli kam ein Friedensvertrag zu Stande, durch welchen die Streitigkeiten beigelegt waren, so daß die Briten am 26. d. M. die Sperrung des Havens aufhoben. Auch die den spanischen und britischen Angelegenheiten gleichzeitige Fehde mit den Niederlanden, vermöge welcher der Admiral Rupsch im Monat März den Befehl erhielt, sich mit seinem Geschwader nach Aldschîr zu begeben, gelangte nicht zum weitern Ausbruch. Im J. 1825 vermaß sich der Dey einer neuen Beleidigung Frankreichs, indem er das Haus des französischen Consuls zu Bûna vertragswidrig unter dem Vorwande des Verdachts eines Schleichhandels erbrechen und durchsuchen ließ, und ungeachtet das Ergebniß der Untersuchung die Unwahrheit der Beschuldigung bewies, der französischen Regirung für diese Unbill nicht die geringste Genugthuung gab. Willkürlich wurden hierauf in selbigem Jahre von den französischen Kaufleuten in Bûna weit höhere Abgaben, als im Zolltarif bedungen waren, verlangt, und französische Schiffshauptleute sollten ihre Papiere an Bord der aldschirischen Seeräuber zur Ausweisung vorlegen. Ferner, als in diesem Jahre Frankreich der römischen Flagge seinen Schutz bewilligt hatte, und alle drei Deyen, der Dey zu Aldschîr, der Bey zu Tûniß und der Dey zu Tripolis, sich verpflichtet hatten, die römische Flagge gleich der französischen zu beachten, waren doch kaum 18 Monate verflossen, als der Dey H'usein zwei römische Schiffe vernehmen ließ, den Werth derselben und ihre Ladung für verfallen erklärte und solche Beute zwischen sich und den Freibeutern theilte, worauf die französische Zurückfoderung nichts als die Freilassung der Schiffsmannschaft zu bewirken vermochte. — Solche Verletzungen der französischen Verträge wurden, da die Vermessenheit des Dey mit seiner Ungestraftheit alljährlich zunahm, in den Jahren 1826 und 1827 immer häufiger, auch erschienen im J. 1826 am 8. November abermals die Aldschirer an den Küsten Spaniens und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. Der Dey weigerte sich ganz bestimmt, die französischen Verträge mit der Pforte anzuerkennen. Um diese Zeit fingen auch die Aldschirer an, von den Hauptleuten der französischen Handelsschiffe, denen sie im offenen Meere begegneten, zu verlangen, daß sie an Bord ihrer Fahrzeuge kommen sollten, um ihre Schiffspapiere untersuchen zu lassen, ein Verfahren, was dem Vertrage von 1819 schnurstracks zuwider lief. Im J. 1826 nahm der Dey in seiner Verwegenheit keinen Anstand, was oben beiläufig angedeutet wurde, zu den Vortheilen des Handels, welche die Franzosen in Orân genossen, auch alle anderen Handelsnationen einzuladen, und dennoch bestand er auf der bedungenen Abgabe von 200000 Franken von Frankreich. — Außer diesen vielen Beschwerden ließen zuletzt die Unverschämtheit und die Treulosigkeit des Dey H'usein in einer bedeutenden Handelsangelegenheit dem Könige von Frankreich kein weiteres Mittel übrig, als dem ungemessenen Unwesen durch nachdrückliche Kriegserklärung und ein unter den kräftigsten Maßregeln erfolgreiches Seeunternehmen endlich ein Ende zu bereiten. Eine Foderung eines aldschirischen Handelshauses von 7 Millionen an die französische Regirung wurde durch Gegenfoderung von aldschirischen Unterthanen französischen verschuldeten 2½ Millionen Franken auf 4½ Millionen herabgestimmt und abschlägliche Zahlung in bestimmten Zeiträumen vestgesetzt; gleichwol verlangte der Dey, daß die erste Summe von 7 Millionen bei ihm niedergelegt werde. Da die französische Regirung nicht so schnell, als er es wünschte, auf diese Zumuthung geantwortet, ließ er sich Anfangs auf Drohungen ein, und als die Sache nicht in seinem Sinne gefördert ward, wagte er es sogar, den französischen Generalconsul Deval bei öffentlicher Gelegenheit in seinem Zutrittszimmer, als er ihn nach der Antwort des französischen Ministeriums auf sein Schreiben an dasselbe fragte, und dieser die Antwort noch nicht erhalten hatte, mehre Schläge mit einem Fliegenwedel auf den Kopf zu versetzen und zu befehlen, sofort aus seinen Augen zu gehen, nachdem er ihm in derselben Gehörgebung in Gegenwart aller Anwesenden erklärt, daß er nicht ferner gestatten wolle, daß noch eine einzige Kanone auf

Digitized by Google

aldschirischem Gebiete bleibe, und er den Franzosen im Allgemeinen keine andern Rechte zuerkenne, als diejenigen, welcher sich die übrigen dorthin Handel treibenden europäischen Kaufleute zu erfreuen hätten. Die Frechheit zu vollenden, ließ er hierauf die französischen Besitzungen auf der afrikanischen Küste zerstören. Denn kaum war Deval, erhaltenem Befehle von seiner Regirung zufolge, abgereist, weil jede Genugthuung für das schimpfliche Verfahren der französischen Regirung keck verweigert wurde, so ließ der Dey dem Bey von Konstantine den Befehl zugehen, die französischen Niederlassungen in Afrika mit Feuer und Schwert zu verheeren. Dieser Auftrag wurde schnell vollzogen und das Fort Lacalla bis auf den Grund zerstört. — Der König von Frankreich Karl X. schickte nun, die Korsaren zu beschränken und dem Dey ernstliche Miene zu zeigen, eine Abtheilung seiner Flotte vor Aldschir und befahl eine strenge Sperrung des Ortes, welche jedoch nicht so eng einschloß, daß nicht Korsaren durchschlüpften und aldschirische Seeräuber sogar an Frankreichs Küste erschienen, auch das französische Geschwader sich immer in ansehnlicher Entfernung vom Haven Aldschirs hielt. Während dieser Einschließung fiel ein unbedeutendes Seegefecht im Monat October 1827 vor Aldschir vor, wodurch die dabei betheiligten aldschirischen Schiffe in schlechten Zustand versetzt wurden. Am 5. Februar 1828 erklärte Frankreich, die Sperrung so lange fortzusetzen, bis völlige Genugthuung von Seiten des Dey erfolgt seyn werde. Diese dreijährige Sperrung des aldschirischen Havens, da sie jährlich 9 Millionen Franken gekostet hatte, ohne zu einem Ausspruch zu führen, ermüdete die französische Regirung, daß sie beschloß, die ganze Angelegenheit auf eine oder die andere Weise zur Entscheidung zu bringen. Zunächst wurde der Weg der Güte versucht. Es wurde nach Anknüpfung der Verhandlungen durch ein spanisches Schiff ein französischer Schiffshauptmann, de la Bretoniere, im Juli 1829 mit dem Auftrage an den Dey Hussein abgesendet, ihn zu einem friedlichen Abkommen mit Frankreich zu vermögen. Die Unterhandlungen dauerten vom 27. Juli bis zum 2. August, an welchem Tage die angebotenen friedlichen Bedingungen vom Dey zurückgewiesen wurden. Der friedliche Versuch scheiterte ganz an Husseins Halsstarrigkeit, und ein letzter Schimpf für die französische Flagge, eine letzte Übertretung der heiligsten Rechte bei allen Völkern, setzte den Frevels der aldschirischen Regentschaft die Krone auf und machte die Versöhnung mit der französischen Nationalehre unmöglich. Als nämlich am 3. August de la Bretoniere den Haven von Aldschir wieder verließ, gab eine Batterie des Forts drei blinde Schüsse auf das in die Schußweite des Forts gekommene Parlamentärschiff, und im Augenblick gaben sämtliche in der Nähe liegende Batterien mit lebhaftem Feuer eine volle Ladung auf das Parlamentärschiff, das von 80 Kugeln erreicht wurde. Man schleuderte sogar eine Bombe gegen dasselbe, und das Feuer hörte erst auf, als das Schiff sich völlig aus der Schußweite befand. — Der Dey war hierauf so dreist, sich entschuldigen zu lassen, daß der Vorfall durch ein Mißverständniß herbeigeführt worden sei! — Späterhin, im Januar 1830, als Frankreich sich schon zum Krieg anschickte, ließ er den in Aldschir zu dieser Zeit befindlichen türkischen Gesandten den Gesandtschaftssekretär nach Mahû abfertigen, um dem Admiral de la Bretoniere ein Ultimatum zu überbringen. Der Dey bestand darin sogar auf 12 Millionen Franken als einer Entschädigung der Handelsnachtheile, welche ihm durch die Sperrung zugefügt worden seien, und verlangte überdies die Brigg Alerte, einen trefflichen Segler, der während der Sperrung der aldschirischen Marine vielen Schaden gethan. Die Unterhandlungen waren hiemit auf immer abgebrochen, und die Gewalt der Waffen mußte nun entscheiden.

Unter diesen bei weitem noch nicht vollständig aufgezählten Umständen der gröbsten Versündigung des Dey Hussein an den europäischen Seemächten und an Frankreich ganz insbesondere, hatte Frankreich Veranlassung, Antrieb, dringendes und unwiderstehliches Bedürfniß genug zu ernstern, kräftigern Maßregeln, als jemals genommen worden waren; nächstdem dienten geheime Absichten der Bourbons und des französischen Kabinets zur Ermunterung. Der Krieg mit Aldschir sollte ein Heer schaffen, auf welches man sich bei Durchführung unvolksthümlicher Pläne verlassen könne. Daneben versprach man sich von dem afrikanischen Vertilgungsunternehmen die erfreulichsten Folgen. Die im Schlosse zu Aldschir aufgehäuften Schätze sollten dem Könige und dem Ministerium statswirthschaftliche Mittel liefern, um bei Durchführung ihrer Pläne den guten Willen der Kammern entbehrlich zu machen. Zwei so glänzende Aussichten vermochten in Verbindung mit der beingenden Nothwendigkeit, den Grausamkeiten, Schandthaten und schimpflichen Begegnungen der barbaresken Regentschaften ein erwünschtes Garaus zu machen, dasjenige ins Werk zu richten, was man seit Jahrhunderten gegen erlittene Gewaltthätigkeiten und Kränkungen nicht vermocht hatte. Der Krieg gegen Aldschir wurde mit dem beginnenden Jahre 1830 in den Tuillerien beschlossen. Die Bourbons wollten auf afrikanischem Boden den Grund zu dem Siege legen, welchen sie über ihr eigenes, halsstarriges Volk zu erringen hofften. Von außen her schien dem großen Unternehmen kein Hinderniß entgegen zu seyn. Denn mit Egypten lebte Frankreich in Eintracht, ebenso mit den übrigen, unter der Herrschaft des Großherrn stehenden, nahen Provinzen, auch mit der Pforte selbst; mit Tûnis und mit dem Kaiserreiche Marokko befand man sich auf Friedensfuß; unsicher waren blos die Verbindungen mit Tripolis, seit der französische Consul sich genöthigt gesehen, in Folge widerfahrener Beleidigung und seiner persönlichen Sicherstellung wegen sich im August 1829 zu entfernen. Zur Beruhigung und Vorsichtsnahme der französischen Kaufmannschaft befahl der König das Auslaufen zweier Fregatten, welche am Schluß des Monats Februar 1830 unter Segel gingen, um vor Tûnis und Tripolis zu kreuzen, den französischen Handel zu beschützen. Den 2. März 1830 erklärte der König bei Eröffnung der Kammern seinen gerechten Unwillen gegen den Barbareskenstat Aldschir, und daß er nun nicht länger einen seiner Flagge

Digitized by Google

zugefügten Schimpf ungeahndet lassen dürfe, sich also mit Gottes Hilfe eine glänzende Genugthuung verschaffen wolle, welche der Ehre Frankreichs Genüge leiste und der ganzen Christenheit zum Heil gereiche. Schon vorher, nachdem sich das Kabinet im Februar des Jahres für das Unternehmen entschlossen hatte, beschäftigte man sich eifrig mit den zu einem sichern Gelingen nöthigen Vorkehrungen. Da es jetzt nicht darauf ankam, Aldschir zu züchtigen, sondern das Ziel die gänzliche Unterwerfung des feindlichen States war, so war man nicht nur auf die Flotte, sondern vornehmlich auch auf ein zahlreiches Landheer bedacht. Die Kriegsrüstungen wurden in den Monaten März und April zu Marseille und zu Toulon mit größter Thätigkeit betrieben. Durch französische Unterhändler zu Kähira sollen auch dem Päschä von Egypten, Meh'emed (Mehmed) 'Aly für Mitwirkung zum Kriege durch ein Heertheil nach der afrikanischen Küste, um die französische Unternehmung zu unterstützen, anlockende Anerbietungen gemacht worden und dieser auch nicht abgeneigt gewesen seyn, inzwischen die Pforte einen Abgeordneten nach Aldschir schickte, den Dey H'usein zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Vergebens baten alle Consuln zu Aldschir um Freilassung der französischen Gefangenen, deren er noch 30 in seiner Gewalt hatte.

Das zu dem großen Unternehmen ausgerüstete Landheer erhielt zum Oberbefehlshaber und Führer den zeitigen Kriegsminister, Grafen Bourmont; zum Admiral der Flotte ward der Viceadmiral Duperré, zeitiger Havencommandant zu Brest, ersehen. Nach amtlichen Berichten betrug die Gesamtzahl aller zu dem Unternehmen verwendeten Mannschaften 59700 Köpfe; das Landheer belief sich auf 37577 Mann, und es wurden überdies noch Reserven gebildet. Nach denselben amtlichen Berichten war die Anzahl der bei dem Landheere befindlichen Pferde 3984, wovon 1309 auf die Artillerie und 1330 auf das Fuhrwesen kamen. Das Landheer war in drei große Heeresabtheilungen unter dem Oberbefehl des Baron Berthezéné, des Grafen Loverdo und des Herzogs von Escars gesondert. Der Artillerie stand der Vicomte de la Hitte, dem Geniewesen (der Personenzahl der Ingenieurs oder Kriegsbauverständigen) der Baron Valazé vor. Die Flotte war durch 68 Segel, zu denen später das Sperrungsgeschwader stieß, gebildet und bestand aus 11 Linienschiffen, 20 Fregatten, 10 Korvetten, 10 Briggs, 8 Bombarden, 9 Gabarren; außerdem noch aus einer Menge Überfahrt- und Frachtschiffe zue Fortschaffung der Truppen, der Pferde, der nöthigen Vorräthe, und andern Fahrzeugen, so daß die Gesamtzahl aller zur Unternehmung verwendeten Schiffe zu 352 heranwuchs, und mit Inbegriff der zugestoßenen des Sperrungsgeschwaders und der 7 Dampfschiffe, welche die Flotte zur Benachrichtigung und Briefbestellung begleiteten, vielleicht auf 600 stieg. Alle Schiffe und Fahrzeuge waren gehörig in mehre Abtheilungen vertheilt untee dem Oberbefehl des Admiral Duperré. Das Heergeräth bestand nach einer Pariser Angabe vom Ende Monats April aus 76 Belagerungsgeschützen (16- bis 24-Pfündern), 8 Berghaubitzen (12 Pfündern), 4 Belagerungsbatterien, 1800 congreviſchen Raketen, 150 Blockhäusern oder tragbaren Verschanzungen, jedes Blockhaus für 150 Mann, 8000 Piken für das Fußvolk, 12 Mörsern von 12 Zoll, 10 Schmieden, 20000 Hacken, 20000 Schaufeln. Am 2. Mai wurden zu Toulon, Behufs der Unternehmung, mit dem günstigsten Erfolge gekrönte Versuche, mit neu erfundenen platten Fahrzeugen Truppen schnell ans Land zu setzen, angestellt. Nachdem alles zur Abfahrt bereit war, traf der Sohn Karls X. bei dem Heere zur Musterung ein. Die Einschiffung begann auf der Rhede von Toulon den 11. Mai, den 18. war sie vollendet; die Abfahrt aber geschah wegen entgetretener widriger Winde erst am 25. Mai. Am 26. lichteten zu Toulon 136 Überfahrt- und Frachtschiffe die Anker, um zu der abgefertigten Flotte zu stoßen.

Die Streitkräfte des Dey H'usein, welche man nach vorläufiger Berechnung erwartete, schienen allerdings nicht ganz unbeträchtlich, wiewol einer europäischen Macht erster Klasse nicht sehr furchtbar zu seyn. Der Dey kannte die Absicht Frankreichs und die Stärke des Kriegszuges gegen ihn, hartnäckig und starrsinnig aber vertraute er als Türke auf das Glück seines Verhängnisses, rief die moßlemische Bevölkerung seines Reichs im Namen der Religion des Islâm zu den Waffen, hatte 50000 Gewehre austheilen lassen und auf jeden Kopf der Franzosen einen Preis von 20, und für jedes dem Feinde abgenommene Geschütz von 200 schweren Piastern gesetzt, hoffte auch nebenbei, daß die Elemente, das Klima und die Dürre des Bodens das ihrige zu seiner Rettung thun würden. Er ließ auch mehre des Verraths angeklagte Beduinenhäuptlinge hinrichten. Die Hilfstruppen, mit welchen die Beys der Provinzen des aldschirischen States ihn zu unterstützen verpflichtet waren, mochten sich etwa auf 16000 Mann belaufen. Er selbst unterhielt ein dieser Zahl ungefähr gleichkommendes Heer, welches aus 7000 Türken, ebenso viel Coloris (K'ulûgly's) und 2000 Mann mauriſcher Reuterei zusammengesetzt war; auch war er schon seit einiger Zeit beschäftigt gewesen, eine Anzahl Negersklaven und Eingeborner kriegerisch zu ordnen und zuzustutzen. Überdies konnte er darauf rechnen, daß im Verlaufe des Krieges ungezählte Scharen arabischer und mauriſcher Reuter sich zu ihm schlagen würden. Unter seinen sämtlichen Truppen waren die türkischen die tüchtigsten und kamen ihm vorzüglich zu Statten, wenn es auf Vertheidigung hinter Wall und Mauer ankam. Die aldschirische Flotte bestand aus 11 Kriegsfahrzeugen, welche zusammen 192 Kanonen und eine Bemannung von etwas über 3000 Köpfe führten. Aldschir war nach türkischer Art kunstgerecht befestigt, von allen Seiten mit 30 Fuß hohen Mauern eingeschlossen; alle Vertheidigungswerke waren reichlich mit Geschütz versehen. Das Kastell oder veste Schloß, die K'aszaba, in welchem der Dey seine Residenz hatte, beherrschte die niedrig liegende Stadt und konnte zugleich das vom Kaiser Karl V. benannte Kaiserschloß bestreichen, welches aber das wichtigste Bollwerk war, dessen Besitz zugleich zum Herrn der Stadt machte. Der Haven von Aldschir war in allen seinen Theilen stark verschanzt, und auf allen der Vertheidigung günsti-

Digitized by Google

gen Punkten waren Batterien aufgepflanzt. — Wir kehren nach Toulon zurück. Noch am Abend des 25. Mai kam der vorwärts steuernden französischen Flotte ein türkisches Linienschiff in Begleitung einer französischen Fregatte entgegen, welches Tâhir Paschâ, Viceadmiral der osmanischen Seemacht, als Abgesandten des Großherrn nach Frankreich bringen sollte. Die Pforte hatte ihn beauftragt, sich nach Aldschie zu begeben, den Dey Husein kraft der Oberherrlichkeit der Pforte abzusetzen und die Regentschaft im Namen der Pforte in Beschlag zu nehmen, der französischen Regirung die verlangte Genugthuung zu gewähren und den beschlossenen Seekrieg überflüssig zu machen. Wäre dieses gelungen, so würde die gute Sache abermals gehindert und vernichtet worden seyn; Frankreich hätte den Grund zum Kriege verloren, und über den in Aldschir gespielten Streich sich mit der Pforte in Verdruß zu setzen, war nicht wol thunlich. Zum Glück aber hatte das französische Geschwader vor Aldschir heimlich Kunde von Tâhirs Vorhaben bekommen, ihn nicht in die Stadt gelassen, weswegen er sich eiligst auf den Weg nach Frankreich lenkte, um vor Karl X. selbst den Auftrag seines Herrn anzubringen. Es war zu spät! — Die französische Flotte setzte sich am 25. in drei Kolonnen in Bewegung. Den 30. in der Frühe tauchte im Süden die nur noch wenige Stunden entfernte Küste von Afrika aus dem Meere. Weil aber die Meereswogen für das Wagestück einer Landung zu hoch gingen, wandte man sich am Abend nach der Bai von Palma, welche man am 2. Juni Nachmittags erreichte, am Abend des 9. Juni sie erst wieder verließ. Am 12. Morgens kam die Flotte auf der Rhede von Aldschie an, legte dann, vor den Havensverschanzungen vorüberziehend, in der Bucht der Halbinsel Sidy el Feerutsch oder Ferritsch vor Anker und brachte den Tag damit zu, eine Stellung zu nehmen. Gegen Mittag gewahrte man viele längs dem Ufer hin und her galoppirende Türken; bald auch flog aus einigen durch das Gesträuch maskirten Batterien eine Anzahl Schüsse auf die Schiffe, welches Feuer jedoch das Dampfschiff Le Nageur bald zum Schweigen brachte. Die Ausschiffung ging hierauf in der schönsten Ordnung vor sich. Am 14. Morgens 4 Uhr stieg der Obergeneral und sein Stab in die Admiralsschaluppe, und sie landete auf dem Felsen der Landspitze vor Torre chico (Torre Tschiko, d. i. dem kleinen Thurme) auf der Halbinsel Sidy Ferrutsch in demselben Augenblicke, in welchem die Schaluppen und Boote der ersten Heeresabtheilung westwärts dieser Halbinsel an das veste Land setzten. Am 15. Abends stand eine vollständig bespannte Batterie auf dem vesten Boden. Zur Sicherheit ließ der Obergeneral Bourmont bei dem Thurme Torre chico ein verschanztes Lager anlegen. Am 16. bis 18. wurde das Ausschiffen durch Stürme unterbrochen, welche nicht ohne einige Verluste für die Flotte vorübergingen. Am 18. konnte man mit dem Ausschiffen fortfahren, und am 23. waren alle zur Unternehmung gehörigen Fahrzeuge angekommen.

Als am 14. Juni die erste Heeresabtheilung ans Land setzte, ließ der Feind im Vertrauen auf die Überlegenheit seiner Streitkräfte alles geschehen. In der Meinung, daß mit dem ersten Heerestheile alle Truppen ausgeschifft seien, eröffneten die Türken, als der Obergeneral durch das Gebüsch drang, ein schlecht gerichtetes Feuer aus einer Batterie, welche man nicht ermangelte wegzunehmen. An diesem Tage hatte man nur sehr wenig Verwundete, die an Ort und Stelle verbunden und dann auf die Kriegsschiffe geschickt wurden. Nachdem das Landheer völlig gelandet, war das Geniekorps mit Absteckung des Lagers beschäftigt. Das erste Heerwachtlager (Bivouac) war wegen der Feuchtigkeit des Klima, dessen bekannte Beschreibung in der That noch weit hinter der Wahrheit blieb, sehr beschwerlich, indem man schon auf Wasser stieß, wenn man mit den artesischen Bohren nur einen Fuß tief grub. Nachdem man seit mehren Tagen auf der feindlichen Seite eine bevorstehenden Angriff vermuthen lassende Entwickelung gewahrt hatte, zeigten sich am 19ten Morgens die Aldschirer in einer bis dahin nicht gesehenen Stärke. Die Franzosen schätzten ihre Menge auf 40000 Mann, ja man schlug die aldschirische Kriegsmacht auf 60000 Mann an. Die Feinde begannen jetzt einen ungestümen Angriff auf die vorgeschobenen Posten der französischen Linie. Sie wurden von dem Aghâ von Aldschir und den Beys von Konstantine und Titery befehligt. Dieses mit Tagesanbruch von aldschirischer Seite mit der türkischen Miliz an der Spitze gelieferte Treffen, welches schnell sehr lebhaft wurde, endete nur mit Erstürmung des feindlichen Lagees in der Gegend von Stavely, nahe dem aus einigen Häusern bestehenden Oete Sidy Chalef, in Entfernung von etwa 4 Stunden von dem Kaiserschlosse und 2 Stunden von Sidy Ferrutsch, und mit der vollen Flucht des ganzen Heeres der Türken, Beduinen und Kabilen. Den ersten Angriff in dieser gelieferten siegreichen Schlacht von Stavely hielten die französischen Soldaten mit Ruhe aus, so daß die Feinde nicht den mindesten Vortheil über sie gewinnen konnten; dann aber griff das ganze in das Gefecht verwickelte französische Heer die feindlichen Haufen mit großer Entschlossenheit an, und der Feind ward in eine alles verwirrende Flucht fortgerissen; die ganze feindliche Heerschaar ward mit Nachdruck zurückgeschlagen und in die Flucht gejagt; was sich nicht retten konnte, wurde von den erbitterten Siegern niedergestoßen. Die Verfolgung dauerte noch Abends 6 Uhr. Das ganze feindliche Lager, 8 Kanonen, 400 aufgeschlagene Zelte, unter welchen die des Aghâ von Aldschie und der Beyen von Konstantine und Titery von großer Pracht waren, eine Menge Kameele, Heerden von Schafen und anderm Schlachtvieh, Lebensmittel aller Art und große Vorräthe von Kriegsbeständen fielen der siegreichen Macht in die Hände. Inzwischen kostete ihr die Niederlage der aldschirischen Heeresmacht der Angabe nach 200 Mann an Todten und 400 an Verwundeten. Das französische Heer blieb bei Stavely bis zum 24sten stehen, auch zum Theil deshalb, weil man erst 45 bis 50 Wagen und 60 Maulthiere am Lande hatte, also bei weitem noch nicht genug Fortschaffungsmittel vorhanden waren, um das Kriegsheer auf eine weitere Entfernung mit Lebensmitteln und andern Vorräthen zu versehen. Am 20sten stellten sich 6000

Digitized by Google

'Araber bei den französischen Vorposten ein, um sich zum französischen Heere zu schlagen; in der Nacht darauf ein zweites Korps von 'Arabern, die sich ebenfalls unterwerfen und der französischen Heeresmacht beigesellen wollten. Sie wurden in ihre Heimath zurückgewiesen. Dem Geniekorps war aufgegeben, eine fahrbare Straße zwischen Staveley und Sidy el Ferrutsch anzulegen, und nachdem diese Verbindungsstraße in einigen Tagen zu Stande gekommen, den freien Zugang zu sichern, längs dieser Straße mehre Blockhäuser errichtet waren, und die Stellung am letztern Orte durch aufgeführte Batterien haltbar genug geworden, um die Straße ohne Besorgniß im Rücken des Heeres liegen lassen zu können, auch für alles nöthige zum weitern Vorrücken gesorgt war, mittlerweile auch die Seemacht mit unermüdeter Thätigkeit neuen Kriegsbedarf gelandet hatte, und ein Theil der in der Bai von Palma zurückgebliebenen Bedeckung nachgekommen war, zog man die zu Sidy Ferrutsch entbehrlichen Truppen an das bei Staveley stehende Hauptheer heran, bei dessen Truppen der Gesundheitszustand nach und nach einen weniger günstigen Anstrich bekommen hatte, indem sich Fieber und Ruhr einstellten. Das Heer rückte nun am 24sten unter beständigen Neckereien des Feindes nach Sfidy Chälef in der Richtung des Kaiserschlosses vor. Der Raum, auf welchem das Heer Fuß faßte, war so gewählt, daß zwischen demselben und der türkischen Heeresmacht nur eine Schlucht gelegen war. Das türkische Heer sprengte auf seinem Rückzuge ein beträchtliches Pulvermagazin in die Luft. Das so zu sagen mitten unter dem Plänkern stattfindende Losknallen, welches eine Unterhöhlung des Bodens vermuthen ließ, kündigte sich durch eine unermeßliche Staubsäule an, welche sich langsam gegen den Himmel erhob und in Gestaltung einer dichten kupferfarbenen Wolke zerplatzte. Der Feind hatte in den Gefechten vom 19ten bis 24sten einen großen Verlust an Leuten erlitten; da er sichs aber sehr angelegen seyn ließ, seine Verwundeten fortzuschaffen, so konnte man die Größe seines Verlustes nicht ausmitteln. Die Franzosen zählten nun 658 Verwundete und 136 Fieberkranke, die man auf leeren Brodwagen nach Sfidy Ferrutsch brachte; hier wurden nur 226 behandelt, von denen 22 auf den fahrenden Lazarethen starben, die übrigen schwerer niederliegenden aber wurden nach Mahû eingeschifft. Die Zahl der Gefallenen hat man nicht erfahren. Am Abend lief das Bedeckungsgeleit von Palma mit günstigem Winde in die Bai von Sfidy Ferrutsch, woselbst die Anstalten nun ihrer Vollendung nahten, ein, in welcher Bai sämtliche Zufuhrschiffe ankerten. Die Algierer hatten nach der unglücklichen Schlacht von Sfidy Chälef Verstärkungen an sich gezogen. Morgens des 24. Juni warfen sie sich unter Anführung eines Eidams des Dey nochmals bei Sfidy Chälef auf das französische Heer. Sie sollen an diesem Tage 50 bis 60000, die Franzosen dagegen 26 bis 28000 Mann stark gewesen seyn. Allein nach wiederholten heftigen Gefechten von langer Dauer waren ihnen die Franzosen dennoch überlegen, so daß am Abend auch diese letzte Kraftanstrengung eines verzweifelnden Feindes so gänzlich gescheitert war, daß er von nun an nur darauf dachte, sich in schleuniger Flucht nach Aldschir zu retten. Die Franzosen hatten ihren Sieg der Angabe nach mit einem Verluste von 400 Todten und 600 Verwundeten erkauft. Unter vielen einzelnen mit nicht unbedeutendem Verluste verbundenen Gefechten des kleinen Kriegs näherte sich das französische Heer der Stadt Aldschir, inzwischen am 26sten der Feind das, so wie das Kaiserschloß, alle Forts der Stadt und das südliche Thor derselben, unterminirte Sternfort mit einem Pulvermagazin, aus welchem die Aldschir umgebenden Forts mit Schießbedarf versehen wurden, in die Luft gesprengt hatte. Am 28sten stand das siegreiche Heer anderthalb Stunden von der Stadt entfernt. Die Stadt ward belagert; doch blieb die Verbindung des Kaiserschlosses mit der Stadt noch frei; und ebenso wenig konnte man von dieser letztern die Straße nach Konstantine und eine andere dem Meere entlang laufende abschneiden. Am 29sten rückte das französische Heer gegen das Kaiserfort an. Das Geniekorps und die Artillerie vereinigten nun ihre Arbeiten, und am 30sten begannen sie, der Stellungen, welche das Kaiserfort beherrschten, bemächtigt, die Laufgräben zu öffnen. Die vier Tage vor Einnahme des Kaiserforts waren mörderisch. Am 4ten Juli Morgens 4 Uhr begann der Angriff, und von 9 Uhr an wurde Bresche geschossen. Gegen 10 Uhr ließ das Feuer des Platzes etwas nach, und um 10 Uhr ward das seit dem 2ten Juli von der französischen Artillerie beschossene Kaiserschloß von den Türken geräumt, die französischen Truppen hüteten sich aber es zu besetzen, weil sie wußten, daß es unterminirt sei. Wenige Stunden nach dem Abzuge der Türken hörte man ein furchtbares Getrach, eine heftige Erschütterung folgte nach, das Kaiserschloß flog auf Befehl des Dey mit gewaltigem Knall in die Luft, und es verging einige Zeit, bis man in dem den Horizont verfinsternden Rauche und Staube sich wieder erkannte. Jetzt erfuhr man, der Hauptthurm sei gänzlich zerstört. Inzwischen hatte das Geschütz der Stadt und der Forts nicht aufgehört zu feuern. Es wurden auf dieser die Stadt beherrschenden Ruine sogleich Batterien errichtet, um in die Stadtmauer Bresche zu schießen, und der Obergeneral Bourmont verfügte sich, den Stand der Dinge zu beobachten, in die oberste Veste, als der K'azbadschy (Schloßhauptmann) Sidy Muszk'afa, erster Sekretär des Dey, als Parlamentär (Vertragsunterhändler) erschien. Die außerordentliche Bestürzung, die man dem Abgesandten ansah, malte den Schrecken, der in Aldschir herrschte. Die Unterhandlung war kurz. Der Obergeneral Bourmont verabschiedete den Gesandten, indem er ihm bemerklich machte, wie es in seiner Gewalt stehe, mit seinen 100 Kanonen in einem Augenblicke die Stadt und die K'azaba (das Residenzkastell des Dey) in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, nichts destoweniger er aber dem Dey und seinen Türken das Leben bewillige, wogegen er jedoch erwarte, daß auf der Stelle die Thore geöffnet und die äußern Forts übergeben würden. Nicht lange, so wurde ein zweiter Unterhändler gemeldet. H'amed Bodarba, Mitglied des mauritischen Gemeinderaths, ein sehr gebildeter Mann, der ganz Europa bereist hatte und mehrer Sprachen mächtig war, trug mit vieler Gewandtheit die Foderungen des

Digitized by Google

Dey vor. Der General wiederholte seinen frühern Bescheid, hinzufügend, daß der Dey sich dem Könige von Frankreich ohne Furcht übergeben könne, welcher für seine Zukunft auf ehrenvolle Weise sorgen werde. Während des Verlaufes dieser Dinge gewahrte man von dem Kaiserfort, auf welchem man die Aussicht auf das ganze Ufer hat, eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen, welche aus dem Haven liefen und auf das Kap Montafú zusteuerten, so wie eine Menge Türken, Beduinen und K'abilen, die mit beladenen Maulthieren und Pferden aus der Stadt ritten. Die Zeit verstieh, die französische Heeresmacht behielt ihre Stellung, und noch war nichts zu Ende. Da langten gegen 2 Uhr Sidy Muszi'afa und H'amed Bodarba von neuem als Unterhändler an. Sie wurden vom Obergeneral unter einigen Bäumen in einer Vertiefung des Berges in Gegenwart mehrer der vornehmsten Offiziere und des britischen Konsuls empfangen. Die schon bekannte Vertragsunterhandlung, in welcher dem Dey und seiner türkischen Miliz der Besitz des Privateigenthums und die Freiheit, ihren Aufenthalt außer Aldschir selbst zu wählen, zugesichert wurde, kam nunmehr zu Stande. Sie beruhete auf vorhergepflogenen Unterhandlungen des britischen Konsuls, welcher von beiden Theilen, dem Oberbefehlshaber Grafen Bourmont und dem Dey dazu aufgefodert war, und vermöge derselben war nicht nur dem Dey ein sicheres Geleit für ihn und seine Familie und die Erhaltung seines Privateigenthums bewirkt, sondern auch das große Unglück der Stadt, wenn der Platz hätte mit Sturm eingenommen werden müssen, beseitigt, nächstdem die Beruhigung der Einwohner wegen der Sicherheit ihres Eigenthums erzielt, wodurch der Dey zugleich vor der Rache seiner eigenen aufgebrachten Unterthanen geschützt ward. Die zwischen dem Oberbefehlshaber der französischen Heeresmacht und dem Dey H'usein im Lager vor Aldschir abgeschlossene Friedensurkunde wurde am frühen Morgen des 5ten Juli von beiden Seiten unterzeichnet und lautete: „Die K'aszaba und alle andern zu Aldschir gehörigen Forts und der Haven der Stadt werden um 10 Uhr Morgens den französischen Truppen übergeben; der Oberbefehlshaber des französischen Kriegsheeres macht sich gegen Se. Hoheit den Dey von Aldschir anheischig, ihm die Freiheit und den Besitz dessen, was ihm als persönliches Eigenthum zugehört, zu lassen; demselben soll es freistehen, sich mit seiner Familie und Habe in einen zu bestimmenden Ort zurückzuziehen; er steht, so lange er in Aldschir verweilt, mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Oberbefehlshabers des französischen Kriegsheeres; für die Sicherheit seiner Person und seiner Familie wird eine Leibwache sorgen; der Oberbefehlshaber sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schutz zu; die Ausübung der muh'ammedanischen Religion bleibt frei und ungestört; die Freiheit der Einwohner aller Stände, ihr Eigenthum, ihre Religion, ihr Handel und ihre Industrie (ihr Gewerbfleiß und ihre Kunstbetriebsamkeit) sollen keine Verletzung erleiden; ihre Weiber und Töchter sollen als unverletzlich berücksichtigt seyn; für alle diese bedinglichen Zusagen haftet der Oberbefehlshaber mit seiner Ehre. Die Auswechselung dieses Vertrags muß diesen Morgen um 10 Uhr erfolgt seyn, und die französischen Truppen rücken alsdann sogleich in die K'aszaba und nach und nach in alle andern Forts der Stadt und Marine ein." So zog nun, nachdem Tages vorher am 4ten des Juli das Kaiserschloß eingenommen war, jetzt am 5ten Morgens 10 Uhr das siegreiche französische Heer in Aldschir ein und besetzte die Stadt und die Residenzveste darin. Auf letzterer und auf allen Forts wehete die Flagge des Königs von Frankreich. Die Flotte lief in der nämlichen Zeit, in welcher das Landheer Aldschir besetzte, in den Haven von Aldschir ein. Schon am 6ten waren alle Türken entwaffnet. An diesem Tage ließ auch der Bey von Titery (der südlichen Provinz des aldschierischen Reiches), zuerst die Unmöglichkeit den Kampf länger fortzusetzen erkennend, durch seinen kaum sechzehnjährigen Sohn dem Oberbefehlshaber seine Bereitwilligkeit sich zu unterwerfen melden, erhielt das sicherste Geleit und stellte sich am 7ten persönlich in Aldschir ein. Die Verwaltung seiner Provinz wurde ihm unter der Bedingung gelassen, daß er der französischen Regirung denselben Tribut entrichte, den er dem Dey habe leisten müssen. Die Eroberung von Aldschir mochte den Franzosen 4 bis 5000 Mann gekostet haben. Die Aldschirer gaben den Verlust auf ihrer Seite auf mehr als 10000 Todte und schwer Verwundete an. Am 9ten erregte die Nachricht von der Einnahme Aldschirs in Paris, trotz alles Parteigeistes, unter allen Klassen der Einwohner die lebhafteste Freude, und am 17ten ward dem Grafen Bourmont für die so schnelle Eroberung der Marschallstab eingesendet. Der entwaffneten Miliz wurde sogleich nach der Einnahme von Aldschir angezeigt, daß die Familienväter in Aldschir bleiben könnten, die unverheiratheten aber ohne Säumung zu verschiedenen Absendungen von Überfahrtsschiffen aus Aldschir nach von ihnen selbst gewählten Ländern entfernt werden müßten. Für den letztern Fall, der Abschiffung, fanden sich jedoch auch viele derer, welche verheirathet waren.

Der seiner Herrschaft entsetzte Dey H'usein hatte sich schon nach der Einnahme des Kaiserforts in eine Wohnung in der Stadt zurückgezogen, wo er nun dem Vertrage zufolge sich unter französischem Schutze fernen aufhielt, aber schon den 10ten mit seinen Schätzen und einem Gefolge von 110 Personen unter Segel ging, nicht nach Livorno, wie er anfangs wünschte, sondern nach Neapel. An demselben Tage waren auch schon 1300 unverheirathete türkische Milizen am Bord, mit deren Einschiffung seitdem thätig fortgefahren wurde. Am 16ten befand sich der Dey mit seinem ganzen Gefolge, zweien seiner Schwiegersöhne, deren einer sein gewesener Maineministre, der andere sein Kriegsminister, seinem Bruder (der als solcher kein Staatsamt bekleidete), seinem Finanzminister, seinem Hausmeister und 58 Frauen, am Bord der Jeanne d'Arc auf der Rhede von Mahû (auf der spanischen Insel Minorca) vor Anker, woselbst er seine Liegezeit und Gesundheitsprobe abhielt. Anfangs Monats August traf er von Livorno in Paris ein, und ward am 21sten desselben Monats daselbst wohl aufgenommen. Seine Frauen wurden während der Fahrt und des Aufenthalts zu Mahû auf der Fregatte so sorgfältig bewacht,

Digitized by Google

daß keiner der französischen Offiziere eine derselben zu Gesicht bekam, obgleich die Fahrt beinahe einen Monat dauerte. Dem Schiffshauptmann schenkte er bei seiner Landung zu Neapel zum Andenken einen Dolch mit goldenem Griffe und einige Teppiche von großem Werthe. In Neapel gab er allein für seine Wohnung wöchentlich 1000 Scudi aus, lebte übrigens sehr einsam daselbst, ging wenig aus, fand fast nur Vergnügen daran am Fenster zu stehen, und, weil es ihm in diesem seinem gewählten Aufenthaltsorte in der That nicht gefiel, kam er am 27. Oct. auf dem neapolitanischen Dampfschiffe Real Ferdinando, seinem ersten Wunsche gemäß, in Livorno an. In der Folgezeit bis gegenwärtig der Abfassung dieses encyklopädischen Artikels hat er sich bald da, bald dort aufgehalten; im Jahre 1831 vom 9ten Februar an einige Zeit in Florenz; vom 11ten Aug. an ein paar Monate als Privatmann zu Paris, der Hauptstadt seiner Sieger; dann auch zu Genua, und zuletzt wieder in Livorno auf dem Landhause des Kaufmanns Bacri; im Jahre 1832 seit dem 8. Februar zum zweiten Male zu Paris, im Monat Juli u. s. wiederum zu Livorno, und gegen Ende des Jahres zu Nizza; im Jahre 1833 von neuem zu Livorno. Seine Lage verdankt er in der That mehr den menschenfreundlichen und leutseligen Gesinnungen seiner Sieger und einzelnen außer ihm liegenden Umständen von Seiten geheimer Beziehungen Frankreichs, als seinen eignen der ernstesten Züchtigung werthen Handlungen. — Er wird seiner Person nach als ein Mann von gewöhnlicher Größe, starker Figur mit langem Bart, ernster, doch versteckter, heimtückischer Miene und großen, dunkeln Augen, hartnäckigen, starrsinnigen Gemüths, übrigens aber als ein gewöhnlicher Türke geschildert, dessen Kost am Bord des Schiffes hauptsächlich in rohen Zwiebeln und Käse bestand. Als sein Hauptzeitvertreib wird Damenspiel angegeben. Er lernte in Europa sehr bald sich in die italienischen und französischen Sitten fügen, erscheint auf Spaziergängen, ist bei Gastmahlen zugegen, wohnt Bällen bei, zeigt sich auf militärischen Übungsplätzen, bei Paraden u. s. w., bedient sich der Visitenkarten, auf welchen er sich H'usein Expey von Aldschîr nennt u. s. w., geht übrigens in seiner orientalischen Kleidung, oft eine grüne Brille vor den Augen. Für einen Türken soll er als wohl unterrichtet gelten, auch theilweise mit der politischen Lage Europa's und den verwickelten Ansichten der Mächte in Bezug auf den Orient nicht unbekannt seyn. In Kriegskenntnissen sehr beschränkt, ist er als ein Mann aus der Klasse der 'Ulemâ (der Gesetzkundigen) mit dem K'orân und den Satzungen des Islâm bekannter, als mit der neuern Taktik, in dieser Hinsicht vielmehr sehr unwissend, so daß er z. B., als die Franzosen das veste Land bestiegen und die ersten Batterien der Türken wegnahmen, auf den Vorwurf, daß er Unrecht gethan habe, sich der Landung der Feinde nicht kräftiger zu widersetzen, erwiederte: Wie soll ich sie fangen, wenn ich sie nicht landen lasse? daß er, als er in der Ferne ein Feldkanonenfeuer eröffnen sah, wobei wie gewöhnlich das erste Glied niederkniete, in Gegenwart eines der schiffbrüchigen Franzosen ausrief: sehet sie bitten um Gnade! und als er ein Bataillonsfeuer erblickte, während das erste Glied die Bajonette kreuzte, glaubte, daß man hölzerne Soldaten in das Vorderglied gestellt habe; daß er sich wunderte, daß nie einer der Franzosen falle, weil er nicht bemerkte, daß die Reihen sogleich wieder geschlossen wurden, um die Lücken auszufüllen; daß, als er die französischen Truppen in dicht geschlossenen Gliedern vorrücken sah, er äußerte, die Franzosen stritten ungern gegen ihn, und man habe sie daher, um sie zum fechten zu zwingen, an einander geschmiedet. — Er hat nach schon über 12 Jahre vor seiner Wahl zum Dey von Aldschir erlittenem Verluste seines Sohnes Muszt'afa Päschâ keinen Sohn mehr, aber mehre Töchter. Die eine, Lalesesch (die Tulpengleiche) genannt, ist an Ibrahîm Bâschaghâ, seinen gewesenen Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht und Kriegsminister, vermählt, dessen oben als zu seinem Gefolge gehörend gedacht ist, welcher als bloßer Ringer aus der Levante nach Aldschir kam, Pfeifenträger und Kaffeeschenk beim Aghâ von Aldschir wurde und auf dessen Empfehlung, nachdem der Vorgänger in diesem Amte auf Befehl des Dey zu Tode gepeitscht worden war, vom Bedienten zum Minister emporstieg.

Nach der Einnahme von Aldschîr und Besetzung aller Forts setzte der Oberbefehlshaber Bourmont ungesäumt, außer einer mit der polizellichen Aufsicht beauftragten Behörde, einen Municipal- oder Gemeinderath ein, welchen er durch sieben maurische Einwohner bildete. Es geschah auch sogleich nach dem Einrücken des Heeres bei Besitznahme der K'asaba die Aufforderung zur Übergabe des darin liegenden Statsschatzes und die Beschlagnahme desselben. Die aus diesem Statsschatze, welcher nach und nach nach Toulon eingeschifft und von da nach Paris eingeliefert wurde, erbeutete Gesamtsumme der Millionen, Tausende und Hunderte von Franken (in französischer Geldberechnung) an baarem Gelde und Juwelen ist, genau bestimmt und aus amtlichem Berichte der französischen Regirung angegeben, nicht bekannt geworden, sondern nur nach ungefähren Zeitungsanzeigen beurkundet. So viel jedoch hat sich gleich anfangs ergeben, daß das Gefundene der Erwartung nicht entsprach, die man von diesem Statsreichthum hatte und haben konnte. Aus dem genauen Verhör des Schatzmeisters und der ihm beigegebenen Beamten ergab sich gleichwol die einstimmige Angabe, daß das Gefundene der ganze vorhandene Schatz sei, da sich dieser Statsschatz seit 15 bis 20 Jahren bis auf solchen Bestand vermindert habe, weil seitdem ein jährlicher Ausfall Statt gefunden, welcher immer aus dem Schatze habe gedeckt werden müssen; und nach einer im November des Jahres gegebenen amtlichen Anzeige lautete die Erklärung der niedergesetzten Untersuchungsbehörde dahin, daß nach ihrer vesten Überzeugung aus diesem Schatze keine Geldsumme oder Geldquelle unterschlagen worden, daß vielmehr alle in Umlauf gewesenen Gerüchte von geheimer Fortschaffung des Meisten und Vorzüglichsten in fremde sichere Verwahrung, von Unterschlagungen oder Veruntreuung theils auf falscher Vermuthung beruhe, theils Erdichtung oder Verleumdung sei; wol aber einige vom Dey und von seinen

Digitized by Google

Hausbeamten zurückgelassene Habschaften und Kostbarkeiten, wovon ein Theil von Mauren und Juden geraubt worden, entwendet worden seien. Verglich man nun mit dem Ergebniß die Kosten der Unternehmung, so stellte sich die Rechnung des gesamten Kriegsaufwandes zusammen auf 48,500000 Franken entgegen. Indem man aber außer jenem Schatze noch großen Vorrath von Kaufmannswaren aufgehäuft fand, die man höher als zu 4,000000 Franken anschlagen konnte, ferner, laut einem Berichte des Grafen Bourmont vom 8. Juli eine ungeheure Masse von Schießpulver und Kugeln und ansehnlichen Vorrath von Wurfgeschütz, auch 2000 Kanonen eroberte, so ergibt sich dennoch ein nicht unerheblicher reiner Gewinn.

Die Eroberung von Aldschir und der Sturz des H'usein, als des letzten aller aldschirischen Deys, samt der Vernichtung der ganzen barbaresken Regierungsverfassung von Aldschir und des so lange hers schreckbaren Raubstates, zog nach der gleich anfänglichen Bestimmung mit Recht die Besitznahme und Behauptung des Reiches Aldschir, als einer nunmehrigen Provinz von Frankreich, nach sich, und so ist die Lage der Dinge bis jetzt geblieben und wird es hoffentlich auch also bleiben. Denn die französische Kriegsmacht kann wegen Aldschirs Eroberung mit vollem Rechte auf den Dank des ganzen christlichen Europa Anspruch machen; — sie hat eine Regirung umgestürzt, die betrügerisch und eine der grausamsten und unterdrückendsten war; sie hat ein Raubnest zerstört, welches zum höchsten Nachtheil und zur empfindlichsten Schmach derer, die dabei betheiligt waren, so lange Zeit verworfene Brut der Menschheit nährend, bestanden hat. Der hohen Pforte, zu welcher T'âhir Pâschâ nach unverrichtetem Auftrage am 6. Juli, noch vor der eingezogenen Nachricht von der Eroberung Aldschirs, von Toulon abgereist war, konnte freilich der Verlust nicht gleichgiltig seyn. Ob zwar im Anfange des Jahres 1831 in dem Steuerbuche des osmanischen States Aldschir unter den Provinzen des Reiches als erledigt aufgeführt wurde, so war doch noch in der ersten Hälfte des Jahres 1832 in Constantinopel sehr stark die Rede von Räumung des aldschirischen Gebietes, und es hieß, die Pforte bestehe auf dieser Räumung und habe deshalb an *Mr. Stratford Canning* eine Note eingereicht, worin sie erkläre, daß die Endbestimmung der Ausgleichung der über Griechenlands Grenzen obwaltenden Unterhandlungen dadurch bedingt werde. Auch war kurz vorher, auf kräftige Vorstellungen des französischen Geschäftsträgers gegen die von der Pforte in einer amtlichen Urkunde gemachte Äußerung, als habe sie von Frankreich die Zusicherung der Zurückgabe Aldschirs erhalten, der Diwân genöthigt, die Behauptung solcher Zusicherung anzuerkennen, und konnte sich nur mit Verlegenheit durch auswärtige politische Rücksichten wegen des Geäußerten entschuldigen. — Überdies war es wenigstens gewiß, daß sich der Ssult'ân (Mah'mud II.) schmeichelte, die Oberherrlichkeit über die Barbareskenstaten wieder zu erhalten und einen eigenen Vertrag darüber abzuschließen, welcher zugleich bestimme, in welcher Art Aldschir künftighin von der Pforte abhänge, und was für Verbindungen es mit den christlichen Mächten zu unterhalten habe. In der That war die französische Regirung bis in die Mitte des Jahres 1831 noch unentschlossen, ob sie die Eroberung festhalten werde, und erklärte sich dann erst bejahend; auf Aldschir aber zu verzichten, gedachte sie nie. Ungeachtet der wiederholten Regungen, im verflossenen Jahre und bis jetzt, im Betreff des entgegengesetzten Falles *), ist es wenigstens wahrscheinlich, daß die Franzosen ebenso gut Aldschir behalten werden, als die Engländer Malta, Gibraltar und Korfu behalten wer-

*) Schon bald nach der Eroberung Aldschirs und in der Folge während Verlauf der Jahre 1831 und 1832, bis gegenwärtig in dem jetzt laufenden Jahre 1833 fortgesetzt, haben sich hier und da zufolge der Zeitungsberichte leise und laute Stimmen der Eifersucht der andern europäischen Seemächte, besonders Englands, vernehmen lassen, daß Frankreich den Besitz des Landes Aldschir billiger Weise nicht so hinnehmen könne, ohne die Zustimmung der übrigen christlichen Mächte erhalten zu haben; daß vielmehr das Schicksal Aldschirs der Ausschlag gemeinschaftlicher Unterhandlung seyn müsse. Insbesondere hat man in diesem Betreff die Fragen aufgestellt: ob die Besetzung Aldschirs durch die Franzosen nothwendig sei? ob es nicht vielmehr bei dem glänzenden Erfolge der Unternehmung bewendet bleiben müsse? ob es angemessen, aus Aldschir eine französische Niederlassung zu bilden? ob Großbritannien im Mittelmeere eine solche Niederlassung, welche dieses Meer in zwei Hälften theile und den Weg von Gibraltar (Dschebelali'árek') nach Malta, Korfu und der Levante abschneiden könne, dulden werde? ob dieselbe von der Pforte anerkannt werden würde ꝛc.? Im verflossenen Jahre 1832 las man auf der andern Seite, seitdem sich die Nachricht verbreitet hatte, daß man damit umgehe, Aldschir wieder an den osmanischen Ssult'ân abzutreten, in verschiedenen öffentlichen Blättern Artikel, in welchen die Wichtigkeit dieser Besitzung für Frankreich herausgehoben und behauptet wird, daß alle jene Gerüchte nur ausgestreut seien, um einen Bruch zwischen Frankreich und England herbeizuführen. Jene Ergießungen gegen Frankreich hinsichtlich seiner Besitznahme und Behauptung Aldschirs sind berücksichtigt und sehr gründlich widerlegt in dem Aufsatze über den Kriegszug gegen Aldschir von *de Sismondi*, der sich in der zu *Paris* erschienenen *Revue encyclopedique*, Lief. IV. J. 1830 befindet. Dessen ungeachtet scheint auch noch jetzt im laufenden Jahre 1833 die Sache von neuem zu schweben, und selbst die längst von Frankreich gegebene bestimmte Entschließung, den eroberten Stat zu behaupten, wiederum zu schwanken. Denn im Juni (2ten des Monats) enthält das französische Zeitungsblatt der *Nouvelliste* einen halb officiellen Artikel über die jetzt wieder häufig, und namentlich in dem englandischen Parlamente zur Sprache gebrachte Einnahme von Aldschir, worin es heißt: Aldschir gehöre kraft eines unbestreitbaren Rechtstitels, des der Eroberung nämlich, und zwar der Eroberung in großer Betheiligung von ganz Europa, Frankreich an; es hänge indessen noch von allerlei Umständen ab, ob Frankreich dieses Land behalten werde. Bevor alles gehörig erwogen sei, könne mit Bestimmtheit nicht darüber abgesprochen werden. Auch lesen wir, daß in der Sitzung der Deputirtenkammer zu Paris am 18. Juni der Ministerpräsident, Marschall *Soult*, auf mehre vom Marschall Clausel in Betreff des künftigen Schicksals von Aldschir gestellte Fragen erwiedert habe, daß die Regirung hinsichtlich der größern oder geringern Ausdehnung der Besitznahme auf der afrikanischen Küste, so wie hinsichtlich einer Räumung Aldschirs durchaus noch keinen Beschluß gefaßt habe, daß bis jetzt aber alle Maßregeln auf Erhaltung des Besitzes und auf Ermunterung zur Niederlassung und Anpflanzung in dem besetzten Gebiete abzweckten, und daß die französische Regirung wegen einer Räumung Aldschirs in keine Verpflichtung irgend einer Macht eingegangen sei.

Digitized by Google

den. Von Rechts wegen sind übrigens die geheimen Bemühungen des Exdey, wiederum zum Besitz seines ehemaligen Herrscherthums zu gelangen, gescheitert. Am 24. Oct. 1830 wurde in Aldschir ein türkischer Dolmetscher verhaftet, der einen geheimen Briefwechsel mit dem Exdey unterhielt und ihn von allen dortigen Ereignissen unterrichtete. Die erste Ankunft des Dey in der Hauptstadt seiner Sieger im August 1831 hatte keinen andern Zweck, als eine Audienz bei König Ludwig Philipp zu erlangen, um einige Zurückfoderungen geltend zu machen. Auch seine abermalige Anwesenheit zu Paris, im Anfang des Jahres 1832, begründete sich in dem Entschlusse, neue Versuche bei der französischen Regirung zu machen, um wieder in den Besitz seines alten Barbareskenstates zu gelangen, und es verlautete, daß seine Ansprüche durch die Kabinette von Turin und London unterstützt würden, ja daß ihn diese beiden Mächte, Sardinien und England, zu dem Entschlusse der zweiten Reise nach Paris veranlaßt hätten. Im Monat Mai des verlaufenen Jahres wurden zu Aldschir auf einer von dem Schiffe „der Beduin" gekaperten, 12 Mann Soldaten und 11 Reisende an Bord habenden, vom Schiffshauptmann Muh'ammed el 'Ewesedsch befehligten, nach Aldschir bestimmten, tünisischen Schebecke Pulver, Waffen und eine Menge Patronen, und zugleich einige Briefe des Exdey an die Häuptlinge der in der Gegend von Aldschir heimischen Beduinenstämme, welche er zu einem Aufstande aufreizte, gefunden und in Beschlag genommen. Auf einem andern aus Tabarka kommenden Fahrzeuge, das man an der Küste von Büna weggenommen, fand man Proklamationen von ihm an seine ehemaligen Unterthanen, worin er ihnen seine bevorstehende Ankunft in ihrer Mitte anzeigt und ihnen die Versicherung gibt, daß er bei seinem Vorhaben, sich wieder in den Besitz seiner Staten zu setzen, von mehren europäischen Mächten unterstützt werde. Wiederum fand man auf diesem Fahrzeuge zugleich verschiedenen Kriegsvorrath vor, und es hieß sogar, daß es einem treuergebenen Anhänger des Exdey gelungen sei, in der Absicht, die Bewohner des Innern für die Sache seines Herrn geneigt zu machen, ans Land zu setzen. Im Monat Juli wurde im Haven zu Livorno auf des Exdey Rechnung ein Schiff ausgerüstet, welches einen Angriffsversuch an der Küste von Orân machen sollte, und waren, wie man erfuhr, für diesen Zweck bereits Waffen und 60000 Pfund Pulver angekauft. — Im folgenden Monat August entdeckte man zu Aldschir neue Versuche von ihm, die Provinz Orân zum Aufstande zu bewegen, so daß der General *Boyer* mit dem Befehlshaber der Schiffsstation Maßregeln zur Vereitelung dieser Pläne verabredete. In demselben Monate veranlaßte auch zu Livorno der daselbst Statt gefundene Ankauf von zwei toskanischen Fahrzeugen, die in großer Eile ausgebessert wurden, das nicht ungegründete Gerücht, daß die beiden toskanischen Schiffe (*Aquila* und *Ardito*, der Adler und der Kühne genannt) auf seine Rechnung angekauft werden, um solche schleunigst nach der afrikanischen Küste abzufertigen. Auf Anstiften der französischen Regirung ließ daher die großherzogliche Regirung den beiden Schiffen untersagen, die zum Gefolge des Exdey von Aldschir gehörigen Personen, die sich nach der afrikanischen Küste würden begeben wollen, an Bord zu nehmen, und befahl denselben, die für Tünis bestimmten bereits geladenen Sachen wieder auszuschiffen. Die Versuche des aldschirischen Exdey, wieder zu seiner Herrschaft zu gelangen, dauerten nichts destoweniger in den folgenden Monaten des Jahres fort. Anfangs Mai des jetzt laufenden Jahres 1833 kehrte die auf die Nachricht, daß in einigen italiänischen Häven heimliche Schiffsausrüstungen Statt fänden, und der Exdei von Aldschir im Begriffe stände, einige Fahrzeuge zu miethen, welche Kriegsvorräthe und Waffen an der Küste der afrikanischen Regentschaft landen sollten, wo er mit den im Innern vorhandenen arabischen Stämmen noch immer in geheimem Einverständnisse war, von der französischen Regirung mit geheimen Aufträgen nach der italiänischen Küste abgegangene Brigg *Voltigeur* nach Toulon zurück. Inzwischen erhielt zu Toulon einer der Bekannten des Dey ein Schreiben, worin dieser die Gerüchte von den im Haven von Livorno in seinem Auftrage betriebenen Schiffsausrüstungen, um die in Aufruhr gegen die französische Herrschaft begriffenen 'Araber der Regentschaft Aldschir zu unterstützen, für ungegründet erklärt und am Schlusse des Schreibens sagt, daß er, um jeden Verdacht eines Einverständnisses mit den Einwohnern der Regentschaft zu beseitigen, nach Alexandrien gehen und dort seinen Wohnsitz aufschlagen wolle.

Daß die neue Statseinrichtung und die Ermächtigung des ganzen Landes Aldschir in dem Jahre 1830 und in den zwei verflossenen Jahren große, mit beträchtlichen Aufopferungen verknüpfte Schwierigkeiten gefunden, und jetzt im Jahre 1833 ihre vollendete Sicherstellung und Vestigkeit noch von der Zukunft erwartet, ist in der Natur der Sache selbst gegründet. Eine ausführlichere Erörterung der seit der Eroberung bis gegenwärtig erfolgten Ereignisse und Begebenheiten, aller Ergebnisse im Betreff des Innlandes sowol als des Verhältnisses gegen die beiden andern angrenzenden Deylik's greift zwar so sehr in die besondere Geschichte ein, welche nicht eigentlich oder doch nicht nothwendig in den Artikel Dey gehört; allein eine Reihe von einzelnen bruchstücklichen historischen Angaben kann, diesen Artikel im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden zu beschließen, nicht wohl fehlen, um über den Erfolg wenigstens nicht ganz zu schweigen.

Das erste Unternehmen im Monat Juli 1830, bald nach der Besitznahme von Aldschir, die französische Eroberung und Herrschaft in der Provinz Aldschir (der Hauptprovinz des States) geltend zu machen, war die unter Befehl des Contreadmiral Rosamel abgeschickte Seefahrt, um Büna (oder Böna, *Hippone* der Alten), eine zur Provinz Aldschir gehörige Stadt und Vestung, zu nehmen, eine Besatzung hineinzulegen und dann gegen Tripolis zu verfahren, auch nach Tüniß zu segeln,

Digitized by Google

um die dasige Regentschaft zu versichern, daß die Besitznahme Aldschirs in den freundschaftlichen Verhältnissen, die bisher zwischen ihr und Frankreich bestanden, keine Änderung hervorbringen werde. Die Besitznahme von Bûna und Besetzung des Forts und der Stadt erfolgte in gütlicher Weise. Die türkische Besatzung räumte das Kaiserfort daselbst am 26. Juli. Die Franzosen waren von den Einwohnern als Befreier empfangen, die Behörden nahmen die türkischen Anführer vest, und der Oberbefehlshaber zu Aldschir erhielt von dem Scheich von Bûna und andern angesehenen Einwohnern Unterwerfungsschreiben. Mit dem Bey von Orân (Vahrân oder Vahrân), Stadt und Veste zur Provinz Aldschir gehörig, dauerten die Unterhandlungen wegen seiner Unterwerfung länger, und erst gegen Ende des Juli ging der Graf Bourmont von Aldschir ab, denselben zu vereiden und ihn im Namen des Königs von Frankreich einzusetzen. Vorher, um dem Unwesen der Beduinen zu steuern, wurde erstlich ein Heerhaufen zu ihrer Verfolgung beordert, welcher bis zu der am Fuße des Atlas liegenden und zum Gebiete von Aldschir gehörigen bevölkerten Handelsstadt Belida (8 Meilen von Aldschir) vordrang, aber durch eine bedeutende Macht der 'Araber angegriffen, mit einem Verluste von 300 Mann heimkehren mußte; hernach, als der Oberbefehlshaber der Stadt Belida, die anfangs dem Bey von Titery versprochen war, einen eignen Statthalter ernannte, und dieses Unzufriedenheit unter den Beduinenstämmen erweckte, zog, um der Unruhe vorzubeugen, er selbst mit 1500 Mann am 23. Juli von Aldschir aus, ward aber bald belehrt, daß die Bevölkerung der Regentschaft noch weit davon entfernt war, sich zu unterwerfen, und daß der bis dahin befolgte Weg der Milde und Güte den Zweck verfehle. Der Heerhaufe gelangte in die Ebene von Metidscha. Mehre Haufen 'Araber kamen unterwegs zum Oberbefehlshaber, ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen. Zwei Stunden vor Belida trafen sie auch Abgeordnete aus der Stadt, die gekommen, um den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten. Nahe an der Stadt wurden sie ferner von den Einwohnern auf das freundlichste empfangen, und man zog in die Stadt ein. Allein jetzt griffen am andern Morgen zahlreiche Horden Kabilen, die während der Nacht vom Atlas herabgestiegen waren und die Anhöhen um die Stadt herum besetzt hatten, plötzlich die Bivouaks (Beiwachtlager) der Franzosen an, und es entstand ein lebhaftes Feuer. Der Oberbefehlshaber war genöthigt, Befehl zum Aufbruch zu geben. Die Truppen mußten auf dem Rückzuge mehrmals Viereck gegen die mit Ungestüm von allen Seiten andringenden K'abilen bilden. Die reutenden Jäger führten mehre glänzende Angriffe auf den Feind aus, welcher das französische Kriegsheer 8 Stunden weit bis an ihre Vorposten an der über den Fluß Haradsch führenden Brücke verfolgte. Um 7 Uhr Abends gelangte man in die Ebene Metidscha und setzte den Marsch bis Mitternacht fort. Nach dreistündiger Ruhe ward wieder aufgebrochen, und der Generalstab kam Morgens 8 Uhr in Aldschir an; die Truppen blieben auf der Haide vor der Stadt stehen. Der Überfall bei Belida kostete den Franzosen 100 Mann, der Verlust der K'abilen war bei weitem größer. Die K'abilen steckten bei ihrer Rückkehr nach der Stadt diese in Brand und mordeten die Juden und Mauren in derselben. Übrigens hatte der Vorfall keine schlimmen Folgen, und es wurden Maßregeln genommen, die Aufrührer zu bestrafen und neuen Versuchen dieser Art vorzubeugen. Inzwischen war im Juli und August, während die Franzosen überall im Lande in dessen verschiedenen Bezirken ihre Herrschaft geltend zu machen, die vesten Plätze zu besetzen und die neue Statseinrichtung auf französische Weise zu ordnen beschäftigt waren, die Bevölkerung in beständigem Aufstande, und bewaffnete Beduinen näherten sich der Stadt Aldschir auf eine Stunde weit; auch mußte man immer besorgen, daß die Bevölkerung der Stadt selbst aufstehen würde.

Nach der Ankunft des Admiral Rosamel vor Tripolis unterzeichnete unterm 11. Aug. der Dey von Tripolis, späterhin unterm 8. Sept. auch der Bey von Tûnis einen Vertrag mit Frankreich, kraft dessen sie der fernern Seeräuberei entsagen wollten. Der Bey von Konstantine [der östlichen Provinz des aldschirischen Reichs, der größten, reichsten und ansehnlichsten*)] war nicht dem Beispiele des Bey von Titery gefolgt, sondern blieb fortwährend Feind, Widersacher und Kämpfer gegen die französische Besitznahme und Verwaltung. Bûna und Orân wurden bald im August unruhvolle und wankende Besitze; die Einwohner und die Besatzungen hatten unaufhörlich sich gegen die unter Mitwirkung des Bey von Konstantine gewagten Angriffe der 'Araber und K'abilen zu vertheidigen. In Bûna hatte zwar der Aghâ des Bey von Konstantine in die Aufnahme der französischen Besatzung eingewilligt, aber sobald die Schiffe nach Ausschiffung der Mannschaften sich nach Tripolis gewendet, wurde Bûna von Beduinenschwärmen umringt. Vergeblich waren die Ausfälle, welche die französischen Truppen gegen dieselben und gegen die K'abilen versuchten, sie waren mit beträchtlichem Verluste verbunden. Ebenso war es in Orân. Die Unterstützungen beider Plätze von Aldschir aus mit Mannschaft, Lebensmitteln und Kriegsvorräthen waren lästig und erfolglos. Aldschir selbst war in seiner Nähe von 'Arabern in großer Anzahl umringt, welche die Stellungen, in denen die französischen Truppen nach dem Gefechte bei Staveley am 19. Juni sich verschanzt gehalten hatten, vesthaltend, auf Plünderung ausgingen und alle Soldaten, die sich einzeln aus Aldschir herauswagten, auch fast jede Nacht einzelne französische Vorposten mordeten. Man sah sich daher genöthigt, schon in der Mitte des August nach Bûna und Orân Schiffe abzusenden, um die dort in Besatzung liegenden, von

*) Die Provinz ist von der Haupt- und Residenzstadt des Beylik's benannt, welche die Cirta der Alten, eine der ansehnlichsten Städte Numidiens gewesen ist und ihren neuen Namen Constantine unter Constantin dem Großen von dessen Tochter Constantine erhalten hat.

Digitized by Google

dem kleinen Kriege ermüdeten Truppen nach Aldschir zurückzuführen und so die Streitkräfte in Aldschir einzukreisen. So waren Orân und Bûna jetzt gänzlich geräumt, und diese Räumung beider Plätze vermehrte daselbst den Übermuth der Beduinen und K'abilen. Die Nachrichten aus dem Innern des Reiches schienen auf der andern Seite günstiger zu werden, da der bald nach seiner Unterwerfung wiederum untreu und aufständig gewordene Bey von Titery in einem Aufruhr des Kopfes verlustig geworden war und die K'abilen dieses benutzt hatten, seine Anhänger und die zu seinen Diensten gebliebenen Türken auszurotten. Der nachfolgende Bey von Titery jedoch setzte die Widerspenstigkeit dieses Beylik's fort und legte sich sogar den Titel Dey von Aldschir bei. Gegen das Ende des August herrschte zwar den Berichten zufolge in Aldschir selbst vollkommene Ruhe, allein in der Umgegend schwärmten noch immer zahlreiche Haufen herum, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Im Monat September nahmen die Dinge eine andere Gestalt an. Denn als gegen das Ende des August die Klagen der Truppen und der kaufmännischen Einwohner von Aldschir über die dasige große Verwirrung des Militär- und Civilwesens lauter und lauter geworden, und man den Wechsel des Oberbefehlshabers Grafen Bourmont mit dem an seine Stelle ernannten General Clausel ungeduldig erwartete, bewirkte die Ankunft dieses letztern eine sehr vortheilhafte Veränderung. In die entmuthigte, niedergeschlagene Kriegsschaar kam neues Leben. Die Einrichtung und Belebung des arabischen Heerhaufens der regelmäßigen Truppen schritt rasch vorwärts, und es waren in der Mitte des Monats bereits 2000 Mann 'Araber bewaffnet, gekleidet und völlig ausgerüstet. Die strenge Kriegszucht des neuen Oberbefehlshabers verbesserte auch sehr den Gesundheitszustand der Soldaten gegen die vorige Zeit. Seine kluge Verfahrungsweise und seine guten Vorkehrungen und Anordnungen wurden, wie man in den nachfolgenden Monaten des Jahres immer deutlicher gewahr wurde, dem Militär- und Civilwesen sehr ersprießlich. Der General sendete von Beginn seiner Gegenwart an häufig aldschirische K'abilen nach den Gebirgen ab, um durch sie die dort hausenden Stämme von den Vortheilen belehren zu lassen, die ihnen eine freundschaftliche Annäherung und Verbindung mit der französischen Regirung gewähren werde. Die Vestungswerke des aldschirischen Kaiserschlosses waren beinahe ganz hergestellt, und die bürgerliche Verwaltung in Aldschir war auf vestern Fuß geordnet. Eine Kriegsbrigg wurde nach Bûna und Orân gesendet, um diese Plätze gegen die Angriffe der 'Araber und K'abilen zu schützen und die von französischer Seite dort eingesetzten Behörden aufrecht zu erhalten. Der Bey von Konstantine, der gegen die Franzosen zu Felde ziehen wollte, mußte umkehren und fand bei der Rückkehr in seine Provinz dieselbe im Besitz eines andern Häuptlings. Nach einem blutigen Kampfe ward er Sieger und unterwarf sich nunmehr dem Oberbefehlshaber Clausel, kehrte aber bald zur Widerspenstigkeit und Befeindung zurück. Im Anfange des October war die Stadt Aldschir völlig ruhig, und der General Clausel war entschlossen, Orân und Bûna erst dann besetzen zu lassen, wenn die Besatzung daselbst sich der französischen Sache günstig bezeige. Der Bey von Titery hatte den fremden Consuln seinen Entschluß andeuten lassen, am 3. Oct. einen Angriff auf Aldschir zu unternehmen, der General Boyer erkundete daher die Ebene von Metidscha und stieß auf etwa 200 Mann, welche durch einen Kanonenschuß zerstreut waren. Bald hierauf setzten ihm die Beduinen, mit welchen er in Feindschaft lebte, so sehr zu, daß er von ihnen überall, wo er sich zeigte, belagert ward, und in den ersten Tagen des Octobers, als ein Theil seiner Truppen unter Anführung seines Sohnes in die Nähe von Aldschir kam, diesem beim Rückzuge aufgelauert ward, und die 'Araber 2000 Dukaten für den Durchlaß verlangten. Um diese Zeit unterwarf sich dem Oberbefehlshaber der Bey von Orân, nachdem er dessen Gesandtschaft sehr gut aufgenommen und sie mit Geschenken und der Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, entlassen hatte. Der Bey von Konstantine dagegen beharrte nach wie vor in seinem Widerstande. Die nach Bûna abgefertigte Kriegsbrigg, die mit ihm auf diesem Wege in Verbindung treten sollte, war mit Kanonenschüssen empfangen worden. In der Mitte des October schickte der Bey von Titery zwei seiner Anführer und einen Priester (einen Morâbut') nach Aldschir, um über die Bedingungen seiner Unterwerfung zu unterhandeln, indem er von den Seinigen verlassen und, stündlich in Furcht, umgebracht zu werden, sich in der bedenklichsten Lage befand. — In Bezug auf die Unterwerfung Konstantine's und der angrenzenden Distrikte erhielt der Oberbefehlshaber die vortheilhaftesten Anträge von dem Bey von Tûnis. Die französischen Vorposten standen am 16. Oct. vier Stunden von Aldschir, und man konnte auf dem Wege nach Bûna und nach Süden hin mit aller Sicherheit auf der Straße nach Mehdijah (oder *Modijah*) und Belidâ durch die Ebene von Metidscha reisen. Der Bey von Konstantine hatte sich der 'Araber bedient, um die Janitscharen, 1000 Mann an der Zahl, umzubringen. Der Bey von Titery, neu ermuthigt, kehrte wieder zu den alten Ansprüchen und zur Widersetzlichkeit zurück, spielte noch immer den Großprahler gegen die Franzosen und behauptete auch noch ferner den Titel eines Dey von Aldschir. Es ließ daher der Oberbefehlshaber die Bekanntmachung ergehen, daß er den ersten arabischen Scheich, der diesen widerspenstigen Bey vertreiben würde, zum Bey ernennen werde. — Am 29. October traf die Gesandtschaft des Bey von Tûnis mit ansehnlichen Geschenken ein, des Beys Einverständniß mit der französischen Regirung zu versichern und um deren gegenseitige Freundschaft zu ersuchen. Im Monat November gerieth der Bey von Titery zeitig in äußerste Noth, indem ihn seine wenigen Anhänger fast alle verließen. In Aldschir war übrigens die Lage fortdauernd so, daß man in Aldschir selbst sicher, außerhalb

Digitized by Google

der Stadt aber noch stets von den Beduinen bedroht war. Diese in Furcht zu halten, mußten ununterbrochen kriegerische Streifzüge unternommen werden. Den 17. November brach der Oberbefehlshaber an der Spitze von zwölf Heerhaufen Fußvolk und der gesamten Reuterei mit drei Stückzügen in Begleitung des Aghà von Aldschir mit 100 reitenden Arabern nach Mehdijah, der Residenz des sich auflehnenden Bey von Titery, auf, und das Heer rückte am 22. Mittags in Mehdijah ein, nachdem vorher am 21. ein Gefecht Statt gefunden, worin die Truppen des Bey unter Oberbefehl seines Aghà vollkommen in die Flucht geschlagen worden, und der Bey selbst sich zu einem benachbarten Morâbut' geflüchtet hatte. Die in Mehdijah einrückenden Truppen wurden von den Bewohnern gut aufgenommen, auch kamen die Behörden und Priester dem General Clausel entgegen. Mehdijah und Belida, welches die Truppen mit Sturm einnahmen, erhielten ihre Besatzung. Vor der Einnahme von Mehdijah hatte der Kriegszug nach einem hartnäckigen Kampfe den Übergang über den Atlas erzwungen. Die von einem französischen Regiment und einem Bataillon maurischer Truppen besetzte uferbeherrschende Stadt Mehdijah wurde zweimal angegriffen. Die Besatzung verlor dabei 150 Mann, der Schießbedarf war fast erschöpft. Der General Boyer ging dahin mit 5500 Mann ab und kam der Besatzung zu rechter Zeit zu Hilfe. Die Besetzung des Platzes war von hoher Wichtigkeit wegen der wirklichen Anhänglichkeit der Einwohner an die Franzosen, und weil der friedliche Besitz des Ortes die weite schöne Ebne von Metidscha sichert, deren Besitzergreifung die Lebensmittelsendung von dem Atlas nach Aldschir beschützt. Zu eben der Zeit war eine Abtheilung von 53 Artilleristen und Troßsoldaten, welche von Aega am Fuße des Atlas abgegangen war, um in Aldschir Patronen zu holen, schändlich niedergemetzelt worden. Die Stämme, welche diesen Angriff begingen, versprachen die Pferde und Kleidungen der unglücklichen Opfer zurückzugeben, der Obergeneral erklärte aber, er verlange, daß man ihm die Häuptlinge, welche den Mord befohlen, ausliefere, welches auch ohne Zweifel hat geschehen müssen. Der überwundene Bey von Titery war genöthigt, sich im französischen Lager einzustellen und sich der französischen Verwaltung auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er wurde seiner Stelle entsetzt und erhielt in der Folge die Bewilligung eines Jahrgeldes von 12000 Franken von der französischen Regirung, zugleich die Freiheit, sich in allen Städten Frankreichs, mit Ausnahme der Hauptstadt, niederzulassen. Er wählte Marseille zu seinem Aufenthalt und reiste dahin ab.

Im weitern Verlauf des Jahres und Beginn des Jahres 1831 versicherten sich die Franzosen der Vestungswerke von Orân wieder, welche der General Damremont besetzt hielt und Anfangs Januar von der ganzen Stadt Orân Besitz nahm. Der bisherige Bey dieser Stadt und ihres Gebiets, H'asan, welcher die vom General Damremont bewohnte K'aszaba von Orân, die wie die aldschirische die Stadt und das Meer beherrscht, verlassen hatte, schickte sich nach Abdankung von seinem Amte an, in den ersten Tagen des Januar mit seinen Schätzen, mit Frau und Familie auf der Fregatte Victoire nach Aldschir abzusegeln und von da sich nach Livorno oder nach Rom zu begeben. An seine Stelle ward ein vornehmer Maure als einstweiliger Stellvertreter bis zur Ankunft eines nahen Verwandten des Bey von Tùnis ernannt, welcher letztere, ein Prinz aus dem regirenden Hause zu Tùnis, für diese Würde eines Bey von Orân bestimmt, auf dem Dampfschiffe Sphinx zu Ende des Monats zu Aldschir anlangte und hierauf unverzüglich sein Beylik mit 2000 Mann maurischer Truppen in Besitz nahm, um in Orân als Vasall Frankreichs zu regiren. Die Fregatte, welche den abgedankten Bey mit einem Gefolge von 170 Personen, worunter 100 Frauen (32 weiße und 68 Negerinnen), an Bord hatte, ward in Folge eines furchtbaren Sturmes in den Haven von Carthagena verschlagen und kam erst gegen Ende des Monats in Aldschir an, von wo ihn der Oberbefehlshaber weiter nach Smyrna schickte. Am 14. Februar schiffte sich der zum Oberstadtbefehlshaber in Aldschir und Oberbefehlshaber des Kriegsheeres in Afrika ernannte Generallieutenant Berthezéné zu Toulon nach Aldschir ein. Er zog bald nach dem Antrit seines Postens im Monat Mai des Jahres nach der Ebene Metidscha und nach dem Atlas aus, um die Theile dieser Gegenden, die auf dem letzten Feldzuge nicht ganz durchforscht werden konnten, zu erkunden und die K'abilen zu züchtigen. In demselben Monate berief der Kaiser von Marokko auf die Vorstellung des französischen Consuls zu Tandscher (T'andscha), in Betracht, daß der von ihm befohlene feindliche Einfall in die zum Königreiche Aldschir gehörige Provinz Tremesen (Telmesân oder T'elemsân) das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Marokko stören könnte, seinen Neffen Mùley 'Aly zurück, ihm befehlend, diese Provinz ungesäumt zu verlassen. Die von den Franzosen im aldschirischen Lande ausgehobenen Truppen, deren Anzahl sich auf etwa 6000 Mann belief, waren durch das tägliche Überlaufen zu den Beduinen auf 135 Mann zusammengeschmolzen. Die bewaffneten Beduinen und Bergbewohner hatten sich in großer Anzahl versammelt und wollten sich mit den Truppen des widerspenstigen Bey von Konstantine vereinigen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Der Oberbefehlshaber Clausel schloß Verträge mit dem Bey von Tùnis, wonach derselbe gehalten war, 30000 Mann unter Befehl französischer Officiere zu stellen, um den rebellischen Bey von Konstantine zu züchtigen. Der Bruder des Bey von Tùnis, Sfidy Muszt'afà, ward zum Statthalter der Provinz Konstantine bestimmt.

Nach nunmehr vestem Beschluß, Aldschir zu behalten, war man beschäftigt, neue Verfügungen zu treffen, um die Kultur des Landes zu befördern und allgemeiner zu verbreiten. Es begab sich daher am 5. Juni eine Ansiedelungsgesellschaft Landwirthe von Montpellier nach Aldschir. Die Bevestigung Oràns wurde thätig betrieben. Der Oberbefehlshaber Berthezéné unternahm mit 10000 Mann einen Kriegszug in das Innere, um

Digitized by Google

die französische Herrschaft in Mehdijah vest zu begründen, und wiederum am 25. Juni ff. mit ungefähr 50000 Mann in der Richtung auf den Atlas nach Mehdijah gegen die Beduinen, über Mehdijah und weiter gegen mehre arabische Stämme. Bei diesem Unternehmen verloren die Franzosen 55 Mann an Todten und hatten 192 Verwundete. Seit vorigem Jahre dauerte fortwährend der kleine Krieg mit 'Arabern und K'abilen; ernsthafte Gefechte fielen mit dem Streifheere des K'abilenscheichs Ben Zamûn, eines der ersten Scheichs der östlichen Berge, vor. Mehre Tage auch streifte das Heer des ehemaligen Bey von Titery in einiger Entfernung von Aldschir; die K'abilen und 'Araber wurden den 17. und 18. Juli vom Oberbefehlshaber Berthezéné in der Ebene von Metidscha zurückgeworfen und nach allen Richtungen in die Flucht getrieben, auch am 20. die titerytischen Haufen zurückgeschlagen, wodurch die Straße dann gereinigt war. Dennoch blieb Aldschir noch immer beunruhigt, und Ende des Monats ward auch Bûna befehdet. Die K'abilen belagerten es. Die tünisische Besatzung daselbst war schlecht mit Lebensmitteln versehen. Die Beduinen, diese von dem Bey von Konstantine, H'âdschy Ah'med, in Sold genommenen Truppen, verstärkten die Belagerung und kämpften unter Anführung H'âdschy Ben Samums, eines vormaligen Kaufmanns in Bûna, an. Der Platz wurde eine Zeit lang von den Einwohnern allein vertheidigt, seitdem die Franzosen denselben geräumt hatten. Am 10. September schickte Berthezéné auf die Nachricht, daß die Bûna belagernden Beduinen bedeutende Verstärkung aus Konstantine erhalten, eine Fahne von 120 Zuaris (Zuaves oder Zwowahs, irreguläre Mannschaft) unter Befehl des Major Huder auf der Korvette Creole dahin. Diese boten des Ben Samûms Streitern einige Zeit die Spitze. Aber am 26. gelang es plötzlich dem Ibrahim, ehemaligem Bey von Konstantine, der sich zu Bûna befand und bei Huder keinen Verdacht erregte, sich in die K'aszaba einzuschleichen und sich derselben zu bemeistern. Zugleich durch einen Theil der Einwohner der Stadt verrathen, rief Huder seine Truppen zu den Waffen. Leider hatte er verabsäumt, seine Truppen zusammen zu halten und die Punkte zu besetzen, welche den freien Zugang zu den auf der Rhede liegenden Briggs gesichert haben würden. Er schlug sich, mußte aber nach hartem Kampfe und vielem Verluste weichen und sah sich am Morgen des 29. durch das Feuer der K'aszaba gezwungen, sich an Bord jener Briggs auf der Rhede zurückzuziehen, wobei er selbst durch eine Büchsenkugel ums Leben kam. Der ganze Abtrab von Zuaris, den er befehligte, wurde mit großem Verlust nach Aldschir zurückgebracht, und die Franzosen hatten Bûna von neuem verloren. Die Beduinen, sobald sie Herrn von der Stadt waren, plünderten und mordeten. In Orân war es auch nicht ruhig. Der daselbst befehligende, nicht längst mit einem Theil des 20. Linienregiments in Mers el Kebir, nicht weit von Orân *) angekommene und zu Lande dahin eingetroffene General Boyer mußte im Monat October mehre angesehene Einwohner, die in eine entdeckte Verschwörung verwickelt gewesen, verhaften und acht von ihnen erschießen lassen. Man hatte zudem zwei von Gibraltar (Dschebel el Târek') kommende Schiffe an der Küste von Orân bemerkt, welche sardinische und brittische Flagge führten und Waffen und Kriegsvorrath ans Land setzen wollten. Der zum Bey von Orân ernannte Muszi'afa Ben 'Omar kehrte, in Folge eines Zwistes mit dem General, nach Aldschir zurück. Acht Tage lang war der letztere von Ell'ammery, Statthalter des Kaisers von Marokko, wiewol vergebens, angegriffen, worauf sich dieser nach Maskara zurückzog, welches ihm von den 200 Türken, die diesen Platz vertheidigten, übergeben ward. Da H'âdschy Muszi'afa und Ben Ordy, Häupter zweier mächtigen, dem marokkanischen Kaiser ergebenen, arabischen Stämme, täglich wachsenden Einfluß auf die Beduinen gewannen, sah sich der General Boyer im Monat November gedrungen, einen Preis von 600 Dûrû (2000 Franken) auf den Kopf eines jedweden der beiden Häupter zu setzen. Ein Marabut' (Morâbut' d. i. muh'ammedanischer Priester und angeblicher Heiliger), ein Neffe des Kaisers von Marokko, betrat gegen Ende des Monats, von einem 4 bis 500 Personen starken Anhange begleitet, das Gebiet von Orân unter dem Vorwande, dem Lande Frieden zu stiften. Er war bis zu der von Orân abhängigen Stadt Tremesan (Telemsân oder Telemsân) vorgerückt und hatte alle Stämme der 'Araber und Beduinen zu sich berufen. Er wollte mit Vollmachten, bald vom Großherrn, bald vom Könige von Frankreich, versehen seyn. Durch diese Betrügereien, wie durch den Einfluß der mächtigen Familie, welcher er angehörte, und durch sein Ansehen als Priester hatte er ein zahlreiches Volk um sich versammelt. Die türkischen Besatzungen in Telemsân und Maskara, denen es an Unterstützung mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath fehlte, und die von jenen rohen, der Kriegszucht ermangelnden Horden umzingelt, von aller Verbindung mit Orân abgeschnitten waren, befanden sich in einer sehr bedenklichen Lage. Der Bey von Orân selbst war in großer Besorgniß und wollte, wenn er die ihm gehorchende Bevölkerung bewaffnet, mit dem gesetzwidrigen Ermächtiger unterhandeln, hatte auch vorläufig schon denselben schriftlich aufgefodert, seine angeblichen Vollmachten vorzuzeigen, inzwischen zugleich einen Geheimboten an den Oberbefehlshaber zu Aldschir abgeschickt, diesen um Hilfe zu bitten. Eine Fahne vom 21. Regiment erhielt Befehl, nach Orân abzugehen, um es zu besetzen. Telemsân war bereits im September des Jahres, nachdem sich dessen Fort unlängst in den Händen der Türken befand, den 'Arabern unter Befehl des oberwähnten Mûley 'Aly in die Hände gefallen, der es für den Kaiser von Marokko wieder in Besitz genommen. Die 'Araber hatten die türkische Besatzung zu Maskara niedergemacht. Die Besitznahme von Telemsân durch die kaiserlich-marokkanischen Truppen befestigte sich, von mehren kriegerischen Stämmen unterstützt, und die Partei des Kaisers fand in dieser Provinz vielen Anhang. In

*) S. *d'Herbelot* B Or. t *Mars* und *Oran*.

Digitized by Google

der Umgegend von Bûna kam es gegen Ende des Monats November zwischen dem an der Spitze der Gebirgsstämme stehenden Bey Ibrahîm und dem Bey von Konstantine zum Kampf. Der Bey von Konstantine hatte vorher an den Scheich, an den K'âdhy und an den Mufty von Bûna geschrieben und ihnen den Preis von drei bis vier Tausend Piastern angeboten, wenn man ihm den Ibrahim ausliefere. Anfangs Decembers reiste der General Savary von Paris nach Aldschir ab, den Oberbefehl über die aldschirische Heeresabtheilung zu übernehmen, General Trobriant übernahm die Befehlshaberstelle zu Orân. Denn zu den mancherlei Unruhen und Aufständen in und um Aldschir, welche den ewigen kleinen Krieg hervorbrachten, der die Niederlassung lähmte und zu einer Last für Frankreich machte, hatten der allgemeinen Stimme zufolge, der Marschall Clausel und der Generallieutenant Berthezéné sehr vieles beigetragen, indem sie den Grundsatz befolgten, die 'Araber durch Anordnungen harter Kriegszucht und Strenge einzuschüchtern. Berthezéné wurde daher zurückberufen. Eine Widerwärtigkeit trat auch von auswärts her ein, daß eine große Masse teutscher Auswanderer, welche sich zu Marseille für Amerika einschifften, in Aldschir landeten und sich dann weigerten, es zu verlassen, die aldschirische Verwaltung also genöthigt wurde, sie zu erhalten, indem man ihnen keine Ländereien anweisen konnte, weil die Beduinen den Landbau fast unmöglich machten. Das Jahr 1831 war zu Ende, und die mit dem Bey von Konstantine angeknüpften Unterhandlungen waren zu keinem befriedigenden Ausspruch gediehen, so daß der von dem Bey nach Aldschir geschickte Gesandte nach seiner Rückkehr nach Konstantine sehr übel aufgenommen ward und in den Straßen der Stadt sogar in Lebensgefahr gerieth. In der Umgegend von Orân war es seit einem in der Nähe der Stadt zwischen einem Theile der Besatzung und einem Schwarm Beduinen Statt gefundenen Gefechte, in welchem letztere geschlagen und zwei Stunden weit verfolgt worden, ziemlich friedlich, indem der Feind sich nicht mehr gezeigt hatte.

Im Anfange des Jahres 1832 war zwar das gute Vernehmen des Kaisers von Marokko mit Aldschir wieder hergestellt, er schien aber einer kategorischen Antwort über die Räumung der zur aldschirischen Regentschaft gehörigen Provinz Telemsân auszuweichen. Bald in der Folge jedoch erklärte er, daß die Streifereien seiner Truppen von ihm nicht bevollwortet und gerechtfertigt gewesen seien, er also dem General Savary überlasse, diese Streifzügler als Betrüger zu bestrafen. Ibrahim, welcher sich zu Bûna der Gewalt bemächtigt hatte, war in äußerst schwieriger Lage, indem er von Ah'med Bey, dem Bey zu Konstantine, gedrängt wurde und, von den Truppen des Bey umzingelt, schon mehre Sturmangriffe abzuweisen genöthigt worden war. Der Stadt mangelte es an Lebensmitteln und Kriegsvorrath; die K'aszaba war zwar mit Kriegsbedarf versehen, litt aber Mangel an Lebensmitteln. Die Einwohner schienen den Franzosen sehr geneigt zu seyn. Die Scheiche der Provinz Konstantine hatten Abgeordnete an Savary gesandt, um demselben Ergebenheit zu versichern. Lebensmittel sowol als Kriegsbedürfnisse wurden aus Aldschir nach Bûna geschickt. Ibrahim machte das Anerbieten, den Franzosen die Stadt wieder zu überliefern. In der Pflanzstadt zu Aldschir war im Übrigen jetzt alles ruhig, und es sollte nun in Kurzem das Unternehmen gegen Bûna Statt finden, dem General Boyer auf sein Verlangen auch Verstärkung zukommen. Am 29. März steckten die Truppen des Bey von Konstantine, welche Bûna eingenommen hatten, nachdem sich Ibrahim Bey in der K'aszaba bis zum 27. März gehalten hatte, wo er die Flucht ergreifen mußte, und die Citadelle mit 126 Marinesoldaten und 100 den Franzosen ergebenen Türken besetzt war, die Stadt in Brand und verließen sie dann. Die Franzosen waren nun wiederum im Besitz von Bûna. Man fand in Bûna, wo die von Aldschir dahin abgesandten Verstärkungen am 9. April ankamen, 132 Kanonen, 120 Centner Pulver, 5 bis 6000 Kugeln. Die Besatzung der K'aszaba ward auf 6 bis 700 Mann verstärkt. Die Häuptlinge der mächtigsten Beduinenstämme eilten herbei, ihre Zuneigung gegen Frankreich zu betheuern. General Uzer war angekommen; dem Vernehmen nach sollte er den Befehl in dem Feldzuge gegen Konstantine übernehmen, und diesen Feldzug sollten zwei Regimenter Fußvolk, 6000 Mann stark, und zwei Stückzüge bilden, die zunächst nach Aldschir marschiren und daselbst sich verstärken sollten. Die 'Araber hatten auf ihrer Flucht von Bûna alle Saatfelder in der Umgegend der Stadt in Flammen gesetzt, Kinder, Frauen und Greise mit sich fortgeschleppt, alles, was auf ihrem schnellen Zuge nicht mit ihnen fortkommen konnte, hatten sie niedergesäbelt. Im Anfang des Monats April zog der Oberbefehlshaber Savary gegen den Stamm El-Ufiah aus, wegen Überfall der von Aldschir zurückkehrenden Gesandtschaft des Scheich Farhat aus der großen Wüste und wegen anderer Vergehen, insonderheit wegen Bestechungsversuchen des Stammes, die Soldaten der Fremdlegion zum Ausreißen und Überlaufen zu bewegen. Dieser Raubstamm ward durch den Feldzug gegen ihn gänzlich vernichtet, und wurden blos diejenigen, welche sich sogleich ergaben, und Weiber und Kinder geschont. Am 23. April wurde die französische Artillerie zu Orân bei ihren Schießübungen, die sie täglich anzustellen pflegte, von mehren hundert 'Arabern, die aus dem Hinterhalte hervorstürzten, überfallen, jedoch durch einen herbeieilenden Abtrab von 120 Mann gerettet. Auf dieses Ereigniß rückte General Boyer an der Spitze von 2000 Mann aus, diesen benachbarten Stamm zu züchtigen. Die Beunruhigung der Stadt und Veste durch die 'Araber war überhaupt bisher sehr lästig, da sie die Stadt gleichsam belagerten, so daß man dieselbe nicht anders als mit Begleitung von wenigstens 30 Mann verlassen durfte. — Im Mai des Jahres war General Uzer mit den ersten französischen Truppen in Orân angelangt, und die Besatzung ward durch einen von Ankôna dahin überbrachten Schlachthaufen des 66. Regiments bis auf 4500 Mann erhöht, und die Häuptlinge der benachbarten Beduinen,

Digitized by Google

die auf den Bey von Konſtantine höchſt aufgebracht waren, kamen in Menge an, ſich der franzöſiſchen Regirung zu unterwerfen. Vom 3. bis zum 6. Mai unternahmen wieder mehre tauſend 'Araber Angriffe auf Orân. Dieſe durch die fanatiſchen Reden eines Marâbut', Namens Mohai-eddin, vereinigten Beduinenſtämme wagten es, den General Boyer zur Übergabe des Platzes aufzufodern. Es ſtießen mehre andere 'Araber zu ihnen, und die Angriffe wurden wüthend unternommen. Das Heer war ungefähr 3000 Reuter und 2000 Mann Fußvolk ſtark. Sie wurden zurückgeſchlagen, ſetzten aber von neuem an. Beſonders ſetzten ſie den franzöſiſchen Truppen mit Steinwürfen zu und wußten die Steine mit ſo gewandter Geſchicklichkeit zu ſchleudern, daß die Franzoſen ſehr dadurch litten. Am 6. ſchlugen 32 verſchiedene Stämme, im Ganzen etwa 12000 Mann ſtark, ihre Zelte im Angeſicht der Veſtungswälle auf. Am 7. glückte es ihnen unter Begünſtigung eines dicken Nebels, das Fort St. Philippe zu überrumpeln, und erſt am 9. wurden ſie zerſtreut und in die Gebirge verflüchtiget. Der Scheich aus der großen Wüſte, Farhat, hatte mit dem Bey von Konſtantine ein ernſtes Gefecht beſtanden, worin er den Bey geſchlagen und demſelben einen Verluſt von 100 Mann an Todten und vielen Pferden und Maulthieren zugefügt. Der mit dieſem Scheich verbündete Stamm Beny Mâdy, der 3000 Reuter zählte, entließ eine Geſandtſchaft an General Savary; in Aldſchir war auch die Beziehung der franzöſiſchen Regirung zu den Eingebornen fortwährend gut, und die 'Araber brachten die Überläufer aus der Fremdlegion hieher zurück. Die europäiſche Bevölkerung der aldſchiriſchen Anſiedelung war fortwährend im Zunehmen. Die Nachrichten von Bâna im Monat Juni waren befriedigend. Es herrſchte daſelbſt Ruhe, die 'Araber hatten keinen neuen Angriff unternommen. Ebenſo zu Orân bis zum Ende des verfloſſenen Monats. Aber vom 2. bis 7. Juni wurde die Stadt von den 'Araberhorden, die 12000 Mann ſtark waren, zu wiederholten Malen mit großem Nachdruck angegriffen. Alle Anfälle wurden indeſſen von der Beſatzung zurückgewieſen und zwar mit bedeutendem Verluſt der feindlichen Schaar. Inzwiſchen wurden in den erſten Tagen des Juni zu Aldſchir 3 Heerhaufen, 100 Mann Zuaris und 2 Geſchütze, um treuloſe Beduinenſtämme zu züchtigen, eingeſchifft. Zu Bâna, woſelbſt man einen neuen Angriff der 'Araber befürchtete, war man ſehr mit Ausbeſſerung der Veſtungswerke beſchäftigt. Seit der Anweſenheit der Franzoſen im aldſchiriſchen Reiche bis in den Monat Juli des Jahres 1832 hatte ſich die Bevölkerung der Eingebornen in Aldſchir um 2 Drittheile durch Auswanderung der reichſten Familien vermindert, und dieſe Verminderung dauerte in den folgenden Monaten des Jahres in dem Maße fort, als die franzöſiſche Behörde ſich immer mehr beveſtigte. Gegen das Ende des Juli war Zwieſpalt unter den Befehlshabern der Beſatzung in Telemsân ausgebrochen; einer derſelben, Muszt'afà Ben Bey 'Oſmân, ſchien ſich der oberſten Gewalt bemächtigen zu wollen. In Orân herrſchte Ruhe, indem ſich die Beduinen ſeit ihren letzten Angriffen nicht wieder gezeigt hatten. Allein im Monat Auguſt ſchloſſen dieſelben einige Zeit Orân wieder ein, ſo daß ſich die Beſatzung nicht heraus begeben durfte, ohne angegriffen zu werden, und es zeigten ſich die 'Araber wieder in großer Anzahl. Ein auf den 18. beſchloſſener Heerzug von Aldſchir aus gegen die Stämme der Bewohner des kleinen Atlas wegen verweigerter Tributzahlung ward nach geſchehener Zahlung nicht ausgeführt; dagegen ſtand man noch immer in Furcht wegen eines Angriffes der Beduinen, die angeblich 30000 Mann ſtark waren, Aldſchirs ſich zu bemächtigen; der General Savary war gefaßt, ſich in dieſem Falle ſelbſt an die Spitze der Truppen zu ſtellen. Mit dem Monat September nahm die Anſiedelung der Europäer in der Provinz Aldſchir trotz aller Hinderniſſe ihren Anfang. Die zwei Dörfer Kûba und Ibrahîm (2 und 3 Stunden von der Hauptſtadt) waren bereits angeſiedelt, und ſchon im Auguſt kamen einige Schiffe mit Anbauern, welche in dieſe Dörfer geſchickt wurden. Der Hauptanſtoß blieb nur fortwährend, daß ſolche Anſiedler kein Geld haben und daß ſie ſtets, von den Beduinen beunruhigt, Störungen in dem Ackerbau befürchten müſſen. Es wurde veſtgeſetzt, daß jeder ſich Niederlaſſende wenigſtens auf ein Jahr Lebensunterhalt aufweiſe. Am 8. September wies die Beſatzung zu Bâna einen Angriff, welchen ein Haufe von 1500 'Arabern auf die Stadt machte, ſiegreich zurück und erbeutete dabei das Zelt des Anführers Ibrahim ſamt einigen Fahnen, Waffen und muſikaliſchen Inſtrumenten. Ende Septembers beabſichtigte ein bewaffneter Beduinenſchwarm, 10 bis 12000 Mann ſtark, einen Angriff auf Aldſchir. Der Oberbefehlshaber General Savary rückte daher am 30. Abends an der Spitze von 1500 Mann aus der Stadt, die Schaar in zwei Heerarme theilend. Der erſte derſelben unter ſeinem Oberbefehl wandte ſich nach der Ebene von Metidſcha, wo er fünf Stunden von Aldſchir den 'Arabern begegnete, der andere Heerarm unter des Generalmajor Faudoes Befehl die Straße rechter Hand hin ſich wendend ſtieß auf keinen Feind. Es blieben im Gefecht des erſtern 410 'Araber auf dem Platze und die Zahl ihrer Verwundeten war bedeutend; die Franzoſen zählten nur 12 Todte und einige Verwundete. Dem Feinde wurden 2 Fahnen von grüner Seide abgenommen. Am 2. October traf auch der zweite Heerarm den Feind bei Buffarik' und brachte demſelben in zwei gelieferten Treffen, bei Buffarik' und Koleah, eine vollkommene Niederlage bei. Die franzöſiſche Beſatzung zu Orân hatte zeither und in dem folgenden Monate des Jahres faſt täglich kleine, zwar nicht entſcheidende, aber immer blutige Treffen mit arabiſchen und andern Stämmen des flachen Landes. Am 20. November ſandte der Oberbefehlshaber Savary einen Kriegszug von Aldſchir aus nach der Stadt Belida, die Häuptlinge mehrer Stämme zu überrumpeln, welche dort verſammelt waren und zum Aufſtande gegen die Regirung aufwiegelten. Sie ſchienen aber durch ihre in Aldſchir unterhaltenen Spione Nachricht erhalten zu haben; denn die Truppen fanden bei ihrer Ankunft in Belida die Stadt verödet, indem alle Einwohner in die Ge-

Digitized by Google

birge geflohen waren. Im Monat November hatte Sſidy Hâdschy 'Abd el K'ader, jüngerer Sohn des Sſidy Moh'ai-eddin Morâbut', von vielen arabischen Stämmen umgeben, Einzug in Maskara gehalten, nachdem ihn mehre Stämme als Bey der Provinz Orân ausgerufen hatten, wofür ihn aber einige Stämme des Beylik's nicht anerkennen wollten. Auch waren der Neffe des Kaisers von Marokko Muley 'Aly Scherîf und sein Statthalter Elh'ammery mit ihrem Versuche, sich als Häupter der Provinz Orân anerkennen zu lassen, gescheitert.

Im gegenwärtigen Jahre 1833 bis jetzt, im Monat Juli, ist der Zustand der Besitznahme des aldschirischen States in den Hauptumständen fortwährend derselbe, obwol vorschreitend und der gewünschten endlichen Veststellung näher. Noch ist aber das so lange her von einer Zeit zur andern verzögerte, ernstlich und mit entscheidendem Nachdruck ins Werk zu richtende Unternehmen, das Beylik Konstantine der Regirung zu unterwerfen, nicht vollzogen und wird hoffentlich das nächstbevorstehende Hauptereigniß seyn. Inzwischen wird man vielleicht noch lange des beständigen kleinen Krieges mit den Beduinen und 'Arabern überhaupt, mit den Kabilen und andern mauritischen Stämmen nicht erledigt werden, in welchem Punkte man viel weiter seyn würde, wenn es dem französischen Heere nicht zu sehr an Reuterei mangelte, worin besonders die 'Araber, überhaupt aber alle eingebornen kriegerischen Stämme der afrikanischen Bevölkerung überlegen sind. Auf der andern Seite treffen immer noch häufig arabischer und anderer afrikanischen Stämme Häuptlinge zur Unterwerfung ein. Dagegen muß man stets noch gegen Aufstand und Widersetzlichkeit im Innern des Landes auf der Hut seyn, Feldzüge dagegen thun und Rädelsführer versuchter Empörungen bestrafen, auch die eignen Truppen in strengster Kriegszucht halten. Die hartnäckigsten Feinde sind die Ghorräben, welche im ausgezeichneten Rufe der Tapferkeit und der Kriegslust stehen, den sie oft mißbrauchen, um ihre Nachbaren zu berauben. Sie senden Spione nach Aldschir, um zu erfahren, welche 'Araber Lebensmittel auf den aldschirischen Markt bringen. Diese werden alsdann von ihnen auf der Rückkehr aus der Stadt überfallen und des gelösten Geldes beraubt. Ihre Spione, deren drei im Monat März zu Aldschir nach Kriegsrecht zum Tode verurtheilt und enthauptet wurden, zeigen ihnen ganze Bezirke an, die den aldschirischen Markt mit Lebensmitteln versorgen, und diese bedrohen sie dann als Feinde der Religion mit Krieg. So erschienen am 18. März die Ghorräben, durch einige benachbarte Stämme verstärkt, vor Arzen. Der dortige K'âdhy ging ihnen an der Spitze seiner Mannschaft entgegen, 40 von seinen Leuten wurden aber von dem Feinde umringt, gefangen genommen und enthauptet, der K'âdhy selbst wurde verwundet. Doch hielt die Anwesenheit der Goulette Daphne auf der Rhede vor Arzen diese 'Araber bei ihrer Furcht vor den Kanonen ab, ihren Sieg zu verfolgen. Fortwährend ist man genöthigt, durch zu Toulon nach Aldschir, Bûna und Orân eingeschiffte starke Schaaren von Reuterei und Fußkämpfern das französisch-afrikanische Kriegsheer zu ergänzen und zu verstärken, auch Ladungen von Kugeln, Pulver und sonstigen Kriegsbedürfnissen aus Frankreich zu erhalten. Da die Erfahrung gegeben hat, daß der Zeitraum von zwei Jahren erfoderlich ist, um die Soldaten an das afrikanische Klima zu gewöhnen, so hat man gegen die bisher Statt gefundene Anordnung, dieselben alle zwei Jahr abzulösen, den Aufenthalt der Truppen in der aldschirischen Pflanzung nunmehr auf vier Jahre verlängert. Unzufriedenheit mit der Verwaltung unter dem Oberbefehlshaber Savary und mit dem General Boyer in Orân erfoderte den Wechsel dieser oberen Befehlshaber mit anderen tüchtigen Feldherrn. Anfangs Monats April ist Sſidy H'amden, einer der angesehensten Mauren aus Aldschir, im Auftrage sämtlicher Muftys, K'âdhys und Scheichs der ganzen Regentschaft, in Paris angekommen, um die Aufhebung der bisher dort Statt habenden bürgerlichen Verwaltung nachzusuchen; auch verlangten im Juni einige französische Einwohner in Aldschir in Paris künftig eine republikanische Statsverfassung. Zu gleichem Gesuche einigten sich einige arabische Einwohner. Die reichern arabischen Einwohner von Aldschir für die französische Regirung zu gewinnen, sind von Paris aus im Monat Mai Muszt'afa Pâschâ, der Sohn des Exdey von Aldschir, der in dem Aufstande im J. 1805 Thron und Leben verlor, und der noch lebende Sſidy Muszt'afa Ben 'Omar, der Enkel eines andern Dey und Bey von Titery, zu Rittern des Ordens der Ehrenlegion ernannt worden *). (*W'ahl.*)

*) Außer einzelnen morgenländischen und abendländischen historischen und geographischen Quellen, gelegentlichen Hilfsmitteln, und den bekannten encyklopädischen Werken: *Pierre Dan* Hist. de la Barbarie et de ses Corsaires. Paris 1649. f. Memoires du Chevalier d'Arvieux, par *Labat*. 6 Tomes. Paris 1731. 12. (teutsch übers. Kopenhagen 1753—1754. 6 B. 8.) *Morgan* History of Alger cet. Teutsch: Morgans allgemeine Beschreibung der Barbarei... Schilderung von Algier, Tunis, Tripolis, Oran ꝛc. Holländisch: Haag 1733. 2 Theile. 4. Memoires historiques, qui concernent l'ancien et moderne et le nouveau royaume de Tunis cet. par Mr. *Saint Gervais*, ancien Consul de France à Tunis. Paris 1736. 8. Travels or observations relating to several parts of Barbary and the Levant, by *Thom. Shaw*. Oxford 1738. f. Französisch: à la Haye 1743. 2 B. 4. (*Thom. Hyde* Syntagma dissertationum, herausg. von *Sharpe*. Oxon. 1767. 4. Vol. I. p. 223.) *Laugier de Tassy* Histoire du Royaume d'Alger. Amst. 1725. 8. und 1772. 2 Tomes. 8. spanischer Übers. abgekürzt theils mit Zusätzen vermehrt. Voyage en Barbarie ou Lettres écrites de l'ancien Numidie pendant les années 1785, 1786. par l'Abbé *Poiret*. Paris 1789. 2 Tomes. 8. Teutsch: Poirets Reise in die Barbarey. Straßburg 1789. (v. Rehbinder) Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Stat. Altona 1798—1800. 3 Bände gr. 8. Ali Bey's el Abassi (eines spanischen Renegaten) Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 bis 1807. Aus dem Franz. Weimar 1816. 8. Account of Tunis, by *Maggil*. Glasgow 1811. Franz. Nouveau Voyage à Tunis, par Mr. *Maggil*, Paris 1815. 8. Lettres containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta, by Mr. *Blaquiere*. Lond. 1813. 2 Bände. 8. Teutsch: Weimar 1821. 8. Narrative of e years residence at Tripoli, by *Rich. Tully*. Lond. 1816. 4. Voyage à Tripoli. Paris 1819. 2 Tomes. 8. *Pennanti* Relation d'un sejour à Alger. Paris 1820. 8. Voya-

DEYA, Villa der spanischen Provinz Mallorca auf einem Hügel an der Westküste mit 1820 Einwohnern und einem Fundort von schönem Marmor. (*H.*)

DEYBUR oder Jey Saygur †), ein Binnensee in der indischen Provinz Adschmir (Ajmere) und dem Bezirk Mewar, ungefähr 27 engl. Meilen von der Stadt Udipur (Odeypour), 1044 Fuß über dem Meere. Das Wasser ist tief und krystallhell, auf zwei Seiten steigen steile, romantisch geformte Felsen bis zu einer Höhe von 6 bis 700 Fuß kühn herauf. Am östlichen Ende erhebt sich ein Prachtgebäude. Vormals drang der Fluß Gumetri aus dem See heraus durch eine enge Felsenöffnung, aber Rana Jey Singh versperrte sie durch einen prächtigen Marmordamm, 54 F. über dem Wasserspiegel. Von ihm, seine ganze Länge entlang, führen Treppen, mit großen Steinelephanten geschmückt, an das Wasser herunter; der frühzeitige Tod des Begründers unterbrach aber die gänzliche Vollendung dieses großartigen Baues. (*Palmblad.*)

DEYEUXIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und aus der zweiten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse hat Clarion (Ms. in Pal. de Beauv. agr. p. 43.) so genannt nach dem Professor der Pharmacie und Chemie, auch Akademiker zu Paris, Nicolas Deyeux. Char. Die Blüthen bilden eine Rispe; der Kelch zweispelzig, häutig, länger als die Corolle; die Spelzen fast gleich; die Corolle zweispelzig, an der Basis mit Haaren versehen; die Spelzen an der Spitze gezähnt, die eine auf dem Rücken oder an der Basis gegrannt; der Anfang (das Rudiment) eines zweiten Blümchens hat die Gestalt eines Fädchens oder einer Granne und ist federig; die Karyopse ist frei. Die sehr nahe verwandte Gattung Calamagrostis *Adans.* unterscheidet sich nur durch den Mangel des Rudiments des zweiten Blümchens und dadurch, daß die Granne der Corollenspelze unter der Spitze steht. Zu dieser letzt genannten Gattung gehören alle Arten von Deyeuxia, welche Palisot de Beauvois anführt (l. c. t. 9. f. IX. et X.). Die eigentlichen Deyeuxien, deren 13 (worunter aber wahrscheinlich mehre bloße Varietäten) bekannt sind, wachsen als perennirende Gräser im gebirgigen Theile Amerika's, besonders in Quito und Mexiko. In Humb. Bonpl. et Kunth nov. gen. (l. p. 145—147. — D. effusa t. 46.) sind eilf beschrieben (wovon aber D. poaeformis p. 146. sicher keine Deyeuxia ist); hiezu kommen noch zwei: D. triflora *Kunth* (Avena deyeuxioides *Humb. B. et K.* l. c. p. 147.) und D. megapotamica *Spr.* (Cur. post. p. 30.). — D. spicata *Spr.* (Syst. I. p. 254.) gehört nach Nees (Gram. bras. p. 533.) als Synonym zu Andropogon condensatus *Humb. B. et K.* und bildet eine neue Gattung, Schizachyrium.

(*Sprengel.*)

DEYLING, Salomo, geb. 1677, gest. 1755 als Professor der Theologie und Superintendent zu Leipzig, bewies in allen seinen Schriften (das Verzeichniß s. bei Adelung — Jöcher) große Gelehrsamkeit, hat sich aber besonders ausgezeichnet durch seine Institutiones prudentiae pastoralis ex genuinis fontibus haustae et variis observationibus ac quaestionum enodationibus illustratae (Leipz. 1734. 3. Aufl. von C. W. Küstner. Lpz. 1768). Diese Pastoraltheologie übertraf alle früheren an Gelehrsamkeit, Vollständigkeit, Zweckmäßigkeit zum Gebrauche, Klarheit und Schönheit des Styls. Unter dem Titel einer Protheorie faßte er die Lehren von dem kirchlichen Amte überhaupt zusammen und handelte dann in vier Haupttheilen von dem, was vor dem Eintritt in das geistliche Amt, was bei dem Eintritt in dasselbe zu beobachten ist, von der Verwaltung des geistlichen Amtes selbst und von dem, was bei dem Austritt aus demselben zu beobachten ist. Dieses Buch, sagt Stäudlin (in Eichhorns Gesch. d. Lit. Bd. 6. Abth. 2. S. 697 fgg.), hat sich bis in unsere Zeiten in einem gerechten Ansehen erhalten, es vereiniget in der Kürze alles, was aus der Schrift und Kirchengeschichte zur Kenntniß des geistlichen Lehramts hergenommen werden kann, und ist auch von späteren Pastoraltheologen benutzt und zum Grunde gelegt worden. (*H.*)

Deyr s. Derr.

DEYRAH DOON (Deira Dun), ein Thal in der indischen Provinz Gurwal, 800 bis 1000 F. über dem Spiegel des Meeres, durch einen zackigen, waldbewachsenen Gebirgszug von der Gangesebene getrennt. Mehre bequeme Pässe führen darüber von dem Bezirk Nord-Saharanpur in das Thal hinein; die Gangbarsten sind der von Hurdwar an der Seite vom Ganges, und der von Timley, nicht fern von Jumna (Dschumna). Die erhabene Lage des Thals bringt eine so bedeutende Klimaveränderung im Vergleich mit der Ebene hervor, daß nicht nur die Bergspitzen im Winter einen Schneehut tragen, sondern auch, wiewol äußerst selten, im Thale selbst Schnee fällt. An sich, als wenig angebaut, nur mit üppigem Gras bewachsen, worauf einige einzelne Sauls und Sissobäume stehen, ist Deyrah Doon nur von geringem Werth, und die Einkünfte betrugen im J. 1816 nur 22264 Rupien; um so wichtiger aber ist es in mili-

---

ge dans l'interieur de l'Afrique septentrionale, par *Lyon*. Paris 1821. 8. Della Cella Reise von Tripolis an die Grenzen von Aegypten, aus dem Italienischen. Weimar 1821. 8. Sketcher of Alger. Boston 1826. 8. Alger, tableau du Royaume, de la ville et de ses environs, état de son commerce, de ses forces de terre et de mer; description des moeurs et des usages du pays. Precedé d'une Introduction historique sur les differens expeditions depuis Charles V. jusqu'à nos jours. Avec Carte, Vue, Portraits et Coutumes. Par *Renaudot*. 2e Edition revue et corrigée. Paris 1830. gr. 8. Teutsch: bearbeitet von Fr. Schott, Leipz. 1830. und mit Zusätzen, Ilmenau 1830. Esquisse topographique et historique du Royaume d'Alger et de la ville, accompagné d'une Carte et d'un Plan du Port et de ses environs. Par *Perrot*. Ed. 3. Paris 1830. gr. 8. Algir et l'Expedition francoise. Par *J. C.* Paris 1830. 8. Teutsche Übers. Mainz 1830. gr. 8. Winkelmann Geschichte der Eroberung von Algier durch die Franzosen im Jahre 1830, nebst Ansichten über dessen Colonisirung in besonderer Beziehung auf teutsche Auswanderer, und einem Briefe über den Zug Karl V. nach Algier im Jahre 1541. Ilmenau 1832. gr. 8. — Der Moniteur und die übrigen französischen politischen Journale, die englandischen Tageblatter, die Königl. Preuß. Staats-Zeitung, die Allgemeine Zeitung, die Zeitschrift: das Ausland, die Berliner Haude- und Spenersche Zeitung und die Vossische Berliner Zeitung.

†) *Hamilton* East Ind. Gazetteer. I, 506.

Digitized by Google

tärischer Hinsicht; darum mußten die Nepalesen dieses Thal im J. 1815 an die Briten abtreten, die es mit dem District Nord-Saharampue vereinigten. Das Thal hat nur eine einzige Stadt, Deyrah oder Gurudwara genannt, die doch nur ein dorfähnliches Ansehen hat, und deren einzige Merkwürdigkeit ein Sihk-Tempel ist. (*Palmblad.*)

DEYROUT, Dorf in Unterägypten am Rosetterarm im Nildelta, wo sich dieser in mehre Kanäle theilt, daher die Benennung Deyrout-Kanal (s. Nil). (*Kämtz.*)

DEYSTER, Ludwig van, einer der besten niederländischen Maler seiner Zeit und zugleich ein geschickter Kupferstecher. Er war geboren 1656 zu Brügge. Sein Lehrmeister war Johann Maes, ein Maler in seiner Geburtsstadt, jedoch vom zweiten Range, der von ihm weit übertroffen wurde und mehr durch diesen seinen Schüler, als durch sich selbst berühmt ist. Deyster hielt sich zur Vervollkommenung in seiner Kunst sechs Jahre in Italien auf und kehrte dann nach Brügge wieder zurück. Es befanden sich daselbst bei seiner Heimkehr nur wenige Kunstliebhaber und noch weniger Kunstverständige von einiger Bedeutung; doch hatten die schönen und beliebten Arbeiten Deysters den Erfolg, daß daselbst unter seinen Mitbürgern ein sehr lebhafter Enthusiasmus für die Malerei entstand, und bald mit großen Unkosten Kunstkabinette angelegt wurden.

Er malte mehre sehr schöne und große historische Stücke, die durch eine treffende Zeichnung und eine durchaus gelungene Zusammensetzung einen hohen Grad von Vollkommenheit haben. Zu Rom erwarb er sich in der Darstellung des Todes der heiligen Jungfrau einen unsterblichen Ruhm. Von gleichem Werthe sind zwei andere Bilder von ihm: die Auferstehung Christi und die Erscheinung desselben vor den drei Marien. Seine Darstellungen aus der Geschichte sind in einer großen und umfassenden Manier ausgeführt; seine Köpfe haben viel Charakter, und unter den breitrollenden Falten seiner Bekleidungen verräth sich das Nackte fühlbar. Das Kolorit seiner Stücke ist warm und goldartig. Dem Grundsatze des großen Rubens folgend, häufte er seine Lichter sehr und gab seinen Schatten nur eine schwache Glasur, so daß man darin überall den kalten Eindruck des Schüttgelben und des Gummis wahrnahm. Der Zauberkraft des Helldunkels war er ganz mächtig, so daß dadurch seine Gemälde von einer besonders großen Wirkung waren. Alles an denselben ist in einer lebendigen Bewegung; auch scheinen sie mit einer großen Leichtigkeit und gediegenen Fertigkeit gemalt zu seyn. Doch ging es mit seiner Arbeit an denselben eben nicht sehr prompt und schnell; vielmehr malte er nichts, ohne zuvor mehre Entwürfe von dem nämlichen Gegenstand gemacht und zuletzt den gewählten derselben korrekt auf die Leinwand gezeichnet zu haben. Dann erst begann er die Ausführung des Gemäldes.

In der Kupferstecherkunst, womit er sich ebenfalls nicht unverdienstlich beschäftigte, erreichte er doch nicht die bedeutende Höhe, auf welcher er als Maler stand. Die Produkte seines Griffels scheinen nur wenig beachtet zu seyn. Man hat von ihm geätzte sowol als in Schwarzkunst gearbeitete Kupferstiche, die indeß zu den Seltenheiten gehören, vielleicht weil sie keine große Aufmerksamkeit erregten und deswegen nicht mit Sorgfalt aufgehoben sind. Von den ersteren sollen noch acht vorhanden seyn, jedoch ohne einen sonderlichen Werth. Seine Schwarzkunstblätter sind, wie es scheint, bereits verloren gegangen. Übrigens war seine Nadel leicht und nachlässig. Seine Haupttendenz war nur die Wirkung seiner Zeichnung, welcher er oft die Richtigkeit derselben aufopferte.

Es war außerdem diesem talentvollen Künstler nicht genug, sich nur mit Malen und Kupferstechen zu beschäftigen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, seinen Fleiß in mehren Künsten versuchen zu wollen. Er baute also — auch Orgeln und verfertigte Klaviere, Violinen, Wand- und Taschenuhren. Duech diese Zerstreuungen raubte er sich viel Zeit, vernachlässigte seine Talente und hinderte sein Glück, so daß er endlich ganz herunter kam und sich, um nur leben zu können, genöthigt sah, seine Gemälde nur möglichst schnell und flüchtig hinzuwerfen. Er starb im J. 1711.

Eine Tochter, die er hinterließ, Namens Anna van Deyster, erlernte die Kunst ihres Vaters und that sich darin ebenfalls besonders hervor. Sie malte ganz in seiner Manier und in seinem genialen Styl. Insbesondere kopirte sie auch seine Gemälde und ahmte seine Züge und sein Kolorit so genau und treffend nach, daß die kunstverständigsten Beurtheiler fast nicht im Stande waren, die Kopie von dem Original mit Gewißheit zu unterscheiden. Auch verfertigte sie blos mit der Nähnadel schöne Landschaften. Sie war geboren im J. 1716 und starb schon 1746 *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEYVERDUN, Georg, ein geistreicher Schweizer, der wegen der innigen Freundschaft mit dem großen Geschichtschreiber Gibbon angeführt zu werden verdient. Er wurde geboren ums J. 1735 zu Lausanne und starb daselbst den 4. Juli 1789. Die Freundschaft knüpfte sich schon während Gibbons erstem Aufenthalte zu Lausanne im J. 1753 an. Gemeinschaftliches Studium der lateinischen Klassiker, welches besonders Gibbon mit außerordentlichem Fleiße und Beharrlichkeit trieb, befestigte dieselbe. Gibbon theilte Deyverdun seine Auszüge und kritischen Versuche mit. „Ihm, sagt Gibbon, theilte ich jeden Gedanken, jede Arbeit sofort mit, und mit ihm freute ich mich der Wohlthaten einer vertrauten Unterhaltung über Gegenstände unsers gemeinschaftlichen Stu-

*) Quellen: J. R. Füßli, allgemeines Künstlerlexikon. I. Theil. Neue Ausg. Zürich 1810. S. 199. II. Theil. Zürich 1806. S. 281. — Größtentheils nach *Descamps* Vies des Peintres flamands, allemands et hollandois, Paris 1753., und *Pilkington*, Dictionary of Peintres. London 1770., wie auch *Watelet*, l'art. de peindre. Amsterd. 1760 u. 1761. *Bartsch* Peintre graveur. V. 457.

Digitized by Google

diums." Gibbon kehrte im J. 1758 nach England zurück; ungefähr drei Jahre später ging Deyverdun nach Teutschland, um eine Anstellung zu suchen, da die Unvorsichtigkeit und die Verschwendung seines Vaters das ansehnliche Vermögen zu Grunde gerichtet hatte. Er wurde als Erzieher des Enkels des Markgrafen von Schwedt angestellt; allein eine, nach Gibbons Ausdrucke „unglückliche, jedoch anständige Leidenschaft" vertrieb ihn von hier, und er ging nach England, um dort eine Anstellung zu suchen. Gibbon hatte unterdessen seine Reise nach Italien gemacht; und nach seiner Rückkehr verlebte Deyverdun vier Sommer nach einander immer mehre Monate bei ihm in gemeinschaftlichen Studien auf dem Landhause von Gibbons Vater zu Beriton. Gibbon sagt von diesen Besuchen: „unsere freimüthigen Unterhaltungen über jeden Gegenstand, welcher das Herz oder den Verstand interessiren konnte, würden mich selbst mit einer Wüste oder einem Gefängnisse ausgesöhnt haben." Die Versuche, welche Gibbon machte, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei einem reichen Zöglinge zu verschaffen, der auf Reisen gehen sollte, waren lange vergeblich, und Gibbon beklagt sich, daß seine eigne Börse oft leer war, so daß er den Freund nicht so unterstützen konnte, wie er wünschte. Nach vielen Bemühungen konnte er ihm endlich eine Sekretärstelle in der Kanzlei eines Ministers verschaffen. Um diese Zeit hatte sich Gibbon vorgenommen, die Geschichte der Eidgenossen zu schreiben, und Deyverduns Beistand schien das Haupthinderniß des Unternehmens, Gibbons Unbekanntschaft mit dem Teutschen, besonders dem ältern, zu beseitigen. Deyverdun übersetzte die Geschichte der burgundischen Kriege von Schilling; gemeinschaftlich lasen und excerpirten sie Tschudis Chronik; andere Auszüge machten ihm theils Deyverdun, theils ein Gehilfe. Indessen nennt Gibbon selbst seine Materialien seicht. Dennoch wagte er nach dieser zweijährigen Vorbereitung im J. 1767 die Ausarbeitung in französischer Sprache. Das erste Buch wurde ohne Angabe des Verfassers den folgenden Winter zu London in einer geiehrten Gesellschaft von Fremden vorgelesen. Allein die Urtheile, welche Gibbon hier hörte, bestimmten ihn, das Unternehmen ganz aufzugeben. Dagegen unterstützte er nun Deyverdun in der Herausgabe einer Zeitschrift: Memoires litteraires de la grande-Bretagne. Gibbon sagt von Deyverdun: „die richtige Aussprache und Geläufigkeit des Engländischen konnte er sich während eines Aufenthaltes von mehren Jahren nicht erwerben; aber er las unsere schwersten Schriftsteller mit Leichtigkeit und Geschmack. Er besaß so viel kritische Kenntnisse in unserer Sprache und Dichtkunst, daß ihm nur wenige Fremde gleich gekommen sind; auch waren nur wenige unserer eigenen Landsleute im Stande, die Schönheiten der dramatischen Vorstellungen eines Shakespeare und Garrik feiner zu empfinden und zu beurtheilen." Das Journal sollte nach Deyverduns Plane theils literarische Abhandlungen und Kritiken, theils eine philosophische Darstellung der Künste und Sitten der britischen Nation geben. Der erste Band für das Jahr 1767 erschien 1768. Der erste Artikel über Littletons Geschichte Heinrichs des Zweiten ist von Gibbon. Der zweite, der Wegweiser von Bath, hat Deyverdun zum Verfasser. Gibbon sagt von demselben, er sei ein flüchtiger und seltsamer Aufsatz, voll lokalen Scherzes, der oft mehr in Worten bestand. „Ich erschrack über diesen Versuch; aber er lächelte bei meiner Furcht; sein Vertrauen wurde durch den Erfolg gerechtfertigt; und der Kenner beider Sprachen wird dem seltenen Glücke, mit welchem er den Geist und sogar die Stimmung des engländischen Verses in französische Prosa übergetragen hat, seinen Beifall nicht versagen." Gibbon erklärt, daß er überhaupt an diesen Denkwürdigkeiten großen Antheil nahm, daß es ihm aber unmöglich sei, nach mehr als 20 Jahren (wo er sein Leben schrieb), bestimmt anzugeben, was jedem der beiden Freunde von dem Inhalte angehöre; eine lange und vertrauliche Mittheilung ihrer Ideen hatte denselben auch in der äußern Form und der Schreibart viel Übereinstimmung gegeben; auch übernahmen sie die Ausführung und Verbesserung der Aufsätze wechselseitig. Der zweite Band für das J. 1768 erschien 1769, und das Manuscript für den dritten war schon beinahe vollständig, als Gibbon seinem Freunde die Hofmeisterstelle bei Sir Richard Worthley verschaffte, mit welchem er nun auf Reisen ging. Die Zeitschrift ging daher wieder ein. Über ihren Erfolg sagt Gibbon: „Ich bin kühn genug zu behaupten, daß ihr Verdienst größer war als ihr Ruf; allein es ist auch nicht weniger wahr, daß dieser letztere den Gewinn überstieg. Durch sie erhielt mein Freund den Schutz und ich die Bekanntschaft des Grafen von Chesterfield, auch machte sie mich mit David Hume bekannt, der in demselben Departement Untersekretär war, wo Deyverdun einen noch niedrigern Posten bekleidete. Der erstere nahm den 12. April 1769 Deyverduns Zueignungsschrift an und bestimmte den Verfasser zum künftigen Erzieher seines Nachfolgers"; (Deyverdun begleitete dann wirklich den jungen Lord Chesterfield auf einer Reise nach dem festen Lande) „der letztere aber bereicherte das Journal mit einer Antwort auf Walpole's historische Zweifel, welcher er in der Folge die Form einer Anmerkung gab." — Außer den genannten begleitete Deyverdun noch zwei andere junge Engländer, Lord Midleton und einen Hume auf ihren Reisen und ließ sich dann zu Lausanne nieder, wo ihn das Testament einer Muhme in den Besitz eines angenehmen Hauses gesetzt hatte. Gibbon, dem der Aufenthalt in England nicht mehr behagte, und bei dem die Zeit, welche er zu Lausanne verlebt hatte, mit erfreulichen Erinnerungen verbunden war, schrieb an ihn wegen seiner Niederlassung daselbst. Schnell war die Abrede getroffen; Deyverdun gab das Haus, wozu ein vier Juchart großer Garten gehörte, und Gibbon übernahm die Ausgaben der gemeinschaftlichen Wirthschaft. Im Jahre 1783 kam Gibbon nach Lausanne. Nach einem Aufenthalte von 4 Jahren, während dessen er seine Geschichte des Unterganges des rö-

Digitized by Google

mischen Reiches beendigte, kehrte er zu Besorgung des Druckes nach England zurück, verließ aber, sobald dieser vollendet war, im Juli 1788 sein Vaterland wieder und kehrte nach Lausanne zurück. Aber die Freude des Wiedersehens wurde ihm durch den traurigen Zustand seines Freundes verbittert. Deyverduns Gesundheit und Geisteskräfte hatten schon seit längerer Zeit eine auffallende Abnahme erlitten. Wiederholte apoplektische Zufälle versetzten ihn in einen Zustand, der nicht nur keine Hoffnung übrig ließ, sondern auch den Wunsch seiner baldigen Auflösung selbst bei dem trauernden Freunde erregte. Gibbon sagt in einem Briefe vom 14. Juli 1789 an Lord Sheffield: „Alle Quellen des Lebens waren erschöpft, und hätte er sich durch ein elendes Daseyn noch länger fortgeschleppt, so mußte er wahrscheinlich den Verlust seiner Seelenkräfte überleben. Unter allen Unglücksfällen befürchtete er auch diesen am meisten; aber sein Geist blieb bis auf den letzten Augenblick ruhig und heiter, und er sah seiner annähernden Auflösung mit philosophischer Standhaftigkeit entgegen." In seinem Testamente ließ Deyverdun dem Freunde die Wahl, das seit Jahren gemeinschaftlich bewohnte Haus um einen bestimmten Preis von seinen Erben zu kaufen, oder sich auf Lebenszeit gegen eine festgesetzte Entschädigung die Benutzung desselben zu sichern. Gibbon wählte das letztere und blieb bis zum J. 1793 in dem Hause. Bekanntlich machte er in diesem Jahre eine Reise nach England und starb im J. 1794 zu London. — Außer den schon angeführten Memoires littéraires hat man noch von Deyverdun eine französische Übersetzung von Göthe's Werther (Mastricht 1784) und einige Artikel in Bridels Mélanges Helvétiques; er hat auch Caroline de Lichtfield par Mad. de Montolieu herausgegeben (Paris 1786. 2. Vol. 12.). (*Escher.*)

DEZANA, Decianum, angeblich von dem Kaiser Decius erbautes Städtchen der piemontesischen Provinz Vercelli, zwischen Vercelli und Trino, wurde vom Kaiser Heinrich II. als eine Grafschaft an die alemannischen Freiherrn von Brandis verliehen und blieb durch unvordenkliche Zeiten deren Eigenthum. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Grafschaft von den Bürgern von Vercelli konfiscirt und im J. 1411 an Ludwig Tizzoni, dessen Vorfahren mehrmals in Vercelli die höchste Gewalt ausgeübt hatten, gegeben. Ludwig ließ als Graf von Dezana Münzen prägen; folgender Teston ist, unseres Wissens, noch unedirt: A. Lud. Ticio - Deci. C. V. Im. Ein schiefgestellter Schild, darüber ein reich verzierter Helm. R. S-anctus Alexander. Der Heilige zu Roß hält in der Rechten ein Panier. Unten C. Eine andere Münze des nämlichen Ludwig hat Appel Bd. 3. S. 261. beschrieben. Ähnliche Münzen kommen auch von mehren spätern Grafen von Dezana aus dem Hause Tizzoni vor, namentlich von Johann Bartholomäus, von Delphinus und von Anton Maria, und haben insbesondere die Thaler von Delphinus und von Anton Maria den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der Numismatiker und Geschichtsforscher auf harte Proben gestellt. Einmal war die Grafschaft Dezana ganz unbekannt, dann wußte niemand sich den auf allen diesen Münzen vorkommenden Titel: Sacri Romani Imperii vicarius perpetuus zu erklären. Jetzt weiß man freilich, daß nicht nur Savoyen, Mantua, Modena, sondern auch kleinere Herren diesen Titel führten. Anton Maria Ignaz Tizzoni, wahrscheinlich des Anton Maria Sohn, wurde am 6. Mai 1690 von Kaiser Leopold I. mit der Grafschaft Dezana als einem Reichslehen belehnt, verkaufte sie aber am 1. Oct. 1698 an den Herzog von Savoyen. Seitdem folgte Dezana den Schicksalen der Provinz Vercelli, das Geschlecht Tizzoni aber, welches auch Castellazzo als ein Lehn des Bisthums Vercelli besaß, scheint gar ausgestorben zu seyn. (*v. Stramberg.*)

DEZFUL (Desfûl oder Defhfûl, mit lateinischen Buchstaben aber richtiger Dezfûl, Dezhfûl zu schreiben, ingleichen Dezphûl, Dezhphûl in einer türkischen Reisebeschreibung, s. v. Diez Denkw. von Asien. Th. 2. S. 157., Dûsipûl) ist eine Stadt in der Provinz Chûsistân (Susiana der Alten), 28 Meilen von der Stadt Schuschter oder Schuster. Sie liegt am östlichen Ufer des Flusses Âbsâl, welcher in dem kûristânischen Gebirge entspringt, in einer weiten schönen Ebene. Sieben bis acht engländische Meilen westlich von Desfûl fangen sich die Ruinen von Schûß oder Schûsch (Susa der Alten) an, die sich von einem Ende zum andern bis zwölf engländische Meilen weit ausdehnen, so daß sie einen großen Raum zwischen dem Flusse Kerah und dem Flusse Âbsâl einnehmen. (*Wahl.*)

D'HÂFAR oder D'hâser, nach gleichgeltender Aussprache Žâfar, oder Žâser, vollständiger D'hâser biemrillâh Ben H'âsedh ledînillâh [1]), der zwölfte Dynast der fât'imitischen Chalîfen, und der neunte des fât'imitischen Reichs in Ägypten [2]), welcher vor seiner Thronbe-

1) Das Beiwort biemrillâh oder biemralláh bedeutet nach Gottes Willen oder Befehl, und ist unser von Gottes Gnaden; das andre Beiwort ledînillâh oder ledînalláh (lidînillâh) besagt im Glauben an Gott oder in Allâh's (Gottes) wahrer Religion. Das erstere Beiwort eigneten sich auch mehre der 'abbâsidischen Chalifen zu, welche sonst ihren Namen größtentheils das Beiwort billâh oder bialláh, auch lillâh oder lialláh, d. i. mit Gott, durch Gott hinzufügten, das einige der Fât'imiten ebenfalls führten. Das andre Beiwort lidînillâh oder lidînalláh, welches sich auch einige der 'Abbâsiden zueigneten, war vorzugsweise den Fât'imiten eigen, welche alle Dynasten dieser Dynastie ihren Namen beizugeben pflegten. Was den angenommenen Eigennamen D'hâfar, D'hâser, Žâfar, Žâser betangt, so bedeutet er in der 'arabischen Sprache Übertreffer, Sieger, Überherrscher, vorwaltend, vorglänzend.

2) Die Fât'imiten erhielten diesen Namen, weil sie als Nachkommen des 'Aly und der Fât'ime seiner Gemahlin, der Tochter des Pseudoprepheten Muh'ammed, auftraten. Ihre Herrschaft begann im Jahre der Flucht 296 Chr. 908 durch den ersten dieser Chalifen Abû Muh'ammed 'Obeidalláh, und endete in dem Jahre der Flucht 567 Chr. 1171 mit dem Tode des letzten dieser Chalifen 'Adhed Ladînillâh. Die drei ersten dieser fât'imitischen Chalifen regirten in Afrika, die übrigen elf herrschten in Egypten seit dem J. der Flucht 362 Chr. 972. Sie lebten in steterm Widerstreit und unversöhnlichem Haß mit den ihnen gleichzeitigen 'Abbâsiden, indem sie diese letztern als widerrechtliche Überwältiger des Chalifentheones betrachteten.

Digitized by Google

steigung Abû Manszûr Ismâ'îl hieß. Er folgte seinem Vater H'afed'h ledînillâh in der Regirung im Jahre der Flucht 544, Chr. 1149, und ihm selbst nach seiner beinahe fünfjährigen Regirung folgte sein Sohn Fâjez binaszrillâh [3]), dessen üblichere und vollständigere Benennung Fâjez billâh Abû'lk'âsem 'Isà ist. Auf noch vorhandenen Münzen, die er hat prägen lassen, findet sich seinem Namen, der schon von seinem fünften Vorgänger in der fât'imitischen Regirung, dem Chalifen D'hâher, angenommene Ehrentitel *'Abdallâh wewelih*, d. i. der Knecht Gottes und seines Stellvertreters [4]) vorgefügt. D'hâfers Regirung, in deren Verlauf, wie der Verfasser des Lebtârich [5]) bemerkt, die Kreuzfahrer die Stadt Aßkalon belagerten und einnahmen, ist ziemlich ruhig verstrichen. Als er den Chalifenthron bestiegen, erhob er Nedschmeddin Ibn Mes'al, einen der größten Lieblinge seines Vaters, zur Würde eines Wesirs. 'Aly Ibn selâr aber, einer der Großen des Hofes, der unter dem Chalif Emîr (statthaltenden Fürst) zu Alexandrien und in dem dazu gehörigen Gebiete gewesen war, brachte aus den Westprovinzen ein Korps Truppen zusammen, das sich durch die benachbarten Besatzungen verstärkte. Mit diesem großen Heere rückte er nach K'âhira heran, drang in diese Stadt ein und verjagte den Wesir Nedschmeddin Ibn Mes'al daraus, und nöthigte den neuen Chalifen, damals einen etwa 17jährigen Fürsten, ihn in dem Wesirate zu bestätigen, dessen er sich nach der Verjagung seines Vorfahren angemaßt hatte. Inzwischen war Nedschmeddin, der die Schwarzen bewaffnet hatte, fest entschlossen, den 'Aly Ibn selâr aus dem Diwân (Staatsrathe) des Chalifen zu vertreiben; weil er aber bald darauf auf dem Schlachtfelde sein Leben verlor, so ward demselben der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf eine Lanze gespießt durch alle Straßen von K'âhira zur Schau getragen. Im folgenden Jahre 545, Chr. 1150, fiel so wenig im ägyptisch-fât'imitischen als in dem 'abbâsidischen Chalifenreiche etwas merkwürdiges vor. Indessen hatte 'Aly Ibn Selâr das Amt eines Wesirs bei D'hâfer noch nicht lange verwaltet, als er auf den Rath verschiedener muh'ammedanischer Lehrer, die ehrenrührigen, den Christen von seinen Vorgänger angelegten Unterscheidungszeichen abschaffte, um auf diese Weise ein gut Stück Geld zu verdienen. Weil er jedoch nach Verlauf dreier Tage merkte, daß er sich verrechnet hatte, die Christen weder die Beutel aufthaten, noch dieses künftig zu thun Hoffnung machten, ließ er die alten gegen sie erlassenen Verordnungen erneuern. Dieser Wesir, mit dem Beinamen El-'Âdel (der Gerechte) wurde nachmals von Nasr Ibn El-'Abbâs *Ben Temim El Szanhâdschy* seiner Würde entsetzt und ermordet, dessen Vater die ägyptische Stadt Bilbeiß, Pelusium, nach d'Anville und andern Pharbutum der Alten [6]), und das ganze benachbarte Gebiet beherrschte. Nach 'Aly Ibn Selârs Tode zog El-'Abbâs *Ben Temim El Szanhâdschy* [7]) an der Spitze seiner Kriegsmacht nach K'âhira, und brachte durch die Bemühungen seines Sohnes Nasr den Wesirposten an sich, indem niemand mächtig genug war, sich ihm zu widersetzen. Dieser letzte Wesir, 'Abbâs el szanhâdschy, Sohn des Temîm, oder nach andern Nasr, der Sohn des 'Abbâs, war es, der den Chalifen von Ägypten D'hâfer biemrillâh Ibn El H'afed'h ledînillâh im Monat Muh'arrem des Jahres der Flucht 549, Chr. 1154 ermordete. Die nächste Veranlassung seiner Ermordung war die seinen Unterthanen offenkundig gewordene unnatürliche Liebe, die er dem jungen Nasr, der ein sehr schöner Jüngling war, bewies, insonderheit da Nasr dem Vater entdeckte, daß der Chalif ihm angelegen habe, ihn, seinen Vater, heimlich umzubringen, um ihn selbst, seinen Geliebten, hernach zu seinem Wesir erheben zu können. 'Abbâs lud den Chalifen nebst zweien seiner vertrautesten Freunde zu einem nächtlichen Gastmale in seinem Hause ein. Bei diesem Gastgebote wurden nun alle drei niedergehauen und ihre Leichname in einen Brunnen geworfen. Den folgenden Morgen ging 'Abbâs in den Residenzpalast und fragte verstellter Weise nach dem Chalifen, und da er nirgends zu finden war, befahl er den Jûsuf und den Gabriel, dessen Bruder, nebst dem Szâleh', dessen leiblichen Vetter, aus Ursache, daß sie ihre Hände mit ihres Oberherrn Blute befleckt hätten, hinzurichten; auch verurtheilte er viele andere Personen zum Tode, auf welche er den Verdacht der Theilnahme an diesem Verbrechen wälzen wollte. Hierauf begab er sich in das H'arem des Ermordeten, nahm D'hâfers Sohn 'Isà, der kaum fünf Jahre alt war, aus der Aufsicht der Weiber, gab ihm den Titel El-Fâjez binaszrillâh und setzte denselben auf den Thron. Das Kind, dem die Großen des Hofes auf Befehl des Wesirs den Eid der Treue leisten mußten, gerieth beim Anblick der Leichname derer, die der Wesir hatte hinrichten lassen, so in Schrecken, daß es völlig außer sich kam, und daher in den folgenden Zeiten niemals einen rechten Gebrauch von seiner Vernunft machen konnte. El-'Abbâs blieb nicht lange unbestraft. Denn als sich durch das ganze fât'imitische Reich sehr bald das Gerücht ausbreitete, daß El-'Abbâs und sein Sohn Nasr die wahren Mörder des Chalifen seien, so wendeten sich die vornehmsten Gebieter des Kriegsheeres, ja selbst die Weiber in dem H'arem, denen die barbarische, meuchelmörderische Behandlung, welche dem D'hâfer und seinen Brüdern widerfahren, sehr nahe ging, an Talâi Ibn Sarîk den Armenier, dermaligen Besitzhaber der Stadt K'âhira, und ersuchten denselben zur Rache an den schändlichen Meuchelmördern um seinen Beistand. Wie man berichtet, rissen sich die Weiber des H'arem auch Haarlocken aus und schickten diese an Spieße

3) D. i. Fâjez mit Gottes Hilfe oder unter göttlichem Schutz und Beistand. 4) In Bezug auf Muh'ammed und 'Aly nämlich, deren Iwâme zu seyn die Fat'imiten als Nachkommen 'Alys ('Aliden) behaupteten. 5) Lebtârich oder eigentlich Lebbeltawârich (Mark der Geschichten) eine persisch geschriebene Universalhistorie von Jah'jâ 'Abdallat'if Elk'aswiny, verfaßt im J. der Flucht 948, Chr. 1541. S. Mehres in meinem Werke, altes und neues Vorder- und Mittelasien. Bd. 1. (Leipzig 1795) S. 172f.

6) S. J. D. Michaelis Ausgabe der Descriptio Aegypti (Gött. 1776), die Adnotationes p. 131. und des abulfedischen Textes S. 34 f. lat. Uebers. p. 27. 7) El Zanhâdschy, d. i. des Zanhâdschiers, aus dem mauritanischen Stamme Zanhadsch gebürtigen.

Digitized by Google

bevestigt dem T'alâi zu, um diesen Feldherrn durch solches Zeichen ihrer Traurigkeit zur Hilfe zu bewegen. Der Wesir nebst seinem Sohne entwich hierauf nach Syrien, und nahmen den ganzen Reichthum an Juwelen, Geld und andern Kostbarkeiten mit sich, welcher unter des Wesirs Statsverwaltung erworben war. Wie solches die Schwester D'hâfers erfuhr, so schrieb sie ohne Verzug an den Oberbefehlshaber des Kriegsheeres der Franken, die sich kürzlich der Stadt Aßkalon bemächtigt hatten, und versprach große Belohnung, wenn sie die zwei Verräther aufheben und sich ihrer Personen so versichern würden, daß dieselben zur gebührenden Strafe gezogen werden könnten. Als dieses Schreiben in dem Lager der Franken angekommen, wurden einige kleine Abtrabe von Aßkalon ausgeschickt, die Verbrecher einzufangen, deren eines auch auf sie stieß und die Bedeckung, welche sie bei sich hatten, angriff. 'Abbâs fand in dem Scharmützel den Tod, Nasr aber wurde gefangen genommen. Alle Schätze, welche sie aus Ägypten mit sich genommen, fielen den Franken in die Hände, welche den Nasr sogleich unter zureichender Bedeckung nach K'âhira sendeten. Die Weiber des H'arem nahmen ihn in Empfang und er mußte daselbst eines grausamen Todes sterben. Die Schwester des ermordeten Chalifen hackte seine rechte Hand in Stücken, die andern Weiber versetzten ihm unbarmherzige Schläge mit ihren Pantoffeln, einige zerfetzten sogar das mit Haken ihm von den Knochen abgerissene Fleisch vor seinen Augen. Darauf ward er lebendig an einen Galgen gehenkt, und nachdem er daran gestorben, ward sein Körper verbrannt. Der Sohn des D'hâfer und Nachfolger im Chalifâte, Fâjez binaszrillâh, ernannte den T'alâi zu seinem Wesir. Durch Nachricht aus dem Munde eines Bedienten des 'Abbâs entdeckte dieser Wesir den Ort, wo D'hâfers Leichnam und die Leichname der beiden mit ihm zugleich ermordeten Lieblinge verborgen waren. Der Leichnam des D'hâfer wurde mit außerordentlicher Pracht und vielem Gepränge beerdigt. (*Wahl.*)

D'HAFÂR, der Name einiger sehr alten und berühmten Städte im glückseligen 'Arabien oder Jemen, und zwar Jemen in engerer Bedeutung, und in andern Theilen des glückseligen 'Arabien.

Im Dschebâl (dem bergigen Theile von Jemen im engern Verstande) im Amte Jerîm an der Ostseite des hohen Berges Sumâra sind die Trümmer der uralten Stadt D'hafâr, des Hauptsitzes der h'amjarischen Könige, eine kleine halbe Tagereise (2 bis 2½ teutsche Meilen) nach Südwest von Jerîm entfernt. In der Landschaft H'âsched û Bekil ist 2 Stunden von dem Städtchen Debîn im Südost desselben eine beträchtliche Stadt, die ebenfalls D'hafâr, auch D'hofâr genannt wird. Eine dritte sehr alte und in der Geschichte der H'amjaren und ihrer Könige, auch in der Geschichte des alten Handels oft erwähnte Stadt des Namens D'hafâr ist in der Landschaft Dschadschar oder Dschedschr an der Grenze des Landes H'adhramaut, an der südöstlichen Küste Arabiens belegen. Sie ist eine Seestadt mit einem Haven, am innersten Ende eines sehr großen Meerbusens erbaut, welcher sich weit gegen Norden hinein ins Land erstreckt. Abûlfedâ nennt sie die Hauptstadt der Landschaft Dschadschar. Sie wird nach Niebuhrs Berichte von einem unabhängigen Scheich beherrscht. Zu des römischen Kaisers Konstantius Zeit wurde von dem zum Christenthum bekehrten h'amjarschen Könige daselbst ein Bisthum errichtet, welches in der Folge ein Erzbisthum wurde. Die morgenländischen Geographen rechnen ihre Entfernung von der Stadt Sana (Szan'â) zu 24 Parasangen. Vor Alters sowol als noch heut zu Tage, was Niebuhr bezeugt, auch andere Reisebeschreiber und die morgenländischen Geographen einstimmig bestätigen, wird von dieser Stadt der beste Weihrauch ausgeführt, der jedoch dem indischen noch nicht gleich kommt und aus der dasigen Gebirgsgegend bezogen wird. In diesen Gebirgen bricht auch Onyx, woher eine gemeine Benennung für diesen Edelstein in der 'arabischen und neupersischen Sprache 'A'kik' D'hafâry oder 'Ak'ik' D'hifâry ist; denn die Stadt wird in mehren 'arabischen und neupersischen Schriften sowol, als noch jetzt in 'Arabien, gemeinhin D'hifâr geschrieben und ausgesprochen. (*Wahl.*)

D'HAFAR- oder D'HAFER-NÂMEH (Zafar- oder Zafer-nameh, D'hefernâmeh, Zefernâmeh), d. i. Siegs- oder Triumphs-Buch, Buch der Siege. Diesen Titel haben verschiedene Werke der persischen Literatur: 1) ein Werk politischen und moralischen Inhalts, welches in Form eines Gesprächs zwischen dem König der Sasaniden Nûschirwân und seinem Großwesir Buzûrdschumhir eingekleidet, der Annahme nach von letzterem in der alten persischen Mundart Pehlewy verfaßt, und auf Befehl des Nûh' Ben Manszûr, persischen Sult'ans der Dynastie der Sâmânîden, von dessen Wesir Ibn Sinâ ins Neupersische übersetzt worden ist. 2) Ein von Schereseddîn 'Aly Jezdy verfaßtes Werk, welches dem Mirzâ Ibrahîm, Sohne des Schâhroch gewidmet ist, worin der Verf. das Leben und die Feldzüge des Timûr oder Tamerlan beschreibt. Er hat es im J. der Fl. 807, Chr. 1404 vollendet. Von diesem Werke ist auch eine Übersetzung in türkischer Sprache sowol, als eine Fortsetzung bis zum J. der Fl. 813, Chr. 1410 vorhanden, vom Verfasser selbst aber eine besondere Einleitung mit der Aufschrift Muk'addemât D'hafernameh geschrieben worden, in welcher von Dschingizchân und dessen Nachfolgern abgehandelt ist. 3) Ein anderes in persischen Versen verfaßtes Werkchen über Timûrs Leben und Kriegszüge, von einem sehr berühmten persischen Dichter, dem 'Abdallah, einem Schwestersohne des Dichters Dschâmy. 'Abdallâh starb im Jahr der Fl. 927, Chr. 1520. 4) Ein historisches Gedicht von Abû Bekr el K'azwîny verfaßt, welcher J. der Flucht 750, Chr. 1349 gestorben. (*Wahl.*)

D'HÂFER, vollständig Al Mâlek al D'hâfer, Beiname des 'Amir, 'Amir 'Abdelwahhâb Bin 'Aly el T'ahery, letzten 'arabischen Königs des Reiches Jemen. Er stammte aus der Familie der 'Ommiaden-Chalifen. Er wurde von den 'oßmanischen Sult'anen Solimân I. und dessen Sohne, Selim II., bekriegt, nach mehren Schlachten gegen Ende des 16. christl. Jahrh. entthront,

Digitized by Google

und das Reich Jemen zum ‘oß’manischen Reiche geschlagen. (*Wahl.*)

DHAGOP oder Dhagope. So nennen die Engländer gewisse symbolische Darstellungen in Indien, welche die Erklärer theils für den Lingam, theils für eine Darstellung des Weltalls nach buddhistischer Ansicht halten. Rhode in seinem Werke: Religiöse Bildung der Hindus, ist der letztern Meinung zugethan. Nach der Lehre Buddha's glich das Weltgebäude einem Cylinder, unten die große runde Erdscheibe, über derselben in weiten Entfernungen von einander eben solche Scheiben, die 22 Welten der noch körperlichen Nats begreifen, dann noch höher die vier Himmel der körperlosen Nats und über diesen das Himmelsgewölbe. So entsteht denn eine Darstellung, die auch dem Lingam der Buddhisten vollkommen ähnlich ist, eigentlich auch in der Grundidee dasselbe bezeichnet. Man findet dergleichen Abbildungen in allen Ländern, wo Buddhadienst ist oder herrschte. Der Dhagop erscheint in den Tempeln freistehend und ist ein Hauptgegenstand der Verehrung. In dem größten Tempel zu Salsette nimt er den hintern Raum desselben ein, steht unter einem hohen Gewölbe, hat 49 Fuß im Umfange, etwa 20 in der Höhe und ist mit einem Säulengange umgeben. Gegen die Mitte der Höhe laufen 2 Bänder umher, und darüber erhebt sich das runde Gewölbe und zwar so, daß es das größere Kugelsegment bildet. Transactions Vol. I. p. 49. 51. Ebendaselbst p. 49 beschreibt Salt einen an der Wand abgebildeten und mehr verzierten Dhagop, über dem eine dreifache Umbrella (Schirm) schwebt. Ebenso findet man ihn als Hauptsymbol in dem großen Felsentempel des Buddha zu Carli (Valentia's Voyages. Vol. II. p. 163); auch in den Buddhatempeln zu Ellore. Transactions. Vol. II. p. 265 ac. Pl. 7. Fig. 1. 2. Pl. 13. Wo der Dhagob schlanker erscheint, gleicht er ganz dem Lingam. Erskine hält den Dhagop für Gebäude, die Reliquien vom Körper des Buddha einschließen. Man finde nämlich in allen buddhistischen Ländern kleine Gebäude aus Stein ohne Eingang, die dem Lingam ähnlich sind, Dhagop genannt werden und solche Reliquien in sich schließen, also eine Art Grabmäler sind. Diese stellten dann auch die ähnlichen Bildungen in den Felsentempeln vor. Dies widerlegt Rhode durch die Bemerkung, daß jene Dhagops neben, nicht in den Tempeln sind und wirkliche Reliquien enthalten. Die in den Tempeln befindlichen aber sind aus dem vollen Stein gehauen und enthalten nichts, denn wenn dergleichen darin seyn sollte, so müßte man noch die, wenn auch vermauerten, Öffnungen entdecken, wodurch sie hinein gebracht worden wären. Aber es gibt auch Dhagops, welche offen und hohl sind, und in welchen man den Buddha selbst sitzend erblickt. Ja in dem großen Buddhatempel zu Boro Budor auf Java finden sich einige 100 Buddhabilder, in Nischen sitzend, und über jedem ein Dhagop; die Spitze des Tempels selbst hat die Gestalt eines Dhagop. Rhode glaubt daher bei seiner Meinung beharren zu müssen, daß der Dhagop ein Bild des Weltgebäudes sei; darum sitze auch Buddha in demselben als in seiner Wohnung. Die dabei zum Grunde liegende Idee erhelle aus einem Bildwerke zu Salsette. Der Dhagop ruhet hier im Tempel auf einer Säule. Zu beiden Seiten desselben knieen zwei Personen, über deren Köpfen Schlangenhäupter einen Schirm bilden, und welche gegen den Dhagop zwei Gefäße als Opfer emporheben, aus deren Mündung etwas hervorragt, was nicht mehr deutlich zu erkennen ist, wie Flammen erscheint, wol aber ursprünglich Blumen gewesen seyn mögen. Oben auf dem Dhagop ruhet eine architektonische Verzierung, über welcher eine ganz ähnliche Bildung, wie über den Gefäßen, gesehen wird. Hinter den knieenden Figuren stehen zwei Elephanten, die sich mit dem Vorderkörper in die Höhe richten, mit ihrem Rüssel Krüge gefaßt haben und sie oben auf den Dhagop ausschütten. Transactions Vol. I. p. 50. Ähnlicher Vorstellungen finden sich noch mehre. So sieht man auch in Salsette einen großen, länglich-viereckigen Stein, der, wie es scheint, auf Löwen ruht. Vor demselben in der Mitte stehen zwei aufgerichtete Lingams, und über dem Steine steigt ein starker Baum (der Weltbaum) empor. Auf der einen Seite erkennt man noch die Figur mit dem Gefäße, und oben werden zwei große Elephantenköpfe sichtbar, die ihre Rüssel über den Baum hinstrecken und von denen einer noch das Gefäß über den Baum ausschüttet. Über diese Symbolik scheint endlich eine prachtvolle Darstellung in dem Kailas zu Ellore Aufschluß zu geben. Sie befindet sich in der Nische der Hauptwand. Die Nische ist rund umher überreich verziert. Auf dem Bilde selbst sieht man unten das ruhige Meer; über dasselbe erhebt sich die Lotosblume, und in derselben sitzt die Göttin Prakriti oder Maha-Sundera. Sie ist ganz nackt und sitzt mit untergeschlagenen Beinen in der Gestalt des Buddha, auf dem Kopfe trägt sie eine wenig verzierte Mütze, und beide Hände unterstützen die vollen Brüste. Unten auf dem Meere stehen zwei Elephanten und füllen leere Krüge; über ihnen zwei andere, welche die gefüllten Krüge auf die Göttin ausgießen. Nun gibt Rhode folgende Erklärung: Das Meer ist Bild des noch einfachen, unformten Weltstoffes. Wie die Lotosblume sich über den Spiegel der Gewässer erhebt, so die junge Welt über dem gestaltlosen Urmeere und in ihr die Mutter alles Lebendigen, die Maha-Sundera der Maramas, die das Weltall hält, so lange es besteht. Die Elephanten sind Sinnbilder der Macht und Weisheit des Urgeistes. Dieser ergreift den todten Stoff und führt ihn der Göttin zu, die nun ihren vollen Busen allen Wesen zur Nahrung hinreichen kann. S. Rhode a. a. O. Bd. 1. S. 317 ꝛc. (*Richter.*)

D'HÂHER leʿzâz dinillâh (liʿzâz dinillâh), vollständiger D'hâher billâh Abû'lh'asan ‘Aly Ben H'âkem ibn ‘Aziz Ben Muʿizz (oder Moʿëzz) liʿzâz dillâh [1]), der siebente Dynast der fat'imitischen Chalifen und vierte

1) Von dem Beiwort dinillâh und lidinillâh auch dem Beiwort billâh s. die Note zu D'hâfar dem Fat'imiten. Der Eigenname D'hâher, wenig verschieden vom Eigennamen D'hâfer, bedeutet in der arabischen Sprache außer Sieger am häufigsten der offenbare, sichtbare, augenscheinliche, helle,

des fât'imitischen Reichs in Egypten [2]). Auf noch vorhandenen Münzen, die er hat prägen lassen, findet sich bei seinem Namen der angenommene Ehrentitel 'Abd allâh wewelîh, wie hernach auch auf Münzen des Fât'imiten D'hâher [3]). Er folgte seinem Vater H'âkem in der Regirung Egyptens und damals zugleich Syriens, im Jahr der Flucht 411, Chr. 1020, regirte 15 Jahr und etliche Monate und starb zu K'âhira an der Wassersucht im Jahre d. Fl. 427, Chr. 1035, im Monate Scha'bân, worauf ihm sein Sohn 'Abû Temîm Mu'izz in der Regirung folgte, der bei seiner Thronbesteigung den Namen Mostanszer billâh annahm und fast 60 Jahre herrschte. Seine Regirung zeichnete sich auffallend und sehr vortheilhaft gegen die des Wütherichs seines wahnsinnigen und ungemessen tyrannischen Vaters aus, und nichts desto weniger ist es als eine der schönsten seiner Handlungen zu rühmen, daß er des Vaters Ermordung rächte. Er beeiferte sich beim Antrit seiner Regirung, den Mörder, den Ibn Darâr, einen berüchtigten Betrüger an der Spitze der von ihm benannten häretischen Sekte der Darârier, durch welchen H'âkem in seinen gotteslästerlichen Anmaßungen unterstützt ward, und welchen die Schwester des Tyrannen, die Veranlassung dazu aus einer ihr widerfahrenen Beleidigung entlehnend, um den Wütherich für's allgemeine Beste aus dem Wege zu räumen, in Verbindung mit dem Oberbefehlshaber der Truppen, unter ansehnlichen Verheißungen zu dem Meuchelmorde, der auf dem Berge Elmok'at't'am vollzogen ward, vermocht hatte, aufzusuchen, worauf er ihn verdienter Maßen hinrichten ließ, wobei die gedachte Schwester seines Vaters, seine Tante, selbst mit eigner Hand geschäftig gewesen. (*Wahl.*)

D'HÂHER billâh Abû Nâszer Muh'ammed Ben Nâszer, der 35ste der 'abbâsidischen Chalifen, die zu Baghdâd regirten, welcher den Chalifenthron nach dem Tode seines Vaters Nâszer ledînillâh im Jahre der Fl. 622, Chr. 1225, bestieg. Sein Vater hatte ihn noch bei seinen Lebzeiten zum anscheinenden Kronerben von Baghdâd erklärt und für ihn als einen solchen in den Moscheen aller unter seiner Botmäßigkeit stehenden Provinzen beten lassen; als er aber gewahr wurde, daß er von unternehmender Gemüthsart, dabei kriegerisch, kühn und hitzig war, so fürchtete er sich vor ihm, untersagte nicht nur, daß die Chutba (öffentliche Fürbitte auf den muh'ammedanischen Kanzeln) seines Namens fernerhin erwähne, sondern ließ ihn sogar ins Gefängniß bringen. Als sich dieses zugetragen, warf Nâszer sein Augenmerk auf den jüngsten seiner Söhne, El-Emir 'Aly, als die fähigste Person zur Nachfolge auf dem Throne. Weil aber dieser Prinz noch vor seinem Vater starb, und nun Abû Nâszer Muh'ammed der einzige lebende Sohn war, so erklärte ihn Nâszer wiederum feierlich für seinen Nachfolger im Chalifate. Er wurde aber nach dem Tode des Vaters aus dem Gefängniß hervorgeholt und auf den Thron gesetzt. Da er bereits über 50 Jahr alt war, soll er bei seiner Huldigung gesagt haben: es ist etwas Ungereimtes, daß jemand erst am Abend den Kaufladen eröffnet! Übrigens ist zu bemerken, daß ungeachtet des Mißfallens seines Vaters an ihm, ihm dennoch das Volk zu Baghdâd stets ungemein gewogen gewesen. Indessen war schon das nächste Jahr, das J. der Fl. 623, Chr. 1226, für D'hâher billâh unglücklich. Denn er starb noch vor dem Beschluß desselben zu Baghdâd am 14. des Monats Redscheb, nachdem er nur 9 Monate und 16 Tage regirt hatte. Er hatte sich in der sehr kurzen Zeit seiner Herrschaft schon durch den Bau einer Brücke über den Tiger bei Baghdâd großes Verdienst erworben, und hinterließ überhaupt den Ruhm eines gerechten und in jedem Betracht vortrefflichen Fürsten. Vielen seiner Unterthanen, welchen ihr Eigenthum gewaltthätig geraubt worden war, wurden ihre eigenthümlichen Güter auf seinen Befehl zurückerstattet. Er erließ seinen Unterthanen auch den ihnen neuerlich aufgelegten Tribut und erwarb sich die Liebe seines ganzen Volks. Sein Nachfolger wurde sein Sohn, der Chalif Mostanszer billâh Abû Dscha'far Manszûr. (*Wahl.*)

D'HÂHER al Ghâzy oder Malek al D'hâher Ghâïeteddin *) mit dem Beinamen al ghâzy **), Name des dritten Sohnes des Saladin (Szalâh'eddin), welcher in H'aleb (Aleppo) und im ganzen von dieser Hauptstadt abhängigen Gebiete in Obersyrien regirte. Er starb im J. der Fl. 613, Chr. 1216, und hinterließ als seinen Nachfolger in der Regirung seinen erst drei Jahr alten Sohn Mâlek al 'Azîz Muh'ammed. (*Wahl.*)

D'HÂHER. Al Malek al D'hâher Bibars, der vierte Sult'ân der ersten Dynastie der Mamlûken im egyptischen Reiche. Seine vollständige Benennung ist: Malek al D'hâher Rokneddîn Abû'lfeth' Bibars al 'Alâi al Bundok'dâri al Szaleh'y al Nedschemy, wozu oft noch szâheb al futûh'ât (der Sieggewaltige) hinzukommt. Er war k'aptschâker Tatar von Geburt und schwang sich von der niedern Stufe eines Sklaven des A'lâeddîn al Bundok'dâr und hernach des Malek Szaleh' empor. Nach einer sehr bewegten, thatenreichen und durch die Ereignisse seiner Zeit universalhistorisch merkwürdigen, ausgezeichneten Regirung, deren Hauptbegebenheiten man in bündiger Kürze bei d'Herbelot (Bibl. Or. t. Bibars) verzeichnet findet, starb er höchst ruhmvoll in dem Jahre der Fl. 675, Chr. 1276, nachdem er 17 Jahr und etliche Monate geherrscht hatte. (*Wahl.*)

D'HÂHER. Sult'ân D'hâher, Sohn des Ah'med Ben Awis, Sult'âns im 'Irak' 'Araby (dem arabischen oder babylonischen 'Irak') und Ad'erbidschân, dessen Haupt- und Residenzstadt Baghdâd war, und dessen Geschichte (Ende des 14ten und Anfang des 15ten christl. Jahrhunderts) man bei d'Herbelot (*Bibl. Or.* t. Avis)

---

lichte, erlauchte; lil'izz (oder lil'izâz, lel'izz, lel'izâz) dînillah zur Ehre, zum Glanze, zur Glorie der Religion des Allâh, oder im Glanze, in der Glorie der Religion Gottes, unter der Religion des Allâh, Religion Gottes der Islâm verstanden. 2) S. Artikel D'hâfer die zweite Note dazu. 3) S. den Artikel von dem Fât'imiten D'hâfer, und die vierte Note dazu.

*) d. i. Ziel der Religion. **) d. i. der Eroberer, der Sieger, der Streitbare, der kriegerische ꝛc., ein sehr gewöhnlicher Beiname, der mehren Fürsten und Helden zugegeben ist.

Digitized by Google

in der Kürze dargelegt findet. Als Al'med, von Tamerlan verfolgt, flüchtig ward und seinen Weg nach Syrien eingeschlagen hatte, schickte er seinen Sohn Ssult'an D'hâher mit seinen Geräthschaften und dem Vorzüglichsten, was er an Juwelen und andern Kostbarkeiten besaß und zu retten bedacht war, nach dem Kastell El Nadscha, woselbst er sich unter dem Schutze des tapfern Befehlshabers der Veste Namens Ahûn 12 Jahre lang sicher befand. Nach Ablauf dieser Zeit faßte er einigen Argwohn gegen die Treue des Ahûn und ging in seinem Verdachte so weit, daß er denselben von sich jagte. Wenige Zeit darauf aber, da er wußte, daß Tamerlan das Fort belagern werde und er seinen Kräften es nicht zutraute, der Belagerung zu widerstehen, ergriff er selbst die Flucht, verließ die Veste und Tamerlan bemächtigte sich derselben sofort. (*Wahl.*)

D'hahireddin s. D'hehireddin.

Dhalak s. Dahalak. (Thl. XXII. S. 55.)

DHAMAR, eine südarabische, große, offene Stadt im Amt Mecharcb al Anes in Jemen, nach Edrisi 16 Parasangen (oder 48 arabische Meilen), nach Niebuhr 12½ teutsche Meilen von Sana entfernt, mit einem Kastell, ansehnlichen Häusern und Grabmälern und einer schon zu Abulfeda's Zeiten berühmten Akademie versehen, auf welcher besonders die Anhänger der Sekte Zeidi studiren. Abulfeda rühmt wie Niebuhr diese Stadt, welche fast zwei Jahrhunderte vor Abulfeda Edrisi als klein, eng und schlecht bewohnt schildert. (Vergl. Niebuhr B. v. Arabien. Kopenh. 1772. S. 235. und meine Abulfedea Arabiae descriptio. p. 47. 48. Notices et extraits des Mss. de la Bibliotheque du Roi. tom. IV.) (*Rommel.*)

DHAMONEE oder Dhamani, eine Stadt in der indischen Provinz Malwa, mit einer Festung auf einem Felsen, der an der östlichen Seite 200 Fuß hoch und sehr steil ist. Die Mauern sind 50 F. hoch und meist 15 F. breit. Die Stadt selbst liegt außerhalb und enthält nichts Sehenswürdiges. (*Palmblad.*)

DHANWANTARI, Danawandri, in der Religion der Hindus der Gott der Heilkunst. Bei der Bereitung des Amrita stieg er, ein weißes Gefäß mit dem Unsterblichkeitstranke angefüllt, in der Hand, in menschlicher Gestalt aus dem Meere empor. Er wurde für eine augenblickliche Verwandlung des Wischnu gehalten. Man baute ihm keine besondern Pagoden, stellte aber sein Bild in die des Wischnu, wo er in Gestalt eines besondern Weisen zu sehen ist (Bhagavadam im 3. Buche. Sonnerats Reisen. I. S. 135.). Die Brahmanen bringen ihm täglich ein Opfer. (The Heetopades of Vishnoo Sarma. p. 230.) (*Richter.*)

DHAR oder Daranuggur, eine uralte Stadt in der indischen Provinz Malwa, 1908 F. über dem Meere, mit einem weitläufigen Gebiet, das 179 Dörfer, zum Theil von den wilden Bheels bewohnt, enthält. Einst herrschten hier mächtige Könige, und die ungeheuer große Stadt enthielt damals, wie behauptet wird, über 20000 Häuser. Später, nachdem Udschein Residenz zu seyn aufhörte, wurde es die Hauptstadt Malwa's, bis die Mandus eine neue Dynastie begründeten. Noch beim Anfang der Mahrattischen Herrschaft standen ihre Puars (Fürsten) in hohem Ansehn, das sich jedoch weniger auf ihre Macht als auf ihre vornehme Geburt stützte, so daß sie immer den Vorrang über Sindia und Holkar foderten. Als die Briten im J. 1817 Malwa betraten, herrschte ein zwölfjähriger Knabe über ein verwüstetes Land, das ihm nur 35000 Rupien Einkünfte gab; doch als die Regirung besser eingerichtet wurde, stiegen sie schon im J. 1819 bis auf 267004 Rupien, und man hoffte, daß sie im J. 1824 noch bis auf 654000 steigen würden. Die Stadt, wiewol von bedeutendem Umfange, zählte damals nur 5000 Einw., aber die Bevölkerung ist seitdem mit jedem Jahre gewachsen. Sie hat einige hübsche Gebäude und eine ziemlich starke Festung. Lage 22° 35′ n. Br., 75° 24′ ö. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

DHÂRANI (Sanskrit), im Mongolischen gewöhnlich Tarni, ist der Name heiliger Formeln oder Beschwörungen, die in den heiligen Büchern für alle möglichen Fälle vorhanden sind und einen wesentlichen Theil des Kultus ausmachen, indem man dem richtigen Gebrauche derselben eine übernatürliche Kraft und Wirkung zuschreibt. Man findet sie niemals übersetzt; doch mögen wol die meisten sich gar nicht übersetzen lassen und entweder ganz oder zum Theil leere, bedeutungslose Töne seyn. Sie müssen mit der äußersten Genauigkeit geschrieben werden, wenn sie ihre Kraft behalten sollen, und daher mag es kommen, daß die Tibeter und Mongolen die vielen, für ihre Sprache durchaus unnöthigen Zusatzbuchstaben zu ihren Alphabeten haben, so daß man mit tibetischen und mongolischen Charakteren vollkommen richtig Sanskrit schreiben kann. Sie gehören sämtlich zu den sogenannten letzten Worten Buddha's, welche nur von gläubigen und mit durchdringendem Verstande begabten Weisen vollkommen erkannt und begriffen werden können. Die berühmteste Formel unter solchen Dharanis ist die bekannte sechssylbige: Om-ma-ni-pad-mè-hûm. In Schmidts Forschungen ꝛc. S. 197 ꝛc. findet man aus gelehrten Schriften der Buddhisten darüber folgende Erklärungen. Buddha sagt zu dem Stifter des Buddhaismus in Tibet: sobald, o Sohn, die Bewohner des rauhen Schneereiches die sechs Sylben hören, werden sie von den drei verworfenen Geburtsnaturen (s. Dhjana) erlöst und als höhere Wesen geboren werden; alle bösen Geister und schädlichen Wesen werden ihre Wuth ablegen und mitleidig gestimmt, die reißenden Thiere sanftmüthig und liebend, die Hungrigen und Durstigen erquickt, die Kranken gesund, die Blinden sehend werden, die Unterdrückten werden Schutz, die Unglücklichen Hilfe, die Sterbenden Leben finden. Die sechs Sylben sind der Inbegriff aller Lehre; alle Weisheit und alles Wissen ist in ihnen vereinigt. Der unendlich große Berg Sumeru ließe sich vielleicht abwägen, die Tropfen des Weltmeeres, der Staub der Wüste ließen sich zählen, aber die Tugenden, welche ein einmaliges Aussprechen der sechs Sylben bewirkt, sind durchaus unberechnenbar. Om vernichtet die quälende

Digitized by Google

Gefahr des Geborenwerdens und Sterbens der Tägri; es gibt den Segen der Selbstaufopferung bis in das Jenseit der Entäußerung und ist die Fülle aller geistigen Weisheit; Ma vernichtet die quälende Kampf- und Streitbegier der Assuri; es gibt den Segen der Geduld bis in das Jenseit des eigenen Willens; es ist die Fülle der erbarmenden Gnade; Mi vernichtet die Qual des Geborenwerdens, Alterns, Erkrankens und Sterbens; es gibt den Segen der Keuschheit bis in das Jenseit der Küste; es ist der Anführer der sechs Wesengattungen; Pad vernichtet die Qual des Jagens und Verfolgens der Thiere; es gibt den Segen der Selbstbeschauung bis in das Jenseit des Wissens und vertilgt alle Angst und Qual; Mâ vernichtet die Qual des Hungerns und Durstens der Ungeheuer der Unterwelt; es gibt den Segen der prüfenden Vorsicht bis in das Jenseit des Fassens und Begreifens und verzehrt alle Sünden und Ärgernisse; Hum vernichtet die Qual der heißen und kalten Höllenreiche; es gibt den Segen der geistigen Weisheit bis in das Jenseit des auf einen Punkt konzentrirten Gemüths und vereinigt alles Treffliche und Vollkommene in Eins. Die sechs Sylben sind das Herz des Herzens, aus dem alles Ersprießliche und Beseligende fließt, die Wurzel aller Erkenntniß, die Leiter zur Wiedergeburt in höhere Wesen, das Thor, welches die Geburten zu den verworfenen Naturen versperrt, das Schiff, das aus dem Ortschilang (s. untee Dhjana) sicher hinüber führt, die Leuchte, welche die schwarze Finsterniß erhellt, der tapfere Besieger der fünf Übel, das Flammenmeer, das die Sünden und Ärgernisse verzehrt, der Hammer, der alle Qual niederschlägt, und der begleitende Freund zur Bekehrung des rauhen Schneereiches. So sprach Buddha zum Chomschim Bodhissadoa, der den Buddhaismus in Tibet einführte und in diesem Lande nächst Dschagkiamuni der gefeiertste aller Buddha's ist. Es scheint, daß er jene Formel in Tibet zuerst eingeführt habe. Ihr Sinn ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt. Der P. Paulinus a S. Bartholomaeo gibt eine Erklärung, die schon deswegen nicht genügen kann, weil er mit der letzten Sylbe Hum anfängt und mit der ersten Om schließt, auch wegen der Einmischung des Wischnu und der Lakschmi verdächtig ist. S. Recherch. Asiat. franz. Übers. Th. 1. S. 245. Es ist übrigens möglich, daß der Sinn dieser Formel auf die Geburt des Chomschim Bodhissadoa aus einer Padma- (Lotus-) blume Bezug hat und sich vielleicht in das tiefste Dunkel der indischen Mythologie verliert. S. Schmidts Forschungen a. a. O. und Gesch. der Ostmongolen. S. 315. 319. 343. — Sollte nicht die erste Sylbe Om mit dem bekannten heiligen Worte Oum der Indier im Zusammenhange stehen? (*Richter.*)

DHARCHAN oder Gangri, Stadt, 1 Meile nordwärts des Sees Rawanshrad im Lande Undes, eine Niederlage der Waren, die aus Chassa nach Ladak gehen. Doch ist der Ort jetzt so herabgesunken, daß Moorcroft hier nur 4 Häus. und 28 Zelte fand. (*Palmblad.*)

DHARMA, eine Berggegend am Südabhange des Himalaya, 30° bis 30° 30′ n. Br., am Dauli, der weiterhin in den Kali einmündet. Sie enthält keine Städte, nur wenige Dörfer und Hütten. (*Palmblad.*)

DHARMA, Dherma, Dharmadeva, Dharmaradscha, in der Religion der Hindus der Gott der Tugend und Gerechtigkeit, zugleich auch König der Unterwelt und Richter der Todten, und als dieser Jama (Yama), der Bändiger. Wir nehmen beide Begriffe zusammen. Er gehört mit zu den 8 Welthütern und beherrscht den Süden. Hier ist auch sein Reich, Jamaloga, und seine Residenz Jamapura, wohin alle menschlichen Seelen geführt werden, um vor dem strengen Richter, der Freund und Feind mit unbestechlicher Gerechtigkeit richtet, ihr Urtheil zu empfangen und, je nachdem dieses ausfällt, gehen sie entweder zum Himmel (Svarga) oder zur Hölle (Naraka), oder treten eine neue Wanderung an. Er ist nach Einigen ein Sohn des Kasyapa und der Aditi, also zu den Aditpas gehörig, oder, nach der gewöhnlichern Annahme, ein Sohn der Sonne (Surya) und der Sanei. Als seine Schwester wird der Fluß Jamuna angesehen. Als Todesgott heißt er Pitrupati, Herr der Todten, Samavarti, Richter über Gutes und Böses, Krdanda, der dem Leben seine Grenzen vorschreibende, Shradeva, der Thränen erregende Gott. Er hat 14 Gestalten, und in einer derselben heißt er Kalantaka-Jama, der die Welt zerstörende Jama. Als dieser hat er 8 Arme und trägt außer Wage und Fackel, die ihm insbesondere als gerechtem Todtenrichter zukommen, noch Schwert, Dolch, Lanze u. s. w., ein Halsband von Todtenköpfen und Schlangen um die Arme gewunden. Als Todtenrichter hat er nur 2 Arme mit den obigen Symbolen der Gerechtigkeit. Auf Bildwerken erscheint er gewöhnlich mit dunkelgrüner Farbe. Seine immer geschäftigen Diener, welche die Seelen vor seinen Thron bringen, heißen Ematanmarasa oder Jamatanmarasa. Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so erscheinen ihm zwei solcher Diener in schrecklicher Gestalt, daß Angst und Bangigkeit das Herz erfüllt, zugleich aber auch ein Diener des Wischnu oder Schiwa. War nun der Mensch ein treuer Verehrer dieser Götter, so führen diese die Seele auf einem schönen Wagen hinweg zum Paradiese; war es nicht der Fall, so bringen sie die Diener des Jama nach Jamapur, die von dem neunfach sich windenden Flusse Vaitarani (dem schwer zu durchschiffenden) — die neunfach sich windende Styx der Hellenen — umschlossen ist. Hier sitzt neben Jama sein Schreiber Sittirabudtiren, der alle Handlungen von der Geburt an genau aufschreibt und das Verzeichniß derselben dem Jama vorliest, der nun das Gute und Böse in seine Wagschale legt. Nun muß die Seele (wahrscheinlich eine spätere Vorstellungsart der jetzigen Hindus) nochmals auf die Erde zurück, um 10 Tage lang als Dämon herum zu schwärmen, wobei sie großen Hunger und Durst leidet, denn sie darf nichts genießen, als was Menschen ihr darreichen, weswegen sie auch oft in menschlicher Gestalt zu den Erdbewohnern kommt und sie um Almosen bittet. Der Schiwa-Sohn Beireswa hat die Aufsicht über sie und duldet nicht, daß sie auch nur einen Grashalm aus der Erde reißen dürfe.

Digitized by Google

Daher kommt denn der Gebrauch, daß die Verwandten des Verstorbenen die ersten 10 Tage hindurch den bunten Krähen von allen Speisen einen Theil vorsetzen, weil sie glauben, dadurch auch der Sele Nahrung zu reichen. Nach Verlauf der 10 Tage wird dann das Urtheil gesprochen. Nach Einigen hat auch Jama einen Spiegel, worin er alle guten und bösen Handlungen erblickt und prüft. Oder seine Diener legen die Sele in die eine Schale der Wage, in die andere ein Gewicht, oder sie zählen die guten und bösen Handlungen nach weißen und schwarzen Kugeln ab und geben in beiden Fällen ihrem Gebieter davon Nachricht. Zu wenigen besonders begünstigten Frommen sendet Jama nicht seine Diener, sondern kommt selbst. Als Satjawan, der fromme Gemahl der Savitri, stirbt, erscheint Jama selbst mit lockigem Haar und schön gestaltet, rothäugig, schwarz und gelb, in rothem Gewande und einen Strick in der Hand, womit er die Sele, die hier als daumensdick beschrieben wird, bindet, aus dem Körper herauszieht und mit sich fortführt. Auch ist er hier nicht der Unerbittliche. Die frommen Sprüche der Savitri, die, ihren Gemahl nicht verlassen wollend, dem Jama auf seinem Wege nach Süden folgt und durch nichts zur Rückkehr sich bewegen lassen will, bewegen ihn nicht nur, ihr ihre frommen Wünsche zu erfüllen, sondern auch die Sele selbst aus ihren Banden wieder frei zu lassen, so daß Satjawan wieder zum Leben kommt (S. Bopp's Übersetz. der Savitri, einer Episode aus dem Mahabharat.). In einer allegorischen Sage (As. Res. Vol. V. p. 239.) wird er dargestellt, als ob er zwei Gesichter habe, ein freundliches und gütiges, das er den Frommen zuwendet, und ein furchtbares, schreckliches, das er den Sünder erblicken läßt. Auf Malabar insbesondere war ihm als Todtenrichter das Krokodil heilig. Als Gott der Gerechtigkeit reitet er auf einem Büffel, in der Rechten die rächende Keule oder ein Zepter haltend. Moor Hindupantheon p. 303. Der Stier nämlich war bei den Hindus das Symbol der Gerechtigkeit und des Guten, welche beiden Begriffe für identisch galten. Als noch im ersten Weltalter Gerechtigkeit und Güte die Oberherrschaft hatten, stand, wie der Hindu symbolisirte, der Stier auf 4 Füßen, im zweiten Weltalter verlor er schon einen, im dritten Weltalter zwei (das Gute war schon durch das Böse wankend gemacht), und im vierten hatte er nur noch einen, das Böse drohete ihn ganz niederzuwerfen. So sah der König Parikschitu nach dem Bhagawat-Purana am Ufer des Saraswati einen Stier, der auf einem Fuße stand und neben ihm eine Kuh, welche weinte. Es war dies die Erde, welche über den Untergang des Moralischguten trauerte. In Manu's Gesetzbuch VIII, 16. heißt es: Die Götter betrachten den, der die Gerechtigkeit verletzt, als einen Wrisala (Wrisa, Stier), d. h. als einen, der den Stier erschlägt. Vom Dharmaradscha, als Symbol der Gerechtigkeit und Tugend, heißt es, Brama zog ihn aus seiner Brust hervor. Aus dem Herzen Gottes selbst stammt also das Moralischgute. Er heirathete 7 oder 10 Töchter des Dakscha und zeugte mit Kunti, der Gattin des Pandu, den Judhischthira, den ältesten und gerechtesten der Pandusöhne, der daher selbst Dharmaradscha genannt und als solcher verehrt ward.

(*Richter.*)

DHARMAPUR, der nördlichste Theil der Provinz Katschar, früher Hairumbo, an der Grenze Assams. Die gleichnamige Stadt liegt in einem großen Thale am Flusse Kapili, etwa 12 g. Meilen von Kospur. In früheren Zeiten wetteiferte sie an Größe, Handel und Bevölkerung mit dieser Stadt, aber seit den letzten eingetretenen Unruhen ist sie sehr heruntergekommen, und auch die Festung ist im verfallenen Zustande.

(*Palmblad.*)

DHARNA-SITZEN (Dherna), ein eigener Gebrauch bei den Hindus, der schon im Alterthume Sitte gewesen zu seyn scheint und den Zweck hat, irgend etwas von jemand zu erzwingen. Das Wort Dharna bedeutet Festigkeit. Will also ein Schuldner Erlaß seiner Schuld, ein Gläubiger Bezahlung, ein Bettler reiche Almosen, ein Räuber Schätze erpressen, so setzt er sich vor die Hausthür dessen, den er zur Erfüllung seines Wunsches nöthigen will, bleibt Tag und Nacht in trauernder Stellung, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, so lange sitzen, bis sein Verlangen befriedigt ist. Meistens wird der Zweck erreicht, denn auch der Wirth darf nicht eher essen als sein Gast, und wenn dieser stirbt, so glaubt man, er lasse als Plagegeist dem Verweigerer seines Wunsches in Zukunft keine Ruhe. Etwas ähnliches ist es, wenn Odysseus beim Homer so lange fasten will, bis Kirke seine Gefährten wieder in Menschen verwandelt hat (Odyss. X, 385.). Der Gebrauch hatte unstreitig in der Idee seinen Grund, daß der, welcher einen Andern lieber sterben lasse, als daß er seinen Wunsch erfülle, dadurch einer großen Sünde sich schuldig mache und die Strafe des Himmels verwirke. Im höhern Alterthume mag vielleicht weniger Mißbrauch damit getrieben worden seyn als in spätern Zeiten. In diesen ist es auch Sitte geworden, sich einen Brahmanen zu miethen, der nun als Stellvertreter das Dharna-Sitzen übernimt. Dadurch wird denn der Zweck noch eher erreicht, denn am Sterben eines Brahmanen Schuld zu seyn, ist noch ein weit größeres Verbrechen. (S. v. Bohlen, das alte Indien. I. S. 284. Asiat. Ann. Reg. for 1808, charact. p. 24.) Im J. 1795 wurde dies Verfahren von der Regirung in Bengal und Behar bei Strafe der Landesverweisung verboten. Im Aug. 1796 saß aber noch Scindeah selbst in Dherna, vor der Wohnung des Peishwah Bajee-Rao, um ihn zu vermögen, sich gefangen wegführen zu lassen, was auch nach einem zweiten Versuche gelang. (*Richter.*)

DHAT. Dies bedeutet indisch eine Oase, und vorzugsweise wird mit diesem Namen eine zwar wenig fruchtbare, aber weidenreiche Gegend im südöstlichen Multan bezeichnet. Sie ist von unabsehbaren Sandwüsten und Sandhügeln umgeben, welche hier Thull heißen.

(*Palmblad.*)

DHAWALAGIRI, ein Pik in der Himalayakette, an der Grenze von Nepal und an der Quelle des Gunduks. Der Name bedeutet im Sanskrit dasselbe wie Montblanc, oder der weiße Berg. Wenn aber der Mont-

Digitized by Google

blanc mit einer Höhe von 14700 Par. Fuß der höchste Berg in Europa ist, so ragt dieser Riesenkoloß über alle Berge, nicht nur in Asien, sondern auch auf der ganzen Erde weit empor. Seine Höhe beträgt nämlich nach Messung [1]) 28015 engl. oder 26340 Par. Fuß, eine Angabe, die der älteren von Webb (1814) und der späteren von Capit. Blake sehr nahe kommt. Er ragt also noch 6000 Fuß über den Chimborazo (20148 Par. Fuß), der früher als der höchste Gipfel auf der Erde galt. Doch ist Dhawalagiri keine vereinzelte Erhebung des Hochgebirges, sondern sehr viele Spitzen in der ganzen Ausdehnung der Kette von O. nach W. erreichen die Riesenhöhe von 24 bis 25000 Fuß, z. B. Jumnoutri bei der Quelle der Jumna 26500 engl. Fuß nach Schätzung, Setghur in Nepal 26261, Dailun bei Katmunda 24768, Tehamalari in Butan 26266 Par. Fuß u. a. [2]). Letzterer silberglänzende Hochgipfel, der weit über die unteren Vorketten des Himalaya im S. sichtbar ist, bietet dem Auge des Beschauers aus den glühenden Ebenen Indiens das reizendste und außerordentlichste Schauspiel dar. Der Abstand, von welchem einer dieser Riesenkoloſſe sichtbar ist, beträgt nicht weniger als 282 engl. (etwa 50 geogr.) Meilen [3]), da Pico de Teyde auf Teneriffa höchstens in einer Ferne von 120 engl. Meilen und der Chimborazo nur 180 engl. Meilen sichtbar ist [4]). (*Palmblad.*)

D'HEHÎR. Name eines der größten persischen Dichter, dessen Ruhm in der Dichtungsgattung K'aszîda (K'azîde), besonders des panegyrischen Inhalts, lange dem des unter uns bekanntern persischen Dichters Anwery oder Enwery den Rang streitig machte, so daß man endlich die Entscheidung des Streites dem Ausspruche des gleichzeitigen großen mystischen Dichters Senâjy unterwarf, welcher denselben zu Gunsten des Enwery entschied. Dieser sehr geschätzte persische Dichter D'hehîr oder Zehîr, welchen die persischen Gelehrten auch mit dem gleichzeitigen, Sonne der Dichter oder König der Dichter benannten, persischen Dichter F'eleky vergleichen, erhält von seinem Geburtsort Färjâb am Oxusstrome den Beinamen Fâriâby, und wird auch D'hehireddîn oder Zehîreddîn (Schirm, Schutz oder Stütze der Religion) genannt. Er kam unter der Regirung des Atâbégen K'izilarslân Ben Ildigiz nach 'Jrâk und Ad'erbidschân und ward der Dichter seines Hofes. Er kam darauf nach Nischâpûr in Chorasân, und von da begab er sich nach Jzsahân (Jspahan), dann wieder nach Ad'erbidschân, wo der Atâbege Mod'hafferedîn Muh'ammed Ben Ildigiz ihm alle Aufmerksamkeit bewies. An dessen Hofe blieb er zehn Jahre; als aber nach Muh'ammeds Tode die Herrschaft 'Jrâk's und Ad'erbidschâns auf den Atâbegen K'izilarslân Ben Ildigiz überging, behielt ihn dieser bei sich; jedoch da auch der Atâbege Nuszreteddîn Abûbekr Ben Muh'ammed Ildigiz ihn bei sich zu haben wünschte, so entfloh er dem Hofe K'izilarslâns heimlich zu Nuszreteddîn. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich aus dem Hofleben in die Einsamkeit zurück nach Tebris, woselbst er im Jahr der Flucht 598, Chr. 1201, das Zeitliche verließ.

Von einem viel spätern persischen Dichter des Namens D'hehîr oder D'hohair, Behâeddîn el D'hehîr, aus dem 13. Jahrhundert ist ein Diwân, d. i. eine Samlung seiner Gedichte, vorhanden, welche d'Herbelot (Bibl. Or.) als auf der Pariser königl. Bibliothek befindlich anführt. (*Wahl.*)

D'HEHÎREDDÎN, D'hahîreddin oder Zehîreddîn, auch D'hâher Keràby und H'aidar genannt, Name des achten Esult'âns der Dynastie der Sfarbedârier (s. *d'Herbelot* B. O. u. Sarbedar). Nach Verlauf eines Jahres legte er die Regirung wieder nieder und begab sich mit aller seiner Habe, seinem ganzen Reichthum aus der Residenz, dem Schlosse zu Sfebswâr in Chorasân, nach Keràb, welches im Jahr der Flucht 760, Chr. 1358, geschah. Er war der Sohn des Emir H'aidar Keràby und Bruder des Emir Chôdscha Jah'jâ, dem er im J. der Fl. 759, Chr. 1357, in der Regirung gefolgt war. Mit seiner und seines Nachfolgers Regirung kam die Herrschaft der Sfarbedârier in Verfall. (*Wahl.*)

D'hisâr, Name einer Stadt in Arabien, s. D'hafâr, No. 3.

DHJANA (Sanskr.), Dijan [Mongol.] *) bezeichnet in der Lehre der Buddhisten die höhern, mit dem Göttlichen und Intellektuellen erfüllten Welten. Der Name bedeutet tiefe innere Selbstbeschauung, also wahrscheinlich eben das, was der gelehrte Hindu den in sich selbst verschlungenen Brama, das noch nicht zu individuellen, insbesondere materiellen Formen entwickelte Geistige nennt, und was nach der Sprache der neueren Philosophie mehr dem absoluten und allgemeinen Seyn angehört. Es gibt drei Welten. Die dritte ist die unsere, die Welt der Erscheinungen, der Schauplatz der Selenwanderung, der Inbegriff der durch feststehende Schicksalsgesetze bedingten Formen der Dinge, die aber veränderlich sind und vermittelst des Kreislaufs der Metempsychose eine bestimmte Stufenfolge durchlaufen. In ihr findet Tod und Geburt in immerwährendem Wechsel Statt, und dieser Wechsel heißt im Sanskrit Sansara, im Mongolischen Ortschilang. Die Wesen derselben zerfallen in 6 Gattungen oder Stufenfolgen: gute Geister, böse Geister, Menschen, Thiere, Ungeheuer der Unterwelt und Höllengeschöpfe. Die ersten drei heißen die guten, die letzten drei die schlechten oder verworfenen Naturen. Diese Welt führt den Namen Amaramak, d. h. die Welt des Gelüstes und des Gaukelspiels der Erscheinungen, oder im Sanskrit Sawalokadhatu, Mongolisch Sfawa Jirtintschli. Der Sanskritname bezeichnet den Begriff der Entstehung und des Fortwirkens der Ursachen, also die entstandene und dem Kausalverhältnisse unterworfene Welt. In dem mongolischen Worte kommt der zweite Theil „Jir-

1) *Frazer* Journal of a tour through a part of the snowy range of the Himala mountains. Lond. 1820. 2) *Hamilton* East Ind. Gaz. I, 634. Ritter Landeskunde von Indien, im Berl. Kalender auf d. Jahr 1829. S. 117. 3) *Colebrooke* in Asiat. Res. Vol. XII p. 253 seq. 4) Humboldt Reise in die Äquinoct.-Gegenden. Tübingen 1815. Bd. 1. S. 131.

*) S. Schmidts Gesch. d. Ostmongolen S. 302 ꝛc.

Digitized by Google

kintschi (Dschirtintschil) vom Tibetischen Dschirten die Welt, der erste Theil Sfawa aber bedeutet Gefäß, Behälter, doch könnte es auch der erste Theil des obigen Sanskritnamens seyn und so das Ganze dieselbe Bedeutung haben, wie Sawalokadhatu. Durch allmälige Läuterungen während ungeheurer Zeiträume (Kalpa's), die für die Dauer dieses sichtbaren Universums bestimmt sind, gehen die Wesen desselben nach und nach in die Region der zweiten höhern Welt über; ja solche Naturen, die sich zum hohen Range eines Buddha empor geschwungen haben, steigen noch höher, werden von allen bindenden Verhältnissen und Bedingungen befreit und dem Nichts, d. h. dem Rein-Immateriellen zugesellt, von wo aus sie nur dann und wann wieder in die Materie hinabsteigen und sich mit ihr vermischen, um das Intellektuelle von derselben zu erlösen und von den Banden des Sansara zu befreien. An die höchsten Regionen des Sawalokadhatu grenzt nun die zweite Welt, welche in immer höher steigender Stufenfolge das erste, zweite, dritte und vierte Dhjana in sich begreift. Sie enthält göttliche Wesen in die Formen des Lichts gekleidet, aber in immer höher steigenden Graden. Das erste Dhjana besteht aus den drei Abtheilungen der drei Esrua's (Iswara's), d. h. aus den Regionen des Brama, Wischnu und Schiwa, die also bei den Buddhisten einen weit niedrigern Rang einnehmen, als bei den Hindus. Die wichtigste und höchste ist die Region des Jeke Esrua, nämlich des Brama, der ein Lebensalter von 2 Kalpa's hat, während das des Wischnu und Schiwa nur ein Kalpa beträgt. Das zweite Dhjana besteht auch aus drei Abtheilungen: 1) die des eigentlichen Lichts, 2) die des unendlichen Lichts und 3) die des allervollkommensten, über jeden Begriff hellen Lichts. Das dritte und vierte Dhjana enthält lauter Reiche vollendeter, göttlicher Seligkeit in immer höhern Abstufungen. Den Wesen dieser zweiten Welt schreiben die Buddhisten noch eine Art Farbe oder vielmehr Gestalt zu und nennen sie daher farbige (önggetu) oder Gestalt habende (dürssütu), doch verliert sich dieses Sinnliche immer mehr, je mehr sich die Regionen der zweiten Welt der ersten Welt nähern. Diese enthält das Geistige ohne alle Formen im ganz reinen, intellektuellen und vollkommen unkörperlichen, daher unsichtbaren, oder, wie die Buddhisten sich ausdrücken, farbenlosen (önggetügei), d. h. gestaltlosen (dürssütügei), über alle Bedingungen der Zeit und des Raumes erhabenen Zustande, also Wesen, welche die vollkommensten und unmittelbarsten Emanationen der Gottheit sind. An die höchsten Regionen dieser ersten Welt schließt sich dann höchst wahrscheinlich unmittelbar die Gottheit an, so daß jene nur als die höchsten und reinsten Ausstrahlungen derselben zu betrachten sind. Dies erhellet insbesondere, wenn man die buddhistische Vorstellungsart mit der kabbalistischen vergleicht, denn zwischen beiden bieten sich mehre Ähnlichkeiten dar, so daß man wol die letztere für eine aus der erstern abgeleitete halten könnte. Die Kabbalisten sprechen von 4 Welten, von denen immer die nächst niedere eine Emanation der nächst höhern, die höchste selbst aber eine Ausstrahlung der Gottheit im unmittelbarsten Sinne ist. Ursprünglich und von Ewigkeit her war das einzige, durch sich selbst bestehende Urwesen, welches das Ensoph oder das Unendliche, auch das Pleroma, das Alles-Erfüllende, genannt wird. Es war so in seinem höchsten Ursein der verborgene, unoffenbarte Gott, das sich selbst nur erkennende und in seiner Unendlichkeit begreifende Urwesen. Aber es gefiel ihm, auch andere Wesen ins Daseyn zu rufen, damit sie seine Macht und Herrlichkeit anschauen und an seiner Seligkeit Theil nehmen möchten. Deswegen zog dieses Urwesen sich in sich selbst zurück und bewirkte dadurch einen dunkeln, des göttlichen Lichts beraubten Raum. Je näher aber dieser Raum dem Urlichte der Gottheit war, desto mehr waren von den Strahlen desselben in ihm zurückgeblieben, desto geistiger und dem Göttlichen verwandter waren die Regionen desselben; je weiter aber davon entfernt, desto dunkler und materieller. Zunächst am Pleroma bildete sich daher die Welt Aziluth, d. h. die Welt der Emanationen, die vollkommenste und höchste Offenbarung Gottes, das reine Intelligible, durch keine Form und keinen Stoff Beschränkte, ihre erste Sphäre, der Adam Kadmon, der Sohn Gottes, Eins mit dem Vater und Urquell aller übrigen Emanationen; dann die Welt Briah, ein Ausfluß der Welt Aziluth, nicht mehr mit dem Göttlichen Eins, aber unmittelbar von ihm hervorgebracht; die Wesen derselben unendlich, unbeschränkt und immateriell. Eine Emanation von dieser war die Welt Jezirah, geistige Wesen in beschränkten Formen enthaltend, also schon dem Individualisirungsprincip unterworfen, aber doch das Materielle ausschließend. Endlich die Welt Asiah, der Inbegriff der durch Raum und Zeit beschränkten, materiellen Wesen. Alle diese Welten standen in einem stetigen Zusammenhange, so daß der Übergang vom Höhern zum Niedern allmälig geschah und jede Welt da, wo sie an die niedere grenzte, unmerklich in diese, so wie auch nach der entgegengesetzten Richtung unmerklich in die höhere überging. So mögen denn auch die Buddhisten sich ihre drei Welten und ihre Dhjanas gedacht haben. Die Welt Asiah correspondirt alsdann den niedern Regionen der buddhistischen Körperwelt, Jezirah den höhern, mit Geistern erfüllten Regionen des Sawalokadhatu und dem ersten und zweiten Dhjana der zweiten Welt, Briah dem dritten und vierten Dhjana der zweiten und dem niedrigsten Dhjana der ersten Welt, Aziluth endlich den folgenden Dhjana's der letztern, und so wie Aziluth unmittelbar an das höchste Wesen sich anschließend gedacht wird, so wird auch wol dieses bei den Buddhisten noch über die erste Welt erhaben gedacht werden müssen. Ähnliche Klassifikationen bilden bei den Hindus die Welten des Brama, Wischnu und Schiwa, nur daß, je nachdem die verschiedenen Sekten bald diese, bald jene dieser höchsten Gottheiten mit dem Urwesen selbst identifiziren, auch die Rangordnung bald so, bald anders gestaltet wird. Der leere Raum, aus dem sich nach den Buddhisten das sichtbare Weltall bildet, ist einerlei mit dem Raume, der nach den Kabbalisten durch das Zurückziehen des göttlichen Lichts im Pleroma entsteht, und so wie

Digitized by Google

hier die materiellen Formen sich dadurch bilden, daß Lichtströme der nächst höhern Welt denselben einzeln durchdringen, so erzählen auch die Buddhisten, daß zur Zeit der Weltentstehung aus der Region des zweiten Dhjana heftige Winde herabwehen, die zuerst die Region des ersten Dhjana bilden; dann erzeugt sich in diesen auch ein heftiger nach unten wehender Sturmwind und bildet die Region der höhern Geisteremanationen, und auf eben die Art entstehen aus dieser immer tiefer liegende Regionen für geringere Geister, bis endlich die Sturmwinde die tiefsten Gegenden des leeren Raums erreichen und daselbst eine Anhäufung von Luft verursachen, aus der sich zuerst das Wasser, dann das feste Land und endlich die einzelnen Körper entwickeln. Die Schöpfung des Sawalokadhatu geht also vom zweiten Dhjana aus, und dieses nebst dem ersten bedingt die Welt der Erscheinungen, beide aber gehören schon zur zweiten Welt. Das erste Dhjana ist den periodischen Weltzerstörungen unterworfen, die nach Verlauf von 20 Kalpa's, einer kaum nennbaren Zahl von Jahren, erfolgen. Allmälig nämlich nimt der Geburtswechsel, der Sansara oder Ortschlang, in Sawalokadhatu ab. Diejenigen Bewohner der untersten Höllenreiche, deren Qualzeit verflossen ist, werden auf den 4 Dwipa's (Welttheilen) wiedergeboren, und diejenigen, deren Strafzeit noch länger dauern soll, beziehen leichtere Straförter, aus denen sie denn auch endlich durch Wiedergeburt erlöst werden. Auf diese Art werden also die Höllenreiche zuerst leer. Ebenso geht es mit dem Reiche der Ungeheuer der Unterwelt und der Thiere, und sämtliche zu den verworfenen Naturen gehörigen Geschöpfe gehen durch Wiedergeburt auf die 4 Dwipa's über, so daß die drei untersten Regionen des Sawalokadhatu endlich von allen Bewohnern entblößt werden. Von nun an werden auch die Menschen nach und nach in der Region des ersten Dhjana wiedergeboren; dann folgen ihnen der Reihe nach alle Geisterwesen des Sawalokadhatu, die allmälig sämtlich in das erste Dhjana übergehen. So ist denn zuletzt das ganze Sawalokadhatu leer. Da nun auch die Elementargeister als die Regirer ihrer Distrikte fehlen, weil sie ebenfalls in das erste Dhjana übergegangen sind, so entsteht eine gräßliche Unordnung. Aus Mangel an Regen vertrocknen zuerst alle Pflanzen und Bäume. Dann erscheint eine zweite Sonne und trocknet alle Quellen, Bäche und kleinen Flüsse aus, darauf eine dritte alle großen Ströme, eine vierte den Mapamsee, eine fünfte und sechste das Weltmeer, und eine siebente im Verein mit den vorigen sechs entzündet den Berg Sumeru, die vier Dwipa's und alle Geisterreiche des Sawalokadhatu. Von den ungeheuern Flammen entzündet sich endlich auch das erste Dhjana, so daß von diesem an bis zu den untersten Höllenreichen nichts der Vernichtung oder Auflösung entgeht, ausgenommen die feinern Lichttheile, die sich von der gröbern Materie abgesondert haben und von Stufe zu Stufe durch immer höheres Aufsteigen zum zweiten Dhjana gelangt sind, so wie die Wesen, welche Buddha's geworden sind und die ewigen und unzerstörbaren Regionen der zweiten und ersten Welt erreicht haben. Nach einer solchen Zerstörung erfolgt nun eine neue Schöpfung durch die Strömungen aus dem zweiten Dhjana, dann wieder eine Auflösung u. s. w. Sind 7 Zerstörungen durch Feuer da gewesen, so erfolgt eine Zerstörung durch Wasser, welches sich unaufhörlich aus der Region des zweiten Dhjana ergießt. In diesem Wasser wird das ganze Weltgebäude aufgelöst, so daß, nachdem es verdunstet ist, von allem Vorhandenen nichts übrig bleibt. Nach der neuen Schöpfung folgen nun wieder 7 Zerstörungen durch Feuer, dann wieder eine durch Wasser u. s. w. Sind aber 7 mal 7 Zerstörungen durch Feuer und 7 durch Wasser da gewesen, so erfolgt eine Zerstörung durch Luft. Aus der Region des dritten Dhjana nämlich bricht ein furchtbarer Sturmwind hernieder, zertrümmert das ganze Universum und zerstiebt es, so daß auch das zweite Dhjana mit aufgelöst wird, nachdem es eine Dauer von 4480 Kalpa's gehabt hat. Ob von jetzt an das Spiel der Welt noch einmal beginne, darüber schweigt die Dichtung. Es scheint vielmehr der große Kreislauf des Sansara mit der Vernichtung des zweiten Dhjana auf immer geschlossen und alles in das absolute Seyn der Gottheit und zu den ewigen und unvergänglichen Wesen der höhern Welt zurückgekehrt zu seyn, ohne je ein neues Herabsteigen in die Tiefe nöthig zu haben. Denn da alle Weltentstehung vom zweiten Dhjana ausging und dieses nun auch vernichtet wird, so scheint auch jede Bedingung einer nochmaligen Schöpfung aufgehoben zu seyn. — Im Bramaismus der Hindus ist auch von mehren periodischen kleinern und größern Weltzerstörungen die Rede. In den erstern wird nur die sichtbare Welt mit den niedern Deweta's vernichtet, und Brama schafft aufs neue. Aber zuletzt kommt auch der große Untergang, durch welchen selbst Brama und Wischnu sterben, und Schiwa (so sprechen nämlich die Schiwaiten, die Anhänger des Wischnu würden diesen Gott nennen), jetzt mit dem höchsten Wesen eins, bleibt allein übrig, verliert aber jede individuelle Gestaltung und erscheint als unendliche Feuerflamme, die auf der Asche der verbrannten Welten herum wandelt. — Wenn in den Buddhareligionen so oft davon die Rede ist, daß sich zuletzt alles auf das Nichts reducire, wenn namentlich von dem Fo der Chinesen ausdrücklich berichtet wird, er habe sterbend seinen Schülern das Geheimniß seiner Lehre mit den Worten eröffnet: Wisset, daß es kein anderes Grundwesen der Dinge gibt, als das Nichts und das Leere, daß daraus alle Dinge hervorgehen und wieder dahin zurückkehren und alle unsere Hoffnungen darin sich endigen; so ist unter diesem Nichts und Leeren gewiß nichts weiter als das Immaterielle, Geistige und Göttliche zu verstehen, das nur als Gegensatz des durch die Sinne wahrnehmbaren Materiellen ein Nichts und Leeres genannt wird. Das absolute Göttliche, will er also sagen, ist der Urquell alles Realen und dieses kehrt wieder zu demselben zurück, aber dieses Göttliche ist nichts sinnlich Wahrnehmbares, sondern ein Intellegibles und von allem sinnlichen Stoffe Leeres.

(*Richter.*)

Dhofar, Name einer Stadt in Arabien, s. Dhafar, No. 2.

Digitized by Google

D'HOFÎR. Name einer großen, bemauerten, auf einer Anhöhe erbauten Stadt des glückseligen Arabien in dem Landstriche Belâd Hâdscher. S. *Niebuhr* Descr. de l'Arabie. p. 206. 219. 228. (*Wahl.*)

D'hohair s. D'hehîr.

DHOLPUR oder Dholapur, Stadt in der indischen Provinz Agra, nördlich vom Flusse Tschumbul; sie ist alt, wird vom Kaiser Baber in den Denkwürdigkeiten seines Lebens oft erwähnt und ist noch von bedeutendem Umfange. Nordwärts, in geringer Entfernung, fängt die Berggegend schon an. Lage: 26° 42′ nördl. Br., 77° 44′ östl. L. von Gr. (*Palmblad.*)

DIA, *Δία*, ist ein häufig vorkommender Ortsname in Hellas. Zuvörderst nennt Stephanos von Byzantion zwei Städte dieses Namens, die eine in Thessalien, welche vom Äakos gegründet sei, die andere auf einer gleichnamigen kleinen Insel neben dem Vorgebirge Skyllâon der peloponnesischen Landschaft Argolis. Aber da nur er allein sie anführt, so läßt sich von der ersteren die Lage nicht näher bestimmen. Unter den Inseln aber, die diesen Namen führten, war Naxos die größte und wichtigste (S. darüber den Art. Naxos.). Andere kleinere und unwichtigere, außer der schon genannten, lagen neben Melos und Amorgos (Schol. Theokrit. 2, 45., nach welchem Stephanos zu berichtigen ist). Eine andere Insel dieses Namens, bei Ptolemäos (3, 17.) *Διος* genannt, führt Strabon (10. p. 484.) 700 Stadien (wol richtiger 70 Stadien, der Stadiasm. (§. 330 ed. Gail.) hat 40 Stad.) von der kretischen Küste entfernt dem knossischen Herakleion gegenüber an. Diese Angabe streitet mit Plinius (H. N. 4, 20.), welcher contra Matium Dia hat. Die Lage von Matium kann freilich nicht genauer bestimmt werden, aber so viel geht wenigstens aus Plinius Bemerkung hervor, daß es mit Strabons Angabe nicht so gar scharf genommen werden dürfe. Übrigens gibt sich der Name der Insel in dem heutigen Standia (d. h. *ἐς τὰν Δία*) deutlich zu erkennen, und diese Insel liegt nur zwei Meilen östlich von der jetzigen Stadt Candia. Sie ist ungefähr 2½ Meile lang und eine Meile breit, und hat an der Südseite drei Buchten, welche der Stadt Candia zu Häfen für größere Schiffe dienen, da ihr eigner Hafen zu seicht ist. Von jenen drei Häfen ist aber der mittelste, de la Madonna genannt, der vorzüglichste. An sich ist die Insel felsicht, rauh und kahl, und daher weder bewohnt, noch bebaut; nur wilde Kaninchen und wilde Ziegen hausen auf ihr. Indeß scheint sie in älterer Zeit bewohnt gewesen zu seyn, wie man aus mehren Ruinen schließen kann. (L. *Zander.*)

DIA, *Δία*. 1) Der Name, unter welchem Hebe zu Sikyon und Phlius verehrt wurde. Strab. VIII. p. 382. — 2) Eine Tochter des Eioneus oder Deioneus oder Hesioneus (Hyg. f. 155.; Schol. Il. XI. 268.; Diod. IV. 71.), mit welcher nach Hygin Jupiter, nach andern Ixion den Pirithoos zeugte. Nach Nonn. Dionys. VII. 125. und Schol. Il. XI. 268. verwandelte sich Jupiter dabei in ein Roß. (*Richter.*)

DIABASIS. *Desmarest* (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie Sciaenoïdes der Ordnung Acanthopterygii der Knochenfische, deren Namen *Cuvier* (Hist. nat. d. Poiss. V. 223.) ohne Noth in Haemulon umgeändert hat. Die hieher gehörigen Fische heißen in den französischen Kolonien in Amerika Rougegueules oder Gorettes.

Diese Fische gleichen sich unter einander sehr, sie haben fast das Ansehen der Denticx. Ihr Körper ist länglich, vorn ziemlich hoch, etwas zusammengedrückt; die Schnauze geht ziemlich vor, der Unteraugenbogen, ziemlich groß, aber nicht gezähnelt, mit Haut und Schuppen bedeckt, vereinigt sich mit dem Wangenbein, wie bei den gewöhnlichen Sciänen durch eine gemeinschaftliche Haut und bildet so einen Vorsprung, gegen den sich der Oberkiefer zurückzieht, der übrigens ziemlich ausdehnbar ist. Die Lippen sind fleischig. Der Unterkiefer hat sein Gelenke unter dem Auge und tritt beim Öffnen des Mundes weit nach unten. Die Zähne in beiden Kiefern sind sammetartig, doch steht nach außen eine Reihe stärkerer, unter denen sich mitunter einige finden, welche mehr hervortreten als die andern, doch nicht so stark als bei Denticx. Übrigens unterscheiden sie sich von diesen durch den gezähnelten Vorkiemendeckel. Der Kiemendeckel endigt in zwei eckige, platte, stumpfe Vorsprünge, welche man durch die Haut hindurch nicht bemerkt, manchmal ist er auch ganz zugerundet. Im Gaumen stehen keine Zähne; die Zunge ist glatt, dünn und sehr frei, die Kiemenöffnung ist mittelmäßig gespalten, in der Kiemenhaut stehen 7 Strahlen, von denen indeß die drei letzten sehr schmächtig sind. Die Rückenflosse ist ausgerandet, jedoch nicht hinlänglich, um als doppelt zu gelten, ihre Stacheln sind stark und zum Theil zwischen den Schuppen des Rückens verborgen. Der zweite Stachel der Afterflosse ist stark, die Schwanzflosse ist gabelig und sowie die weichen Theile der After- und Rückenflosse mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Brustflossen sind spitzig und ziemlich groß. Die Bauchflossen entspringen fast unter der Wurzel derselben, reichen aber nicht über sie hinaus. Die Schuppen des Körpers sind groß, man zählt ihrer auf einer senkrechten Linie 15, der Länge nach 50, die der Schwanzflosse nicht gerechnet, welche plötzlich viel kleiner werden. Die Form dieser Schuppen ist mehr breit als lang, sie sind am Rande sehr fein gezähnelt und hier eher etwas matt, als eigentlich rauh; ihr Wurzeltheil hat 14 bis 15 kleine, kurze, parallele Furchen, welche ebenso viele Kerben bilden. Die Schuppen mangeln blos auf den Lippen und dem vordern Theil der Schnauze, die Augen mit inbegriffen. Die Seitenlinie zeichnet sich durch zwei oder drei kleine, fächerförmige, stehende Röhrchen auf jeder Schuppe aus.

Was die innern Theile betrifft, so haben sie einen kleinen, engen Magen, 7 Blinddärme, eine große Leber mit fast gleichen, sehr spitzigen Lappen, welche bis ans untere Viertheil des Leibes herabsteigen, und eine Schwimmblase, die ziemlich groß, einfach und so lang als der Leib ist.

1) D. elegans *Cuvier* (Anthias formosus *Bloch.* t. 323.). Die Grundfarbe ist lebhaft goldgelb, auf je-

Digitized by Google

der Seite stehen 7 bis 8 silberfarbene oder stahlblau angelaufene, braungesäumte Linien, von denen die nach dem Rücken zu einander mehr genähert und unregelmäßiger sind, die nach dem Bauche zu mehr aus einander treten und am Bauche ganz verschwinden. Diese Linien verlängern sich auf dem Kiemendeckel und auf der Schnauze bis vor die Augen, die obern vereinigen sich auf dem Schädel mit den entsprechenden der entgegengesetzten Seite, die andern verlängern sich bis an den Rand der untern Augenbogen, auf der Kehle und Brust bemerkt man keine. Die Lippen, die Kiemenhaut sind schwach bläulich. Die unbehaarten Flossen sind olivenfarben; die Bauchflossen orange, die Brustflossen rosenfarben, der Schwanz ist halb gabelig. Die Strahlenzahl ist in der Rückenflosse $\frac{12}{12}$, in der Afterflosse $\frac{3}{7}$, Schwanzflosse 17, Brustflossen 17, Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Dieser Fisch wird das ganze Jahr hindurch bei Martinique gefangen und soll nicht schwerer als 2 Pfund werden. Er kommt auch bei Portorico und St. Domingo vor.

Es folgt bei Cuvier D. formosa (Perca formosa *Linné*), welche Art wir übergehen.

2) D. Canna *Cuvier* (l. c. 233. Auf Martinique Canne-canne). Den vorigen in der Zahl der Flossenstrahlen und andern Einzelnheiten gleichförmig gebaut, aber silberfarben und schief goldbraun gestreift. Man zählt auf jeder Seite 15 bis 16 solcher brauner Linien, von denen einige sich begegnen, oder sonst unregelmäßig erscheinen, welche aber alle von hinten nach vorn herabsteigen und weder Kopf noch Brust berühren, auch sich unter dem Schwanz nicht zeigen. Der Rand der Schuppen erscheint stahlfarben, die Flossen mehr oder weniger orangefarben oder braun. Der Fisch wird nur anderthalb Pfund schwer und ist bei Martinique seltner als die vorigen.

Da die übrigen Arten überhaupt sich sehr ähnlich und meist nur in Färbung und Zeichnung hauptsächlich unterschieden sind, so führen wir sie nur dem Namen nach auf: D. bonariensis. — D. xanthopteron. — D. heterodon (*Cuv.* l. c. pl. 121. — D. flavolineatus *Desmarest*). — D. caudimaculus (D. Parrae *Desmarest*). — D. aurolineatus. — D. quadrilineatus (Gramistes trivittatus *Bloch*. Serranus Capenna *Lichtenstein*. (*Cuv.* l. c. pl. 120). — D. chrysopterus (Perca chr. *L.*). — D. albus. — D. chromis (Perca chromis *Broussonet*).

(*D. Thon.*)

Diablerie s. Mystenèn.

DIABETES (διαβήτης von διαβαίνειν, auseinandergehen, durchgehen), Harnruhr, ist eine Krankheit, welche, in Folge einer zu reichlichen und der Mischung nach veränderten Absonderung eines mit Nahrungsstoffen (Harnzucker) überladenen Urins, mit Abzehrung und andern Folgen profuser Ausleerungen verbunden ist. Er erhält auch den Beinamen: *anglicus* (Sauvages, Mead), weil er in England sehr gewöhnlich ist. Synonyme sind: *Polyuria* (Seidel), *Phthisuria; Urorrhoea* (Swedianer), *Dipsacus* (wegen des heftigen Durstes), *Diarrhoea urinosa* (nach Galen), *profluvium urinae* oder *hydrops ad matulam*.

Geschichte. Obgleich Einige behaupten, daß der Diabetes bereits dem Hippokrates bekannt gewesen sei, zu welcher Annahme sie sich durch eine Stelle in Prorrhet. Lib. II. [1]) berechtigt glauben, so sucht man dennoch in seinen Schriften vergebens den Namen oder eine Beschreibung dieser Krankheit, sei es, weil die Krankheit damals überhaupt nicht existirte, oder daß wegen ihrer Seltenheit sie dem Vater der Medizin nicht vorgekommen ist. Denn daß er sie übersehen habe, ist deßhalb nicht glaubhaft, weil er alle Excremente der Kranken und namentlich auch den Harn der genauesten Untersuchung unterwarf, theils um die allgemeine Periode der Krankheiten zu erkennen, theils um ihren wahrscheinlichen Ausgang im voraus zu bestimmen (z. B. Epid. III. aeg. 6. 10. — I. aeg. 2. 8. 10. 14.). — Dagegen scheint dem Celsus die Krankheit bekannt gewesen zu seyn, indem er (Lib. VI. c. 20.) als Zeichen derselben den schmerzlosen Abfluß eines dünnen Urins über das Maß des genossenen Getränkes mit Abmagerung und Gefahr anführt. Galen (de loc. affect. Libr. VI. c. 8. ed. Basil. 1538. fol. p. 311.) versichert, die Krankheit zweimal gesehn zu haben und behauptet, daß das Getränk unverändert durch die Harnwege abgehe. Arctäus beschrieb endlich (de morb. chron. Libr. II. cap. 2. ed. Haller. p. 101.) die Krankheit genau, so daß er ebenfalls dieselbe beobachtet zu haben scheint. Aëtius (Tetrabibl. III. serm. 3.) hat zwar ein besonderes Kapitel über den Diabetes, scheint aber selbst ihn nicht gesehn zu haben. Rabi Maises (aphorism. VIII.) sah ihn 20 Mal in Ägypten; — ebenso auch Dodonäus, Cardanus, Gatinaria, Trincaorbi, Lusitanus u. A. m. Die meisten Schriftsteller sind indeß dem Arctäus gefolgt. Erst Thomas Willis (Pharmac. rational. Amstelod. 1675. sect. IV. c. 8. p. 207.) machte die wichtige Entdeckung, daß der Harn von dergleichen Kranken Zucker enthalte, und Morton (Phthisiologie. London 1686. Lib. I. c. 8. p. 22.) entdeckte den honigartigen Geruch und Geschmack desselben und glaubte, daß er auf einem Überfluß von Nahrungsstoff, der durch den Urin abgehe, beruhe. Erst Cowley [2]) aber wies den Gehalt an Zuckerstoff vollständig nach (1788). Hierauf haben noch Darwin, Dobson, Cullen, Home, P. Frank, Fourcroy [3]), Cruikshank, Marabelei, Rollo, Nicolas und Gueudeville [4]) (1803), Dupuytren und Thenard [5]) (1806) u. A. sich mit der Erkenntniß desselben beschäftigt; Bursenius aber die wahre, falsche und chylöse Harnruhr; Cullen die geschmacklose und honigartige, P. Frank den diabetes verus und decipiens, Bary die colliquative, nervöse und organische und Sauvages sechs Arten unterschieden, nämlich die legitime, engländische oder honigartige, die hysterische, die künstliche, weinige, gichtische und febrilische Harnruhr, welche letztere jedoch nicht hieher gehören.

1) ed. Ald. Venet. 1526. p. 178. b. v. 39. 2) London Med. Journal. Vol. IX P. III. ann. 1788. 3) Annales de Chimie. Tom. XXXI. p. 48. Tom. XXXII. p. 80. 4) Journ. de Méd. Vol. XI. Avril 1806. p. 555. 5) Journ. de Méd. Vol. XII. Aout. 1806.

Vorkommen. Sie gehört bei uns durchaus zu den seltenen Krankheiten; häufiger ist sie in Holland und England. Sie soll aber nicht allein bei den Menschen, sondern ganz ähnlich auch bei den Pferden vorkommen, wo sie Cleyhorn (b. Rollo p. 249.) epidemisch beobachtete, und wobei er als charakteristisches Zeichen den Abgang einer Menge hellen, aber sauren Weines mit Schwäche und Abzehrung anführt. Analoge Zustände, nämlich krankhafte Ausschwitzung von Zuckerstoff, findet man auch bei den Pflanzen, besonders den Kernobstbäumen, welche ein süßliches Gummi ausschwitzen, in ihren Blüthen viel süßen Stoff enthalten und dabei offenbar erkranken. Andere Pflanzen sondern an ihren Blättern und Stielen bisweilen Honigsaft aus, wobei sie austrocknen und eine Menge von Insekten (aphes), gleich Parasiten (P. Frank Epitome Lib. V. p. 59. ed. Manhem.) anlocken. (Journ. d. Erfind., Theor. u. Widerspr. ꝛc. Bd. 6. St. 21. S. 101).

Zeichen der Krankheit. Bisweilen tritt die Krankheit plötzlich (P. Frank l. c. §. 480. p. 43.) mit großem Durst und Trockenheit des Mundes ein; in der Mehrzahl jedoch hat sie Vorboten, welche Monate und Jahre lang dauern, und die Krankheit entwickelt sich allmälig, so daß die Kranken den Anfang derselben anzugeben nicht vermögen. Diese Vorboten beziehen sich namentlich auf Störungen in den gastrischen Organen. Der Appetit ist sehr wunderlich, oft verstärkt (Rollo l. c. p. 180.), das Verlangen nach Getränken vermehrt, der Kranke hat Druck in der Magengegend, Übelkeiten, saures Aufstoßen und Erbrechen von Säure, Schleim und unverdauten Speisen, wobei er zusehends immer mehr abmagert, trockenen Husten und beengten Athem bekommt. Dabei fühlt er sich sehr entkräftet; die Oberlippe und die Saugaderdrüsen schwellen an, und hie und da entstehen scrophulöse, grindige Ausschläge der Haut. In dem Maße, als die Krankheit zunimt, vermehrt sich das Verlangen nach Nahrungsmitteln bis zum Heißhunger und dauert nun ununterbrochen fort bis kurz vor den Tod. Die Kranken essen immer und verdauen gut, ohne sich hiedurch aber gestärkt zu fühlen. Oft bemerkt man Ekel vor Fleischspeisen. Bisweilen wechselt es mit Appetitlosigkeit, Sodbrennen und Dyspepsie ab. Sonst macht ihnen das Essen keine Beschwerden, und der Stuhlgang erfolgt regelmäßig und in gehöriger Beschaffenheit; in seltenen Fällen nur zeigt sich ein Durchfall mit Abgang unverdauter Speisen. Ebenso sehr ist das Verlangen nach Flüssigkeiten gesteigert, oft quälend und unersättlich, so daß die Kranken in einem fort, andere besonders am Vormittag, andere am Nachmittag und in der Nacht zu trinken verlangen, oder auch wenige Stunden und Tage von demselben befreit sind, bis es mit gleicher Heftigkeit plötzlich zurückkehrt. Der Durst steht indeß mit der Heftigkeit der Krankheit im genauen Verhältniß und vermehrt sich noch mehr, je näher der Kranke seinem Ende ist. In keiner Krankheit ist er so heftig und peinigend; auch wird er am wenigsten durch das Getränk, wovon manche Kranke 40 bis 90 Pfund in 24 Stunden zu sich nehmen (Knebel Bd. I. S. 227—235.), eher noch durch Arzneien und zweckmäßige Diät gelindert. Manche Kranke bekamen, wenn er nicht sogleich gestillt wurde, Ohnmachten (Depassis). In andern, jedoch bei weitem seltnern Fällen soll er gefehlt haben, ja sogar statt desselben Wasserscheu zugegen gewesen seyn (Knebel I. S. 234. — P. Frank (l. c. p. 44.) sah sie in 10 Fällen jedoch nicht.). Vielleicht war hier, wie schon Reil (Fieberlehre III. p. 518.) bemerkt, die Einsaugung durch die Haut vermehrt. — Das wichtigste Zeichen der Krankheit ist aber die veränderte Absonderung des Harns. Anfänglich wird sie leicht und häufig übersehen und oft erst zufällig vom Arzt oder Kranken bemerkt. Indessen tritt sie meistens zugleich mit dem Durst und Hunger ein, welche beide nur durch sie bedingt zu seyn scheinen. Die Entleerung ist in der Regel ohne Beschwerden, und nur mit plötzlichem, oft so heftigem Drange (bei manchen unmittelbar nach dem Trinken, bei andern besonders des Nachts, *P. Frank* p. 48.) verbunden, daß die Kranken das Nachtgeschirr zu erreichen nicht vermögen, oder der Urin unwillkürlich abgeht. Nur in seltenen Fällen wird der Harn verhalten oder die Entleerung erschwert und schmerzhaft, und namentlich mit Ziehen in den Nieren und der Lendengegend, oder mit einem Gefühle verbunden, als ob eine kalte Flüssigkeit aus den Lenden in die Blase sich senkte. Bisweilen wechseln diese verschiedenen Zufälle mit einander ab. Andere (Reil u. A.) fanden die Vorhaut geschwollen, mäßig entzündet und nicht zurückschiebbar, die corona glandis und den Rand der Vorhaut mit käsiger Masse überzogen, die, wenn man sie entfernte, gleich wieder sich zeigte und als kranke Absonderung oder Niederschlag aus dem Urin angesehn wurde. Bisweilen spülte sich die Eichel ab, entzündete und excoriirte sich, oder bekam Geschwüre, Stiche hinter dem Präputium, und bei Weibern entstanden heftige unangenehme Stiche und Schmerzen in der Harnröhre, namentlich während des Abganges des Urins. Männer verlieren sehr bald das Vermögen zum Beischlaf und selbst die Samenabsonderung (*P. Frank* p. 45., *Reil* III. p. 521.) meist gleich zu Anfange der Krankheit.

Der Urin selbst aber zeigt nun sowol quantitativ als qualitativ die auffallendsten Verschiedenheiten. Quantität. Oft wird nur so viel Harn gelassen, als der Kranke trinkt (Rollo); in der Regel aber bei weitem mehr (ein Mädchen, welches täglich 7 Pfund flüssige und feste Nahrungsmittel zu sich nahm, leerte dennoch 36 Pinten Urin aus, *P. Frank* p. 44.); und wenn selbst mehr noch, als der Gewichtsverlust des Körpers beträgt, ausgeschieden wird, worüber genaue Versuche von Dupuytren und Thenard angestellt worden sind (J. de Méd. l. c.), so ist dies nur durch die vermehrte Einsaugung der Haut und der Lungen, nicht aber durch die Colliquation der festen Theile des Körpers (*Home* b. *Knebel* I. p. 201 — 205.) zu erklären. Die Menge des ausgeschiedenen Urins ist unglaublich; sie übersteigt das Genossene oft um die Hälfte oder zwei Drittheile und beträgt in kurzer Zeit mehr als

Digitized by Google

das Gewicht des ganzen Körpers. Ein mailändisches Mädchen, welches 100 Pfund wog, entleerte täglich 36 Pfund (*Creuzwieser* p. 11.) und in 60 Tagen 1470 Pfund. Bei einem Manne gingen täglich 43, und in 97 Tagen 4170 Pfund ab, obwol er täglich nur 2 Pfund Nahrung zu sich nahm und ebenso viel durch den Stuhl verlor, und bei großem Durste Abscheu vor Getränk hatte (*Reil* l. c. p. 515.). Ja, es fehlt nicht an Beobachtungen, wo die Kranken in 24 Stunden 80 bis 100 und noch mehr Pfunde Urin ausleerten (*Plouquet* Bibl. Tom. II. p. 715. *Knebel* I. p. 194—205.); Baumes (Journal de Méd. T. 56.) sah 165 Pfund, und Fonseca (de naturae artisque miraculis) 200 Pfund alle 24 Stunden ausgeleert werden. — Hingegen haben andere Beobachtungen gezeigt, daß in manchen Fällen die Menge des Urins nicht vermehrt, ja daß sie sogar vermindert seyn kann (*Cowley*), wobei er jedoch eine um so größere Menge zuckerartiger Stoffe enthielt, — ein Zufall, den man (P. Frank p. 43.) mit dem Namen diabetes decipiens bezeichnet und unterschieden hat. — Über das Verhältniß der Speisen zu dem Gewicht des Körpers und der Menge des Urins haben Dupuytren und Thenard Versuche angestellt (Dict. des sc. med. T. IX. p. 134.). Wenn ein gesunder Mensch $\frac{1}{15}$ seines Gewichts an Speisen genießt, so genoß ein Diabetischer von 103 Pfund Gewicht 80 Pfund Speisen und Getränke jeden Tag; und obwol das Getränk $\frac{4}{5}$, die Speisen $\frac{1}{5}$ der ganzen Masse betrugen, so gab er doch $\frac{11}{12}$ im Harne, und nur $\frac{1}{12}$ durch die Darmausleerung wieder. — Ebenso merkwürdig ist die Qualität des Harns. Er ist blaß und wasserhell, oder trübe, wie Milch (diab. lacteus *P. Frank* p. 40.), oder wie Molken, oder gelblich grün. Der gewöhnliche Harngeruch fehlt; dagegen hat er einen süßlichen Geruch, wie Honig oder Fleischbrühe, und schmeckt süß wie Birkenwasser. Er ist der weinigen und sauren Gährung fähig, fault aber erst nach 24 Tagen, und Michaelis fand ihn noch nach mehren Wochen hell und nur mit einer schimmligen Haut überzogen. Die Tinctura heliotropii zeigte (nach Marabelei) Säure an, und salpetersaures Quecksilber machte ein weißes, kein rothes Sediment, wie beim Harne gesunder Menschen. Er ist sehr reich an Zuckerstoff, und man hat selbst Krystalle der Zuckersäure daraus erhalten, sowie Alkohol und Essig dargestellt (*P. Frank* p. 48.). Beim Abdampfen entwickelt er angenehme, nach Veilchen riechende Dünste, und der Rückstand von der Consistenz eines Extrakts ist braun und zäh und hat den Geruch und Geschmack der Manna, oder des eingedickten Honigs, soll aber auf der Zunge Kälte erregen (*Crindet* mém. de la Société d'em. T. II. p. 171.). Auf glühende Kohlen geworfen bläht er sich auf und entwickelt beim Verbrennen den Geruch des verbrannten Zuckers. Die Auflösung in Weingeist ist gelb und bei der Behandlung mit Salpetersäure entstand Sauerkleesäure (der Extrakt des gewöhnlichen Urins färbt den Alkohol schwarz). Sechs und dreißig Unzen gesunden Harns hinterlassen beim Abdampfen nur 2 bis 3 Loth Rückstand aus den bekannten Stoffen (salzsaurem Kalk und Natron, phosphorsaurem Kalk, Natron und Ammonium, Phosphor, Steinsäure und Harnstoff) bestehend. Der diabetische Urin läßt nach Rollo (p. 439.) noch ein Mal so viel Salz zurück; nach Marabelei gab 1 Pfund Urin 2, 8 bis 14 Quentchen honigartiges Extrakt; Cruikshank erhielt aus 36 Unzen 3 Unzen und 1 Drachme Zuckerstoff; P. Frank (p. 47.) aus 24 Pfund 26 Unzen und ein Mal, bei diabetes decipiens, welcher tödtlich endigte, aus 2 Pfund 5 Unzen Harnzucker. Jedoch war immer der Gehalt hievon selbst bei demselben Kranken zu verschiedener Zeit verschieden, so wie überhaupt nach der Zeit und der Beschaffenheit der genossenen Nahrungsmittel modifizirt. Wo der Harnzucker fehlte, fand man um so mehr Eiweißstoff (*Rose*), welche im umgekehrten Verhältnisse zu einander standen. Das Weitere über die chemische Analyse siehe in den Art. Harn und Harnzucker.

Die Haut ist dabei rauh und hart, spröde und trocken wie Pergament, so unempfindlich, daß man die Haare ausrupfen kann, ohne daß der Kranke es merkt, und oft brennend heiß, bisweilen schuppig und mit flechtenartigen Ausschlägen (Pereigo) bedeckt. Die Einsaugung fand man (*Home*) oft vermehrt, die Ausdünstung immer vermindert. Auch die Lippen werden sehr trocken, und bisweilen entstehen an ihnen und an der Zunge Pusteln (*P. Frank* p. 45.). — Unter diesen Umständen werden nun die Kranken immer magerer, abgezehrter und matter. Sie bekommen Ziehen und Spannen, Schmerzen in den Waden und Schenkeln, ermüden bei jeder Anstrengung, können weder lange gehen noch stehen, zucken mit den Knieen und können am Ende das Bett nicht mehr verlassen. Metz sah, daß die Bewegungen des Körpers mit einem Geräusch in den Gelenken verbunden waren (*Knebel* l. c. p. 320.). — Der Schlaf ist bei einigen gut, bei den meisten durch das Bedürfniß zu harnen und den unersättlichen Durst unterbrochen, bis am Ende oft gänzliche Schlaflosigkeit eintritt. Die Selenkräfte dauern lange ohne Störung aus, bis am Ende Stumpfheit der Sinne und Gleichgiltigkeit entsteht; die Stimme ist schwach oder rauh und undeutlich zu vernehmen. Die Zunge ist trocken oder frucht (dem Durste also nicht entsprechend), weiß und mit rothen Rändern versehen, und ein Mal war sie ganz schwarz (Wolff in Hufelands Journ. 1810. St. 1. S. 118.). Die Zähne werden stumpf und in den Zahnhöhlen locker; das Zahnfleisch roth und geschwollen, entzündet; der Geschmack ist süßlich unangenehm; es wird viel weißer, zäher, oder schaumiger Schleim aus dem Munde ausgeworfen, und bisweilen haben die Kranken und besonders ihr Athem einen widerlich süßen Geruch (*Reil* l. c. p. 522.). Das Athmen ist beschleunigt, die Circulation dagegen verlangsamt, der Puls selten (30 bis 40 Schläge) und weich. Dabei haben sie Gefühle von brennender und beißender Hitze in den Eingeweiden der Brust und des Unterleibes. Späterhin treten aber Zeichen des Zahnfiebers, schwache, gleiche, sehr häufige Pulse, Hitze, große Schwäche u. s. w. mit abendlichen Exacerbationen hinzu, wobei P. Frank einen dreitägigen Typus beobachtete, und oft mit schleimigem, eiterartigem Hustenauswurf.

Digitized by Google

Der Verlauf der Harnruhr ist selten acut, so daß sie, wie Dobson beobachtete, in 4 bis 5 Wochen tödtlich wurde, nur aber bei deprimirenden Gemüthsaffecten und unpassender Diät; meistentheils sehr langwierig, bisweilen Jahre lang dauernd. Der Typus ist in der Regel ein anhaltender, mitunter unterbrochen oder doch bedeutend an Heftigkeit nachlassend, wobei dann auf längere oder kürzere Zeit (besonders im Sommer und bei heiterem Himmel) der Harn an Quantität abnimt und in Hinsicht seiner Qualität sich dem Harne gesunder Menschen mehr annähert, den Harnzucker verliert und dagegen salzig riecht und schmeckt u. s. w. Dergleichen Perioden hat man mit täglichem, 8 oder 14tägigem oder monatlichem Typus beobachtet (Medicus Gesch. period. Krankh. Thl. 1. S. 161.), bisweilen fand man ihn mit andern Krankheiten abwechselnd, z. B. mit schmerzhaften Pusteln an den Hüften (*P. Frank* p. 57.), oder mit Wassersucht (Desault, Raimann Handb. der Path. und Therap. Wien 1823. II. S. 464.). — Früher oder später aber wiederholen sich die vorigen Erscheinungen, und es gesellen sich Wasseransamlungen im Zellgewebe der Füße und in den Höhlen des Körpers, Durchfall, welcher Einige erleichterte, Andere noch mehr schwächte, die äußerste Schwäche, Ohnmacht, Delirium, Schlafsucht, Zuckungen hinzu, unter welchen Erscheinungen am Ende die Kranken, aufs Höchste erschöpft, unterliegen. — Ihre Leichen sollen sehr schnell in Fäulniß übergehen.

Unterschiede. Von der honigartigen Harnruhr (Diabetes mellitus) unterscheidet man die geschmacklose (Diabetes insipidus), welche in allen Erscheinungen jener ähnlich, nur durch den Mangel an Harnstoff im Urin von ihr unterschieden ist. Der Geruch und Geschmack des Harns ist hier nur fade, nicht süß. Namentlich beobachtete ihn so P. Frank (l. c. p. 46.), welcher auch sagt, daß er bisweilen auch mit der honigartigen abwechsele, Jos. Frank (Rat. Instit. clin. Ticin. P. II. p. 105.), Osterdyck (Samlung ausserl. Abh. Bd. I. St. 2. S. 179.), Jacold (im Journ. d. ausl. med. chir. Literat. von Hufeland und Harleß. Bd. VI. St. 1. S. 186.) u. A. m., ohne aber nähere Angaben darüber zu machen (s. auch *Knebel* I. p. 159.). Cullen bezweifelt sein Vorkommen, und Dobson nennt ihn nur eine Varietät des honigartigen, wobei nach Cotindet (Mem. T. II. p. 175.) nicht der gebildete Zucker, sondern nur die Bestandtheile desselben in dem Harn enthalten seien. Daß dergleichen Zustände, wo auf längere Zeit, bei dem intermittirenden Verlaufe der Harnruhr, der Zucker im Harne fehlt, auch beim wahren Diabetes mellitus vorkommen, ist bereits erwähnt worden, und dies macht die Annahme des Diabetes insipidus als einer besonderen Krankheitsart um so zweifelhafter, als leicht Irrungen hiebei vorkommen können. So erwähnen Darwin (Saml. ausserl. Abh. Bd. VI. S. 283.), Cetunni (de ischiade nervosa p. 28.) u. A. eines diabetes mucilaginosus, d. i. eines Zustandes, wo bei gleichzeitigen hydropischen Beschwerden die Kranken einen an Eiweißstoff sehr reichen Urin ließen, welcher offenbar zum Diabetes nicht zu rechnen ist. — Ebenso unpassend sind die Eintheilungen in die echte und unechte, idiopathische und consensuelle, primäre protopathische und secundäre symptomatische Harnruhr, da wir den Sitz und das Wesen der Krankheit noch nicht hinlänglich kennen. Die Beobachtungen von angeborner Harnruhr, d. i. die größere Menge von Urin bei selbst gesunden Menschen, welche vielleicht weniger transspiriren (*P. Frank* p. 42.), und von kritischem oder lebenslänglichem Diabetes (Eph. nat. cur. Dec. I. ann. 11. obs. 175.) gründen sich wol nur auf Täuschungen und sind schwerlich hieher zu zählen.

Complicationen. Oft ist die Harnruhr mit andern Krankheiten gleichzeitig vorhanden; besonders aber hat man sie gesehen 1) mit Fieber, welches anfänglich zufällig hinzukommen kann, später aber als hektisches Fieber symptomatisch, in Folge der profusen Ausleerungen hinzutrit; 2) mit Husten, Brustschmerzen, bedeutendem Schleimauswurf, Geschwüren und andern Krankheiten der Lungen, von denen man noch ungewiß ist, ob sie mit dem Diabetes in einem ursächlichen Verhältnisse stehen; 3) mit Wassersuchten der Höhlen oder des Zellgewebes, welche jedoch meist die Folgen der Harnruhr waren; 4) mit Nervenkrankheiten, Zuckungen und Lähmungen des Speisekanals und der Harnwerkzeuge, mit Unvermögen, den Harn zu lassen oder zurückzuhalten, mit Verstimmung des Gemüths, Ohnmachten, Delirien u. s. f., welche alle meist die unmittelbaren Vorläufer des Todes waren; 5) mit Hämorrhoiden. Diese kommen oft bei der Harnruhr vor und sind ohne wesentlichen Einfluß.

Section. Die Leichen der am Diabetes Verstorbenen fand Michaelis stark nach Moschus riechend; das Blut fand Maeshal (*Rollo* p. 328.) dünnflüssig und chocoladenfarbig und mit süßlich saurem Geruch versehen; in der vena subclavia den Chylus vom Blute streng geschieden; die Muskeln ebenso gefärbt, sehr schlaff und abgezehrt; die Knochen fand Pott alle erweicht und Home die Zähne ausgefallen oder sehr locker in den Zahnhöhlen, was man von der überstarken Thätigkeit der aussaugenden Gefäße ableitet. — Die Nieren waren gefäßreicher als im gewöhnlichen Zustande (Baillie) und den entzündeten ähnlich; in der Mehrzahl jedoch blaß, schlaff und welk, und ihre Gefäße so mürbe, daß sie bei der Einspritzung zerrissen (*P. Frank* p. 50.). Oft waren sie sehr vergrößert, oder in ihrer Substanz verkleinert, während die Nierenbecken und Harnleiter ausgedehnt waren. In den letztern fand man bisweilen Steine und Eiter oder eine weißliche, eiterähnliche Flüssigkeit; die Blase war klein, verdickt und verhärtet. Der Magen war sehr voluminös (Dupuytren und Thenard), seine Gefäße sehr ausgedehnt und an seiner innern Oberfläche ein sehr rothes Gefäßnetz entwickelt. Auch die Dünndärme waren mitunter etwas geröthet; der Dickdarm normal beschaffen. Unwesentlich scheinen die Structurveränderungen und Verhärtungen der Leber, die Kleinheit der Gallenblase mit einer geringen Menge gesunder Galle, und die Geschwülste und Veränderungen der Gekrösdrüsen zu seyn, die man bisweilen gefunden hat.

Digitized by Google

Diagnose. Hiebei kommt es ebensowol darauf an, die abnorme Beschaffenheit des Urins zu erkennen, als auch die quantitativ vermehrte Harnentleerung von andern ähnlichen Zuständen zu unterscheiden. In ersterer Hinsicht muß als allgemeine Regel aufgestellt weeden, daß der Arzt in allen Fällen, wo die Kranken bei vermehrtem Appetite und Durste, guter Verdauung und ohne sonst bemerkbare, starke Ausleerungen, merklich abmagern, an die Möglichkeit der Harnruhr denke und den Urin genau untersuche. In letzterer Beziehung sind es besonders folgende Zustände, welche einer Unterscheidung vom Diabetes bedürfen.

1) Der *Diabetes spurius*, oder nach Cullen (Nosolog. I. p. 329.) *symptomaticus*, worunter man jeden häufigen Urinabgang veestehen und der daher durch sehr verschiedene Umstände bedingt seyn kann. So findet man ihn nicht selten bei hypochondrischen und hysterischen Personen (diabetes hystericus, *P. Frank* p. 41.), bei Wassersüchtigen, sobald zur Zeit der Heilung das abgelagerte Wasser aus dem Körpee geführt wird; bei Kindern zur Zeit des Zahnens; bei Rheumatismen; bei Fiebern und deren kritischer Entscheidung durch den Urin (diab. febrilis *P. Frank*); ferner nach dem Genuß viel wässerigen Getränkes oder harntreibender Mittel, — Zustände, welche alle offenbar genug sich vom Diabetes verus unterscheiden, theils durch die deutliche Anwesenheit der veranlassenden Ursache, theils durch die Beschaffenheit des Harns, den Mangel an Zuckerstoff, die Abwesenheit des Durstes, der Abmagerung und des Zahnfiebers, als daß eine Verwechselung Statt finden könnte. Nur bei oberflächlicher Untersuchung könnte der noch problematische diabetes insipidus damit verwechselt werden.

2) Die *Enuresis* oder *Incontinentia urinae*, wo bei der Harn unwillkürlich abgeht, unterscheidet sich ebenfalls deutlich genug dadurch, daß hiebei die Menge des abgehenden Urins der des genossenen Getränkes entspricht, und daß derselbe weder Zuckerstoff enthält, noch sein Abgang mit großem Durste oder mit Zahnfieber und Abmagerung verbunden ist.

3) *Lienteria urinalis* nennt man diejenige Krankheit, bei welcher die genossenen Getränke gleich nach ihrer Aufnahme unverändert abgehen, wie dergleichen Beispiele vom unveränderten Abgange des Rheinweines, des Sauerbrunnens, der Fleischbrühe, des Mandelöls u. s. w. von Bartholin (Cent. I. obs. 81.) und Knebel (I. p. 128—139.) angeführet werden. Auch Morechini (Salzb. med.-chir. Zeitung. 1807. No. 62. S. 192.) sah dies von Säuren. Indessen ist man über das Vorkommen diesee Krankheit nichts weniger als einig, theils weil man an der Richtigkeit jener ältern Beobachtungen zweifelt und sie vielmehr auf Täuschungen reducirt, theils weil man nicht im Stande ist, physiologisch dies Phänomen zu erklären. Kratzenstein und Darwin (*Knebel* I. p. 176.) haben sich daher zu der Annahme geheimer Harnwege, durch welche das Getränk, ohne in das Blut und in die Harnleiter zu kommen, in die Blase gelange, genöthigt gesehen, welche Meinung sie duech Versuche zu erhärten gesucht haben. — Daß übrigens einzelne Stoffe im Harne wiedeekehren, ist unbezweifelt; eben deshalb aber eine Verwechselung mit der Harnruhe kaum möglich.

4) *Chyluria*, *Coeliaca urinalis* oder *Diabetes chylosus* (*P. Frank* p. 41.). Hierunter versteht man den Abgang einer Milchsaft ähnlichen Flüssigkeit aus den Harnwegen bald nach dee Verdauung, von welchem man Beispiele bei Knebel (I. p. 140—146,), Stöller (Beobacht. und Erfahrungen. Gotha 1777. S. 8.) u. A. findet. Ob aber ein solcher Abgang eines wirklichen Chylus durch die Harnwege vorkomme, ist sehe zu bezweifeln, um so mehr, da Veewechselungen mit Abgang von Schleim und Eiter bei nicht genauen Untersuchungen gar zu leicht möglich sind (wie bei Stöller), und selbst gesunde Menschen nach reichlichen Mahlzeiten und darauf unternommeuen starken Bewegungen einen hellweißlichen Urin bisweilen ohne Nachtheil entleeren (*P. Frank* p. 40.). Kommt sie aber vor, so ist sie als eine Abart des Diabetes zu betrachten (Reil III. S. 527.). Übrigens darf auch der bisweilen molkige Urin beim Diabetes verus hiemit nicht verwechselt werden.

5) *Dipsacus*, die Durstsucht, hieß bei den Alten (*Aëtius* Tetrabibl. IV. sermo I. cap. 22.) eine Krankheit, deren hauptsächlichstes Zeichen der Durst war, und welche sie besonders in Folge des Bisses einer Schlange, die sie eben deshalb Dipsas nannten, entstehen sahen (*Lindestolpe* de venenis p. 174). Eine solche Vermehrung des Durstes kommt sehr häufig aber als Symptom vor, nicht als eigne Krankheit, bei Durchfällen, Fiebeen, Heißhunger, Wassersucht u. s. w., deren Anwesenheit nicht leicht eine Verwechselung mit der Harnruhr gestatten wird. Auch steht hier die Menge des gelassenen Urins mit der des genossenen Getränkes im gehörigen Verhältniß, wäheend auch die übrigen qualitativen Zeichen des diabetischen Haenes fehlen.

Ursachen der Harnruhr. Eine bestimmte Anlage zur Harnruhr hat man bis jetzt noch nicht entdecken können, und kein Alter, kein Geschlecht, keine Constitution des Körpers noch Lebensart hat man davon frei gefunden. Man hat Kinder von 12 und Greise von 70 Jahren, Weibee und Männee, robuste Personen (nach Nicolas und Guendeville diese allein) und schwache, gesunde und kachektische Menschen, Arme und Reiche, Hohe und Niedere, Arbeitsame und Müssiggänger daran leiden sehen. Am meisten scheinen indeß Personen männlichen Geschlechts, die mittlern Jahre des Lebens derselben ausgesetzt zu seyn. Auch fand man schwelgeeische Personen, Wein- und Branntweintrinker häufiger erkranken, ebenso wie diejenigen, welche stark gesalzne Speisen, Gewürze oder Zuckerwerke, oder eine schlechte, fade, mehlige und schwere Kost bei starker körperlicher Anstrengung, und viel säuerliche, gegohrne Getränke genießen, besonders befallen werden. Auch soll die üble Gewohnheit, den Urin lange zurückzuhalten, dazu prädisponieen. — Bisweilen sah man mehre Personen in einer Familie, Eltern und Kinder und Brüder, daran leiden (Rondelet, Thomas, P. Frank, Blumenbach u.). — Als Gelegenheitsursachen sah man besonders alles, was schwächend auf den Körper einwirkte, vorherrschen,

Digitized by Google

als: deprimirende Gemüthsaffecte, Kummer und Sorge, Gram und Ärger; feuchte Luft; die Ausdünstungen sumpfiger Gegenden (daher in England nach Gregory so häufig) und schlechte Wohnungen; der schnelle Wechsel der Temperatur; Mangel an guten und der gehörigen Menge von Nahrungsmitteln; der Genuß von zu viel vegetabilischen Speisen (Rollo und Pemberton), von zu viel kaltem (Mead), oder zu viel warmem, wässerigem Getränke (z. B. des Thee's in Holland und England); Müssiggang oder übermäßige Anstrengung des Geistes und Körpers und profuse Ausleerungen edler Säfte, besonders des Blutes und des Samens. Ferner hat man den Mißbrauch stark harntreibender Speisen, Getränke und Arzneien, des Spargels, des Knoblauchs, der Wachholderbeeren, des Copaiva-Balsams, diuretischer Biere und Mineralwasser, des Äpfelweins (nach Nicolas und Gueudeville) als veranlassende Ursachen angegeben. Auch sollen manche Krankheiten, namentlich entzündliche, oder schlecht behandelte Gallen- und Wechselfieber (Sydenham), Ausschläge (Masern, Pocken, Krätze), Würmer, Krämpfe (Creuzwieser) und andere Krankheiten der Unterleibsorgane; Unterdrückung des Monatlichen oder des weißen Flusses, der Fußschweiße und Geschwüre; Scorbut und Gicht (*Whytt* Opp. p. 597.) und namentlich organische Krankheiten der Harnwerkzeuge, wie chronische Entzündung, Vereiterung, Steinbildung, Hydatiden (Bedingfield), Venicositäten der Gefäße, — die Ursachen der Harnruhr abgeben. [Duretus sagt, daß ein Insect in der Niere, eine millipeda, bei ihm selbst diese beständig gereizt und die Urinabsonderung vermehrt habe, bis die Heilung durch Gottes Gnade durch das Austreiben des Thieres zu Stande gekommen sei (?)]. — Ob sie ansteckend sei, ist nicht ganz gewiß. Einen Fall, der allerdings dafür sprechen könnte, hat Reil beobachtet (a. a. O. S. 538). Besonders aber hält man sich zu der Annahme der Ansteckung wegen des besondern Geruches der Kranken berechtigt, und Kämpf sogar (Euch. med. p. 145.) zu der Annahme eines besondern Miasma's (?). —

Wesen des Diabetes. (Vergl. *Dreyssig* l. c. p. 372—385. *Haase* p. 344—356. *Knebel* II. p. 98—210). Die Pathogenie der Harnruhr ist noch sehr dunkel und nicht einmal der Sitz dieser ebenso seltenen als merkwürdigen Krankheit bisher erkannt worden.

Einige halten sie für eine Krankheit des Harnsystems (R. A. Vogel, Creuzwieser u. A.) und zwar der Nieren, welche sich entweder in einem Zustande von Schwäche und Erschlaffung mit Erweiterung ihrer Gefäße, oder in einem krampfhaft gereizten Zustande befinden, in Folge dessen die vermehrte und veränderte Absonderung erfolge. Beiden Meinungen aber steht die Natur der Harnruhr und ihr Wechsel mit andern Krankheiten, so wie die Süßigkeit des Harns entgegen. Außerdem widerspricht der erstern Meinung, daß oft die Ursachen fehlen, welche eine solche Schwäche veranlassen könnten, und daß die Krankheit oft plötzlich und ohne bemerkliches Leiden der Nieren eintritt; daß ferner bei andern Zuständen von Schwäche in den Nieren (nach blutigem Harnabgang) kein Diabetes entsteht, und daß stärkende Mittel, wie China, nicht allein nichts nützen, sondern offenbar schaden. Der Krampf der Nieren aber (A. G. Richter med. u. chir. Bemerk. Bd. I. S. 76.), dessen Anwesenheit auch die Wirkungsart mancher Gelegenheitsursachen (z. B. der Gichtmaterie —?), durch das Periodische im Verlaufe der Krankheit und andere Zeichen desselben (z. B. den gereizten Puls und selbst den Durst), so wie durch den Nutzen krampfstillender Mittel bewiesen werden soll, kann, außerdem daß die Krankheit gerade Männer mehr als Frauen und, nach Einigen (Nicolas und Gueudeville), robuste Personen mehr als schwächliche ergreift, daß ferner andere sogenannte Krampfzustände ohne Absonderung süßen Urins bei weitem häufiger zugegen sind u. s. w., deshalb nicht als Erklärung gelten, weil er selbst noch ein Begriff ist, der einer besondern Erläuterung bedarf. Ebenso ungenügend und unerwiesen ist die Meinung von Watt, Satterley, Bedingfield, Formey u. A., daß eine chronische Reizung und Entzündung mit activer Anhäufung der Säfte in den Nieren Statt finde. — Andere Krankheiten der Nieren, Vereiterungen, Steine, Erweiterung des Nierenbeckens u. s. w. waren aber offenbar zufällige, unwesentliche oder doch erst constitutive Erscheinungen, da sie so oft beobachtet werden, ohne daß Diabetes deshalb entstehe.

Andere sahen die Haut hervorstehend leiden und zweifelten nicht, in ihr den Sitz und die nächste Ursache der Harnruhr zu finden. Namentlich soll die Thätigkeit derselben gehemmt, die Ausdünstung unterdrückt seyn. Nach Kausch (med. chir. Erf. in Briefen. Leipz. 1789. S. 290. 351.) geschieht dies durch einen fortwährenden Hauptkrampf, als dessen Folge auf sympathische Weise die vermehrte Thätigkeit der Harnorgane eintritt. Als analoge Erscheinungen führt man die Blässe des Körpers und die gleichzeitige größere Menge des Urins an, sobald durch äußere Kälte oder Schreck die Gefäße der Haut krampfhaft geschlossen wurden. Außerdem soll auch die Empfangung durch dieselbe vermehrt seyn. Selbst aber dies zugegeben, woran Home mit Unrecht zweifelte, so kann dadurch wol die Menge des Urins, nicht aber die qualitative Veränderung desselben, und auch jene nur zum Theil erklärt werden.

Ferner hat man die Leber für den eigentlichen Sitz der Krankheit angesehen (Mead), und von der fehlerhaften Mischung der Galle oder von dem Mangel derselben (Kausch) die Eigenthümlichkeiten des diabetischen Urins abzuleiten versucht, wodurch nämlich der Chylus nicht gehörig gemischt und nach den Nieren geführt werde, — eine Meinung, die durch die wasserhelle Farbe des Urins namentlich bewiesen werden soll. Diese Ansicht ist indeß offenbar nur der Ausspruch einer veralteten Humoralpathologie und ebenso unerwiesen als unrichtig, indem es nicht die Galle ist, welche den Urin färbt, sondern der Harnstoff. Auch findet ja so oft Gelbsucht Statt, ohne daß Diabetes erfolge.

Andere beschuldigen die qualitative Veränderung, Verdünnung, Entmischung und Schärfe des Blutes als die nächste Ursache der Krankheit, und wenn es allerdings nicht zu läugnen ist, daß das Blut sowol als der Speichel der Kranken bisweilen einen süßlichen Ge-

Digitized by Google

ruch und Geschmack, und bei chemischen Prüfungen selbst einen Gehalt an Zuckerstoff zeigte, so widerspricht doch andererseits deutlich genug der Umstand, daß in andern Fällen das Blut diese Eigenschaften nicht zeigte, wenn man nicht mit Rollo die Anwesenheit wirklichen Zuckerstoffes im Blute auch ohne jene Zeichen anzunehmen geneigt ist.

Andere wieder suchten den nächsten Grund in Fehlern des lymphatischen Systems, welches sich in einem gereizten Zustande befinde und daher eine vermehrte Aufsaugung bedinge. Als Ursache dieser Reizung sieht sich P. Frank (p. 54.) zu der Annahme eines besondern thierischen Giftes genöthigt (wie denn auch der Biß der Schlange Dipsas den Durst vermehre), welches dann der Wasserscheu ähnlich sei, und durch dessen fiebererregende Kraft (in den Saugadern) sich alle Erscheinungen erklären lassen sollen. Jene Analogie findet er in der bisweilen beobachteten Scheu des Wassers deutlich ausgesprochen; den gereizten Zustand der Saugadern in dem großen Durste, in der Trockenheit der Mundhöhle, in dem schnellen Übergange der Nahrungsstoffe aus dem Darmkanale ins Blut u. s. w. angedeutet. Auch führt er ein Beispiel an, wo Erweichung der Knochen vorhergieng (p. 66.). — Nichts desto weniger bleibt aber die Süßigkeit des Harns hiebei unerklärt und P. Frank's Theorie um so weniger annehmbar, als sie die hypothetische Annahme eines durch nichts erwiesenen, thierischen Giftes bedingt, dessen wir zur Erklärung der Reizung im Lymphgefäßsystem nicht einmal bedürfen. — Einen andern Fehler der Lymphgefäße nennt aber Darwin (Zoonomie, übers. v. Brandis. 2. Abth. S. 63.), nämlich eine rückgängige Bewegung in den Saugadern, von der cisterna chyli an nach den Nieren, welche die Ursache seyn soll, daß der Chylus, statt in den ductus thoracicus und ins Blut zu gelangen, nach den Nieren geleitet und von diesen ausgesondert werde. Außerdem daß dieser Umstand, wenn er existirt, richtiger als die Ursache der Chylurie als des Diabetes angesehen zu werden verdiente, ist der offenbarste Beweis gegen diese Annahme die bei Sectionen wahrgenommene Erscheinung des Chylus in der vena subclavia sinistra, nicht zu gedenken des Umstandes, daß diese Hypothese statt einer Erklärung ein selbst noch schwer zu enthüllendes Räthsel uns darbietet.

Andere (Lister, Bursenius, Kämpf) glaubten den Grund der Krankheit zu finden in der fehlerhaften Mischung des Chylus selbst, als deren Ursachen sie das sehr deutliche Leiden des Magens und Darmkanals und die mangelhafte Assimilation angeben. Dies ist die Erklärung, welche in der neuern Zeit besonders Rollo durchzuführen versucht hat. Nach diesem ist aber die Thätigkeit des Magens übermäßig stark, in deren Folge die Absonderung des Magensaftes vermehrt wird und dieser selbst verdirbt. Als Beweis des erstern führt er die Vermehrung des Appetits, als Zeichen des letztern die Symptome von Säure im Magen an. Hierdurch geschieht es nun, daß mehr Zuckerstoff aus den Pflanzenspeisen entwickelt wird, als im gesunden Zustande, wobei es zugleich an thierischer Assimilation fehlt. Daher wird der Zuckerstoff des Chylus auch nicht weiter bearbeitet, wie es im normalen Zustande der Fall ist, sondern vielmehr durch die Nieren, welchen sich die excessive Thätigkeit des Magens mittheilt, als ein fremder Stoff abgeschieden. Dabei will er die Menge des Urins der Menge des genossenen Getränkes stets entsprechend gefunden haben und nimt daher weder eine vermehrte Einsaugung durch die Haut, noch eine Erzeugung von Wasser in den Lungen an. Die Ursachen der so sehr schwierigen oder unmöglichen Heilung der Krankheit erklärt er durch das spätere Entstehen von organischen Fehlern, wie sie die Section der Leichen darbiete. — Nicht immer aber sind der Appetit und die Verdauung gesteigert; außerdem aber bleibt er immer noch die Erklärung schuldig, wie und auf welche Weise der saure Magensaft im Stande sei, den Zuckerstoff aus Pflanzenspeisen abzusondern.

Auch Nicolas und Gueudeville (Annales de Chimie T. XLIV. p. 45.) nehmen an, daß der wahre Sitz und Ursprung des Diabetes im Darmkanal zu suchen sei, daß alle Absonderungen desselben, des Magens, des Pankreas und der Leber qualitativ verändert, quantitativ aber vermindert seien, und daß daher der nicht gehörig animalisirte und an Stickstoff arme Nahrungssaft krampfhaft zu den Urinwerkzeugen abweiche, woher die Ausscheidungen des süßen Urins, das secundäre Leiden aller übrigen Systeme und die Abzehrung erfolge. Die Unrichtigkeit der erstern und das Unerweisliche der letztern Behauptung machen indeß auch diese Erklärung zweifelhaft.

Von Brown konnte man unmöglich eine Erklärung dieser qualitativen, specifischen Veränderung erwarten; ihm ist die Krankheit, wie alle andern, nur eine quantitative Abweichung und zwar ein asthenischer Zustand, welcher nebenbei von einer vermehrten Urinabsonderung symptomatisch begleitet wird.

Hufeland (Journ. 1818. Decbr.) findet eine Analogie zwischen der Bildung des Zuckers und der Harnsteine und führt als Hauptbedingung beider das Übermaß freier Harnsäure an.

Henke (Handb. der spec. Path. Bd. II. S. 1074.) betrachtet die Krankheit als eine allgemeine Kachexie, als ein Leiden der Reproduction, der lymphatischen Gefäße und der ab- und aussondernden Organe, welche stufenweise sich als unvollkommene Assimilation des Nahrungsstoffes, als Ab- und Aussonderung des Zuckerstoffes und als Zersetzung der festen Theile des Organismus ausspricht.

Und allerdings ist das Leiden der gastrischen Organe und besonders des Magens nicht zu verkennen und sowol durch die Ursachen der Krankheit als durch die ersten ihrer Symptome erwiesen, nicht aber blos als excessive (quantitative) [Rollo], sondern zugleich als eine qualitativ abweichende Thätigkeit desselben zu betrachten. Denn daß jene für sich nicht wesentlich sei, beweist der Umstand, daß sehr häufig dieselbe bei Wurmleiden, Lienterie, Durchfällen u. s. w. beobachtet wird, ohne Harnruhr zu erregen. — Hierauf gründet sich nun offenbar die eigenthümliche Veränderung des Chy-

Digitized by Google

lus und des Blutes, welche in der Mehrzahl der Fälle beobachtet wurde. Dieses fand Dobson mit einem süßen Geschmack versehen, während Wollaston (Annal. de chim. 1812. Nov.) im Serum keinen Zucker fand; Rollo aber sah, daß 10 Gran Zucker, 2 Unzen Blutwasser zugemischt, demselben noch keinen süßen Geschmack beibrachten und zog daraus den Schluß, daß Zucker im Blute enthalten seyn könne, ohne daß man ihn durch den Geschmack zu entdecken vermöge. Ferner gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Blutes diabetischer Kranken, daß es (nach Rollo), während 4 Tagen der Luft ausgesetzt, nicht faulte, wie das gesunder Menschen, sondern an seiner Oberfläche käsig wurde und nach und nach zu einer harzigen Masse, ohne alle Fäulniß, vertrocknete. Das Blutwasser fand man ebenfalls trübe, ntolkig und süß, und reines Harnen, mit Zucker vermischt (wie oben, Rollo), wurde nach 3 Tagen beim Stehen an frischer Luft weis nicht, gohr und wurde sauer, während reines Blutwasser nur faulte und beim Zusatz von Salzsäure Ammonium gab. Ferner enthält das Blut im Diabetes mehr Eisen, und getrocknet und mit Salpetersäure behandelt, lieferte es mehr Sauerkleesäure als das gesunde. — Als Folge dieser qualitativen Veränderung des Blutes ist nun die qualitativ veränderte Harnabsonderung zu betrachten, welche immer nur in den Nieren erfolgt und nicht ohne eine Modifikation ihrer Thätigkeit erfolgen kann, indem sie statt des Harnstoffes Zuckerstoff aus dem Blute absondern. Daß allgemeine Leiden so auf die Nieren wirken können, daß veränderte Absonderungen des Urins entstehen, beweist der jumentöse Harn derer, die an gastrischen Fiebern leiden, der milchweiße bei denen, die von Würmern geplagt sind u. s. w. Übrigens kommen auch ähnliche pathologische Sekretionen vor. Der Schweiß hatte bisweilen eine honigartige, klebrige Süßigkeit (Reil III. S. 548.). Der Auswurf der Lungensüchtigen war sehr oft süß bis zum Ekel. Der Speichel ist in vielen Krankheiten und auch beim Diabetes oft süß (Rollo); Speichelfluß und Harnruhr wechselten bisweilen mit einander ab (*P. Frank* p. 49.). Chronischer Schleimhusten verlor sich beim Eintrit der Harnruhr (Pearson). Auch den Ohrenschmalz fand man bisweilen süß (*Hünerwolff* in Eph. nat. cur. Dec. II. ann. 3. obs. 91.). — Daß aber in Folge von dergleichen Ausleerungen Abmagerung und selbst der Tod erfolgen könne, beweist die tägliche Beobachtung analoger Krankheitszustände, indem vom langen Stillen der Kinder und bei Galaktirrhoe (*P. Frank* p. 56.), nach einzelnen Diarrhöen u. s. w. die Kranken sehr schnell abzehren. Ebenso wird in manchen Schwindsuchten eine milchrahmartige Materie ausgehustet, wobei der Appetit sich bis zum Heißhunger steigert und die Kranken täglich mehr abmagern (Richter Beschreib. der Epidem. zu Torgau ꝛc. S. 80.); auf gleiche Weise sind manche Wassersuchten mit peinigendem und unauslöschlichem Durst und schneller Abzehrung verbunden. Sie verwandeln sich bisweilen in eine acute Harnruhr (*P. Frank* p. 60.), wobei die Wassersucht ab, und die Abmagerung täglich zunahm, so daß die Haut wie ein Sack die Knochen umgab und die Kranken am Ende erschöpft unterlagen. — Dies muß aber um so eher erfolgen, je mehr beim Diabetes die Ernährung daniederliegt, je weniger also die entleerten Säfte ersetzt und je mehr zugleich die festen Theile des Körpers aufgelöst werden, wie es ja bei allen Zehrkrankheiten geschieht. Bei diesem aber werden nun die zersetzten Stoffe ins Blut aufgenommen, nach den Nieren geführt und hier unter der Form der Harnruhr ausgesondert, während bei andern Auszehrungen colliquative Blutungen, Durchfälle, Schweiße, Lungenauswurf und Schleimflüsse entstehen. Reil (S. 551.) betrachtet daher die Harnruhr nur als die Art einer Gattung von Zehrkrankheiten, deren Charakter Ausführung des Zuckerstoffes durch die Ausleerungsorgane ist. — Indessen ist hiedurch das Wesen der Krankheit keineswegs schon gehörig erklärt; ehe dies möglich ist, muß noch vor allem die Einsaugung und Ausdünstung der Haut, die Beschaffenheit der Lungen und der ausgeathmeten Luft und der Unterschied zwischen der honigartigen und geschmacklosen Harnruhr erforscht und entwickelt werden.

Vorhersagung. Den bisherigen Erfahrungen zufolge ist die Krankheit immer schlimm, indem die meisten Kranken sterben (*Currie* bei *Rollo* I. p. 147. *Gullen* T. IV. p. 91. *P. Frank* p. 60.), so daß es bei denen, die davon befreit wurden, es sich noch fragt, ob sie wirklich an Harnruhr litten. Namentlich trifft dies den Diabetes insipidus, dessen Vorhersagung sehr wahrscheinlich aus keinem andern Grunde als günstiger geschildert wird. Auch behielten die Genesenen meist eine verdächtige Gesundheit, waren verschiedenen Kacherien unterworfen und bekamen besonders meist Rückfälle, denen sie am Ende unterlagen. Mit der längeren Dauer der Krankheit wächst auch die Gefahr, indem theils die Abzehrung zunimt, Zehrfieber und Schleimschwindsucht sich hinzugesellt, theils örtliche Desorganisationen entstehen, als Erweiterungen der Nierengefäße, Anschwellungen der Mesenterialdrüsen, Fehler der Leber, der Lungen u. s. w., wodurch die Krankheit am Ende unheilbar wird. Kommt die Krankheit bei ältern Personen vor, so ist die Prognose schlimmer als wenn jüngere daran leiden. — Ist sie mit andern Leiden verknüpft, so wird überdem die Vorhersagung nach der Art und dem Grade des complicirenden Leidens zu bestimmen seyn. — Günstige Zeichen sind: Abnahme der Menge des Urins und Annäherung desselben in Farbe, Geruch, Gehalt u. s. f. an die Beschaffenheit des gesunden; ferner ein ziegelmehlartiger Bodensatz und der Mangel an Zuckerstoff beim Abdampfen; ebenso das Feucht- und Weichwerden der Haut; die Abnahme des Durstes und Hungers u. s. w. Üble Zeichen sind die bei der Schilderung der Krankheit zuletzt aufgeführten Erscheinungen. — Daß er kritisch und also (wenigstens relativ) heilsam gewesen sei (*P. Frank* p. 61.), ist bei der Verderblichkeit der Krankheit wol nicht außer Zweifel gesetzt worden.

Behandlung. 1) Sind deutliche Ursachen vorhanden, so fängt man natürlich mit der Beseitigung derselben an, sobald sie nämlich an sich entfernbar sind. Galle und Würmer im Darmkanal, Stockungen im Unterleibe hat man daher vor allem zu entfernen, unter-

Digitized by Google

drückte oder gehemmte Absonderungen, z. B. Fußschweiße, oder Ausleerungen, z. B. des Monatlichen, wiederherzustellen, oder vikarirende Absonderungen zu bilden. Namentlich war die Beförderung der Hautthätigkeit durch Bäder und den Gebrauch der Antimonialien, des Kamphers und pulvis Doveri häufig, indeß nur von palliativem Nutzen. Ebenso wurden Harnruhren nach übelbehandelten Gallenfiebern mit Druck in der Magengegend durch ein Brechmittel schnell und dauernd beseitigt (*Richter* l. c. p. 78.); dieselbe, in Folge eines unzweckmäßig behandelten Wechselfiebers, durch China mit Valeriana und andere Antispasmodica glücklich geheilt. — 2) Gegen die Krankheit selbst fehlt es nicht an empfohlenen und oft wieder verworfenen Mitteln und Kurmethoden, welche sich meist auf die verschiedenen Meinungen von dem Wesen der Krankheit gründen und hienach mehr oder weniger empirisch in Anwendung gesetzt zu werden pflegen.

a) Gegen die Schwäche des Körpers und der Nieren insbesondere hat schon Celsus Reibungen, Bäder, adstringirende Nahrungsmittel, herbe Weine; Arretäus außerdem den Theriac des Mithridates vorgeschlagen. Ferner hat man kalte Bäder (*Michelotti*), das Zusammendrücken der Nieren durch Binden um den Unterleib (*P. Frank*), innerlich das Extractum myrrhae (auch im Griffithschen Mittel gegen hektische Fieber, welches auch in der Harnruhr zwei Mal mit Erfolg gebraucht wurde, s. Abh. f. pr. Ärzte. Bd. 6. S. 592.), den Aethiops martialis, Alaunmolken und Alaun zu 20 bis 30 Gran (*Selle*), besonders mit (einer halben Drachme) Kamillenblume; — China, Cort. quercus, Gummi Kino, Gallae turcicae (*Jarold*), Uva ursi, Rheum (*Dobson* in weinigem Infus.); aqua calcis (Hufel. Journ. Bd. 12. St. 2. S. 128.), Stahlwasser, Eisen, sowie Canthariden angewandt (Tinct. zu gtt. 10 bis 20 täglich, Stöller, Brisbraine; P. Frank stieg bis auf 1 Drachme täglich, ohne Strangurie zu erregen, aber auch ohne Verminderung des Harns zu sehen). Besonders auch ist die äußerliche Application derselben aufs Kreuz und in die Nierengegend nützlich (*P. Frank* p. 64. spricht von zwei hiedurch bewirkten Heilungen).

b) Diejenigen, welche sie für chronische Entzündung in den Nieren halten, verordnen antiphlogistische Lebensordnung, machen reichliche allgemeine (*Wait*) und örtliche Blutentziehungen und wenden die Kälte an (Formey verm. Schriften. Bd. 1.). Andere rühmen gegen die Reizung der Nieren Kampher zu gr. 10 täglich in Emulsionen.

c) Gegen die Magensäure verordnen Ferriar und Ayre Kalkwasser mit Milch in Verbindung mit animalischer Diät, oder Magnesia in großen Gaben (*Trotter*).

d) Gegen die Schärfe des Blutes haben Andere fette Öle, schmierige Mittel, Emulsionen (*Brisbraine*) Pflanzen- und Getreideschleime, Milch, arab. Gummi, Traganthgummi, Salep, Sago, isländisches Moos empfohlen, welche indeß eher geeignet scheinen, die Ernährung zu verbessern und den Verlust an Stoffen zu ersetzen, als direkt gegen die Krankheit zu wirken.

e) Gegen die angebliche Neigung des Blutes zur Auflösung verordnen Andere Mineralsäuren, besonders Phosphorsäure, 30 bis 40 gtt. in einer Flasche Wasser aufgelöst, zum Getränk (*Nicolas* und *Gueudeville*), China, Alaun u. s. w.

f) Gegen die anomale oder unterdrückte Thätigkeit der Haut glauben Andere (*Ritter*, *Wolf*) warme Bäder, Einreibungen mit Öl und innerlich Kampher, Opium ꝛc. anwenden zu müssen.

g) Einen großen Ruf haben sich die Antispasmodica erworben, namentlich das Opium (Extr. op. aquos. gr. 6. mit China rubr. in 3 Dosen, Morgens, Mittags und Abends, nach Nikolas und Gueudeville, — Cornick, Werner, Stöller); Valeriana mit Tart. stibiat. (*Richter*), das Cuprum ammoniat. (gr. ½ — j täglich zwei Mal *P. Frank* p. 65.), Digitalis (*J. Frank*) Ipecacuanha (*Richter*) und Asa foetida. Letztere half in Verbindung mit Valeriana freilich nur auf kurze Zeit (*P. Frank*). Auch warme Bäder werden von Dobson empfohlen.

h) Entsprechend seiner theoretischen Ansicht hat Rollo (l. c. p. 400.) einen besondern Kurplan angegeben und mit öfterem Nutzen ausgeführt. Um zuerst die übermäßige Thätigkeit des Magens herabzustimmen, die Erzeugung des Zuckerstoffes im Magen zu verhindern und eine gehörige Assimilation und Animalisation des Speisesaftes wieder zu bewirken, ordnet er den Kranken eine reichliche, rein-animalische Diät an (wie schon Aëtius sie empfahl), mit Ausschluß aller und jeder Pflanzenspeisen. Des Morgens läßt er sie Milch mit ¼ Kalkwasser, oder Thee mit Fleischbrühe, Austern, weiche Eier genießen; zum Frühstück Wurst, aus Blut und Fett bereitet. Zum Mittag gibt er Fleischbrühe, Wurst, Aal, Lachs, Kalb-, Rind- und Schweinefleisch, Wildpret, und wenn es der Magen verträgt, ein fettes und selbst ranziges Fleisch. Des Abends speist er den Kranken, wie am Morgen, oder gibt ihm fetten Käse. In veralteten Fällen soll man erst nach und nach hiezu übergehen, in frischen Fällen aber sogleich die Kur auf diese Weise beginnen. Zum Getränk erhält er während dem, mit Ausschluß des gegohrnen Getränkes, Milch oder Wasser, mit rohen Eidottern und etwas Pfefermünzwasser vermischt, und zur Stärkung des Magens, sobald er geschwächt wird, Wasser mit Branntwein (welcher den Durst am besten löschte, *P. Frank* p. 66.), oder Milch mit Rum. Außerdem bekommt er täglich Kali sulphurat. drachm. un. in 4 Quart kochendem Wasser aufgelöst, womit man bis täglich 2 Drachmen steigt. Dabei muß er im Zimmer bleiben, ein wollenes Hemd auf bloßem Leibe tragen und alle Morgen mit Speck eingerieben werden. — Wird hiebei der Gehalt an Zucker im Urin vermindert, bleibt aber der Appetit und Durst noch groß und der Urin noch reich an thierischen Stoffen, so verordnet man das hydrosulphure ammoniacale (dessen Bereitungsart *Fourcroy* bei *Rollo*, traduit par Alyon avec des notes du citoyen *Fourcroy*. Paris an. VI. p. 186. angegeben hat), ein orangegelbes, dem Liquor fumans Boylii und Spiritus sulphuris volatilis Beguini ähnliches Präparat, zu 4 bis 12 Tropfen in destillirtem Wasser mit Opium und Antimonialien täglich 4 Mal. Dies wirkt

nach Rollo und Cruikshank narkotisch auf den Magen und lähmt dessen überstarke Thätigkeit, zu welchem Ende auch das Decoct. nicotianae (nach *Fowler*) und die Digitalis, sowie das Opium mit Tinctura antim. tartarisata von ihm empfohlen werden. Bisweilen legt er auch Vesicatorien in die Nierengegend, läßt zur Ader und entleert den Darmkanal, wenn Verstopfung eintrit, mit Ol. Ricini oder Pillen aus Aloë und Seife. — Trit nun bei diesem Verfahren Besserung ein, mindert sich der Appetit, verschwindet die entzündliche Röthe der Zunge und des Zahnfleisches, und wird der Urin wieder an Menge, Geruch, Farbe und Gehalt an Salzen, dem gewöhnlichen Harne gleich, so läßt man den Kranken sich wiederum mehr Bewegung machen und geht allmälig zum Genusse der vegetabilischen, am wenigsten Zucker enthaltenden und gährenden Speisen über, als Brod, Blumenkohl, Spinat, Weißkraut, Sallat. Die Verdauung soll man durch bittere Mittel unterstützen und den Urin fleißig untersuchen, um, sobald er wieder süßlich zu werden beginnt, sogleich wieder zur animalischen Diät überzugehen, was ebenso sehr die Geduld und Beharrlichkeit des Arztes als des Kranken in Anspruch nimt. Jenen Zeitpunkt der Besserung darf man aber ja nicht übersehen, widrigenfalls durch die zu lange Fortsetzung jener Diät alle Zeichen des Scorbuts, Mangel an Appetit, übelriechender Athem und Stuhlgang mit Bauchweh, salzigem Geschmack, dunkelrothem und leichtblutendem Zahnfleisch, stark gefärbtem Urin, öligten Ausdünstungen, Mattigkeit und Unlust zur Bewegung, Schwermuth u. dergl. m. entstehen. Auch nach andern Erfahrungen hat sich die animalische Diät sehr erfolgreich erwiesen. Namentlich wandten sie Dupuytren und Thenard für sich allein ohne alle Arzneien an, um ihren Nutzen genauer kennen zu lernen, und kamen zu dem Schlusse, daß sie für ebenso specifisch gegen den Diabetes zu halten sei, als die China gegen das Wechselfieber. Dieselben sahen auch, daß, wenn der Diabetes zur Heilung sich wendet, der Urin eine albuminöse Materie zeigt, deren Quantität einige Tage zu-, dann aber wieder abnimt, worauf die Nieren wieder Harnstoff ꝛc. zu secerniren beginnen und der Urin dem gesunden wieder ganz ähnlich wird. Auch der Verfasser hatte Gelegenheit, den Nutzen dieser Methode zu sehen, und zieht sie namentlich den Blutentziehungen bei weitem vor, die nur dadurch auf kurze Zeit wirksam waren, daß sie den Nieren einen Theil des Stoffes entzogen, woraus sie absondern, zugleich aber auch in gleichem Grade die Schwäche der Kranken vermehrten *).

(*Baumgarten-Crusius.*)

*) S. *W. Truka de Krzowitz* de diabete commentarius. Vindob. 1778. 8. — Dreyßig Handwörterbuch der medicin. Klinik. Bd. 2. Th. 1. S. 345—441. — J. G. Kuchelé Materialien zur theoret. und pract. Arzneik. Breslau 1800. — J. P. Müllers Beschreib. der Harnruhr, nebst einigen Bemerk. über die Zeichen der Krankheit. Frankf. 1800. 8. — *Creuzwieser* de cognosc. et curand. diabete diss. Heise 1794. 8. — *J. Rollo* traité du diabète sucré traduit de l'Anglois par le citoyen *Alyon* avec des notes du citoyen *Fourcroy* à Paris. An. VII. 8. — Dessen Abh. de Diab. mellit., mit chem. Vers. von Cruikshank über den Urin und Zucker a. d. Engl. von Heidmann. Wien 1801. 8., und von J. H. Jugler. 2. Theil. 8. Stendal 1801. — *Nicolas* et *Victor Gueudeville* recherches et expériences méd. et chimiq. sur le diabete sucré. Paris 1805. 8. — *P. Frank* de cur. homin. morb. Epitome Lib V. ed. Manhemi 1794. §. 467—483. p. 58—67. — Reil Erk. und Kur der Fieber. 3. Bd. Halle 1805. S. 507—557. — Richter spec. Therapie. 4. Bd. Berlin 1816. S. 443—481.

DIABLERETS, les, ist der Name eines zu der Hauptkette der schweizerischen Alpen gehörenden Gebirgsstocks, welcher zwischen dem obern Grionthale in dem waadtländischen Bezirke Aelen (Aigle) und dem Lizernethale im wallisischen Zehenten Gondis (Gonthey) die Scheidewand bildet. Er besteht aus Kalksteinschichten, welche sich nach Nordwest senken und oft mit Thon, Quarz, Thonschiefer und hartem Sandsteine gemengt sind. Ungefähr zwei Drittheile von der Höhe, oder 2000 Fuß unterhalb des Gipfels, streichen Bänke von Sumpfeisen in Körnern, von versteinerten Schaalthieren und Steinkohlenflötze [1]). Der Gipfel bietet jezt nichts als kahle, nackte Felsenhörner dar. Früher waren sie durch eine Felsenwand verbunden, die später durch den Zahn der Zeit verwittert, immer tiefer zerspaltet wurde [2]). Man zählte sonst fünf solche Firnen [3]). J. C. Fäsi gibt deren Zahl auf vier an [4]). Bridel und Ebel [5]) sagen ausdrücklich: die Diablerets haben nur noch drei Hörner, die übrigen sind eingestürzt. Aber auch die drei noch aufrecht stehenden drohen den andern nachzufolgen [6]). Der innere Bau des Berges, seine Schichtungsverhältnisse, der Druck der ungeheuren Gletscher, die an der Nordwestseite lasten, die fortwährenden Einwirkungen des Schmelzwassers, des Windes und der Stürme, die in einer Höhe von 10000 Fuß über dem Meere [7]) nur heftig brausen, bürgen dafür. Alle diese Ursachen zusammengenommen erklären hinlänglich die häufigen Felsenstürze, die diesem Gebirge eine traurige Berühmtheit verliehen haben. Die verheerendsten dieser Bergfälle ereigneten sich in den Jahren 1714 und 1749. Sie verwüsteten nahe gelegene Thäler, veränderten den Lauf benachbarter Gewässer und ließen einen neuen See, den Lac de Derborenze [8]) entstehen. Doch hier ist der Ort nicht, diese furchtbaren Naturereignisse näher zu beschreiben; es genügt vielmehr, auf die zahlreichen, wenn

1) Voyage minéralogique dans le Gouvernement d'Aigle, et une partie du Vallais par M. le Comte *G. de Razoumowsky*. Lausanne MDCCLXXXIV. p. 34 sq. — Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereisen. 3te Aufl. II. S. 445.

2) „Ces montagnes si destructibles, présentent ordinairement des sommets comme morcelés déchiquetés, formés de pointes, qui de la plaine, paroissent peu éloignées les unes des autres, peu solides, et montrent évidemment qu'elles ont été produites par l'éboulement de la matière intermédiaire qui les unissoit, et n'en formoit qu'une seule et même masse; tels sont les Diablerets" etc. *Razoumowsky* l. c. p. 36. 3) *Razoumowsky* l. c. p. 34. 4) Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Eidsgenossenschaft. Zürich 1768. I. S. 502. 5) „Des écharpes de brouillards cergnoient les trois pics des Diablerets." *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 133. 6) Ebel a. a. O. 7) Die Höhe über dem Meere wird sehr verschieden angegeben. Nach dem Bergbaurtmann Wild beträgt sie = 9600 Fuß; nach Ebel a. a. O. I. S. 309. = 10092; nach *Picot's* Statistique de la Suisse 1819. p. 37. und Franscini's Statistik der Schweiz, bearbeitet von G. Hagenauer. Aarau 1829. S. 23 = 11120 Fuß. 8) Siehe diesen Artikel in der Encyklop. S. 185.

Digitized by Google

gleich ſich oft widerſprechenden Darſtellungen derſelben zu verweiſen [9]). Ihre öftere Wiederholung hat aber zu der Benennung des Berges Anlaß gegeben, den die zum Aberglauben geneigten Walliſer als eine Vorſtätte der Hölle oder den Sitz unterirdiſcher, teufliſcher Geiſter betrachten. Täglich ſtürzen einzelne mehr oder weniger große Felſenbruchſtücke herunter [10]). Sobald ſie in ungewöhnlicher Menge herabfallen, laſſen die benachbarten Walliſer durch einen Prieſter die Berggeiſter beſchwören [11]). Noch mag erwähnt werden, wie ein Bergpfad von Bex, im Kanton Waadt, nach der Hauptſtadt des Kantons Wallis, Sitten (Sion), über das mit den Trümmern der oben gedachten Bergſtürze bedeckte walliſiſche Thal Cheville an dem ſüdweſtlichen Fuße der Diablerets vorbeiführt. Wenige Wege, ſelbſt in der Schweiz, mögen in einer größern Menge maleriſche und ſchauerliche Standpunkte aufzuweiſen haben, wenige gefahrdrohender ſeyn, wie man ſich aus Philipp Bridel's meiſterhaft geſchilderter „Excursion de Bex à Sion par le mont Ozeindaz, en 1786“ [12]) überzeugen kann.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DIABLINTES, galliſche Völkerſchaft vom Stamme der Aulerker (ſ. Aulerci) und gleichnamige Hauptſtadt derſelben. Der Sitz jener und die Lage dieſer werden ſehr verſchieden angegeben. War der Sitz jener in Ober-Perche (ſ. Depart. Eure und Loire), ſo würden die Recht haben, welche Nogent le Rontron an die Stelle des alten Diablintes ſetzen. (*H.*)

DIACANTHA. Unter dieſem Namen hat Leſſing eine Pflanzengattung aufgeſtellt, welche man früher als von Barnadesia *L.* fil. nicht verſchieden betrachtete. Sie gehört zu der erſten Ordnung der 19ten Linnéſchen Klaſſe und zu der Gruppe der Perdicieen (Lablatifloren, Mutiſteen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch eiförmig, mit dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen und vielen Blümchen; die Corolle zweilippig, gleichförmig (bei Barnad. in der Scheibe von anderer Bildung als im Strahle), mit langer, ſchlanker Röhre und zungenförmigen, äußern Lippchen; die Staubfäden in allen Blümchen zu einer Röhre verwachſen (bei B. die der Scheibe frei); die Samenkrone federig (bei B. in der Scheibe aus hornartigen, zurückgeſchlagenen, ganzrandigen Spreublättchen beſtehend, im Strahle federig). Die einzige Art, D. arborea *Less.* (Linnaea V. p. 243., Syn. comp. p. 94. t. III. f. 56. 57. Barnadesia *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. IV. p. 13.), ein Strauch mit je zwei Dornen (Afterblättchen) an der Baſis der Zweige (daher der Gattungsname), umgekehrt eiförmig-ablangen, lederartigen, ganzrandigen, feindehaarten Blättern und einzelnen, ungeſtielten Blüthen, wächſt auf den Gebirgen von Quito. — Diacantha ambigua *Lagasc.* iſt ſynonym von Bacazia spinosa *R. Br.*, welche Don mit Barnadesia vereinigt, da der Unterſchied hauptſächlich nur darin beruht, daß bei Bac. die Scheibe nur eine, bei Barn. drei Corollen hat.

(*Sprengel.*)

DIACANTHUS (Helmintha). Eine von Stiebel aufgeſtellte Gattung Eingeweidewürmer, deren einzige Art bei genauerer Unterſuchung ſich als ein — Roſtnenſtielchen zeigte. *Rudolphi* Synops. Entoz. 184.

(*D. Thon.*)

DIACAUSTICA, d. i. die Brennlinie durch Brechung, entſteht auf folgende Weiſe. Man denke ſich einen leuchtenden Punkt, von welchem aus in ſtetiger Folge geradlinigte Strahlen ausgehen, die von einer gegebenen krummen Linie auf dieſelbe Weiſe und nach denſelben Geſetzen wie Lichtſtrahlen gebrochen werden, wenn ſie aus einem Medio in ein anderes übergehen (ſo daß alſo der Sinus des Einfallswinkels, den der Strahl mit der Normale an der krummen Linie macht, zum Sinus des Brechungswinkels in einem konſtanten Verhältniß ſteht), ſo werden die Durchſchnittspunkte je zwei auf einander folgender gebrochener Strahlen eine krumme Linie bilden, welche die Diacaustica der gegebenen Linie heißt. Dieſelbe hat auch die Eigenſchaft, von jedem der gebrochenen Strahlen berührt zu werden. Denn wenn man zuerſt die Brechungspunkte in endlichen Abſtänden von einander annimt, ſo wird durch die auf einander folgenden Durchſchnitte der gebrochenen Linien eine geradlinigte vielſeitige Figur gebildet, indem in jeder gebrochenen Linie zwei Durchſchnittspunkte fallen. Rücken nun die Brechungspunkte immer näher an einander, ſo werden die Polygonſeiten immer kleiner, und bei einer ſtetigen Folge der Brechungspunkte fallen auch je zwei Durchſchnittspunkte der gebrochenen Linien unendlich nahe an einander; alſo wird aus jeder Secante eine Tangente. — Huygens hat die Brennlinien zuerſt betrachtet, Jakob Bernoulli eine allgemeine Conſtruction derſelben und der Marquis von Hoſpital in der Analyse des infiniments petits eine analytiſche Auflöſung der Aufgabe und einen Beweis der Bernoulliſchen Conſtruction gegeben. Siehe übrigens den Artikel Refraction. (*Scherk.*)

DIACHEA. Eine von Fries (Syst. orb. veg. I. p. 143., Syst. myc. III. p. 155.) geſtiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24ſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Die Schlauchhülle einfach, häutig, ſtückweis zerfallend, geſtielt; ein faſt netzförmiges, weißes Haargewebe, an

---

9) I. Bergſturz v. J. 1714: 1. „Observations sur la partie occidentale de la montagne du Diablerets en Valais, qui tomba tout d'un coup“, par *J. J. Scheuchzer*, Mémoires de l'Academie des Sciences à Paris 1715. Histoire p. 4. — 2. „Lettre de Mr. *Constant*, parteur à Bex, du 23. Septembre 1714“, abgedruckt im Conservateur Suisse. II. p. 148. 3. Ebel a. a. O. Artikel Diablerets. 4. Scheuchzer der Naturhiſtorie des Schweizerlandes erſter Theil. Zurich 1716. S. 139. 4. — II. Bergſturz vom Jahre 1749. *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 151. Ebel a. a. O. *Razoumowsky* l. c. 10) „Et actuellement encore, quand on est dans la voisinage, il se passe peu d'heures qu'on n'entende le bruit, ou qu'on ne voie la chute de quelque pierre plus ou moins grosse.“ *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 149. 11) „Il est à craindre que les trois pics restans, conformés comme ceux qui sont tombés, ne subissent tôt ou tard le même paroxisme, et ne causent les mêmes malheurs. Je sais bien que toutes les fois qu'on craint quelque danger du côté du Valais, on fait venir un moine pour exorciser, cependant je ne me fierois pas absolument à cette précaution.“ *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 156. 12) Abgedruckt im Conservateur Suisse. II. p. 127—176.

welchem die dunkelrothen Sporidien hängen, umgibt ein flockig-krümliches Säulchen. Die einzige bekannte Art, D. elegans *Fr.* (l. c. Stemonitis elegans *Trentep.* in *Roth.* catal. I. p. 220., Stemonitis leucostyla *Pers.* syn., Trichia leucopoda *Bull.* champ. t. 602. f. 2.) mit violetter Schlauchhülle und weißen Stielchen, entwickelt sich auf bemerkenswerthe Art. Auf der Oberfläche lebender und trockner Pflanzen, besonders auf Gräsern und Farrenkräutern, auch auf Eichenblättern, zeigt sich unter günstigen Verhältnissen ein Tropfen von gallertartiger Beschaffenheit, aus welchem milchweiße, oder röthliche, sehr schnell, fast zusehends fortkriechende Adern auslaufen. Diese Form betrachteten Tode und Persoon als vollkommenen Pilz (Mesenterica tremelloides *Tod.* fung. p. 7. t. II. f. 12., Phlebomorpha rufa *Pers.* myc. eur. p. 61. t. VI. f. 1. 2.). Auf den Adern entstehen später Tröpfchen, welche Stiele bekommen, die Farbe verändern und so die Diachea elegans darstellen. Auf diese Entwickelungsart bezieht sich der Gattungsname (*διαχέω* ich ergieße). (*Sprengel.*)

Diachylon s. Bleipflaster. (Thl. X. S. 404).

DIACONEN, Diaconi. Mit dem Gebrauche des Wortes *διάκονος*, wonach in den neutestamentlichen Schriften und auch wol bei spätern christlichen Schriftstellern alle, auch die Apostel, Bischöfe und Presbyter so genannt werden, sofern sie im Dienste Gottes oder einer christlichen Gemeinde stehen, haben wir es hier nicht zu thun, sondern mit der speciellern Bedeutung, die es auf die Veranlassung, welche Apostelgesch. 6, 1—7. erwähnt wird, erhielt. Es hatten die Apostel die Güter der immer zahlreicher werdenden Gemeinde zu Jerusalem anfänglich selbst verwaltet. Indessen trat darüber bald Mißvergnügen ein, indem die hellenistisch-jüdischen Christen den palästinensischen nachgesetzt zu werden glaubten, und hiedurch, sowie durch die Erfahrung, daß sie die Verwaltung der Güter vom eigentlichen Lehren abhalte, wurden die Apostel bestimmt, sich davon loszusagen. Auf ihren Rath wählte nun die versammelte Gemeinde sieben Diakonen. Demgemäß waren die Geschäfte eines Diakonus bei der Gemeinde zu Jerusalem anfangs nur äußerlich, vorzüglich lag ihm ob, für die Armen und Kranken der Gemeinde, namentlich männlichen Geschlechts (denn für das weibliche wurden Diakonissinnen, s. diesen Artikel, zu gleichem Behufe erwählt), zu sorgen, und er hatte seinem Amte nach durchaus nichts mit Lehre und Cultus zu schaffen. Da man nun die in Jerusalem getroffenen Einrichtungen gern nachahmte, so konnte es nicht fehlen, daß auch bei andern Gemeinden im apostolischen Zeitalter Diakonen angestellt wurden, denen ursprünglich gewiß nur dieselben Geschäfte oblagen. Allein da selbst in den ältesten Zeiten nur bei der Gemeinde zu Jerusalem Gütergemeinschaft eingeführt war (s. *Mosheim* de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana), so hatten natürlich die Diakonen anderwärts einen gar zu beschränkten und engen Wirkungskreis, und darin scheint der Grund von der sehr bald eingetretenen Veränderung in ihrer Stellung zu den Gemeindegliedern zu liegen. Sehr bald nämlich wurden sie wie die Bischöfe und Presbyter als kirchliche Personen betrachtet, und schon Ignatius (Ep. ad Trall. c. 2.) sagt, sie seien nicht Diener der Speisen und Getränke, sondern der Kirche Gottes (siehe auch dessen Ep. ad Magnes. c. 6., wo er sie Diener Jesu Christi nennt). Auch bemerkt Justin der Märtyrer (Apol. II. p. 98.) daß sie, kraft ihres Amtes beim Abendmahle thätig gewesen seien. Auf jeden Fall hatten sie einen weit größern Wirkungskreis als die sogenannten חזנים, die *ὑπηρέται* der Synagogen (Ev. Luk. 4, 20.), daher die Vergleichung zwischen ihnen sehr vorsichtig angestellt werden muß (s. *Vitringa* de synagoga vetere p. 914 sq.). Man kann als sehr wahrscheinlich annehmen, daß sie schon im 1. Jahrhunderte außer den genannten Geschäften, der Vertheilung der Speisen bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten (Agapen) und der Erhaltung der Ordnung bei gottesdienstlichen Zusammenkünften, überall auch wichtigere, namentlich religiöse Funktionen hatten; denn alle Zeugnisse aus dem 2. Jahrhunderte berechtigen zu dem Schlusse, daß sie schon in die Reihe der Kleriker sogleich mit der Bildung dieses besondern Standes der kirchlichen Gesellschaftsverfassung eintraten. Ja, man muß aus zahlreichen Stellen der Kirchenväter und Concilienbeschlüsse folgern, daß sie im 2. und 3. Jahrhunderte zu einem größern Ansehn gelangt waren, als ihnen die Bischöfe und Presbyter einräumen wollten. Sie werden nicht Priester, sondern nur Leviten genannt, es wird behauptet, daß sie nicht zu Priestern, sondern zu Dienern, nicht zu Dienern der Kirche, sondern der Bischöfe und Presbyter geweiht wurden (Concil. Nicaen. c. XVIII. Carthag. IV. c. IV, XXXVII.). Andere Beschlüsse waren noch mehr darauf berechnet, sie den beiden höhern Klassen der Geistlichen unterzuordnen. So ist es ihnen nicht erlaubt, unter den Presbytern zu sitzen. Das sei wider die Regel und Ordnung. Wolle ein Diakonus sich derselben nicht fügen, so solle er sein Amt niederlegen. Die Diakonen ließen sich diese und ähnliche Bestimmungen gefallen, weil durch die gleichzeitig sich ausbildende Eintheilung der Kleriker in den Ordo major und minor, welche sie der erstern Klasse zugesellte, ihr Ansehn bedeutend wuchs. Es entstanden nun auch unter ihnen selbst verschiedene Grade. Schon gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts gab es Archidiakonen (s. d. Art.), welche eine Art von Aufsicht über die Diakonen führten (Hieronym. Ep. IV. ep. 85.), und Hypo- oder Subdiakonen, welche die niedrigern, in dies Amt einschlagenden Geschäfte verrichten mußten. Die Ordination eines Diacenus wurde allein dem Bischofe, ohne Assistenz der Presbyter verrichtet: quia non ad sacerdotium, sed ad ministerium consecrabatur (Concil. Carthag. IV. c. IV.), und die apostol. Constitutionen (lib. VIII. c. XVIII.) haben uns die Ordinationsformel aufbehalten. Bis gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts wurden die amtlichen Verrichtungen der Diakonen allmälig festgestellt und bestanden vornehmlich aus folgenden: 1) Sie hatten die heiligen Gefäße aufzubewahren. In einigen, besonders großen Kirchen war dies Geschäft niedern Kirchendienern übertragen, in andern aber diesen ausdrücklich untersagt, dergleichen Gegenstände auch nur zu berühren (Concil. Agathens. c. LXVI. Laodic. c. XXI.

Digitized by Google

2) Sie mußten die Opfer oder Geschenke der Gemeindeglieder in Empfang nehmen, dieselben dem Priester übergeben, der sie auf dem Altare niederlegte, und die Namen der Geber bekannt machen (Cyprian. Ep. LX. Hieronym. in Ezech. XVIII. p. 537.). 3) In einigen Kirchen war es ihnen überhaupt, oder nur in Abwesenheit höherer Kleriker gestattet, das Evangelium zu verlesen (Hieronym. Ep. XLVIII. ad Sabin. Concil. Valens. II. can. II. Cyprian. ep. XXXIV.). 4) Beim Abendmahle reichten sie Brod und Wein, wenn beides vom Bischof oder Presbyter consecrirt war, dem Volke dar (Justin. M. Apol. II. p. 97. Constit. apost. lib. VIII. c. XIII.). Doch war es ihnen verboten, selbst auf dem Altare zu consecriren (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII. Aug. Quaest. vet. et nov. testam. q. XLVI.). 5) Dagegen war es ihnen an einigen Orten erlaubt zu taufen (Tertull. de bapt. c. XVII. Hieronym. dial. cont. Lucif. c. IV. p. 139. Conc. Illiberrit. c. LXXVII.). Sonst assistirten sie bei der Taufe, wie die Diakonissinnen, und hießen auch wol Susceptores, weil sie die Unerwachsenen bei der Taufe auf die Arme nahmen. Später versahen die niedern Kirchenbeamten diese Geschäfte. 6) Sie hatten ferner die öffentlichen Gottesverehrungen anzuordnen, bei denselben auf Ordnung zu halten (Const. apost. lib. II. c. LVII.), das Volk zum Gebet zu ermahnen und nach der Predigt die gewöhnliche Formel: ite, missa est auszurufen (Const. apost. lib. VIII. c. V. VI. X. Chrysostom. hom. II. in 1. Corinth.). Deshalb wurden sie auch wol ἱεροκήρυκες genannt (Synesii ep. 61.). 7) Auch durften sie mit Erlaubniß des Bischofs predigen (Cave histor. liter. Vol. I. p. 253. Edit. Londin. 1688.). Hieronymus führt dies ausdrücklich (de script. c. CXV.) von Ephraim dem Syrer, Diakonus der Kirche zu Odessa, an. 8) Sie führten über die Büßenden die Aufsicht und durften diese auch, mit Bewilligung des Bischofs, oder wenn in Ermangelung eines höheren Geistlichen deren nahes Lebensende keinen Verzug gestattete, durch Auflegung der Hände wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen (Cyprian. ep. XIII.) Ebenso durften sie in außerordentlichen Fällen niedere Geistliche excommuniciren (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII.). 9) Bei den Generalconcilien mußten sie ihren Bischöfen verschiedene Dienste leisten, wurden auch von diesen öfters delegirt, um sie zu vertreten. Nur dann hatten sie eine Stimme, aber nicht als Diakonen, sondern als Repräsentanten ihres Bischofs; in Provinzialconcilien durften sie aber zuweilen mitstimmen. 10) Sie mußten auch im Auftrage des Bischofs Waisen, Witwen, Kranke, um des Glaubens willen Gefangene besuchen, sie trösten, ihre Bedürfnisse untersuchen, darüber dem Bischofe berichten und die Hilfsleistungen ihnen darbringen, welche dieser für sie bestimmte (Cyprian. ep. XLIX. ad Cornel. Dionys. ap. Euseb. lib. VII. c. XI. Constit. apost. lib. II. c. XXXI.). 11) Sie führten eine Art von Aufsicht über die Sitten des Volkes und mußten den Bischof von den erheblichern Vergehungen in Kenntniß setzen. Deshalb wurden sie auch häufig Episcoporum oculi, os, angeli, prophetae etc. genannt (Const. apost. lib. II. c. XLIV. Isidor. Pelus. lib. I. ep. XXIX.). Nach dem Beispiele der Kirche zu Jerusalem hatten die größern Kirchen auch 7 Diakonen, und die zu Rom überschritt nicht diese Zahl. In Alexandrien aber und besonders zu Constantinopel waren deren bei den Hauptkirchen ungleich mehre (Concil. Neocaesar. c. XV. Sozom. lib. VII. c. XIX. Alexand. ep. encycl. ap. Theod. lib. I. c. IV. Justin. Novell. III. c. I.). Ein Diakonus mußte 25 Jahre alt seyn, bevor er ordinirt wurde (Justin. Novell. CXXIII. c. XIII.). — Über die jetzigen Verrichtungen der Diakonen in der katholischen Kirche bei der Messe, so wie über deren Kleidung s. Gräser die römisch-kathol. Liturgie ꝛc. Halle 1829. S. 111. 200. und 229. Die Diakonen in der evangelischen Kirche verrichten alle geistlichen Handlungen ohne Unterschied. Besonders liegt ihnen das Taufen und Einsegnen der Ehen ob, während der erste Geistliche an der Kirche (Pastor) die Sponsalien, die Aufgebote zu besorgen hat. Auch pflegen sie vorzugsweise das Abendmahl auszutheilen, wo deren mehre an einer Kirche sind, und nur an den hohen Festtagen geschieht dies dann vom Pastor. Die Diakonen bei den Marioniten auf dem Berge Libanon sind weltliche Personen, welche die Kircheneinkünfte verwalten, Volksstreitigkeiten schlichten und wegen der Abgaben mit den Türken unterhandeln. — (Vergl. *Caspar Ziegler* De Diac. et Diaconiss. vet. eccles. Viteb. 1678. 4. — *D. G. Moller* Diss. de VII Diacon. eccles. Rom. 1696. 4. *Bingham* Antiquit. eccles. lib. II. c. XX. *J. L. Selvagii* Ant. christ. lib. I. P. II. p. 37—46. Eisenschmid Gesch. der Kirchendiener. S. 69—72. Schöne Geschichtsforschungen über kirchliche Gebr. Bd. 1. S. 244 ff. 285—288. Bd. 3. S. 99—102. Schröckh christl. Kirchengesch. Th. 2. S. 85. Th. 4. S. 21—23. Th. 8. S. 212. Fuhrmann Handwörterbuch der christl. Religions- und Kirchengeschichte. Bd. 1. S. 598—599. (*Franke.*)

DIACONICUM. Dies Wort hat bei den kirchlichen Schriftstellern eine mehrfache Bedeutung. Ungewiß ist, ob es, wie du Fresne (Comment. in Paul. Silent. 581.) behauptet, den Ort bezeichne, welchen die Diakonen im Chore der Kirche bei dem Gottesdienste inne hatten. Dagegen bedeutet es sehr oft den Theil des Chores, welcher am Ende desselben lag, und jetzt zuweilen Sakristei bei uns genannt wird. Es wurden hieher die heiligen Gefäße und Kleider, welche man bei dem Gottesdienste brauchen wollte, von den Diakonen aus dem großen Diaconicum getragen, um sie bei der Hand zu haben, auch hier wieder von ihnen niedergelegt, während noch der letzte Vers bei der Communion gesungen wurde. Er heißt deshalb σκευοφυλάκιον, diaconicum bematis, oder minus. Oft bezeichnet es das der Kirche angebaute Gebäude, wo die kirchlichen Geräthschaften und Amtskleidungen der Geistlichen, wenn kein Gottesdienst war, aufbewahrt wurden — Diaconicum magnum —, was wir gewöhnlich Sakristei zu nennen pflegen. Es waren aber diese Gebäude damals öfters sehr groß, denn nicht nur hielten die Geistlichen ihre Sitzungen, wenn sie sich als kirchliches Tribunal versammelten, in denselben (daher auch secretum, secretarium genannt), sondern selbst Provinzial-, ja sogar Generalconcilien wurden darin abgehalten. Später bedeutet

Digitized by Google

Diaconicum auch den Betsaal bei einem Kranken- oder Armenhause. Ganz verschieden von diesen sind folgende: die Collecte, das öffentliche Gebet, das der Diaconus vor dem Altare absang; die Agende, welche die Verrichtungen eines Diaconus nachweist. (Vergl. (*Adelung*) Gloss. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 109. und *Bingham* Antiquit. eccles. lib. VIII. c. VI. §. XXIII. c. VII. §. 7.) (*Franke.*)

DIACONIE. Dieser Ausdruck bedeutet bei den kirchlichen Schriftstellern 1) so viel als das Austheilen der Almosen unter die armen Christen (2. Korinth. 8. u. 9.). 2) Ein Haus, worin arme, einheimische Wittwen, Waisen und alte Leute aus einem gewissen Bezirke ernährt wurden, und in welchem zugleich eine Kapelle oder ein Betsaal war. Späterhin erhielten die letztern ausschließlich diese Benennung (s. Diaconicum). Die zur Pflege der hier befindlichen Armen und zur Abhaltung der religiösen Handlungen eingesetzten Personen hießen Diaconi, der Oberverwalter der Einkünfte der Diaconievater, und dieser konnte ein Geistlicher oder Laie seyn. In neuern Zeiten waren zu Rom 14 Diaconien (Hospitäler), die unter 14 Kardinaldiakonen stehen. S. *du Cange* Gloss. (Adelung) Glossar. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 108. 109. Fuhrmann Handwörterb. d. christl. Rel.- und Kirchengesch. Bd. 1. S. 599. (*Franke.*)

DIACONISSEN. Schon in dem apostolischen Zeitalter gab es Diakonissinnen (Röm. 16, 1. 1. Timoth. 5, 3 — 10. Tit. 2, 3.), welche für den weiblichen Theil der Gemeinden zu denselben Zwecken angestellt wurden, wie die Diakonen (s. diesen Art.) für den männlichen. Sie hatten für die weiblichen Armen und Kranken der Gemeinden zu sorgen, indem der freie Zutritt der Männer bei dem weiblichen Geschlechte im Oriente etwas Anstößiges gewesen wäre. Und wenn sie auch, ihrer natürlichen Bestimmung gemäß, von dem eigentlichen Lehramte und dem Kirchenregierungsamte ausgeschlossen waren, so wurde doch gewiß öfters durch sie das Evangelium in das Innerste der Familien gebracht, wohin, nach den Verhältnissen des Orients, keinem Manne der Zugang offen stand (Neander Allgem. Geschichte der christl. Religion und Kirche. Bd. 1. Abth. 1. S. 289. — Clemens Alexandr. Strom. lib. III. p. 448.). Sie führen in der alten Kirche verschiedene Namen: *Διάκονοι* (Röm. 16, 1.), dem das lateinische Ministrae entspricht (Plinius lib. X. ep. XCVII. Quo magis necessarium credidi, ex duabus ancillis, quae ministrae dicebantur, quid esset veri et per tormenta quaerere. Man hat gestritten, ob auch Sklavinnen (ancillae) das Amt der Diakonissinnen verwaltet hätten. Der Beweis dafür liegt in dieser Stelle; denn unter den „ministrae" können füglich nichts weiter als Diakonissinnen verstanden werden). Sie heißen *Χῆραι*, Viduae, weil sie gewöhnlich Wittwen waren (Tertull. ad uxor. lib. I. c. VII. De veland. virgin. c. IX.); *Πρεσβύτιδες*, weil sie ein gewisses höheres Alter erreicht haben mußten (Epiphan. haeres. LXXIX. n. IV. Conc. Laodic. c. XI. Tom. I. Conc. p. 1497.). Über diese und ähnliche Qualitäten der Diakonissinnen entstanden nämlich im Laufe der Zeit bestimmte, jedoch nicht an allen Orten übereinstimmende Gesetze. Sie sollten Wittwen seyn, die Kinder geboren, aber nur einen Mann gehabt hätten, und nach einigen Gesetzen ein Alter von 60 (Cod. Theodos. lib. XVI. tit. II. de episc. et cler. leg. XXVI.), nach andern von 50 (Justin. Novell. VI. c. VI.), nach andern von 40 Jahren haben (Justin. Novell. CXXII. c. XIII. Conc. Chalced. c. XIV. al. XV.). Zur Zeit des Tertullian wurde jedoch eine Jungfrau von noch nicht 20 Jahren zur Diakonissin erwählt (Tertull. de veland. virg. c. IX.), und Ignatius (Epist. ad Smyrn. n. XIII.) grüßet die Jungfrauen, welche Wittwen genannt werden, worunter nur die Diakonissinnen verstanden werden können. Der Verfasser der apostolischen Constitutionen (lib. VI. c. XVIII.) verlangt, daß keusche Jungfrauen, und in Ermangelung dieser wenigstens Wittwen, die nur ein Mal verheirathet gewesen, gläubig und geachtet, zu Diakonissinnen gewählt würden (s. Justin. Novell. VI. c. VI. Greg. Nyssen. vit. Macrin. tom. II. p. 180. Sozomenos Hist. eccles. lib. VIII. c. XXIII.). Ebenso wurde auch das Gesetz, daß nur solche Wittwen, die Kinder geboren, zu diesem Amte erwählt werden sollten, in der Praxis nicht streng beobachtet; denn nachdem es Tertullian (a. a. O.) und Sozomenos (lib. VII. c. XVI.) als ein bestehendes erwähnt, wird es im Codex Theodosian. (lib. XVI. tit. II. de episc. et cleric. leg. XXVI.) als ein neues aufgeführt. Die Bestimmung, daß die Diakonissin nur ein Mal verheirathet gewesen seyn dürfe, hatte man aus dem falsch verstandenen Ausspruche des Paulus (1. Timoth. 5, 9.) entnommen (Tertull. ad uxor. lib. I. c. VII. Epiph. expos. fid. n. XXI.). Die Meinungen, ob die Diakonissinnen immer durch Auflegung der Hände zu ihrem Amte eingeweiht worden seien, sind unter den älteren und neueren Schriftstellern verschieden. Die Acten der Concilien (Concil. Nicaen. c. XIX. Chalced. c. XV. Trull. c. XIV. can. XL.) sprechen aber dafür, und zwar so, daß man diese religiöse Handlung für mehr als einen bloßen Segenswunsch, was sie z. B. bei den Katechumenen war, für eine Ordination halten muß. Doch wurden sie durch dieselbe nicht zur Vollziehung irgend einer priesterlichen Function berechtigt, vielmehr verboten die Gesetze der katholischen Kirche eine solche jeder Frau auf das bestimmteste, und man machte es einigen Häretikern zum Vorwurfe, daß bei ihnen Frauen lehrten, den Exorcismus und die Taufe verrichteten (Const. apost. lib. III. c. IX. Tert. de praescr. c. XLI. c. XVII. Epiphan. haer. LXIX. Pepuzian. n. II. Haeres. LXXVIII. Antidicomarianit. n. XXIII. Haeres. LXXIX. Collyrid. n. III. IV.). Zu ihren ursprünglichen Verrichtungen kamen allmälig noch mehre andere hinzu. In den Zeiten der Verfolgung mußten sie die gefangenen Christen besuchen und ihnen dienen, weil sie dies weit leichter und mit geringerem Verdachte und minderer Lebensgefahr konnten, als die Diakonen oder andere Kirchendiener (Lucian Peregrin. Tom. IV. Edit. Basil. 8. p. 276. Libanius orat. XVI. in Tisamenum. Ed. Morell. p. 462.). Sie hatten ferner, besonders in den orientalischen und afrikanischen Gemeinden, weibliche Katechumenen in der christlichen Religion privatim zu unterrichten, damit diese gehörig auf die Fragen antworten könn-

Digitized by Google

ten, welche ihnen bei der Taufe vorgelegt wurden (Hieronym. Comm. in Rom. XVI, 1. Conc. Carth. IV, c. XII.). Bei der Taufe weiblicher Katechumenen mußten sie des Anstandes und der Ehrbarkeit halber hilfreiche Hand leisten, das An- und Auskleiden, so wie das Umtauschen derselben besorgen (Epiph. Expos. n. XXI. §. 5. Justin. Novell. VI. c. VI. Const. apost. lib. III. c. XV.). In einigen griechischen Kirchen, aber wol nur denen, welche für Männer und Frauen besondere Eingänge hatten, standen die Diakonissinnen am Eingange der letztern, wiesen ihnen ihre Plätze an und wachten über die gute Ordnung dieses Theiles der Versamlung, weshalb sie auch Hüterinnen der heiligen Thore genannt werden (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII. lib. II. c. LVII. LVIII. Pseudo-Ignat. ep. ad Antioch. n. XII.). Endlich mußten sie über christliche Wittwen und andere Frauen eine Art von Aufsicht führen, weshalb sie auch προκαθήμεναι, praesidentes, gubernantes genannt wurde, über deren Verhalten an die Bischöfe und Presbyter Bericht erstatten, und wenn eine Frau selbst mit diesen zu sprechen wünschte, dieselbe bei ihnen einführen (Const. apost. lib. III. c. VII. lib. II. c. XXVI. Conc. Laodic. c. XI.). Das Amt der Diakonissinnen ging allmälig, früher in der lateinischen, als in der griechischen Kirche ein. In dieser währte es bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, wenigstens theilweise (Balsamon. respon. ad interrog. Marci. c. XXXV. ap. Leunclav. Jur. gr. rom. Tom. I. p. 381. Ebenderselbe Comment. in concil. Chalced. c. XV.). In der lateinischen Kirche waren schon weit früher Beschlüsse gegen ihre Ordination gefaßt worden. Die Synode zu Orleans (im Jahre 511 Can. 18.), zu Eparne (im J. 527 Can. 18.) und zu Oranges (im J. 529 Can. 29.) verboten, ferner Diakonissinnen zu weihen. Doch fanden diese lokalen Beschlüsse keine allgemeine Anerkennung im Abendlande, so wenig als ein gleichlautender des Conciliums zu Laodicea (Can. XI.) im Morgenlande; und Bona (Rer. liturg. lib. I. c. XXV. n. XV. p. 287.) versichert, daß sie erst im 10ten oder 11ten Jahrhunderte gänzlich aus abendländischen Kirchen verdrängt worden seien; wozu das Überhandnehmen des Kloster- und Nonnenlebens und die Ausbildung der Hierarchie, mit deren Geiste sich dieses Institut weniger vertrug, die hauptsächlichsten Veranlassungen waren. Bei den kirchenhistorischen Schriftstellern des Mittelalters bezeichnet Diaconissa auch öfters die Gattin eines Diakonus (Vergl. *Casp. Ziegler* De Diaconis et Diaconissis vet. eccles. Viteb. 1678. 4., def. cap. XIX. *Joh. Ph. Odelem* Diss. de Diaconissis primitivae eccles. Lips. 1700. 4. *Bingham* Antiquit. christ. lib. II. c. 22. *J. L. Selvagii* Antiquit. christ. lib. I. P. II. p. 51 — 56. Schöne Geschichtsforschung. über die kirchl. Gebr. Bd. 3. S. 102 — 104. (Abelung) Glossar. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 109.). (*Franke.*)

DIACOPE. Eine von Cuvier aufgestellte Fischgattung, zur Familie der Percoiden in der Ordnung Acanthopterygii der Knochenfische, nahe verwandt mit Serranus. Sie hat wie diese Spitzzähne (Hundszähne), welche unter die Sammtzähne eingemischt sind; der Rand des Vorkiemendeckels ist gezähnelt, und das Hauptkennzeichen besteht darin, daß dieser Vorkiemendeckel eine Ausrandung hat, in welche sich ein vorspringender Höcker des Zwischenkiemendeckels fügt, der Kiemendeckel selbst läuft öfters in zwei oder drei platte Spitzen aus.

Alle bekannten Arten dieser Gattung kommen aus dem indischen Meere. Mehre darunter sind durch Schönheit, Größe und schmackhaftes Fleisch ausgezeichnet.

1) D. Sebae *Cuvier* (Hist. nat. d. Poissons II, 411. — Bollavoochampaha. *Russel* Fishes. n. 99. — *Seba* Thesaur. III. pl. 27. f. 2.). Etwas länglich, im Nacken ziemlich hoch, die Höhe an der Stelle der Brustflossen etwa dreimal in der ganzen Länge enthalten. Der Schädel, Schnauze und Kiefern schuppenlos, Wangen und Kiemendeckel beschuppt. Die Schuppen des Körpers ziemlich groß, doch treten kleine auf den senkrechten Flossen zwischen die Strahlen derselben. Die beiden ersten Schuppenreihen am Nacken sind größer als die übrigen und von eigenthümlicher, rechteckiger Form. Die Zähnchen des Vorkiemendeckels sind sehr klein und wenig vortretend, am Kiemendeckel selbst stehen zwei platte, stumpfe Spitzen. Die Rückenflosse bildet vom 6. zum 7. Strahl einen vorspringenden Winkel, ebenso die Afterflosse; die Brustflossen sind lang und spitzig, die Schwanzflosse ist etwas halbmondförmig ausgerandet. Die Zahl der Flossen, Stacheln und Strahlen ist in der Rückenflosse $\frac{11}{16}$, in der Afterflosse $\frac{3}{8}$, in der Schwanzflosse 16, in den Brustflossen 17, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$. — Kabinetsexemplare zeigen auf blassem Grunde drei breite, dunkle Binden, von denen die erste im Nacken entspringt und das Auge umgebend, schräg nach der Schnauze herabsteigt, die zweite steigt senkrecht von der Rückenflosse nach den Bauchflossen herab, die dritte zieht sich schräg vom Ende der Rückenflosse bis an die Wurzel der Schwanzflosse. Der Rand der Rücken- und Afterflosse, die Spitzen der Schwanzflosse und die ganzen Bauchflossen sind dunkler gefärbt. Im frischen Zustande sollen nach Russel der Grund gelb, die Binden blutroth seyn. Lecheneault sagt, sie seien schwärzlich auf rothem Grunde, aber das können Abänderungen seyn, die sich theils nach der Jahreszeit richten, theils vielleicht sich zeigen, je nachdem der Fisch früher oder später nach seinem Absterben beschrieben worden ist.

Was das Ausgezeichnete der Beschaffenheit der innern Theile dieses Fisches betrifft, so ist der linke Leberlappen dreieckig und in eine scharfe Spitze verlängert, auch sehr dünn, der rechte ist um die Hälfte kürzer. Die Gallenblase ist lang und schmächtig und zieht sich nach hinten über den Magen hinaus am Darmkanal hin. Der Magenmund ist weit und verschmälert sich in den kegelförmigen Magen, dessen Wände ziemlich dick und inwendig unregelmäßig gerunzelt sind. Es finden sich fünf Blinddärme vor. Die Schwimmblase ist groß, einfach, ziemlich dünn, silberfarben. Die Nieren sind von mittlerer Größe und ergießen durch zwei lange Harnleiter den Harn in die ziemlich große, dreieckige Blase.

Nach Lecheneault findet sich dieser Fisch zu Pondichery, wo er Pinel heißt, und soll 3 Fuß lang werden. Ob er gleich ein gutes Fleisch hat, wird er doch

Digitized by Google

wenig gefangen. Er ist außerdem gemein bei Java und findet sich auch bei der Insel Waygiou *).

2) D. rivulata *Cuvier* (l. c. II, 414. t. 38.). Der vorigen Art ähnlich, nur ist der vordere Theil der Rückenflosse weniger hoch, die Farbe ist violett, auf dem Kopfe erscheinen weiße Punkte, auf dem Kiemendeckel weiße, schräge, unregelmäßig gebogene Linien, welche zum Theil Ringe bilden, jede Schuppe des Körpers ist mit einem weißen Punkte bezeichnet, aber alles, was bei dem ausgestopften Fische weiß erscheint, zeigt sich bei dem lebenden hellblau. Der Bauch ist rosenfarben, die weichen Theile der Flossen sind schwärzlich, After und Bauchflossen haben fast schwarze Spitzen. Die Strahlenzahl in den Flossen ist in der Rückenflosse $\frac{9}{7}$ oder 16, in der Afterflosse $\frac{3}{6}$ oder 9, in der Schwanzflosse 16, in den Brustflossen ebenso viel, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Dieser Fisch wird über 3 Fuß lang, er findet sich an der Küste Coromandel, wo er Orati heißt, sein Fleisch wird zu Pondichery sehr geschätzt; er findet sich außerdem bei Java, im rothen Meere und bei Malabar.

3) D. macolor *Renard* (I. pl. 9. f. 60.). Rücken- und Afterflosse sind stark nach hinten zugespitzt, die Brustflossen sind ebenfalls lang und spitzig und erstrecken sich bis an die Basis der Afterflosse; die Schwanzflosse ist viereckig abgeschnitten. Die Zähnchen am Vorkiemendeckel sind kaum sichtbar, die Ausrandung aber und der Höcker, obwol sehr klein, doch stark hervortretend. Der knochige Kiemendeckel endet in 2 stumpfe Spitzen. Der Rücken dieses Fisches ist schwarz mit 5 runden, weißen Flecken auf jeder Seite, von welchen 3 nahe an der Rückenflosse, die beiden andern niedriger, mit jenen abwechselnd stehen. Der erste jener Flecken befindet sich unter den 4 vordern Stacheln, der zweite entspricht den 4 hintern und erstreckt sich nach der Rückenflosse, deren schwarze Farbe er zweimal durchschneidet, der dritte verlängert sich in einem Saume über die letzten weichen Strahlen hinweg. Eine breite, weiße Binde erstreckt sich in gerader Linie von den Kiemen bis an das Ende der Schwanzflosse, welche schwarz mit weißen Ecken ist. Diese Binde ist von dem Weiß des Bauches und der Brust durch eine schwarze getrennt, welche hinter der Achsel der Brustflosse anfängt und sich bis an den untern Rand der Schwanzflosse erstreckt. Brustflossen, Bauchflossen und Afterflossen sind schwarz, mit Ausnahme des hintern Randes der letzteren, welcher weiß ist. Das Ende der Schnauze ist schwarz und durch eine breite, weiße Binde eingefaßt, hinter welcher eine noch breitere, schwarze folgt, in welcher das Auge steht. Endlich umgibt noch ein weißer Gürtel den Schädel und den Kiemendeckel und verbindet sich mit dem Weiß der Brust. Die Strahlenzahl ist in der Kiemenhaut 7, in der Rückenflosse $\frac{12}{11}$, in der Afterflosse $\frac{3}{11}$, in der Schwanzflosse 17, in den Brustflossen 17, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$. — Was die innern Theile betrifft, so ist die Leber dieses Fisches sehr klein, halbmondförmig und liegt quer unter dem Magenmunde, mit ihren Spitzen an jede Seite desselben anschließend. Es sind 4 weite, ziemlich lange Blinddärme vorhanden. Die Schwimmblase ist groß und hat sehr dünne Wände. Die Drüse, welche die Luft absondert, ist roth, ziemlich groß und hat die Gestalt einer etwas länglichen Kugel.

Nach Valentyn wird dieser Fisch auf Amboina ikan-roellat genannt und soll ein festes, weißes, sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Übrigens ist er auch in Neuguinea einheimisch.

4) D. octolineata *Cuvier* (Labrus octolineatus *Lacépède* — Holocentrus bengalensis t. 246. und quinquelineatus t. 239. *Bloch*.). An diesem Fische treten die Gattungskennzeichen am meisten hervor, zugleich ist er am schönsten und regelmäßigsten gezeichnet. Rücken, Seiten und alle Flossen haben ein schönes Gelb, das an der Schnauze und auf den Wangen ins Rothe oder Rosenfarbene zieht, am Bauche, der gelb gestreift ist, weißlich erscheint; 4 hellblaue, mit schwarzen Punkten gesäumte Bänder zeigen sich parallel auf dem gelben Grunde, das erste von der Mitte der Rückenflosse bis an den Schädel, das zweite vom hintern Viertel der Rückenflosse bis an's Auge, das dritte vom Ende dieser Flosse bis an die Höhe des Vorkiemendeckels, das vierte von der Basis des Schwanzes unter dem Auge hin bis gegen das Ende der Schnauze ziehend. Manchmal zeigt sich die Spur eines fünften Bandes an den Grenzen des weißen und gelben des Unterleibes, und bei einzelnen Exemplaren ist der obere Rand der Rückenflosse tiefer gefärbt als das Übrige. Auch wird man bei einzelnen Individuen der Mitte der Rückenflosse gegenüber einen wenig deutlichen, schwärzlichen Flecken auf der Seitenlinie gewahr. — Bei keiner Art sieht man deutlicher die Erhöhung des Zwischenkiemendeckels und die Ausrandung des Vorkiemendeckels. Die erstere ist vorspringend, selbst spitzig, die zweite tief. Unter dieser letztern finden sich stark vorspringende Zähnchen. Der Kiemendeckel hat nur eine flache Spitze. Der Körper ist länglich. Die Rückenflosse ist mittelmäßig hoch und ziemlich gleich, die Brustflossen sind groß und spitzig, die Bauchflossen um die Hälfte kürzer, die Schwanzflosse ist halbmondförmig ausgeschnitten. Die Schuppen von mittelmäßiger Größe sind etwas rauh und am Rande gefranzt, die Seitenlinie läuft dem Rücken parallel. Strahlenzahl: Rückenflosse $\frac{11}{11}$, Afterflosse $\frac{3}{8}$, Schwanzflosse 15, Brustflosse 15, Bauchflosse $\frac{1}{5}$. — Die Leber ist wie bei der ersten Art tief getheilt, der linke Lappen doppelt so lang als der rechte, an welchem letztern die Gallenblase befestigt ist, die doppelt länger ist als bei der erstern Art. Es sind 5 Blinddärme vorhanden. Das Skelett weicht fast in nichts von dem der gemeinsten Arten Serranos ab. — Dieser Fisch findet sich bei Isle de France, im rothen Meere und im großen stillen Ocean; auf Otaheiti wird er ta-ape oder d'étaapé genannt, die Araber nennen ihn kasmiri und tyrki.

Wir übergehen nun die weiter von Cuvier angeführten Arten: D. notata, fulvillamma, coeruleo-punctata, marginata, xanthopus.

6) D. quadrigultata *Cuvier* (Sparus lepisurus *Lacépède*. III. pl. 15. f. 2.). Der Höcker ist weniger ausgezeichnet als an einigen der vorhergehenden Arten. Der Kiemendeckel hat nur eine platte Spitze. Die Zähne sind stark, besonders die 4 Hundszähne vorn in der obern

*) Wir übergehen D. civis *Cuvier* l. c. VII, 444.

Digitized by Google

Kinnlade und die seitlichen in der untern. Die Farbe ist nach der Beschreibung, welche Commerson geliefert hat, röthlichbraun, nach dem Rücken zu schwärzer, mehr roth nach den Seiten des Kopfes und nach dem Bauche. An jeder Seite des Rückens stehen zwei milchweiße Flecken, der eine dem achten Stachel der Rückenflosse gegenüber, der andere dem Ende des weichen Theiles derselben. Eine schwärzliche Färbung zeigt sich an der Haut des stacheligen Theiles der Rückenflosse, vorn an der Afterflosse und am obern und untern Rande der Schwanzflosse nach den Ecken hin. Der übrige Theil dieser Flossen ist mehr oder weniger roth. Die Iris des Auges ist silberfarben. Strahlenzahl: Rückenflosse $\frac{12}{1}$, Afterflosse $\frac{3}{7}$, Schwanzflosse 17, Brustflosse 16, Bauchflosse $\frac{1}{5}$. — Commerson hatte diesen Fisch zwischen den Klippen der Nordküste von Isle de France gefangen, wo er indessen nicht sehr gemein ist. Seine gewöhnliche Größe ist die des Süßwasser-Barsches. Sein Fleisch hält man für leicht verdaulich und gesund.

Ehrenberg fand diesen Fisch zu Massuah an der Westküste des rothen Meeres und gibt seine Farbe purpurbraun, die Flecken lebhaft silberfarben an. Dussumier brachte von den Seychellen einen Fisch, der diesem ganz ähnlich ist, auch die 4 weißen Flecken sind die nämlichen, die Farben aber weichen ab und werden wie folgt beschrieben. Der Rücken bleifarben, Seiten und Bauch mit gelblichen Längslinien, die oberhalb der Seitenlinie schräg und zahlreich sind, unterhalb derselben stehen 12 bis 15. Der obere und untere Rand der Schwanzflosse und der untere der Afterflosse sind schwärzlichbraun. Der vordere weiße Fleck ist doppelt so lang als der andere. Der Fisch wird auch an dem angegebenen Fundorte hinsichtlich seines Fleisches sehr geschätzt. — Es fragt sich, ob die von Ehrenberg und Commerson angezeigten Farben nicht einen Unterschied des Geschlechts anzeigen, oder vielleicht von der Jahreszeit herrühren.

Die noch übrigen Diacope-Arten hat Cuvier nur nach den Angaben Anderer aufgenommen, weshalb wir sie blos namentlich, mit einigen Synonymen aufzählen. D. Calveti *Quoy* et *Gaimard* (*Freycinet* Voyage Zool. fol. 517. f. 1.). — D. striata *Q.* et *G.* ib. — D. immaculata iid. ib. — D. nigra (Sciaena nigra *Forsk.* — Labrus niger *Lacépède.*). — D. argentimaculata (Sciaena arg. *Forsk.*, Labrus argenteus *Lac.*). — D. bohar (Sciaena b. *Forsk.* Labrus boh. *Lacép.*). — D. miniata (Sciaena *Forsk.* Pomacentrus Burdi *Lac.*). — D. bottonensis (Holocentre bouton *Lac.*). — D. fulva (Perca fulva *Forster.* Holocentrus fulvus *Schneider.*). — D. borensis *Cuv.* — D. sanguinea *Ehrenb.* — D. coccinea id. — D. gibba (Sciaena gibba *Forsk.*).

(*D. Thon.*)

Diacrydium s. Scammoniumbarz.

Diacydonium simplex s. Pyrus Cydonia.

DIADEM, διάδημα [1]), bezeichnete ursprünglich das Band, welches das umher fliegende Haupthaar zusammenhielt, aus leicht biegsamem Stoffe bestand und ein Bedürfniß befriedigte, später aber unter den Völkern der alten Welt, welche sich durch Wohlstand und Bildung gehoben hatten, einen Schmuck, eine Zierde der Stirn und des Hauptes. Kunst und Sitte gaben ihm eine andere Gestalt, Reichthümer reichten ihm einen kostbarern Stoff, und die Häupter der Völker wählten es zum Zeichen ihrer Würde. Seine Form veränderte sich vielfach, es wurde oft den Kronen ähnlich, sicher oft auch für eine Krone gehalten, und nicht in der Form, vielleicht mehr in der Benennung, unterscheidet es sich von der Krone.

Wie alt die Stirnbinde oder das Stirnband ist, läßt sich kaum bestimmen. Als eigentliche, zum Zusammenhalten der Haare dienende Binde finden wir sie nirgends erwähnt. Dionysos soll sie zuerst als königliches Würdezeichen, insigne regium, getragen haben, und ihm schreibt das Alterthum auch ihre Erfindung zu [2]). Auf seinen Zügen durch die Welt begleiteten ihn schwärmende Scharen mit fliegendem Haar. Als Entwilderer trug er wol das Diadem und als König zugleich? Einen andern Grund führt Diodor von Sicilien [3]) an, Dionysos habe zur Milderung der Kopfschmerzen nach übermäßigem Genusse des Weines das Diadem um seine Schläfe geschlungen. Die vorhandenen Denkmale geben ihm wirklich eine Stirnbinde mit herabhängenden Backen, eine Mitra, und er heißt θηλυμίτρης [4]), auch χρυσομίτρης. Etwas anderes als eine Binde war die persische Mitra nicht; man trug sie um den πίλος, welcher eine spitz zulaufende Kopfbedeckung war [5]). Die olympische Götterdynastie, deren Genosse Dionysos später wurde, fand an diesem Kopfschmucke Gefallen, und die Kunst wie der Mythos legen ihr diesen bei [6]). Auf einem vierseitigen Altare erscheint Zeus als Götterkönig auf dem Throne mit dem Diadem, und die Götter huldigen ihm. Hält doch auch die goldene Nike auf der Rechten des Zeus in Olympia von Phidias eine Binde, ταινίαν, eine Siegerbinde, von Purpurwolle, mit welcher sie ihn als Vorsteher der olympischen Spiele ziert? [7]). Und wird doch sein Haupt immer mit der Binde umwunden, wo es der Kranz nicht ziert? [8]). An dem Diadem erkennt man Here, die Königin [9]). Praxiteles machte es an ihrem Musterbilde zur stehenden Form. Statt des Kranzes, στέφανος, den sie sonst trug, gab er ihr eine Binde, στεφάνη, wo nämlich ein Kopfband, ἄνημξ, über der Stirn steif emporstand, das man der Ähnlichkeit mit einer Schleuder wegen σφενδόνη nannte [10]). Es wurde in der Folge aus Gold gemacht und mit Schmelzwerk in Blumen, mit Perlen u. s. w. geschmückt, wobei man die Ähnlichkeit mit der pyramidalförmigen Erhöhung der tragischen Maske auf dem Scheitel nicht übersehen kann [11]). Auch andere Olympierinnen tragen ein Diadem. Demeter erscheint

1) Von *διαδέω*, ich binde um.

2) *Plin.* H. N. VII, 57. Idem (Liber Pater) diadema regium insigne et triumphum invenit. 3) Lib. IV. *πρὸς δὲ τὰς ἐκ τοῦ πλεονάζοντος οἴνου κεφαλαλγίας τοῖς πίνουσι γενομένας διαδεῖσθαι λέγουσιν αὐτὸν μίτρᾳ τὴν κεφαλήν.* 4) Creuzer Symb. Bd. 3. S. 471. 5) *Herodot.* VII, 62. 6) *Mus.* Capitol. IV, 8. *Millin* Gal. mythol. Taf. V. 7) *Festus* s. v. lemniscus. 8) Böttiger Kunstmythol. des Zeus. S. 61. 9) Hirt Bilderb. Taf. II. Nr. 5—8. 10) Visconti zum *Pio-Clement.* T. V. p. 7. Böttiger Vasengemälde 1, 2. S. 87. Dessen Sabina. Bd. 1. S. 210. Taf. V. 1. 11) Böttiger Kunstmythol. der Juno. S. 150.

mit einem und einem Ährenkranze [12]), Venus Urania und andere.

Durch welche Abwechselungen und Verzierungen das Diadem von seiner ersten Erscheinung an bis auf unsere Zeiten gegangen, welche Namen es erhalten, läßt sich ebenso wenig angeben, als der Unterschied, der zwischen Diadem, Mitra, Krone und Nimbus Statt findet, und sich die Nachrichten vereinigen lassen, die über seinen Gebrauch vorhanden sind.

In der historischen Zeit trägt es zunächst der Perserkönig als Würdezeichen über seiner Tiara, dem es auch zu tragen nur allein erlaubt war [13]). Diese zugespitzte Kopfbedeckung, κύαμος ἐπικεφάλαιος, oder Hut, nannten die Perser Kidaris, Kytaris, Kyrbasia [14]), und nicht, wie Curtius [15]), die blauweiße den Hut umringende Binde. Wie Darius ein weißes, so trug Alexander der Große ein purpurweißes Diadem [16]) und führte in Makedonien die persische Königstracht ein [17]). Tigranes trug sogar ein mit Perlen reich besetztes Diadem [18]). Diesen Nachrichten zufolge kann Alexander diesen königlichen Schmuck in Persien nicht eingeführt haben [19]), sondern er trug ihn aus Persien nach Makedonien und machte ihn da einheimisch [20]). Ohne ihn sah man den König nie, oft aber mit einem zwiefachen [21]). Auch die Königin der Perser [22]) und hohe Statsbeamte, die der König auszeichnen wollte [23]), durften es tragen. Es war ein breites Band, welches über den Turban um Stirn und Schläfe gebunden wurde, und ist, wie es scheint, aus der um das Haar gebundenen Schnur entstanden, deren sich die Perser noch jetzt bedienen [24]). Die Könige Israels zierten ihr Haupt mit goldenen Diademen, und nicht mit Kronen, wie Luther übersetzt [25]). Vorzüglich zeichnete eine goldene, an den Turban geheftete Platte mit den eingegrabenen Worten: נֵזֶר הַקֹּדֶשׁ, dem Jehovah heilig, ein Diadem, den Hohenpriester vor den übrigen Priestern aus [26]). Die goldene Platte war nach den Rabbinen zwei Finger breit, nach Josephus [27]) so hoch als die dreifache Krone, die er trug [28]). Wahrscheinlich empfingen die israelitischen Könige diesen Schmuck aus Ägypten, wo die Könige ebenfalls Kronen, oft zwei nach der Zahl der Länder, die sie regirten, wie Ptolemäus, trugen [29]). Daher hieß auch da das Diadem βασίλειον [30]).

Einen goldenen oder silbernen Kopfschmuck verbanden die Hebräer mit dem Schleier, den sie um die Stirn befestigten. Er war drei Finger breit, mit Edelsteinen und Perlen eingefaßt, und an ihn schloß sich von beiden Seiten mittelst angefügter Ringe und Öhre eine um die Wangen und Schläfe gelegte Perlen- oder Korallenschnur oder eine schön geflochtene Kette [31]). Zuweilen wurden auch nur Perlenschnüre um die Schläfe befestigt, die tief ins Gesicht herabhingen [32]).

Spuren des Diadems unter den Griechen finden sich an den Athletenfiguren, die man διαδούμενοι nannte [33]). Auch neben den Siegerkränzen von Öl- und Lorbeerzweigen flatterten und ringelten sich Bänder auf beide Schultern herab. Diese hießen coronae lemniscatae [34]).

Wegen minder genauer Unterscheidung der Krone und des Diadems sind die Nachrichten vom letztern unter den Römern nicht deutlich. Wenn Servius [35]) sagt: Non diadema italarum (al. ut aliarum) gentium reges habebant, Winckelmann [36]) ihm beistimmt, so schreiben Andere den Königen Roms Kronen und Diademe, Purpurmäntel, weiße Stirnbinden, goldene Kronen zu, wie den spätern Kaisern [37]). Von den Tuskern entlehnte der König Ancus Martius die königlichen Ehrenzeichen [38]), also auch das Diadem. Und wirklich finden sich in den vorhandenen römischen Denkmälern, besonders unter denjenigen, welche die Kaiser sich selbst, oder das Volk ihnen aus niedriger Schmeichelei setzen ließen, Diademe, wie an den Statuen der Apotheosirten. Man pflegte sie aber an den letztern nicht Diademe, sondern nach Isidor Nimbus zu nennen [39]). Dieser bestand in einer goldenen Stirnplatte mit einem Kettchen, um sie hinten um den Kopf herum zu befestigen [40]). Servius [41]) erklärt den Nimbus für ein göttlich strahlendes Licht, womit die Häupter der Götter und Imperatoren, wie mit einem hellleuchtenden Nebel, umflossen wären. So erscheint z. B. an dem Bogen des Constantius Trajan in mehren Reliefs mit dem Nimbus, durch den Halbzirkel über der Stirn angedeutet, wie an dem Kopfe der barberinischen Juno [42]) und in einem berühmten Monumente in Spanien, Claudius Büste vom Adler getragen — apotheosirt — noch außer der Krone mit dem den Nimbus bezeichnenden Reife verherrlicht [43]). Welcher Kaiser oder König zuerst das Diadem als Zeichen

12) Winckelmann Werke. Dresden. Theil 4. S. 119. 342. 13) *Xenoph.* Anab. II, 5, 3. *Schol. Aristoph.* Aves. 487. *Joseph.* Arch. XX, 3, 2. *Hesych.* s. v. τιάρα. 14) *Pollux* VII. 58. 15) III, 3, 19. 16) *Curtius* VI, 6, 4. 17) *Justin* hist. Philipp. XII, 3. 18) *Beger* Thes. Brandenb. T. II. p. 546. 19) *Spanheim* de usu et praest. num. T. I. p. 545. widerspricht. 20) *Herodian.* I, 3. 21) *Herodian.* VI, 2. Esther 6, 8. 22) Esther 1, 11. 2, 17. כֶּתֶר Krone, Diadem, Tulband, daher κίδαρις, κίταρις. Gesenius Wörterb. Bd. 1. S. 495. 23) Esther 8, 15. 24) *Brisson.* de reg Pers. princ. p. 38. ed. Ald. 25) Jahn bibl. Archäol. Bd. 2. Kupfertaf. 8. Nr. 4 u. 6. נֵזֶר nicht Krone, sondern Diadem. Gesenius Wörterb. II. S. 701. 2 Sam. 1, 10. 1 Chron. 11, 12. Psalm 89, 40. oder עֲטֶרֶת Diadem, 2 Sam. 12, 30. 1 Chron. 10, 2. Sachar. 11, 6. 26) 2 Sam. 28, 36—38. 39, 6. 39, 30. 31. 3 Mos. 8, 9. 27) Archäol. VII, 6. 28) Sein Bild vor Bellermanns Urim und Thummim. Berlin 1824.

29) 1 Makk. 11, 13. 30) Inschrift von Rosette bei Drumann S. 242. 31) Hohesl. 1, 10. 32) Hartmann Hebräerin. Thl. 2. S. 257. 33) Heyne antiquar. Aufsätze. Bd. 2. S. 257. 34) Salmasius zu *Sueton.* Nero c. 25. *Hesych.* s. v. λημνίσκος. Wesseling zu *Diod.* Sic. XVII, 101. p. 238. 35) Zu Aen. XII, 334. 36) Werke. Dresden. Thl. 3. S. 77. 37) Voß zu Virgils Landbau. Thl. 3. S. 442. 38) *Flor.* Epit. I, 5. 39) Böttiger Sabina Thl. 1. S. 150. 40) Eine solche findet sich bei Böttiger im a. B. S. 110. Taf. 5. abgebildet, und von Oberlin in Lettre a Monsieur le Comte de Skawronsky sur un bijou dont ce Seigneur a fait acquisition à Rom. Straßburg 1779. 8. erläutert. 41) Zu Aen. II, 616. 42) *Pio-Clement.* T. I. Tab. II. u. Böttiger Sabina. Thl. 1. S. 110. 43) *Bartoli* Admiranda. Taf. 27. 28.

Digitized by Google

seiner hohen Würde getragen, scheinen die Alten selbst nicht zu wissen; bald soll es Aurelianus [44]), bald Diocletianus, bald Constantinus und Caligula zuerst getragen haben. Unter den Konsuln scheint es den Römern verhaßt gewesen zu seyn. Dem Cicero mißfällt es, daß Pompejus weiße Kniegürtel, cretatae fasciae in cruribus, trägt, quod potentiae parum civilis cupiditatem significare videbantur. Später spricht das Volk denselben Unwillen gegen Julius Cäsar aus. Ein Unbekannter hatte die dem Cäsar errichtete Bildsäule mit der königlichen Binde geschmückt. Die Konsuln leiteten gegen denselben eine Untersuchung ein, bei welcher die Ehre des Dictators mehr hervorgehoben wurde. Er zog feierlich in Rom ein, und einige Schreier begrüßten ihn als König. Das Volk schwieg und drang dem Cäsar durch sein Murren die Versicherung ab: Nicht König, sondern Cäsar wolle er genannt seyn. Am Feste der Lupercalien nahm Cäsar auch in triumphalischer Kleidung Theil, und der Konsul M. Antonius trat unerwartet vor die Tribune und bot ihm das mit einem Lorbeerkranze umwundene Diadem. Kein Jubel. Seufzer und leise Mißbilligung bewegten das Volk, und seine Hand stieß, scheinbar mit Unwillen, die Krone zurück. Der Konsul wiederholte seine Bitte im Namen des Volkes, aber ein Blick auf das Volk lehrte Cäsar, was er zu thun habe. Er wies das Diadem zurück und sandte es nach dem Capitol, wo Jupiter, Roms einziger Beherrscher, thronte [45]).

Unter den Kaisern wurde es das gewöhnliche Zeichen ihrer Würde. Seine Form erläutert Casaubonus [46]) und H. Spanheim [47]). Größeres Glück machte dieser Kopfschmuck bei den Römerinnen. In den alten, prunklosen Zeiten bestand die Haartracht in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die von der Mitte der Stirn an, wo sie gewöhnlich gescheitelt wurden, in einer Art von Wulst herumliefen. Dazu bediente man sich eines schmalen Bandes, taenia, fascia. Auf dieser Wulst ruheten die Kränze, mit welchen römische Damen zu Opfern und Festlichkeiten sich zierten, am besten. Verheirathete Römerinnen ahmten gern die Tracht der Vestalinnen nach, und da diese einen offenen Schleier trugen, der vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über die Haare bis auf die Schultern herabfiel, so wurde dieses der gewöhnliche Kopfputz, wobei jedoch die über der Stirn hervorragenden Haare gelockt seyn konnten [48]). Dazu entlehnte oder erfand man eine Art von Halbzirkel oder Bandeau, das man vorn über der Stirn über die Haare setzte und diese so künstlich darüber wegschlug, daß nur die vorragende Spitze dieses Halbzirkels in der Mitte aus den Haaren ragte und das Diadem bildete, das uns an den Köpfen der Göttinnen und vornehmen Römerinnen so oft und so wundersam erscheint, da man von dem ganzen breiten Halbzirkel, der nur selten ganz blos zum Vorschein kommt, nichts als ein zierliches kleines Dreieck erblickt. Die vordersten Haare der Stirn fielen in kleinen Löckchen herab [49]), und über denselben erhob sich das Diadem. Dieses war in der Regel eine Metallplatte von gediegenem Golde, oft war das Band selbst mit plattirtem Golde belegt und mit Perlen geschmückt. Es unterschied sich von der ursprünglichen Form des Diadems dadurch, daß es sich vorn über der Stirn zu einem breiten Bandeau in der Form eines Segments von einem Zirkel erhob. Dieser Haarputz hatte etwas sehr Feierliches und Ernstes und wurde nur bei ernsten Feierlichkeiten getragen.

Die Diademe regirender Fürsten, reicher Damen in den Bildern, auf Münzen und in der Wirklichkeit, leiten ihren Ursprung aus der Römerzeit [50]). (*Schinke.*)

DIADEMA, *Gray* (Zoophyta). Eine aus Cidarites (s. d.) gesonderte Gattung Seeigel, diejenigen Arten umfassend, welche kreisrund und platt sind; die Füßchenfelder sind weniger schmal als an den andern, ihre Ränder gerade. Die Stacheln sind meist röhrig. Es gehören hieher Echinus Diadema *Linné*, E. calamarius *Pallas*, Cidarites metularia *Lamarck*.

(*D. Thon.*)

DIADEMA, *Ranzani* (Mollusca). Eine aus Coronula *Lamarck* gesonderte Untergattung der Entenmuscheln (Balanus), welche die höhern, fast sechseckigen Arten umfaßt, deren Felder (Klappen) fast gleich groß, die versenkten aber breiter als die vorstehenden; die obere Öffnung sehr groß, sechseckig, die untere viel kleiner, von gleicher Gestalt und mit einer Höhlung an der Basis correspondirend, welche rund ist und strahlige Blätter hat, die zwei kleinen Deckelklappen sind in die Deckelhaut fast versteckt. — Typus der Gattung ist Lepas Diadema. Chemnitz Conchylienkabinet. VIII. t. 99. f. 843. 844. (*D. Thon.*)

DIADES, berühmter Mechaniker zur Zeit Alexanders, Schüler des Polyidos. Von seinen Schriften über Mechanik hat sich nichts erhalten. Vitruvius beschrieb nach denselben die Belagerungsmaschinen und führt als dessen eigne Erfindungen an die beweglichen Thürme, den Mauerbohrer, die Steigmaschine, den Mauerbrecher (demolitor), den Raben oder Kranich, den Sturmbock auf Rädern und eine Schiffmaschine zum Entern. (*Vitruv.* de Archit. X, 19. Athenaeus.) (*H.*)

Diadikasia s. Leiturgia.

DIADOCIDIA. Unter diesem Namen beschreibt Ruthe bei Gelegenheit seiner Monographie der Gattung Dolichopus ein zweiflügeliges Insekt, das jedoch, wegen des einzig vorhandenen unvollständigen Exemplars, wie es scheint, nicht genau im System untergebracht werden konnte, indem er über die Einordnung desselben keine Angabe macht. Die Fühler sind 14gliedrig, (scheinen aber an der Spitze verstümmelt, also vielleicht 16gliedrig). Das erste Glied kurz und dick, das zweite walzenförmig, von allen das längste, beide gelb, die übrigen von gleicher Länge, die äußern dünner, alle dun-

44) *Aurel. Vict.* Epit. XXXV, 5. 45) *Sueton.* Jul. Caes. c. 71. 46) Zu *Sueton* Caes. c. 79. 47) De usu et praestant. num. p. 385 seq. 48) Vitta matronalis.

49) *Auson.* Mosell. 236. Aut frontis ad oram Vibratos coeptat digitis extendere crines. 50) Hauptschrift: Paschalius de coronis et diad. etc.

Digitized by Google

kelbraun. Der ganze Kopf schwarzbraun (vorn zufällig eingedrückt, daher die Form der Augen nicht zu erkennen, Punktaugen scheinen 2 vorhanden zu seyn). Der ganze Mittelleib bräunlichgelb. Beine gelblich mit braunen Füßen, die Schienbeine an der Spitze mit 2 mittelmäßigen Sporen ohne alle Seitendornen. Flügel breit, rings fein gewimpert, auf den Flächen mit kurzen Haaren bedeckt, von eigenthümlichem Aderbau: am Vorderrande 3 Längsnerven, wovon die ersten beiden fein sind und zwar der erste am Ende des ersten Drittheils, der zweite etwas über die Mitte in den Randnerven mündet. Der dritte stärkere, mit den Randnerven parallel gehend, endigt unter der äußersten Flügelspitze. Außerdem laufen vom Grunde noch 2 kurze Längsnerven nach dem Hinterrande, steigen aber über das erste Drittheil desselben nicht hinaus; der erste derselben (also der dritte) ist Anfangs gerade, liegt schräg und biegt sich dann nach dem Rande, der zweite (fünfte) ist ganz gerade und sehr fein. Etwas über der Mündung des ersten Längsnerven geht von dem dritten nach dem vierten Nerven ein nach vorn etwas gebogener Quernerv; dieser trägt zwei gerade Längsnerven, wovon der vordere sich gabelig theilt, die Gabel von der Länge des Stiels und der hintere nach dem Hinterrande läuft, etwa am Ende des zweiten Drittheils. Näheres ist über dieses Insekt nicht bekannt. (*D. Thon.*)

DIADUMENIANUS. Marcus Opilius, der Sohn des Opilius Macrinus und der Nonia Celsa, hatte den Beinamen Diadumenus, wahrscheinlich von seinem mütterlichen Großvater. Sein Vater, Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache unter Antoninus Caracalla, wurde nach dessen Ermordung zum Kaiser ausgerufen, und da die Soldaten, gegen welche Caracalla sehr freigebig gewesen, den Verlust desselben betrauerten, so gab Macrinus seinem zehnjährigen Sohne, der zum Cäsar und späterhin zum Augustus ernannt wurde, den Beinamen Antoninus und verwandelte den Namen Diadumenus in Diadumenianus, gleichsam als ob er von der Familie der Antonine adoptirt wäre. (S. die Nachrichten über die Münzen unter seinem Namen b. Rasche.) Das Glück blieb aber dem Vater und Sohne nicht lange treu. Ein neuer bürgerlicher Krieg wurde durch Julia Mäsa erregt und Macrinus vierzehn Monate nach seiner Erhebung in einer Schlacht (den 8. Juni 218 n. Chr.) besiegt, sein Sohn gefangen, und beide zu Chalcedon in Bithynien ermordet. (*Dio Cass.* 78, 30—41. *Herod.* V. — *Lamprid.* — *Aurel. Vict.*) (*H.*)

DIADUMENOS, der sich selbst die Siegerbinde um Stirn und Schläfe windende Jüngling, *διαδούμενος τὴν κεφαλὴν τῇ ταινίᾳ*, ein von den größten Kunstmeistern des Alterthums hochgefeiertes Meisterwerk des Polykletos aus Sikyon [1]). Polykletos, der als Künstler hier nicht gewürdigt werden kann, leistete vorzüglich Großes in Jünglingsstatuen und stellte außer den dreien, die wir hier ins Auge fassen, mehre andere in Bronce auf. Von ihnen sagt Plinius [2]): Polycletus Sicyonius, Ageladae discipulus, Diadumenum fecit molliter juvenem, — einen weichlich zarten in der Jünglingsblüthe — centum talentis nobilitatum: idem et Doryphorum viriliter puerum — einen männlich martialischen Knaben — et quem canonem artifices vocant, lineamenta artis ex eo petentes, velut a lege quadam etc. [3]). Noch ist es von den Archäologen unentschieden, ob der Künstler drei Statuen goß, oder nur eine, welcher die erwähnten drei verschiedenen Namen zukommen. Daß der Doryphoros mit dem Kanon eine und dieselbe sei, erklären Winckelmann [4]), Meyer [5]), Hirt [6]) und Sillig [7]), welcher letztere durch äußere [8]) und innere [9]) Gründe die Identität beider zu erweisen versucht. Dagegen meinen die Herausgeber der Winckelmannschen Werke [10]), daß beide auch verschiedene Werke seyn könnten, wie Plinius Worte es gestatten. Er verfertigte auch (et) einen Doryphoros, welchen die Künstler den Kanon nennen; das Gegenbild dieses Doryphoros war der Diadumenos, das herrlichste Ephebens und Jünglingsideal in angenehmer Stellung, und sollte wahrscheinlich, wie die Here zum Zeus des Phidias zu Olympia, zu dem von Phidias am Throne des Zeus gebildeten Knaben Pantarkes, welcher Ol. 85. zu Olympia siegte und sich die Siegerbinde umband, ein Seitenstück seyn [11]). Die Erziehung der griechischen Jugend durch die Gymnastik und die dadurch den Künstlern erwachsene Gelegenheit, die zierlichsten Ephebengestalten in den malerischsten Stellungen nackend zu sehen, gab auch dem Polykletos die Bilder zu seinen Schöpfungen. Vom Ringplatz folgten dem Künstler die herrlichsten Gestalten in die Werkstatt und boten in der gewählten Stellung die Fülle ihrer Glieder dem feinsinnigen Meister zur bequemen, sorgfältigen Nachbildung. Nicht Bildnißähnlichkeit, sondern Erfassung der Schönheit des natürlichen Charakters war sein Zweck, und so entstanden Werke, welche die Mitte hielten zwischen Bildnissen und frei aus der Idee erzeugten Schöpfungen, und worin die Schönheit der Gestalt allerdings die der Natur zu übertreffen schien, da der Meister jeden Charakter von seiner

1) Von seiner Blüthezeit sprechen Thiersch Kunstepochen. II. S. 41. und Note 137 — 140. S. 62 — 64. und Note 1. zu III. S. 81. zum Theil dagegen *Sillig* Catal. p. 361. Böttiger Andeutungen S. 111. 2) Hist. nat. XXXIV. 19. s. 2. 3) Die zwischen Plinius Worte eingeschobene teutsche Uebersetzung ist von Böttiger. Andeut. S. 114., welcher bemerkt, daß Jaucourt in der Rev. Encyclop. T. XXIII. p. 824. Doryphoros zu einem Trabanten des Perserkönigs stempelt. Ebenso lächerlich macht Grosse, der teutsche Übersetzer des Plinius, den Diadumenos zu einem Petit-Maitre oder einem jungen Manne in einem Frauenzimmeraufsatz, und den Doryphoros zu einem Knaben oder einem Kinde mit einem Spieße. S. Th. 10. S. 186. 4) Werke. Th. 6. S. 48. 5) Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen. I. 66 fg. II. 61 fg. 6) Über den Kanon des Polyklet. S. 23. 7) *Böttiger* Amalthea. Bd III. p. 297. Catal. p. 864. 8) Die Codd. Reg. I. Dufresne I., auch Reg. II. Colbert lesen die Stelle ohne Interpunktion, d. h. ohne Komma nach puerum. 9) Cic. Brut. 86. §. 296. Polycleti Doryphorum sibi Lysippus magistrum fuisse ajebat; ex Orat. 2. §. 5. nec simulacro Jovis Olympii aut Doryphori statua deterriti etc. Lucian. de saltat. 75. p. 808. T. II. edit Wetsten. Galen *περὶ ἀνάμνησεως* II. p. 606. T. IV. edit. Kühn. *περὶ κρασέων*. I, 9. T. I. p. 566. 10) Werke Th. 6. 2. Abtheil. S. 77. 11) Über Pantarkes. Böttiger Vasengemälde. I, 3. S. 70. Völkel Tempel zu Olympia. S. 153 ff.

Digitized by Google

schönsten Seite ergriff. Auf diese Weise schuf auch Polykletos den weichlich zarten Jüngling, dessen Werth man zu 100 Talenten anschlug. Das Urtheil Quinctilians [12]), daß er die göttliche Würde nicht zu erreichen gewußt habe, da hingegen Phidias in der Bildung der Götter glücklicher gewesen als der Menschen, bestätigt er hinreichend.

Eigenthümlichkeiten werden an allen seinen Werken und so auch an seinem Diadumenos wahrgenommen, von denen noch einige Worte beigefügt werden. Plinius [13]) deutet sie mit folgenden Worten an: ut uno crure insisterent signa, quadrata tamen ea esse et paene ad unum exemplum [14]). Hatte diese auch das gerühmte Meisterwerk? Er ließ seine Bilder auf einen Fuß ganz auftreten und gab ihnen mehr lebendige Regsamkeit. Nicht zu berechnende Vortheile entsprangen aus dieser genialen Neuerung. Seine signa waren quadrata, nicht viereckig, vierkantig, sondern in gediegener, zierlicher Mittelstatur [15]). Sie sollen alle ad unum exemplum, nach einem Leisten gearbeitet, geformt gewesen seyn. Von einem Künstler, welcher nach Phidias noch großen Ruhm erntet, läßt sich dies nicht denken und sagt nur, daß er seine Figuren zu häufig nach einerlei Statur und Charakter (der Jugend) gebildet. — Das Entzücken an der Schönheit hat sich in Polykletos gleichsam auf die äußerste Höhe des Verstandes gewagt, da es in der ganzen vorhergehenden Kunst der Griechen überall tief im Gemüthe wohnte und sich nur unbewußt in allen ihren Schöpfungen aussprach [16]).

Ein so berühmtes Werk des Alterthums ist gewiß häufig nachgebildet worden, und Bruchstücke alter Denkmale sind wol noch vorhanden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts soll eine Statue des Diadumenos zu Florenz sich befunden haben [17]). Es war eine unbekleidete Figur, etwas unter Lebensgröße, die sich ein Band um die Stirne bindet. Mehre andere wollte Winckelmann in Rom gefunden haben. Die erwähnte soll jetzt in Neapel seyn [18]) und abgebildet in einem alten Werke: Insigniorum statuarum urbis Romae icones. Nr. 74., eine ähnliche in: Antiquarum statuarum urb. Rom., von Joh. Baptista de Cavallerils unter Nr. 97., welche auf Taf. 11. Lit. A. zum 6ten Bande von Winckelmanns Werken wiedergegeben ist. (*Schincke.*)

DIAERESIS (von διαιρέω, auseinandernehmen, trennen), bedeutet Trennung im Allgemeinen; in der Chirurgie jedoch diejenigen Operationen insbesondere, welche mit einer Trennung des organischen Zusammenhanges verbunden sind. Hiedurch nämlich wird sie von der Exaeresis (der Herausnahme), d. i. der Trennung mit gleichzeitiger Entfernung untauglich oder schädlich gewordener Theile unterschieden. Beide werden einer alten Eintheilung zufolge 1) der Synthesis gegenüber gestellt (der Zusammenfügung, der Verbindung), d. h. denjenigen mechanischen Eingriffen, durch welche getrennte Theile verbunden werden, und 2) der Prosthesis (dem Hinzufügen, dem Zusatz), d. i. denjenigen Operationen, durch welche verloren gegangene Theile mechanisch ersetzt werden. Indeß hat man diese Eintheilung gegenwärtig ganz verlassen, einmal, weil die meisten Operationen mehre dieser Zwecke zugleich beabsichtigen, z. B. beim Einschnitt des Blasenhalses zur Entfernung von Steinen, beim Kaiserschnitt zur Herausnahme des Fötus, bei der Rhinoplastik, wo ein Stück Haut aus der Stirn oder dem Arme zum großen Theil herausgeschnitten, der Nasenrand verwundet und der Hautlappen angeheftet wird u. s. w., und zweitens, weil es andere chirurgische Operationen gibt, die unter keine dieser Abtheilungen gehören, z. B. die Applikation unblutiger Schröpfköpfe; die Unterbindung der Arterien nach Amputationen oder Verwundungen, die Applikation des Katheters, der Tourniquets u. s. w.

Die Diäresis, einfache Trennung, wird entweder vorgenommen, um anomal mit einander verbundene Theile zu trennen, z. B. zusammengewachsene Finger nach Verbrennungen, zu weit angewachsene Zungenbändchen; oder um hiedurch zugleich einen verschlossenen Eingang in die Höhlen des Körpers zu öffnen, z. B. bei der Durchbohrung des Tympanum, bei der Operation der atresia oris, auris, ani, vaginae, orificii uteri; oder um angesammelten Massen Wasser, Schleim, Blut, Eiter u. a. m. einen Ausweg zu verschaffen, besonders bei Abscessen. Hier unterscheidet man die künstliche Eröffnung von der durch die Natur bewirkten Selbsteröffnung (Diaeresis artificialis und spontanea). Ferner wird die Diäresis verrichtet, um zu tief gelegenen Theilen zu gelangen, um absichtlich die äußern Theile zu reizen und dadurch von innen abzuleiten, z. B. beim Schröpfen, bei der Applikation von stärkern Hautreizen, zur Entziehung von Säften u. s. w.

Zu ihrer Ausführung hat man vier Methoden. 1) Den Schnitt (τομή). Er ist die am allgemeinsten anwendbare Trennungsmethode und kann bald eine einfache, bald eine vielfache Trennung verursachen. 2) Den Stich (παρακέντησις), z. B. bei der Acupunktur, bei der Punktion des Unterleibes, der Scheidenhaut des Hodens u. a. 3) Die Kauterisation (καῦσις), sowol mittelst der Ätzmittel (Cauteria potentialia), als mit Hilfe der Brennmittel (Cauteria actualia). 4) Die Zerreißung (διάσπασις), wohin man z. B. das Aufsprengen der Abscesse durch Ventosen nach Hardmann rechnen kann. 5) Die Zerbrechung, d. i. Trennung der harten Theile, der Knochen, — ein Verfahren (nach Bosch und Osterlen), welches besonders bei schief geheilten Knochenbrüchen in Anwendung gebracht wird, um die aufs neue zerbrochenen Knochenenden nachgehends desto besser zu vereinigen (Dysmorphosteopalinclasis). S. die Artikel Ätzung, Brennung, Cauterisatio, Paracentesis, Stich, Schnitt.).

Außerdem wird in der Lehre von den Blutflüssen seit Demetrius von Apamea (276 a.

12) XII, 10. 13) *Plin.* H. N. XXXIV, 19. s. 2. 14) *Sillig* Catal. p. 367. liest: Proprium ejus est, ut uno crure insisterent signa excogitasse, ait Varro, et paene ad unum exemplum. 15) So wird quadratus, wie das gleichbedeutende τετράγωνος gebraucht. S. Böttiger Andeut. S. 120. und Lanzi Sculptur von Lange. S. 43. 16) Schorn Studien d. gr. Künstler. S. 301. 17) Winckelmanns Werke. 6ten Theiles 1ste Abtheil. S. 48. 18) Visconti Pio-Clement. T. VII. p. 90.

Digitized by Google

Ch. n.), einem Schüler des Herophilus *) die Diäresis der Diapedesis, d. i. der Durchschwitzung und der Anastomosis, d. i. der Erweiterung der letzten Gefäßendigungen, entgegengesetzt, als diejenige Ursache der Blutungen, welche durch Trennung der Gefäßwandungen dieselben veranlaßt. Diese kann alsdann entweder durch äußerlich trennende und verletzende Werkzeuge herbeigeführt seyn (Diäresis im engern Sinne), oder durch eine Zerreißung aus innern Ursachen, Berstung (rhexis) entstehen, oder auch durch Anfressung (diabrosis, corrosio) mittelst scharfer, die Gefäßwandungen zerstörender Flüssigkeiten (z. B. beim Krebs) bedingt seyn. S. Anastomosis, Angiorrhoea, Blutfluss, Diabrosis, Diapedesis, Haemorrhagia, Rhexis.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAETETAE (*διαιτηταί*). Bei den Diäteten [1]) oder Schiedsrichtern zu Athen muß sorgfältig eine doppelte Klasse unterschieden werden, selbst wenn es sich auch ergeben sollte, daß die attischen Redner hie und da beide Klassen nicht sorgfältig genug unterschieden haben [2]), indem zur richtigen Auffassung und Würdigung dieses attischen Instituts eine solche Unterscheidung unerläßlich ist. Wir unterscheiden demnach: 1) öffentliche Diäteten, alljährlich durch das Loos aus der Bürgerschaft erwählt (*διαιτηταὶ κληρωτοί*), eine Klasse von Statsbeamten und öffentlichen Behörden; 2) freigewählte, compromissarische Diäteten, Schiedsrichter, zur Ausgleichung von Streitigkeiten von den beiden Parteien erwählt, ohne öffentliche Autorität, *διαιτηταὶ αἱρετοί, διαλλακταί*.

1) Über die Zahl der öffentlichen Diäteten findet sich eine Angabe bei Ulpian [3]), wonach aus jeder der zehn attischen Phylen vier und vierzig (also in Summe vierhundert und vierzig) Diäteten hervorgegangen. Da diese Zahl zu groß, ja unglaublich erschien, so nahm man entweder willkürlich eine andere Zahl an (z. B. zweihundert und zwanzig), oder man suchte, um eine geringere und wahrscheinlichere Zahl heraus zu bekommen, durch Veränderung oder Umstellung der Worte Ulpians sich zu helfen und brachte denn so bald die Zahl vier und vierzig, bald vierzig heraus. Da aber alle diese Veränderungen auf willkürlichen Annahmen beruhen, so ist wenigstens noch kein genügender Grund vorhanden, von der durch Ulpian überlieferten Zahl abzugehen, zumal da auch die andern attischen Gerichtshöfe sehr zahlreich besetzt waren, weil solches im Interesse der attischen Demokratie lag, alle Ämter und Gewalten auf recht viele Personen zu übertragen, dem Einzelnen aber so wenig als möglich anzuvertrauen, was hier auch schon insofern in Betracht kommt, als ja den Einzelnen durch das Loos die einzelnen Prozesse überwiesen wurden [4]), auch ohnehin vor den Diäteten die meisten Civilprozesse in erster Instanz entschieden wurden, was immerhin schon ein zahlreiches Personale erfoderte, zumal wenn man die Streits und Prozeßsucht der Athenienser denkt. Die Dauer der Amtsführung der Diäteten erstreckte sich, wenn auch schon ausdrücklich darüber nichts bemerkt wurde, zwei Jahre doch nur auf ein Jahr [5]), wie dies auch bei den andern attischen Magistraten der Fall war; eine längere Dauer war mit dem Wesen der attischen Demokratie und der ganzen Einrichtung des attischen Statswesens unvereinbar. Daß sie, gleich den andern Magistraten bei Antrit ihres Amtes einen feierlichen Amtseid abgelegt [6]), läßt sich ebenfalls mit gleicher Sicherheit annehmen. Sie mußten übrigens ein Alter von funfzig, nach einer andern Angabe gar von sechzig Jahren [7]) erreicht und keine Ehrenstrafe erlitten haben, sondern unbescholten seyn. Zur Besorgung der Gerichtspflege kamen sie wahrscheinlich an gewissen bestimmten Plätzen zusammen, wie sich solches durch die Gewohnheit gebildet hatte. Einige Stellen der Alten lassen uns hierüber kaum Zweifel übrig [8]). Als Lohn für ihre Bemühungen erhielten sie von dem Kläger eine Drachme (nicht völlig sechs gute Groschen) Legegeld, *παράστασις* genannt, und dann bei Ablegung des Eides eine weitere Drachme von dem Kläger wie von dem Beklagten; aber sie waren dafür auch gleich den andern attischen Magistraten verantwortlich und konnten für ihre Amtsführung durch eine förmliche Klage (*εἰσαγγελία*) belangt werden, weshalb sie im Monat Thargelion zusammenkommen und sich bereit stellen mußten, falls Jemand sich über ihre Amtsführung beschweren und eine Klage gegen sie vorbringen wollte [10]). War die Beschwerde gegründet, so traf den schuldigen Diäteten die Strafe der Atimie, d. h. der Ehrlosigkeit, die aber freilich von der Ehrlosigkeit nach unsern Begriffen wohl zu unterscheiden ist, da sie mehr einen öffentlichen Charakter hatte und den Verurtheilten von aller Theilnahme an der Statsgemeinschaft ausschloß.

Was nun die Wirksamkeit und Competenz dieser richterlichen Behörde betrifft, so verdient die Angabe des Pollux [11]) Aufmerksamkeit, daß vordem (*πάλαι*, also vor der eigentlichen Blüthezeit des attischen Rechts) keine Klage vor Gericht angenommen wurde, ehe sie nicht bei den Diäteten angebracht war. Späterhin mochte es wol meist vom Kläger abhängen, ob er seine Sache erst vor den Diäteten oder vor den Gerichten

---

*) S. *Caelius Aurelian.* chronic. libr. II. c. 10. C. Sprengel Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 3. Aufl. Halle. Th. I. 1821. S. 556.

1) Hauptschrift über diesen Gegenstand ist: Über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter, Diäteten, in Athen und den Prozeß vor denselben. Von M. H. Hudtwalcker. Jena 1812. 8. 2) S. Hudtwalcker in der ersten Note und daselbst die Anführungen. 3) In Demosth. Orat. Mid. p. 542, 15.: *ἦσαν δὲ τέσσαρες καὶ τεσσαράκοντα καθ' ἑκάστην φυλήν*, wo Heraldus verbesserte: *τεσσαράκοντα, τέσσαρες καθ' ἑκάστην φυλήν*, welcher Verbesserung unter andern auch Wachsmuth beitritt. Alterthumsk. II, 1. S. 317. folgt. S dagegen Hudtwalcker. S. 3. 4. und K. F. Hermann griech. Statsalterthümer. §. 145. Note 14. 4) Vergl. *Pollux* VIII, 126.: *ἐκλῆροῦντο αὐτοῖς αἱ δίαιται.* Vergl. Hermann a. a. O. Note 13. 16. 5) S. Hudtwalcker S. 6 ff. 6) S. Hudtwalcker S. 8 ff. 7) S. die Nachweisungen bei Hermann. §. 145. Note 15. 8) S. Hudtwalcker S. 11 ff. 9) S die Erörterungen und Nachweis. bei Hudtwalcker S. 14 ff. 10) S. Hudtwalcker S. 19 ff. 11) VIII, 126. nebst den Erörterungen von Hudtwalcker S. 33 ff.

Digitized by Google

vorbringen wollte. Alle peinlichen Sachen waren von der Competenz der Diäteten ausgeschlossen, die sich nur auf Civilklagen jeder Art und unbeschränkt erstreckte, über geringere wie höhere, und unter Bürgern und Fremden und Einsassen. Hier kommen insbesondere die Provocationen [12]) oder προκλήσεις vor, Aufforderungen der einen Partei durch die andere, Beweismittel, die zur Entscheidung des Rechtsstreites dienten und nicht schon bei der Hand waren oder klar vorlagen, herbeizuschaffen. Die Art und Weise [13]), wie der Kläger seine Klage vor dem Diäteten vorzubringen und der Weg, den er einzuschlagen hatte, war im Ganzen wol derselbe, wie bei dem übrigen gerichtlichen Verfahren, vielleicht mit weniger Beobachtung gewisser feierlicher Formen, die bei den übrigen Magistraten Statt fanden, nur das war zu beobachten, daß der Diätet stets von der Phyle des Beklagten seyn mußte. Nach Deponirung des Succumbenzgeldes, Edition der Klage und erfolgter Eidesleistung untersuchte der Diätet die streitige Sache, vernahm die beiden Parteien nebst den Zeugen, bis die Instruktion des Prozesses beendigt und das Ganze zum Spruch reif war. Dieser erfolgte an einem bestimmten Tage [ἡ κυρία] [14]), der durch gegenseitige Übereinkunft auch prorogirt werden konnte, an welchem auch eine nochmalige Verhandlung der Streitsache von beiden Parteien vor dem Diäteten, ehe er das Urtheil sprach, Statt fand. Wer auf diesen festgesetzten Tag nicht erschien, ward in contumaciam verurtheilt [15]). Der Beklagte, der den Prozeß verlor, hatte neben dem Verluste noch Strafgelder, in ähnlicher Weise, wie sie bei andern Gerichten vorkommen, zu tragen [16]). Jedoch konnte von dem Ausspruch eines solchen öffentlichen Diäteten an einen Gerichtshof appellirt werden, ja es konnte selbst der Diätet eine zweifelhafte oder bedenkliche Klage vor einen Gerichtshof verweisen [17]).

2) Die andere Klasse der Schiedsrichter [18]) hat keineswegs den Charakter einer Statsbehörde. Sie wurden in einzelnen Fällen durch freiwillige Übereinkunft beider Parteien (ἐπιτροπή, Compromiß) gewählt, um einen zwischen ihnen obwaltenden Streit vergleichsweise auf gütlichem Wege beizulegen, oder durch ihren schiedsrichterlichen Spruch, den sie bald unbeschränkt, bald unter besondern Bedingungen [ἐπὶ ῥητοῖς] [19]), über welche sich die streitenden Parteien vorher vereint hatten, thun konnten, zu beendigen. Konnten sie ihren Spruch ohne Beschränkung abgeben, so war von diesem schiedsrichterlichen Spruche nicht erlaubt abzugehen [20]), also keine neue Klage vor einem andern Gerichtshof, keine Appellation verstattet. Vor dem erfolgten Spruche konnten natürlich beide Parteien zurücktreten. Hingegen scheint es fast aus einigen Nachrichten, die bei attischen Rednern vorkommen, hervorzugehen [21]), daß über Gegenstände, worüber einmal eine Klage vor den Gerichten angebracht war, kein Vergleich mehr abgeschlossen werden durfte. Der Spruch eines Schiedsrichters hatte übrigens völlig die Kraft eines Urtheils und mußte sich daher auch nach den bestehenden Gesetzen richten, wenn auch gleich, was in der Natur der Sache liegt, der Schiedsrichter nicht an manche rechtliche Formalitäten gebunden war. Doch konnten die streitenden Parteien von ihm einen Eid verlangen, daß er nach Recht und Gewissen entscheiden wolle. (*Bachr.*)

Diäos s. Achäischer Krieg (I. 288 fg.).

DIÄTETIK *), allgemeine (Eudiotik), Lebensordnungslehre, Gesundheitspflege ꝛc., Materia s. Medicina diaetetica, wird gewöhnlich die Lehre von den günstig auf unsere Gesundheit wirkenden Einflüssen genannt (mit Ausschluß der Heilkörper und chirurgischen Heilungsanstalten). — Platon nennt sie Pädagogik des Körpers. — Sie zerfällt 1) in die Gesundheitserhaltungskunde, Hygiastik oder Hygieine (Diaetetica conservatoria s. syntereticа), wo nur der gesunde Mensch, als Gegenstand der Diätetik, angesprochen wird; 2) in die Kunst, Krankheiten desselben vorzubeugen (Prophylaxis morborum, Diaetetica praeservatoria) und 3) in die Kunst, Krankheiten durch sie zu heilen (Diaetotherapia, Diaetetica curatoria). — Prophylaxis und Diaetotherapia gehören der Pathologie und Therapeutik an.

Die Hygiastik begreift in sich: a) die Gesundheitspflege des Leibes, physische oder Körperhygiastik, und b) die Gesundheitspflege des Geistes ꝛc., physische, moralische oder Selenhygiastik.

Ihre Grenze von der eigentlichen Heilkunde läßt sich am schärfsten so ziehen: Physiologie macht die gemeinschaftliche Grundlage beider Doctrinen aus, und in ihren Richtungen laufen beide parallel, so daß der Gesundheitslehre die Krankheitslehre, der Diagnostik des gesunden Zustandes jene des kranken, der Lehre von den absoluten und gewöhnlichen Lebensbedürfnissen die Arzneimittellehre, der allgemeinen und besondern Behandlungslehre der Gesundheit die allgemeine und besondere Behandlungslehre der Krankheiten gegenüber steht.

Die physische oder Körper-Gesundheitslehre (die Lehre von der Leibespflege ꝛc.) theilt Heinroth originell (a. u. a. O. I. §. 65.) ein: 1) in die eigentliche Diätetik oder Genußlehre, welche von der Luft und ihrem Genusse, von den Speisen und Getränken und ihrem Genusse, von den Sinnesreizen und ihrem Genusse, von dem Schlafe und seinem Genusse; 2) in die Ergastik oder Thätigkeitslehre, welche von den verschiedenen Arten der

12) S. Hudtwalcker S. 41 ff. nebst Wachsmuth II, 1. S. 330. Note 54. 13) S. Hudtwalcker S. 64 ff. 14) S. Hudtwalcker S. 80 ff. 15) Vergl. Hudtwalcker S. 89. 16) Ebendas. S. 83. 87. 17) Vergl. *Demosth.* adv. Phorm. p. 913, 25. 18) Hudtwalcker S. 156 ff. Wachsmuth II, 1. S. 312. 19) Vergl. Hudtwalcker S. 168 ff. 20) S. *Demosthen.* in Mid. p. 545, 4 sq.; s. jedoch dazu Hudtwalckers Bemerkungen. S. 177 ff.

21) Vergl. Hudtwalcker S. 160 ff.

*) Das Wort Diätetik wird fehlerhaft gebraucht, wenn man darunter die Hygieine versteht, da doch die Diätetik oder Lehre von der Lebensordnung in Krankheiten eigentlich einen Zweig der Therapeutik bildet, und somit von der Hygieine gänzlich verschieden ist, wenn sie gleich viele ihrer Lehren aus der letztern schöpft.

Digitized by Google

Leibesbewegung für das jugendliche und reife Alter, von der Leibesbewegung für Starke und für Schwache; 3) in die Maßlehre oder Metrik, welche vom Luftwechsel, vom rechten Maße der Speisen und Getränke, der Sinnenreize, des Schlafes, der Leibesbewegung ꝛc. und vom richtigen Verhältnisse zwischen Genuß und Thätigkeit überhaupt handelt; endlich 4) in die Verwahrungslehre zerfällt, welche von den Verwahrungsmitteln gegen schädliche Einflüsse überhaupt, gegen die Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, gegen besondere Schädlichkeiten der Atmosphäre und der Umgebungen überhaupt, gegen Schädlichkeiten in den Speisen und Getränken, von der Vorsorge bei Leibesübungen, von der Sorge für die natürlichen Ausleerungen, von der Hautpflege, von Verwahrung gegen Krankheiten und schädliche psychische Einflüsse handelt.

Übrigens modifizirt sich die allgemeine Hygiastik verschiedentlich in den Gradationen der Gesundheit nach Alter (s. Greisendiätetik unter dem Artikel Alter), Geschlecht, Temperament, nach den Jahreszeiten, nach den mancherlei Standes-, Berufs- und Lebensverhältnissen, nach den verschiedenen Individualitäten ꝛc. des Menschen; wird somit zu einer besondern oder speziellen Hygiastik, die in einzelnen Artikeln der Enc. abgehandelt wird.

Die allgemeine Hygiastik, von der allein hier die Rede seyn kann, wird bald zu einseitig, bald wieder als eine höchst strenge, alle Lebensgenüsse verbietende Doctrin betrachtet, wiewol sie eigentlich nur Einfachheit, Ordnung und Mäßigkeit in denselben, nebst Berücksichtigung gewisser Umstände und Bedingungen lehren soll, unter welchen diese oder jene geistigen und körperlichen Einflüsse [2]) für uns heilsam oder schädlich sind. Ihr oberstes Gesetz ist: man vermeide zur Erhaltung seines Wohlseyns alles, was den Naturgesetzen widerspricht und uns krank machen kann! Man treffe also in den sowol zu unserer Ernährung, als auch zu unserm Vergnügen bestimmten Lebensgenüssen das rechte Maß und eine verständige Auswahl! — Daher setzt die Hygiastik nicht nur eine richtige, gründliche Selbstkenntniß voraus, die wir uns früh genug verschaffen müssen (wie? lehrt der Artikel Selbstkenntniss), sondern bedingt auch eine vertraute Bekanntschaft mit allen auf unsere Natur einwirkenden äußern und innern Lebensreizen. Wenn nämlich

1) diese weder zu stark noch zu schwach, sondern dem Zustande unserer Erregbarkeit angemessen sind, so gehen die Verrichtungen unsers Körpers ꝛc. gesundheitsgemäß vor sich. Eine sorgfältige Auswahl läßt aber

2) nur solche Reize zu, die wohlthätig für unsere Erregbarkeit sind und sich mit den Bestandtheilen unsers Leibes vertragen.

3) Langanhaltende und immer mehr, oder auf einmal gesteigerte Erregung erschöpft unsere Erregbarkeit; mithin hat die Dauer der Einwirkung starker Reize ihr gewisses Ziel, welches ohne Störung unserer Gesundheit nicht überschritten werden darf.

4) Da Alter, Geschlecht, Temperament ꝛc. die Erregbarkeit so oder anders modifiziren, so versteht es sich von selbst, daß jegliches Alter, Geschlecht, Temperament ꝛc. seinen verschiedenen Grad von Reizung oder Erregung haben und vertragen muß.

5) Durch den täglichen Lebensaufwand erleiden wir einen merklichen Verlust, welcher durch den Genuß passender Nahrungsstoffe (s. diesen Artikel) zu ersetzen ist. Deshalb müssen wir dergleichen alle Tage genießen, doch auch verdauen und in Saft und Blut verwandeln, zugleich alle unnöthige oder unverhältnißmäßige Säfteconsumtion vermeiden.

6) Da wir mit der Innen- und Außenwelt in stetem Contakt und Kampfe sind, da wir von ihren Einflüssen täglich bestürmt werden, denen der gesunde Kraftmensch wohl, unbeschadet der Integrität seines Organismus, bis auf einen gewissen Punkt Widerstand zu leisten vermag, so kann man überhaupt durch allmälige Gewöhnung daran deren Wirkung sich erträglich, ja wol ganz unschädlich machen, oder es durch eine zeit- und vernunftgemäße Abhärtung (s. diesen Artikel: I, 117.) dahin bringen, daß man wenig oder gar nicht davon angegriffen wird.

7) Allein diese Abhärtung kann nur dann erst gelingen, wenn unser Körper durch ungestörtes Wachsthum und zweckmäßige Erziehung mehr ausgebildet ist und mit Beihilfe einer geläuterten Gymnastik (s. d. Art. Gymnastik und Leibesübungen) den Grad von Gewandtheit, Regsamkeit, Biegsamkeit und Stärke erlangt hat, dessen er bis dahin fähig ist. Früher versuchte Abhärtung würde diese Ausbildung stören, zurücksetzen und jene selbst in der Folge erschweren oder wol ganz unmöglich machen.

8) Da jedoch Abhärtung nicht allein vermag, uns gegen äußere, zumal atmosphärische Schädlichkeiten so zu sichern, daß wir darunter nicht leiden sollten, so sind uns unter allen kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, oft auch unter warmen, Schutzmittel unentbehrlich, ohne welche Gesundheit und Leben nicht bestehen könnten. Die hauptsächlichsten sind: eine schickliche Bekleidung (s. den Art. Kleidung) und eine passende Schlafstätte (s. den Art. Bett: IX, 344. Vergl. Ritter in Rust's Magaz. f. d. gesamte Heilkunde. Berl. 1823. 8. XIV, 2.).

---

2) Die geistigen Agentien, welche auf unsere Natur einwirken, sind: Gemüth, Verstand, Wille; die körperlichen sind: 1) Atmosphäre, nämlich Luft, Wärme, Licht, Electricität, Galvanismus (s. diese Artikel); 2) die Erdkörper, nämlich: Tageszeiten, Jahreszeiten, Klima ꝛc.; 3) Erzeugnisse der Erde, nämlich: Nahrungsstoffe, Kleidung, Wohnungen, Gifte, Ansteckungsstoffe, Arzneien; 4) alle körperlichen Verrichtungen des Menschenorganismus: Verdauung, Blutbildung, Absonderung und Aussonderung, Leibesbewegung, oder Thätigkeit und Ruhe, Schlafen und Wachen, Geschlechtsverrichtungen ꝛc. (s. alle diese unter ihren Eigennamen).

Digitized by Google

9) Aber auch der zweck- und zeitgemäß abgehärtete Mensch muß, um gesund zu bleiben und lange zu leben, in seinem physischen und psychischen Verhalten eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit beobachten und allen innern und äußern Feinden seiner Gesundheit muthig die Stirn bieten. Zugleich muß er

10) Seine Sinne und Sinnorgane, weil diese den Geist mit der Körperwelt in Verbindung setzen und darin erhalten, gesund zu erhalten suchen. Deshalb dürfen sie weder ganz müßig und ohne Übung bleiben [3]), noch auch zu lange und auf eine übermäßige oder verkehrte Art angestrengt und gemißbraucht werden; alle plötzliche und heftige Eindrücke seien fern von ihnen, das mit ihre Functionen ungestört und harmonisch fortgehen.

11) Man suche lieber Krankheiten durch eine zweckmäßige Lebensweise, als durch Aderlassen, Purgiren ꝛc. in bestimmten Zeiten zu verhüten, denn die medicinische Behandlung derselben ist immer mit mehr Kraftverlust, folglich mit mehr oder weniger Lebensverkürzung verbunden [4]). (*Th. Schreger.*)

3) Wie die Sinnorgane zweckmäßig zu üben sind, hat Gutsmuths gelehrt in seiner Anweisung zu Sinnübungen, als Anhang zu dessen Gymnastik neuester Ausgabe. Schnepfenthal 1809. 8. Vergl. *Ed. Kuhn* Diss. de educatione sensuum externorum etc. Lips. 1829. 4. 4) Literatur der Hygiastik, Diätetik, Makrobiotik, Nahrungsmittelkunde ꝛc. Hippokrates diätet. Bücher. *Celsus* LL. de Medicina. Galenus von der Erhaltung der Gesundheit, a. d. Griech. Eine Probe im Wittwers Archiv f. d. Geschichte der Arzneikunde I, 1. S. 56 ꝛc. Fr. Hoffmann kurzgefaßte Diätetik in alphabet. Ordnung. Jena 1751. 8. Der Arzt, eine Wochenschr. z. belehrenden Unterhalt. f. Nichtärzte, von J. A. Unzer. Hamb. 1760 ꝛc. 12 Bde. 8. 2. Aufl. 1764. 8. *G. G. Richter* Praecepta diaetetica. Heidelb. 1780. 4. C. A. Rosenbergs Rathschläge zur Verlängerung des Lebens. Breslau 1781. 8. G. Schaarschmidts Diätetik m. Zus. von Nicolai. Berl. 1785. 8. W. Trillers diätet. Lebensregeln in gereimten Versen, herausgeg. von K. F. Teller. Frkf. a. M. 1785. 8. J. J. Zückerts medic. Tischbuch ꝛc. 3. Aufl. Berl. 1785. 8. J. G. Essich Anweisung zu einem gesunden und langen Leben. Augsb. 1785. 8. W. Gesenius medic. moralische Pathematologie. Erf. 1786. 8. P. Ch. E. Scheidemantel, die Leidenschaften, als Heilmittel betrachtet. Hildburgh. 1787. 8. J. Armstrong, die Kunst die Gesundheit zu erhalten ꝛc. Zürich 1788. 8. W. Falconers Selendiätetik. Leipz. 1789. 8. Regimen sanitatis Salerni etc. edit. a *F. C. G. Ackermann.* Stendal 1790. 8. J. F. Zückerts allgem. Abhandl. von den Nahrungsmitteln. 6 Theile. Neue Ausg. von K. Sprengel. Berl. 1790. 8. Sam. Hahnemanns Freund der Gesundheit. Frkf. a. M. 1. Hft. 1792. 2. Hft. 1795. 8. F. A. Mai's medicin. Fastenpredigten. 2 Hfte. Mannh. 1793—94. 8. Fausts Gesundheitskatechismus. Bückeb. 1795. 8. 7te Aufl. 1808. 8. verbess. u. verm. herausgeg. von Reinhardt. Leipz. 1826. 8. 11te Aufl. Leipz. 1830. 8. ins Franz. übers. m. Anm. von Fr. Gallet. Neuchatel 1818. 8. L. Cornaro erprobte Mittel gesund u. lange zu leben. Braunschw. 1790. 8. F. Aug. Mai's Gesundheitskatechismus u. Krankenwärter-Unterricht. Mannh. 1796. 8. 5te verm. u. verbess. Aufl. unter d. Titel: die Kunst die dauernde Gesundheit zu erhalten ꝛc. 2. Thle. Mannh. 1820. 8. A. K. Müllers Exempelbuch zu Fausts Gesundheitskatechism. ꝛc. Hannov. 1796. 8. *H. Boerhaave* Principia diaetetica. Nova Edit. Erlangae 1797. 8. Kirchner üb. Frühstücke. Mainz 1767. 8. C. W. Hufelands Makrobiotik. 2 Thle. Berl. 1797. 8. 5te verm. ecchtm. Aufl. 1824. 8.; nach d. 2. Ausg. d. Engl. übers. von A. J. L. Jourdain. Lond. 1824. 8.; ins Serbische von Steich; ins Italiänische 1830. 8. Psychologische Fragmente z. Makrobiotik ꝛc. von Ebermann. Frkf. a. M. 1798. 8. Die Kunst das menschl. Leben zu verlängern, in Tabellenform. Berl. 1798. 4. Noth- u. Hilfstafel z. Makrobiot., nach Hufeland. Leipz. 1798. 4. Die Kunst ein hohes Alter zu erreichen, vom Verf. der Gynäkologie. Berl. 1798. 8. Beiträge zur körperl. u. Selendiätetik f. Nervenschwache. Zürich 1798. 8. Imm. Kant von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Jena 1798. 8. C. A. Struve Gesundheitslehre. Braunschw. 1799. 8. Genius der Gesundheit und des Lebens, von C. J. Kilian. Leipz. 1800. 8. P. K. Hartmann Glückseligkeitslehre f. d. phys. Leben des Menschen. Leipz. 1800. 8. Diätetisches Lexikon, von L. Vogel. 3 Bde. Frkf. 1800—3. 8. C. A. Struve Gesundheitsfe. der Jugend. Hannov. 1803. 8. Taschenbuch f. d. Gesundh. v. Fr. Hildebrandt. Erl. 1801. kl. 8. 6te Aufl. 1826. 8. Der Familienarzt, von G. W. Becker. Lpz. 1804. 8. J. C. Aronsons Anleit. z. diätet. Gebr. der Bäder. m. K. Berl. 1804. 8. Dr. Bergks psych. Lebensverlängerungskunde. Leipz. 1804. 8. F. L. Augustins Gesundheitsalmanach. m. K. Berl. 1804. 16. C. A. Struve Gesundheitsfreund des Alters. Hann. 1804. 8. Neueste Aufl. 1824. 8. M. v. Lenhossek's Unters. über Leidenschaften und Gemüthsaffecte, als Ursachen und Heilmittel der Krankheiten. Pest 1804. 8. Die Diätetik für Gesunde, wissenschaftl. bearb. von K. F. Burdach. Leipz. 1805. 8. Die Kunst das Leben des schönen Geschlechts zu verlängern ꝛc. von J. C. Aronson. Berl. 1803. 8. 5te Aufl. 1822. 8. Das Alter, u. untrügliches Mittel alt zu werden, von J. Schröter. 2te verm. Aufl. Berlin 1805. 8. Nachträge dazu. Berlin 1807. 8. C. J. Kilian Diätetik der weibl. Schönheit ꝛc. Hamb. 1806. 8. L. Vogels diätet. Lesebuch für Jünglinge. Gotha 1808. 8. L. Vogels Gesundheitszeitung. 1808. R. Adr. Schifferli über d. Einfluß der Gemüthsbeweg. auf Gesundheit u. Lebensdauer. Bern u. Winterthur 1808. 8. K. Sprengels Handb. der Gesundh. u. des langen Lebens, frei bearb. nach J. Sinclair. Leipz. 1809. 8. Hygiea, oder die Kunst gesund zu seyn und alt zu werden, von C. F. Lutherit. Leipz. 1809. 8. Dessen Grundlehren der Diätetik für gebild. Leser. Leipz. 1809. 8. G. A. Bertele Handb. der Gesundheitserhaltungslehre. Landsh. 1810. 8. Lexikon der Genuß- und Nahrungsmittel ꝛc. Stendal 1810. 8. J. H. Beckers Vers. einer allgem. u. besond. Nahrungsmittellehre mit Vorr. von K. G. Vogel. I. Stendal 1810. II. 1818, 1822. ꝛc. 8. C. H. Theod. Scheegers Handb. z. Selbstprüfung unserer Speisen u. Getränke ꝛc. Nürnb. 1810. 8. Dessen kosmetisches Taschenbuch, od. weibl. Schönheits- u. Gesundheitspflege ꝛc. Nürnb. 1811. kl. 8. ins Dän. übers. Kopenh. 1812. 8. Gumbeerts Levison üb. Leidensch. u. Gewohnh. des Menschen und deren Einfl. auf die Gesundh. Goslar 1811. 8. C. A. Zwierlein, das wirksamste und leichteste Lebensverlängerungsmittel des menschl. Lebens. Fulda 1812. 8. *Hornbostel* de peregrinationis usu et dignitate. Viennae 1816. 8. *Schaeffer* de lusu et ludorum vi diaetetica. Viennae 1816. 8. Hygiastik ꝛc. v. C. J. L. Wildberg. Berl. 1818. 8. N. Aufl. 1822. 8. C. W. Consbruchs diätet. Taschenbuch ꝛc. 2te Aufl. Leipz. 1820. (die erste ebendas. 1813.) Vollständiger Gesundheitskatechism. von F. W. Weßnee. Paderborn 1821. 8. J. Zellers Handb. der Diätetik. Landsh. 1821. 8. C. G. Carus Lehrb. der Gynäkologie ꝛc. 2 Thle. Leipz. 1821. 8. Medicina clerica. Lond. 1821. 8. Teutsch Leipz. 1824. 8. H. J. Paulizki Anleit. f. Landleute zu einer vernünft. Gesundheitspflege. 6te Aufl. bes. von J. C. Ackermann und Nonne. Frkf. a. M. 1822. 8. Anleit. z. phys. u. moral. Erziehung des weibl. Geschlechts; nach C. Darwin bearb. m. Zus. von C. W. Hufeland. Leipz. 1822. 8. Handb. der Kriegshygiene von L. A. L. Hempel, m. Langenbergs Vorr. Gött. 1822. 8. Hebe, Taschenb. f. Erhalt. der Gesundh. u. Schönheit, von Dr. v. Martius. Meiß. 1822. kl. 8. Vier und zwanzig Lebensregeln, um Krankheiten vorzubeugen und alt zu werden, nebst Anhängen von

Diätetik für Kranke etc. s. Krankendiätetik.

Diätetik für Reconvalescenten s. Reconvalescentendiätetik; — Selendiätetik, s. dies. Art.

DIAGNOSIS (von *διαγιγνώσκειν*, unterscheiden, genau erkennen, dignoscere) bedeutet die Erkenntniß irgend einer Sache; in medizinischer Hinsicht die Erkennt-

Digitized by Google

niß der Krankheit insbesondere. Diese gründet sich aber auf die Auffassung, Samlung und Beurtheilung der Zeichen, welche sowol den Körper als den Geist und ebensowol die verletzte Materie als die gestörte Verrichtung darbietet. Es ist daher zur Erkennung der Krankheit zuerst die Kenntniß des gesunden Zustandes nothwendig, ohne welche nicht bestimmt werden kann, was von demselben abweichend ist, ebenso, wie die Heilung die Kenntniß des kranken Zustandes voraussetzt, wenn sie anders auf den Namen einer rationellen Ansprüche machen und das Leben oder doch die Gesundheit des Kranken dem Ungefähr nicht Preis geben will. Es müssen daher dem Arzte bei der Aufsuchung der Krankheitszeichen stets auch die des gesunden Menschen vor Augen schweben; denn nur hiedurch wird er sich den Übergang vom gesunden zum kranken Zustande erklären; nur hiedurch die Principien aufzufinden vermögen, welche er zu befolgen hat, um naturgemäß, sicher, dauerhaft und mit dem wenigsten Nachtheil auf dem nämlichen Wege die Krankheit in Gesundheit überzuführen, auf welchem diese in jene übergegangen ist.

Zur richtigen Diagnose einer Krankheit gehört aber ebensowol die Erkenntniß des gegenwärtigen, als die Erforschung des vorangegangenen Zustandes, und es ist daher die gewöhnliche Eintheilung, wonach sie der Anamnesis, d. i. der Rückerinnerung und Aufnahme des früheren Krankheitszustandes, entgegengesetzt wird, nicht ganz zu billigen. Ebensowenig kann sie der Prognose gegenüber gestellt werden, insofern diese nämlich die Beurtheilung der Krankheit mit besonderer Rücksicht auf

---

C. J. Lutheritz. Leipz. 1822. 8. Heinroth Lehrb. der Seelengesundheitskunde, als Anhang zu dessen teutsch. Übers. von G. M. Barrows Unters. üb. gewisse die Geisteszerrütt. betreff. Irrthümer ꝛc. Leipz. 1822. 8. L. A. Struve über Diät-, Entziehungs- und Hungercure ꝛc. m. K. Altenb. 1822. 8. Fr. Accum v. d. Verfälsch. der Nahrungsmittel, nach d. 2ten Ausg. a. d. E. von L. Cerutti, mit einer Einleit. von C. G. Kühn. Leipz. 1822. 8. Der Arzt, eine Wochenschrift zur belehr. Unterhaltung f. Nichtärzte, v. C. A. Peschek. Zittau 1822. 8. G. Meyne Weg zur Gesundheit, a. d. E. v. N. H. Julius. Leipz. 1823. 8. G. F. Most, Gesundh. u. Krankh., eine medic. diät. Zeitschr. f. alle Stände. 1823. 8. W. Tissots medic. Noth- und Hilfsbüchl. f. alle Menschen, a. d. Franz. neu berausg. von G. W. Becker. Leipz. 1823. 8. Hygiène milit. etc. par *L. de Kirkhof.* 2te Ausg. Auv. 1823. 8. Gesundheitspflege od. Diätetik ꝛc. v. Ph. Edl. v. Büttner. Prag 1823. 8. C. L. Caspari's medic. Hausfreund ꝛc. Leipz. 1823. 8. Populäre Diätetik von F. Növer. Magdeb. 1823. 8. 2te verb. Aufl. 1826. 8. Dessen Hausfreund a. d. Lande. 3 Bde. Magdeb. 1824—25. 8. Cours élement d'hygiène, par *Rostan.* Par. 1823. 8. Principes d'hygiène, par Ms. *Sinclair* et *L. Odier.* Par. 1823. 8. Elem. d'Hygiène par *E. Fourcette.* IV. Ed. corrig. par *L. Brichetau.* à Par. 1825. 8. Die allgem. Diät. f. Ges., Kranke u. Reconval. in C. H. Th. Schreegers Handb. der Pastoralmedicin f. christl. Seelsorger. Halle 1823. 8. S. 246 ꝛc. C. W. Hufelands vermischte Schriften. 2 Bde. Berl. 1823. 1. 8. Nye Hygaea udchiver af *C. Otto.* Kiöbenhavn 1823. 8. The medical Adviser etc. by *Alex. Burnett.* Lond. 1824. 8. Gesundheitszeitung. Amsterd. 1824. 4. F. Richters Diät. für solche Personen, welche bei ihren Geschäften wenig Bewegung haben ꝛc. Quedlinb. 1824. 8. Schultz von Schulzendeim Anweis. z. Erreich. eines hohen Alters; in Reden a. d. Schwed. Berl. 1824. 8. C. C. G. Seerrenner Gesundheitslehre zunächst für Landbewohner u. Volksschulen, w. K. Halle 1824. 8. Über die körperliche Erziehung des Menschen, von Dr. Friedländer in Paris. A. d. Franz. Leipz. 1823. 8. 3te Aufl. 1827. 8. Die Kunst Krankheiten vorzubeugen, nebst Kants Schrift über moral. Diätet. Lpz. 1824. 8. Die Diätetik u. Therapie des Gemüthsleidens ꝛc. in M. v. Lenhossets Darstell. des menschl. Gemüths in seiner Beziehung zum geist. u. leibl. Leben. Wien 1824. I. 1825. II. 8. Gesundheitskatechismus ꝛc. a. d. E. Leipz. 1824. 8. G. W. Groß diätet. Handb. f. Gesunde (homöopath.). Leipz. 1824. 8. Lehrbuch der Seelenheilkunde ꝛc. von J. C. A. Heinroth. 2 Theile. Leipz. 1823—24. 8. Der Arzt des Gottesgelehrten, von Franz. Fuchs Skizze der popnlären Gesundheitslehre für Gottesgelehrte. Der Gesundheitsfreund, a. d. Fr. des Morin, von G. Wendt. Leipz. 1824. 8. C. C. Caspari's Grundsätze der allgem. Diätetik zu akad. Vorles. Leipz. 1825. 8. Dessen Handb. d. Diätet. f. alle Stände. Lpz. 1825. 8. Hausapotheke f. Nichtärzte von C. F. Lutheritz. Meißen 1825. 8. C. L. Klose Grundsl. der allgemeinen. Diätetik. Leipz. 1825. gr. 8. Diätetik f. d. eleg. Welt, n. d. E. von G. W. Becker. Leipz. 1825. 8. W. Feldmann über Diätetik ꝛc. 5te verm. Aufl. Essen 1825. 8. C. J. L. Wildberg üb. d. Genuß der Sinnenreize ꝛc. Leipz. 1826. 8. *J. Briand* Manuel compl. d'Hygiène etc. redigé selon la doctrine du Prof. *Hallé.* à Par. 1826. 8. *Lebrun* des erreurs relatives à la santé. à Paris 1826. 8. Jochers diät.-medic. Hausschatz. Leipz. 1826. 8. Fr. on diet. etc. by D Paris. Ed. II. Lond. 1826. 8.; teutsch m. Anm. von Fr. Reinhard. Ilmenau 1828. 8. Handb. der allgemein. und speciell. Krankheitsdiät., von C. Sundelin. Berl. 1826. 8. Gesundheit u. Krankheit ꝛc. von G. F. Most. 2te Aufl. Hann. 1827. 8. Allgem. Gesundheitstaschenbuch ꝛc. von Fr. Richter. Leipz. 1827. 8. W. Kitchener Diät. f. d. eleg. Welt. a. d. E. von Becker. 2te Aufl. Leipz. 1827. 8. 3te Aufl. Leipz 1832. 8. C. F. Lutheritz Lebenserhaltungskunde ꝛc. Meißen 1827. 8. F. A. von Ammon Brunnendiätetik. Dresd. 1826. kl. 8. 2te Aufl. 1829. 8. Reisediätetik ꝛc. von C. H. Theod. Schreger. Halle 1827. kl. 8. Die bewährtesten u. wohlfeilsten Mittel gefund u. lange zu leben ꝛc. vom Prof. A. G. Kiechmeyer. Münch. 1827. 8. Der gesunde Mensch ꝛc. nebst einfachen Rettungsmitteln ꝛc. 1827. 8. teutsch von F. Reinhard. Ilmen. 1828. 8. Die Diätetik des physischen u. psychischen Menschenlebens ꝛc. von J. M. Leupoldt ꝛc. Berl. u. Leipz. 1828. 8. Handb. d. Diätetik f. gesunde Menschen von Wildberg. Leipz. 1828. 8. Diätetik von Dr. Leupold. Berl. 1828. 8. Die Gesundheitszeitung von C. F. W. Strelt. Graiz seit 1828 ꝛc. (wird fortgef.) Fr. Hartmann Handb. der Diätetik für Jedermann ꝛc. Nach homöopath. Grundsätzen ꝛc. Leipz. 1829. gr. 8. Der Arzt, als wahrer Hausfreund für Gesunde und Kranke ꝛc. von G. Fr. Most. 2 Theile, Leipz. 1829. 8. Über körperl. Erziehung der Menschen ꝛc., von Bräunlich. Freiberg 1829. kl. 8. Die Gymnastik aus d. Gesichtspunkte der Diätetik u. Psychologie ꝛc. von C. F. Koch. Magdeb. 1830. 8. M. C. Münch Diätetik oder Gesundheitslehre f. Kinder in Stadt- und Landschulen. 3te Aufl. m. 2 lithogr. Abbild. Stuttg. 1830. 8. Grundriß der Diätetik bei d. Gebrauch aller Mineralwasser und besonders der in den Struveschen Trinkanstalten, von J. J. Sachs. Berl. 1830. 8. Desselben ärztliches Gemälde des weiblichen Lebens im gesunden und krankhaften Zustande ꝛc. Ein Lehrb. für Teutschlands Frauen. Berl. 1830. 8. Diätetik von Dr. Hartmann. Leipz. 1830. 8. Der Weg zur Gesundheit ꝛc., nach dem Franz. des Andin-Rouvière ꝛc. von einem teutschen Arzte. Ilmenau 1830. 8. Hartmanns Diätetik für Kranke, die sich homöopathisch heilen lassen. Dresd. u. Leipz. 1830. 8. Die vorzüglichsten Regeln für Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen ꝛc. von J. M. Schosland. Magdeburg 1830. 8. Appetit-Lexikon ꝛc. Wien 1830. 8. Caspari's Katechism. der homöopath. Diätetik für Kranke. 2te Aufl. v. Geoß. Leipz. 1831. 8. Popnläre österreich. Gesundheitszeitung. Wien 1830. 4. Die Kunst zu essen nnd zu trinken ꝛc. von J. S. Spieß. Leipz. 1830. 8. Die Zerstreuung, als medic. Heilmittel ꝛc. von F. A. Wilde. Berl. 1830. 8. Kunst die Gesundheit zu erhalten (homöopath.) von C. G. Ch. Hartlaub. Leipz. 1831. 8. Diätetik für Geistliche in *de Valenti* Medicina clerica Leipz. 1831. 8. I. S. 183 ꝛc. Handbuchlein der Diätet. von Abuchti. Berl. 1831. 8.

Digitized by Google

das wahrscheinliche Ende derselben (die Diagnose des zu erwartenden Ausganges) ist.

Die Diagnose ist das erste und hauptsächlichste Geschäft des Arztes, auf welches sich nicht allein die Richtigkeit und der Werth einer jeden Erfahrung, sondern auch alle nachfolgenden Bestimmungen und Handlungen desselben in Bezug auf die Heilung beziehen *). Sie ist daher unzertrennlich von der Ausübung einer rationellen Heilkunde; durch sie unterscheidet sich namentlich der echte Arzt vom groben Empiriker, und kein Grundsatz der praktischen Heilkunde ist richtiger, als der: „qui bene distinguit, bene medebitur." (Vergl. *J. C. Hoenn* Axioma Ammonii philosophi: *ἄριστα γνοὺς ἄριστα θεραπεύει*, quo quis rectius cognoscit morbum, eo rectius sanat, Oratio. Altdorfii 1675. 4.)

Um aber zu einer richtigen und sicheren Diagnose zu gelangen, hat man Rücksicht zu nehmen: 1) auf alle und jede, anscheinend noch so unbedeutende Krankheitserscheinungen, sie mögen subjektiv und vom Kranken empfunden, oder objektiv seyn und vom Arzte wahrgenommen werden können. Oft wird zu der Erforschung derselben eine besondere Manual- oder Instrumentaluntersuchung nothwendig (s. Krankenexamen); — 2) auf den bisherigen Gang der Krankheit (Anamnesis); — 3) auf die Quantität und Qualität der veranlassenden Ursache; — 4) auf die individuellen Verhältnisse des Kranken, sein Alter, Geschlecht, Temperament, seine Constitution, seine Krankheitsanlagen, seine Lebensart, Gewöhnung und Gewohnheit, Beschäftigung, Stand u. s. w., die letztern beiden Punkte geben die Diagnosis causae: — 5) auf Alles, was den Kranken umgibt, seine Wartung und Pflege, seine Wohnung, sein Bett u. s. w.; — 6) auf die Zeit des Jahres und den herrschenden genius epidemicus annuus oder stationarius.

Alles dies zusammengenommen begründet die Diagnosis morbi, indem die wesentlichen Zeichen derselben von den unwesentlichen, zufälligen getrennt, das erhaltene Krankheitsbild zunächst analysirt und mit der in der speciellen Pathologie aufgestellten Krankheitsform genau verglichen wird. Hier kann es kommen, daß einzelne, selbst wesentliche Zeichen zum vollständigen Begriffe einer Krankheit fehlen, und dies hat dann seinen Grund entweder darin, daß die Krankheit noch nicht gehörig ausgebildet, noch in der Zunahme begriffen ist, oder daß der Verlauf derselben ein abnormer ist. Das erstere soll daher den Arzt im Anfange vorsichtig mit seiner Diagnose machen, eingedenk der Beobachtung, daß die meisten Krankheiten gemeinsame Vorläufer haben und ihre specifische Form erst mit ihrer fernern Ausbildung erhalten, ebenso (um das sehr passende Bild des *Fienus*, Semiotik. P. I. sect. IV. cap. 4. zu gebrauchen), wie eine Pflanze, welche aus der Erde hervorsprossend, noch keine auszeichnenden Merkmale zeigt, um ihr die passende Stelle im Systeme anweisen zu können. Das letztere dagegen muß dem Arzte gleich von vorn herein zeigen, daß er es mit einem complicirten Leiden zu thun habe, und ebenso sehr seinen Beobachtungsgeist schärfen als ihn zur vorsichtigen Behandlung auffodern.

Insofern sich nun auf die Erkennung der Krankheit die Bestimmung der Kurmethode stützt, kann man auch die diagnosis remedii, d. i. die Erkennung und Auswahl des Heilmittels aus dem Schatze der Arzneien (*ὑλη ἰατρική*), unterscheiden, zu welcher ein bald mehr rationeller, bald mehr empirischer Weg eingeschlagen werden kann. Jenes geschieht entweder durch Aufsuchung des Wesens und Erkenntniß des innern Vorganges der Krankheit und durch Untersuchung der Wirkungen des Heilmittels an Thieren oder an gesunden und kranken Menschen, um es dem ersteren entgegenzustellen; — oder durch Bestimmung gewisser Heilungsprincipien, Indicationen, zu deren Ausführung erfahrungsgemäß passende Mittel gewählt werden; — oder auch durch Schlüsse aus den schon bekannten, analogen Krankheitsfällen und deren Heilung auf den gegenwärtigen. Das letztere geschieht durch die oft rücksichtslose Anwendung gewisser Mittel und Beobachtung der günstigen oder nachtheiligen Wirkungen derselben auf die Krankheit (Indicatio ex juvantibus et nocentibus, z. B. nach Anwendung eines Probeaderlasses), ein Verfahren, welches besonders bei der contrastimulistischen Methode Rasori's seine Anwendung findet; — oder durch Prüfung des Mittels nach seinen sinnlichen Eigenschaften (in älterer Zeit durch die Signatoren, in neuerer Zeit von Oken), wonach z. B. Mohnköpfe auf den Kopf, Pneumonasthe pulmonacia auf die Lungen, mehre Orchysarten ihrer knolligen Wurzeln wegen auf die Testikel wirken sollten; — eine erst später gefundene und, wenn gleich nicht uninteressante, doch wenig brauchbare Methode. Welche von diesen verschiedenen Methoden vorzuziehen sei, bedarf wol keiner weitern Auseinandersetzung.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAGNOSTIK (von *διαγνωστική* sc. *τέχνη* oder *ἐπιστήμη*) ist die Anleitung zur Diagnose, das ist die Lehre von der Kunst, einen Gegenstand und insbesondere eine Krankheit mit Sicherheit und Gewißheit zu erkennen. Sie ist besonders in neuerer Zeit von J. C. Wichmann (Ideen zur Diagnostik. 3 Bände. Hannover 1794—1802), W. Fr. Dreyßig (Handbuch der medicinischen Diagnostik oder der Lehre, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden, Erfurt 1801.), K. G. Schmalz (Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen, Dresden 1825. 5. Auflage. in Fol.), S. G. Vogel (Allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommenung seines Krankenexamens. Stendal 1831. 2 Theile) u. A. m. bearbeitet worden, wo man sie, schärfer aufgefaßt, als die Erkenntniß der Krankheit mit gleichzeitiger Unterscheidung von andern ähnlichen Krankheitsformen bezeichnet hat.

Man kann sie in eine allgemeine und eine besondere theilen, insofern nämlich die erstere einen Theil der Lehre von der Krankheit im Allgemeinen ausmacht, die letztere aber für jeden einzelnen Fall eine besondere seyn

*) S. *Jo. Juncker* resp *Koeppe* diss de vera morborum diagnosi, certo therapiae fundamento. Halae 1756. 4.

Digitized by Google

muß. Diese beruht daher auf der genauen Kenntniß aller einzelnen Krankheitsformen; die erstere dagegen, welche die Erforschung der Krankheit im Allgemeinen beabsichtigt, gründet sich besonders auf die Regeln des Krankenexamens (s. dieses).

Um aber die Diagnostik mit Erfolg zu üben, werden sowol von Seiten des Arztes als von Seiten des Kranken gewisse Bedingungen, Eigenschaften und Kenntnisse vorausgesetzt. Der Arzt wird um so geschickter in der Diagnostik seyn, je genauer er den menschlichen Organismus im kranken sowol als im gesunden Zustande erkennt, je mehr er seinen Blick geschärft hat und je mehr er praktischen Takt und Beobachtungsgeist besitzt, je mehr er ferner eine verständige Erfahrung und aufmerksame Beobachtung mit Freiheit von vorgefaßten Meinungen und Systemen verbindet, je mehr er Schärfe der Sinne sowol als des Verstandes besitzt, um sowol das anscheinend Ähnliche von einander zu trennen, als auch scheinbar divergirende Erscheinungen gehörig mit einander zu verbinden, und je häufiger ihm endlich die Gelegenheit sich darbietet, die Krankheiten zu beobachten und in vorkommenden Fällen die beobachteten Erscheinungen mit denjenigen zu vergleichen, welche der tiefere Blick in den geöffneten Leichnam ihn wahrnehmen läßt. Von Seiten des Kranken aber wird zur genauern und gewissern Diagnose verlangt, daß er das Vermögen besitze, sich durch Worte auszudrücken, den gehörigen Grad von Verstand habe, um die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, und genug guten Willen zeige, sich auszusprechen, nicht aber die Absicht, vorhandene Krankheiten zu verheimlichen, oder nicht vorhandene zu erfinden.

Aus diesen Gründen hat die Diagnostik mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich aber möchten die Umstände, welche die genauere Erkenntniß der Krankheit beeinträchtigen oder unmöglich machen, etwa folgende seyn: 1) der Mangel eines vollständigen, gehörig geordneten, mit Besonnenheit angestellten und mit Überlegung ausgeführten Krankenexamens. 2) Die mangelhafte Kenntniß des menschlichen Körpers, sowol des gesunden als des kranken, sowol im Allgemeinen als jedes einzelnen Theiles insbesondere und ebensowol seiner Structur, Form und Mischung, als seiner Kräfte und Thätigkeiten. 3) Beschränktheit des Geistes oder Eingenommenheit von Vorurtheilen und einseitigen Theorieen. 4) Die tiefe Lage eines kranken Theiles und die Verborgenheit des Krankheitsprocesses. Dies ist es, was die medizinische Diagnostik im Gegensatze zu der chirurgischen in den meisten Fällen erschwert, ungerechnet, daß die Fehler der Mischung (nach Reil der Gegenstand der ersteren) der Natur der Sache nach schwieriger zu bestimmen sind als die Fehler der Form (nach demselben der hauptsächlichste Gegenstand der letzteren). 5) Die fehlerhafte Lage eines Theiles, z. B. wenn die Testikel im Unterleibe zurückgeblieben oder die Nieren im Becken befindlich sind. Entwickelt sich in diesen Theilen dann eine Krankheit, so ist es oft erst die Section, welche der Diagnose Gewißheit geben kann. 6) Das gleichzeitige Daseyn mehrer, oft sehr verschiedener, oft einander ähnlicher Krankheiten im Organismus, — eine so häufige Erscheinung, daß sie, ohne nicht täglich Lügen gestraft zu werden, nicht geläugnet werden kann. Wer sah nicht als Beispiele der erstern Art, Syphilitische an Knochenbrüchen, Lungensüchtige an Wassersuchten und Darmgeschwüren, Herzkranke an Entzündungen anderer Theile und Fiebern, Säufer an Delirium tremens und Desorganisationen des Magens, Gemüths- und Geistes-kranke an Unterleibskrankheiten leiden? Beispiele der letztern Art aber, oder Verbindungen sich ähnlicher Krankheiten, zeigen Masernkranke, welche von den Pocken, Säufer, welche mit dem Nervenfieber angesteckt, Venerische, welche bei unzweckmäßig geleiteten und gehaltenen Kuren merkurialkrank werden u. s. w. Daß hieraus der Diagnostik keine unbedeutende Schwierigkeit erwachse, bedarf wol keiner Erörterung. 7) Der Mangel an Verstand von Seiten des Kranken, oder doch das Unvermögen zu sprechen oder sich gehörig ausdrücken und subjektive Empfindungen verständlich machen zu können. Das erstere ist der Fall bei Kindern, Blödsinnigen, Schlafsüchtigen, Betäubten oder an den Sprachwerkzeugen gelähmten Kranken, Stummen u. s. w.; das letztere bei ungebildeten, phantasirenden, hypochondrischen, hysterischen und überhaupt überempfindlichen Personen. 8) Böser Wille und absichtlicher Betrug, ebenfalls von Seiten des Kranken. Hiebei kann nicht genug Vorsicht bei der Diagnose empfohlen werden. (S. simulirte und dissimulirte Krankheiten.)

In allen Fällen muß es die genaueste Beobachtung und die wiederholte Untersuchung besonders zu verschiedenen Zeiten seyn, welche zugleich mit der fernern Entwickelung der Krankheit und der Art der Einwirkung der angeordneten Mittel der Diagnostik zu Hilfe kommen und die Erkenntniß der Krankheit täglich mehr erleuchten, berichtigen, feststellen müssen. Doch ist nicht zu läugnen, daß einestheils oft, und von den Routiniers immer, Krankheiten geheilt werden, ohne sie gehörig erkannt zu haben, und anderntheils die Erkenntniß manches beschwerlichen Leidens unklar und dunkel bleibt, bis ein unerwarteter unglücklicher Ausgang Leben und Krankheit endigt. Wenn aber selbst dann, nach Öffnung der Leiche, dieselbe nicht hinlänglich erkannt und ebenso wenig die Ursache des plötzlichen Endes bestimmt werden kann, so müssen wir nur bedenken, daß dasjenige, was unter dem Messer liegt, nur der Stoff und die unbelebte Materie ist, der Arzt aber nicht den Körper allein, sondern auch die Sele, nicht blos den bearbeiteten Stoff, sondern auch die thätige Lebenskraft selbst zu behandeln hatte.

Zugleich wird aus den vorher aufgeführten Gründen zur Genüge hervorgehen, daß es nicht immer die Schuld des Arztes ist, wenn die Diagnose an Sicherheit oder Wahrheit leidet, und nicht immer der Wissenschaft, wenn sie eine vollkommene Diagnostik zu geben noch nicht vermag. Ob sie es jemals können werde, ist nicht hier zu erörtern; soviel ist gewiß, daß mit der genauern Kenntniß der Krankheiten und ihrer Heilung auch die

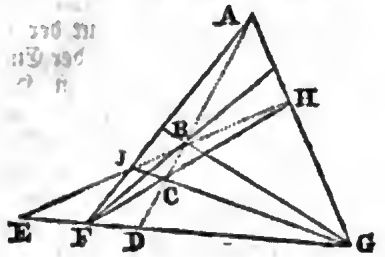
Digitized by Google

Diagnostik sichtbar fortgeschritten ist und an Klarheit und Gewißheit, an Tiefe und an Umfang zugenommen hat. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAGOMETER, elektrischer, wird von Rousseau (im Journ. de pharm. 1823. Dec.) seine aus sehr feinen Platteupaaren gebaute, schwach wirkende galvanische Batterie genannt, wodurch er sich von der Leitungsfähigkeit mehrer Körper überzeugen konnte. Zugleich entdeckte er dabei, daß reines Olivenöl die Eigenschaft besitzt, äußerst wenig die Elektricität zu leiten, die mithin als Kriterium seiner Echtheit hier benutzt werden kann. Der Grund davon soll im Stearin, oder vielmehr in der Abwesenheit des wässerigen Princips zu suchen seyn (vergl. Buchners Repertor. f. d. Pharm. XVII, 1.). (*Th. Schreger.*)

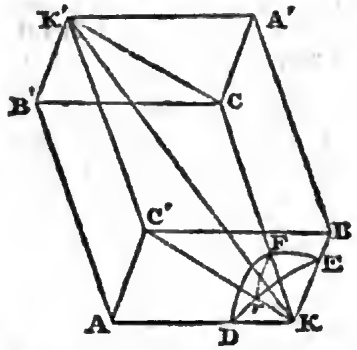
DIAGON, kleiner Fluß in Elis, der Pisäa von Arkadien trennte, dessen westliche Grenze er bildete, und bei der Stadt Epitalion in den Alpheus fiel. (*H.*)

DIAGONALE oder Diagonallinie, heißt jede gerade Linie, die in einer von geraden Linien umschlossenen Figur durch zwei Winkelpunkte gezogen ist und nicht als eine Seitenlinie der Figur betrachtet wird. In diesem allgemeinsten Sinne hat man die Diagonalen erst neuerlich, d. h. seit der von Carnot zuerst ausgegangenen und dann von Gergonne, Poncelet, Möbius, Steiner u. A. fortgeführten neueren Betrachtungsweise der Geometrie genommen und eine große Zahl der interessantesten Sätze, welche die Diagonalen betreffen, hergeleitet. So heißen bekanntlich irgend vier gerade Linien AF, FH, AG, GF in einer Ebene, die einander



im Allgemeinen paarweise in sechs Punkten, A, C, F, G, H, J schneiden, ein „vollständiges Vierseit" (quadrilatère complet). Dasselbe hat demnach drei Diagonalen, AC, GF, HF, die sich in den drei Punkten B, D, E schneiden. Man kann nun beweisen, daß die Halbirungspunkte dieser drei Diagonalen in einer geraden Linie liegen, daß jede der drei Diagonalen von den beiden übrigen harmonisch geschnitten wird, d. h. die Punkte B und D, in welchen eine beliebige AC der drei Diagonalen von den beiden übrigen geschnitten wird, stehen zu einander und zu den Eckpunkten A und C der Diagonale in der Beziehung, daß AB sich zu BC verhält wie AD zu DC, die Linie AD wird also hiedurch in drei Stücke getheilt, so daß sich das erste zum zweiten, wie die ganze Linie zum dritten verhält. (Vergl. Steiner die geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und Eines festen Kreises u. s. f. Berlin 1833. S. 10.) — Die Diagonalen der vielseitigen Figuren stehen in noch viel zusammengesetzteren Beziehungen, die hier auch nicht einmal erwähnt werden können. (Vergl. noch den folg. Art.) (*Scherk.*)

DIAGONALFLÄCHE heißt eine Ebene, die durch zwei parallele Seitenlinien eines Parallelepipedums, welche nicht zu einer und derselben Seitenfläche gehören, oder eine Ebene, welche durch eine Seitenlinie der einen Grundfläche eines Prisma und eine ihr parallele Diagonale der andern Grundfläche, oder endlich eine solche Ebene, die durch die Diagonale der Seitenfläche eines dreieckigen Prisma und durch eine gegenüberstehende Ecke gelegt wird. Der erstgenannte Fall ist der wichtigste, weil man in der Mineralogie häufig, um die Seitenwinkel der Rhomboeder bestimmen zu können, die Diagonalen und Diagonalflächen derselben mißt, daher wir auch diesen Fall hier nur betrachten wollen. Es sei demnach ABA′B′ ein beliebiges schiefwinkliges Parallel-



epipedum. Legt man durch die beiden parallelen Seitenlinien KC, K′C′ eine Ebene KCK′C′, so ist der Schnitt ein Parallelogramm, nämlich die Diagonalfläche KCK′C′, welche das Parallelepipedum in zwei gleiche und von gleichen Winkeln und Seitenflächen eingeschlossene Hälften AKC′B′K′C und A′K′CBKC′ theilt, die aber nichts desto weniger nicht congruent, sondern blos sommetrisch sind. Es kommt uns nun hier darauf an, die Bestimmungsstücke der Diagonalfläche aus denen des Parallelepipedums selbst zu finden. Die einfachsten Bestimmungsstücke des Parallelepipedums sind aber seine drei ungleichen Seitenlinien und die Winkel, welche diese mit einander machen. Es seien also KA = a, KB = b, KC = c und BKC = α, CKA = β, AKB = γ gegebene Größen. Nun ist (s. ebene Trigonometrie) $KC'^2 = AK^2 + AC'^2 - 2AK \cdot AC' \cos KAC' = a^2 + b^2 - 2ab \cos(180^\circ - AKB) = a^2 + b^2 + 2ab \cos\gamma$. Hieraus hat man also die zweite Seite des Diagonalparallelogramms, da die eine KC ursprünglich gegeben ist. Mit mehr Umständen ist die Bestimmung des Winkels CKC′ verbunden. Zu dem Ende wollen wir die Diagonale KK′ auf folgende Weise bestimmen. Man schlage in die Ebene der Grundfläche AB mit einem beliebigen Halbmesser KD aus K als Mittelpunkt einen Kreisbogen DE, ferner mit demselben Halbmesser in der Ebene der Seitenfläche AC den Bogen DF, und in der Ebene der Seitenfläche BC den Bogen FE, so erhält man ein sphärisches Dreieck

DEF, deſſen Seiten DE, EF, FE von den Kantenwinkeln des Parallelepipedums gemeſſen werden. Es iſt nämlich, wenn Winkel und Bogen verwechſelt werden, offenbar der Bogen $DE = AKB = \gamma$, und auf gleiche Weiſe $EF = BKC = \alpha$ und $FD = CKA = \beta$. Nun iſt im Dreieck $KK'C'$ $KK'^2 = KC'^2 + C'K'^2 - 2KC' . C'K' \cos KC'K' = KC'^2 + KC^2 - 2KC' . KC \cos (180° - CKC') = KC'^2 + c^2 + 2c . KC' \cos CKC'$, d. h. wenn für KC'^2 ſein obiger Werth geſetzt wird, $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ab \cos \gamma + 2c . KC' \cos CKC'$. Ferner werde der Bogen DE von der Diagonale KC' im Punkte r geſchnitten, und mit dem Halbmeſſer $Kr = KD = KF$ der Bogen rF gezogen, ſo iſt in dem ſphäriſchen Dreiecke DFr (ſ. ſphäriſche Trigonometrie) $\cos Fr = \cos DF \cos Dr + \sin DF \sin Dr \cos FDr = \cos \beta \cos Dr + \sin \beta \sin Dr \cos FDE$, und in dem Dreiecke FDE auf gleiche Weiſe $\cos EF = \cos DF \cos DE + \sin DF \sin DE \cos FDE$, d. h. $\cos \alpha = \cos \beta \cos \gamma + \sin \beta \sin \gamma \cos FDE$, alſo $\cos FDE = \frac{\cos \alpha - \cos \beta \cos \gamma}{\sin \beta \sin \gamma}$. Setzt man dieſen Werth von cos FDE in den oben gefundenen Ausdruck von cos Fr, und bemerkt, daß der Bogen Fr den Winkel $FKr = CKC'$ mißt, ſo hat man $\cos CKC' = \cos \beta \cos Dr + \sin \beta \sin Dr . \left\{\frac{\cos \alpha - \cos \beta \cos \gamma}{\sin \beta \sin \gamma}\right\} = \cos \beta \cos Dr - \frac{\sin Dr \cos \beta \cos \gamma}{\sin \gamma} + \frac{\sin Dr \cos \alpha}{\sin \gamma} = \frac{\cos \beta}{\sin \gamma}\{\sin \gamma \cos Dr - \cos \gamma \sin Dr\} + \frac{\sin Dr \cos \alpha}{\sin \gamma}$. Es iſt aber $\sin \gamma \cos Dr - \cos \gamma \sin Dr = \sin (\gamma - Dr) = \sin (DE - Dr) = \sin Er$, und folglich $\cos CKC' = \frac{\cos \beta \sin Er}{\sin \gamma} + \frac{\cos \alpha \sin Dr}{\sin \gamma}$. Multiplicirt man dieſe Gleichung durch KC', ſo wird der Factor von cos β: $\frac{KC' \sin Er}{\sin \gamma} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin AKB} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin (180° - AKB)} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin KBC'}$; und der Factor von cos α: $\frac{KC' \sin Dr}{\sin \gamma} = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin (180° - AKB)} = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'}$. Aber in den ebenen Dreiecken BKC' und AKC' verhält ſich $\sin KBC' : \sin BKC' = KC' : BC'$, und $\sin KAC' : \sin AKC' = KC' : AC'$. Folglich iſt $BC' = KA = a = \frac{KC' . \sin BKC'}{\sin KBC'}$ und $AC' = KB = b = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'}$. Hieraus folgt alſo endlich $KC' \cos CKC' = a \cos \beta + b \cos \alpha$, und daher $\cos CKC' = \frac{a \cos \beta + b \cos \alpha}{\sqrt{a^2 + b^2 + 2ab \cos \gamma}}$, indem man nämlich für KC' ſeinen oben gefundenen Werth ſetzt. Dieſe Gleichung gibt alſo an, auf welche Weiſe der Winkel der Diagonalfläche aus den gegebenen Beſtimmungsſtücken des Parallelepipedums gefunden werden kann. Setzt man den eben gefundenen Werth von $KC' \cos CKC'$ in die oben entwickelte Gleichung $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ab \cos \gamma + 2c . KC' \cos CKC'$, ſo erhält man die ſehr elegante Formel für das Quadrat der gemeinſchaftlichen Diagonale des Parallelepipedums und ihrer Diagonalfläche: $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ba \cos \gamma + 2ac \cos \beta + 2cb \cos \alpha$. Hieraus ergibt ſich auch nunmehr leicht, wie man die Winkel der Seitenflächen des Parallelepipedums blos aus den gemeſſenen Seiten und Diagonalen deſſelben findet. Die Diagonale KK' geht nämlich von der Ecke K zur Ecke K', welche beide durch die ebenen Winkel α, β, γ gebildet werden. Die Ecke A wird gebildet durch die Winkel $B'AC' = CKB = \alpha$, $B'AK = 180° - AKC = 180° - \beta$ und $C'AK = 180° - AKB = 180° - \gamma$. Folglich erhält man, da die Ecken A und A' von denſelben Seiten a, b, c, wie die Ecken K, K' eingeſchloſſen werden, die Diagonale AA' aus der KK', wenn man nur resp. β und γ mit $180° - \beta$, $180° - \gamma$ verwechſelt. Hieraus folgt alſo $AA'^2 = a^2 + b^2 + c^2 - 2ba \cos \gamma - 2ac \cos \beta + 2cb \cos \alpha$. Ganz auf gleiche Weiſe iſt $BB'^2 = a^2 + b^2 + c^2 - 2ba \cos \gamma + 2ac \cos \beta - 2cb \cos \alpha$ und $CC'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ba \cos \gamma - 2ac \cos \beta - 2cb \cos \alpha$. Aus dieſen vier Gleichungen erhält man leicht ſehr intereſſante Sätze. Addirt man ſie nämlich, ſo ergibt ſich: $AA'^2 + BB'^2 + CC'^2 + KK'^2 = 4(a^2 + b^2 + c^2)$, d. h. in jedem Parallelepipedum iſt die Summe der Quadrate der vier Diagonalen gleich der Summe der Quadrate der 12 Kanten; man hat daher durch dieſen Satz ein Mittel, eine Diagonale aus den drei anderen und den drei Seitenlinien, oder eine Seitenlinie aus den beiden andern und den vier Diagonalen zu finden. Addirt man aber von jenen 4 Gleichungen die beiden erſten, ſo erhält man $AA'^2 + KK'^2 = 2(a^2 + b^2 + c^2) + 4cb \cos \alpha$, und addirt man die beiden letzten, ſo ergibt ſich $BB'^2 + CC'^2 = 2(a^2 + b^2 + c^2) - 4cb \cos \alpha$; alſo, wenn dieſe beiden Reſultate von einander abgezogen werden:

$$\cos \alpha = \frac{AA'^2 + KK'^2 - BB'^2 - CC'^2}{8bc}$$

Ganz auf dieſelbe Weiſe findet man cos β, cos γ, ſo daß die Winkel blos aus den Seiten und den Diagonalen beſtimmt werden können. — Die Neigung der Diagonalfläche KCK'C' gegen die Grundfläche AKBC' oder, was daſſelbe iſt, die Neigung der Ebene des Kreiſes Fr gegen die Ebene des Kreiſes DE iſt der ſphäriſche Winkel FrD, und im Dreiecke FrD iſt $\cos FrD = \frac{\cos DF - \cos Dr \cos Fr}{\sin Dr \sin Fr}$. Es war aber $DF = \beta$, ferner $b = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'} = \frac{KC' \sin Dr}{\sin \gamma}$, folglich iſt $\sin Dr = \frac{b \sin \gamma}{KC'}$, alſo $\cos Dr = \frac{\sqrt{KC'^2 - b^2 \sin \gamma^2}}{KC'} = \frac{\sqrt{a^2 + b^2 + 2ab \cos \gamma - b^2 \sin \gamma^2}}{KC'} = \frac{\sqrt{b^2 \cos \gamma^2 + 2ab \cos \gamma + a^2}}{KC'} = \frac{b \cos \gamma + a}{KC'}$; auch war $KC' \cos CKC' = KC' \cos Fr = a \cos \beta + b \cos \alpha$; folglich iſt $\sin Fr = \frac{\sqrt{KC'^2 - KC'^2 \cos Fr^2}}{KC'}$

Digitized by Google

$$= \frac{\sqrt{\{a^2 + b^2 + 2ab\cos\gamma - (a\cos\beta + b\cos\alpha)^2\}}}{KC'}$$

$$= \frac{\sqrt{\{a^2\sin\beta^2 + b^2\sin\alpha^2 + 2ab(\cos\gamma - \cos\alpha\cos\beta)\}}}{KC'}$$

Aus dieſen Elementen iſt alſo cos FrD, und daher der geſuchte Neigungswinkel zu berechnen. Auf dieſelbe Art beſtimmt man die Neigungswinkel, welche die andern Seitenflächen mit den Grundflächen machen. Nimt man alle Seiten und Winkel gleich an, alſo a = b = c, und $\alpha = \beta = \gamma$, ſo wird das Parallelepipedum das in der Kriſtallographie deswegen ſo wichtige Rhomboeder, weil es die primitive oder Kerngeſtalt des kohlenſauren Kalks bildet, aus welcher alle Variationen dieſes Foſſils durch Aufſchichten kleiner, der Kerngeſtalt ähnlicher Partikelchen (integrirender Molicule) entſtehen. (*Scherk.*)

DIAGORAS, der Atheiſt (*Διαγόρας ὁ κληθεὶς ἄθεος*). Wenige Nachrichten ſind uns über ſein Leben und ſeine Schriften, ſei es in ſpecieller Behandlung, ſei es durch gelegentliche Erwähnung, überliefert worden, und dieſe wenigen beziehen ſich faſt nur auf den einen Umſtand, den ihm ſchuld gegebenen Atheismus; ſelbſt hierüber haben wir bei weitem das Bedeutendſte erſt neuerlich, durch die unter den herkulaniſchen Rollen gefundene Schrift des Philodemos über die Götter, erhalten. Aus ihr ſcheint hervorzugehen, daß Ariſtoxenos, der berühmte Peripatetiker, in ſeiner Schrift [1]) „über die Sitten der Mantineer" (*ἐν τοῖς Μαντινέων ἔθεσι*) ziemlich umſtändlich über Diagoras geſprochen habe; ihn hier zu erwähnen, dazu war die Aufforderung wol in dem nähern Verhältniſſe gegeben, das zwiſchen Diagoras und Mantinea, beſonders aber dem Geſetzgeber Mantinea's, Nikodoros, Statt gefunden hat; auch Ariſtoxenos hat nach Suidas [2]) längere Zeit in Mantinea gelebt und hier vielleicht ſeine muſikaliſch-ethiſchen Studien getrieben. Lyſippos aber aus Epirus konnte in ſeiner Schrift [3]) „Verzeichniß der Gottloſen" (*ἀσεβῶν κατάλογος*), die jedoch natürlich wol mehr als trocknes Namenverzeichniß war, vielmehr auch Biographien der ſogenannten Gottloſen enthalten haben mag, er alſo konnte ihn hier wol ebenſo wenig übergehen, als es glaublich iſt, daß die größern biographiſchen Werke, wie die *Bioi* eines Hermippos, eines Ariſtoxenos, eines Satyros u. a., ihn übergangen haben; nur darüber läßt ſich kaum eine Vermuthung wagen, ob Hermippos über ihn in der Abtheilung ſeines Werkes, welche die Dichter, oder in der, welche die Philoſophen umfaßte [4]), gehandelt habe. Die dürftigen Artikel, die Heſychios [5]) aus Milet in ſeiner Schrift „über die durch Gelehrſamkeit und Bildung ausgezeichneten Männer" und Suidas [6]) über ihn haben, ſind nicht geeignet, uns über den Verluſt jener Werke zu tröſten. Die Neueren [7]) haben die Stellen der Alten über ihn fleißig zuſammengebracht, und namentlich den ihm gemachten Vorwurf des Atheismus öfters einer, freilich nicht ſehr fruchtbaren, Prüfung unterzogen, am vollſtändigſten Thienemann.

Weder das Geburts-, noch das Todesjahr des Diagoras iſt bekannt, und die Angaben der Chronographen [8]), er ſei Ol. 74. berühmt worden, ſind nicht zuverläſſig genug, um darauf zu bauen. Doch iſt ſeine Zeit im Allgemeinen dadurch beſtimmt, daß Demokrit aus Abdera, der etwa um Ol. 86. blühte [*]), als ſein Lehrer, er ſelbſt ein jüngerer Zeitgenoſſe von Simonides, Pindar und Bakchylides genannt wird [9]), von denen Simonides Ol. 56, 1. geboren, Ol. 78, 1. geſtorben, Pindar nach Böckh Ol. 64, 3. geb., Ol. 84, 3. geſtorben iſt, Bakchylides aber nach Euſebius Ol. 82, 2. blühte. Den Vater des Diagoras nennen die meiſten Telekleides, einige Telekliptos [10]); vielleicht kamen beide

1) Dieſe Schrift mit ihrem Titel iſt uns erſt durch Philodemos bekannt geworden; ob ſie ſelbſtändig war, oder eine Abtheilung einer der von G. L. Mahne in ſeiner distrib. da Aristoxeno p. 19 sq. aufgeführten Schriften des Ariſtoxenos bildete — denn es konnte für ſie in den *νόμοις πολιτικοῖς* wie in den *ἱστορίαις* und *ἱστορικοῖς ὑπομνήμασι* nicht an einer ſchicklichen Stelle fehlen — wage ich nicht zu entſcheiden. 2) Im W. *Ἀριστόξενος*. 3) S. Schol. z. Apoll. Rhod. 4, 1093. 4) S. mein Prooemium z. Halleſchen Lectionskatal. 1831. S. 4 fg. Ad. Locynski Hermippi Smyrnaei Peripatetici fragmenta. Bonn 1832. 8. p. 28 sq. 5) S. 16. ed. Orelli. 6) Suidas hat zwei Artikel über ihn; den S. hat die Eudocia in Villoiſon Anecd. p. 137. excerpirt. 7) Muret V. L. X, 17. Creſoll Theatr. Sophist. p. 72. Voſſius de hist. gr. p. 456 sq. Meurſius z. Heſych. Mileſ. a. a. O. Marianus Bonifacius a Reuten de atheismo Diagorae. Reimmann hist. atheism. c. 31. §. 8. p. 212. Joh. Jak. Zimmermann epist. de atheismo Euemeri et Diagorae im Mus. Brem. Vol. I. p. 4. Bayle Dictionn. histor. et crit. i. W. Fabricius z. Sext. E. adv. Math. 9, 53. Bibl. gr. II. Brucker hist. cr. philos. T. 1. p. 1203 sq. Thienemann üb. d. Atheismus des Diagoras in Fülleborns Beiträgen z. Geſch. d. Philoſ. St. XI. S. 15—63. Blomfield zu Aeschyl. Agam. 362. Lobeck Aglaopham. p. 370. 1285. Geel hat den Diagoras in ſeiner historia critica sophistarum, qui Socratis aetate Athenis floruerunt (Nov. Act. Litter. Societ. Rheno-Trajectin. P. II.) übergangen, da er doch ganz eigentlich hieher gehörte. 8) Bei Euſebius in der armeniſchen Überſetzung S. 209. findet ſich die doppelte Angabe zu Ol. 74, 2. Diagorii philosophi agnoscebantur und zu Ol. 78, 2. Bacchylides florebat et Diagoras atheus. Mit jener Angabe ſtimmen Syncellos 202, e. p. 483. Dind. *οἱ περὶ Διαγόραν φυσικοὶ φιλόσοφοι ἤκμαζον* und Hieronymus Diagoras agnoscitur et sectatores ejus physici philosophi. Daß man hier nicht *Ἀναξαγόραν* u. ſ. w. verbeſſern dürfe für *Διαγόραν*, zeigt Kyrillos c. Julian. I. p. 13. 63.: *ἐν ἑβδομηκοστῇ τετάρτῃ Φρύνιχος* (sic) *καὶ Χοιρίλος καὶ Διαγόρας, φιλόσοφοι φυσικοί*, wo *Ἀναξαγόρας* unmittelbar vorhergegangen iſt. Stark iſt der Irrthum des Lactantius de ira dei c. 9., der den Diagoras ſelbſt nach Epikur ſetzt: Verum iis postea temporibus, quibus jam philosophia defloruerat, extitit Athenis quidam Diagoras, qui nullum esse omnino deum diceret ob eamque sententiam nominatus est *ἄθεος*. *) Die Angaben der Alten über die Zeit Demokrits ſind ſo widerſprechend, daß noch niemand, auch nicht Hr. Geffers in ſeinen Quaestionn. Democrit. Specim. Prim. Gotting. 1829. 4. p. 3—11. ſie hat vereinigen können. Clinton ſetzt ſeine Geburt Ol. 80, 1. ſeinen Tod Ol. 105, 4. 9) Schol. Ariſtoph. Ran. 323. *τὸν χρόνον κατὰ Σιμωνίδην καὶ Πίνδαρον*. Suid. *τοῖς χρόνοις ὢν μετὰ Πίνδαρον καὶ Βακχυλίδην*. 10) Suid. *Τηλεκλείδου ἢ Τηλεκλύτου*. Schol. Ariſtoph. a. a. O. *Τηλεκλήτου*. Heſych. Mileſ. *Τηλεκλείδου*.

Digitized by Google

ziemlich gleichbedeutende Namensformen demſelben Manne zu, etwa wie eine und dieſelbe Perſon, und oft bei denſelben Schriftſtellern, Σωκράτης und Σωσικράτης, Ναυκράτης und Ναυσικράτης, Ἑρμότιμος und Ἑρμοτίμων, Λύκος und Λύκων, Σῖμος und Σίμων, Ἀρχῖνος und Ἀρχίνους, Θεογένης, Θεαγένης und Θουγένης, Ἀρχίδημος, Ἀρχίδαμος und Ἀρχιδάμος u. a. ä. heißt. Was das Vaterland des Diagoras betrifft, ſo wird er ſo häufig ein Melier (Μήλιος) genannt, daß man es nur für einen auch ſonſt ziemlich häufigen [11]) Schreibfehler anſehen kann, wenn er bei Pſeudo-Plutarch [12]), Euſebius [13]), Joannes Chryſoſtomus [14]), Theodoretus [15]) und Euſtathius [16]) Διαγόρας ὁ Μιλήσιος heißt; nennt ihn aber Tatian [17]) einen Athener, ſo hat er ſich wol damit geirrt, daß Diagoras allerdings längere Zeit in Athen gelebt, auch ſeine ketzeriſche Schrift hier bekannt gemacht haben mag und das Verdammungsurtheil der Athener über ihn berühmt geworden iſt; denn daß er auch das attiſche Bürgerrecht erhalten hätte, iſt unglaublich. In keinem Falle ſcheinen dieſe Stellen wichtig genug, um mit Lobeck [18]) das Vaterland des Diagoras als zweifelhaft anzuſehn; doch vielleicht hat dieſer Gelehrte andere, mir entgangene, Stellen vor Augen gehabt. Es verlohnt ſich daher um ſo mehr, einiges über Melos hier beizubringen, als man ja ſogar das Geſchick deſſelben mit Diagoras in Verbindung geſetzt hat.

Die Inſel Melos, heute Milo, eine der Kykladen, ſoll zuerſt phöniziſche Bevölkerung gehabt haben [19]), ein Schickſal, das ſie mit den meiſten griechiſchen Inſeln, den Kykladen Thera, Delos u. a. theilt [20]); ſpäterhin erhielt ſie lakoniſche Bevölkerung aus Amyklä [21]), und zwar nach der Behauptung der Melier bei Thukydides [22]), 700 Jahre vor der Belagerung von Melos durch die Athener, d. h. vor dem Sommer von Ol. 90, 4. — 91, 1., eine Angabe, die uns, ihre Richtigkeit vorausgeſetzt, auf 340 Jahre vor Ol. 1. und 12 Jahre vor Einwanderung der Dorer in den Peloponnes führen würde; hienach ſtammte dieſe lakoniſche Bevölkerung auf Melos aus der vor-doriſchen Zeit; aber gewiß iſt jedenfalls, daß nicht ſowol doriſche Spartiaten als vielmehr Achäer aus Amyklä ſie gebildet haben und einige Zeit ſpäter Minyer aus demſelben Amyklä nach Melos als Kolonie gekommen ſind [23]). Jedoch ſind die Achäer und Minyer auf Melos ebenſo wie Amyklä ſelbſt durch die Spartiaten doriſirt worden; denn Melos hat bis zu ſeiner Eroberung durch die Athener in, ſo viel wir wiſſen, ununterbrochener Verbindung mit den Lakedämoniern geſtanden und ſich immer als deren Kolonie angeſehn [24]). Verwandtſchaft und die Nähe an Lakonika hatte Melos an ſpartaniſche Symmachie geknüpft; beim Ausbruche des peloponneſiſchen Krieges aber blieb es neutral, während, mit Ausnahme Thera's, die übrigen Kykladen Athens Hoheit anerkannten [25]); Ol. 88, 3. bemühten ſich die Athener vergeblich, auch Melos für dies Verhältniß zu gewinnen [26]); Waffengewalt, unterſtützt von Verrath, ſetzte ſie nach langer Belagerung Ol. 91, 1. in den Beſitz der Inſel; der Sieger geſtattete ſich gegen den Beſiegten eine Grauſamkeit, die, weil ſie keinen Treubruch, eher die Treue beſtrafte, die Gemüther der Hellenen empörte und ſpäter bei der Eroberung Athens durch Lyſander manchen zur Rache reizte [27]); von den Meliern wurde nämlich die erwachſene männliche Bevölkerung, die dem Sieger in die Hände fiel, getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft und das Land ſpäter mit 500 attiſchen Kleruchen beſetzt [28]); Alkibiades wird als einer der Haupturheber dieſer Grauſamkeit genannt, obgleich er ſich ſpäter nicht ſcheute, aus der Zahl der meliſchen Gefangenen ſich eine ſchöne Frau zu kaufen und mit ihr zu buhlen [29]). Nach einem Scholiaſten [30]) hat Unwille über den Atheismus des Diagoras den Angriff der Athener gegen Melos veranlaßt. Die Melier, welche ſich gerettet hatten, wurden vermuthlich von den Lakedämoniern aufgenommen, gewiß aber ſpäter nach Beſiegung Athens wieder von Lyſander in den Beſitz ihres Landes geſetzt [31]).

So viel über das Vaterland des Diagoras. Heſychios von Milet und Suidas haben die Nachricht, Diagoras ſei Sklave geweſen und Demokrit aus Abdera habe ihn, weil er ſeine Anlagen erkannt, für 10000 Drachmen losgekauft und zu ſeinem Schüler gemacht. Das Fabelhafte der Nachricht ergibt ſich ſchon aus dem ganz unglaublichen Preiſe [32]), der an die 10000 Drachmen erinnert, welche Iſokrates als Honorar für ſeinen rhetoriſchen Unterricht genommen haben ſoll, wie es denn auch nicht an ähnlichen Geſchichtchen über andere Philoſophen fehlt, z. B. über Phädon, den Sokratiker, Xenokrates u. a. Auch wird nicht ganz Unähnliches über die Art und Weiſe berichtet, wie derſelbe Demokrit die großen Anlagen des Protagoras, als dieſer in dem niedrigen Verhältniſſe eines Laſtträgers ſeine Aufmerkſamkeit erregte, entdeckt und ihn zu ſeinem Schüler gemacht habe [33]). Aber wie wir einen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zwiſchen den Beſtrebungen des

11) Bentley ad Callimach. fr. 86. 12) Placit. Philos. 1. 7., wo jedoch die Berichtigung bereits in die Ausgaben übergegangen iſt. 13) Praep. Ev. 13. 14) Homil. IV. in prim epistol. ad Corinth. c. 5. p. 30. D. ed. Montfauc. 15) Therapeutic Gr. Sermon. II. 1. 4. p. 758. ed. Schulze. 16) ad Hom. Od. γ. 381. p. 1473. 17) Or. c. Graec. p. 164 A. Διαγόρας Ἀθηναῖος ἦν. 18) Aglaoph. p. 870. Quod Lysias dicit Diagoram περὶ τὰ ἀλλότρια ἱερὰ καὶ ὁσίας ἀσεβεῖν nonnihil momenti faceret, si patria ejus constaret. 19) Stephan Byzant. Θῆνος i. Μῆλος. Plin. n. h. 41, 25. 20) Thuk. 1. 8. Herodot 4. 147. Paus. 3. 1. 7. 21) Conon Narrat. 36. 22) Thukyd. 5, 112. πόλεως ἑπταχόσια ἤδη ἔτη οἰκουμένης. 23) Plutarch Mulier. Virt. p. 272. Müller Orchom. u. d. Minyer. S. 317.

24) Thukyd. 5, 84. 104. 108. Herodot 8, 48. Xenoph. Hellenik. 2. 2, 3. 25) Thukyd. 2, 9. 26) Derſ. 3, 91. 27) Xenoph. a. a. O. Iſokrat. Panath. 22. 28) Derſ. 5. 116. 29) Andokid. g. Alkib. S. 123. Plutarch. Alkib. 16. 30) Schol. Aristoph. Nub. 132. ἐπὶ τὸ ἧττον ἐξέδραμεν ἐφ' ᾧ οἱ Ἀθηναῖοι, ἀγωνιζόμενοι τὴν Μῆλον ἑλεῖν. 31) Xenoph. 2. 2. 9. Plutarch. Lyſand. K. 14. 32) Böckh Staatshaush. d. Ath. I. 73. 33) Gellius N. A. 5, 3. Diogen. Laert. 9. 53.

Digitized by Google

Diagoras und den Atomistikern werden zugeben müssen, so dürfen wir wol auch aus jener Nachricht auf ein ziemlich nahes persönliches Verhältniß zwischen Diagoras und Demokrit schließen. In einer frühern Lebensperiode beschäftigte sich Diagoras (angeregt vielleicht durch das Beispiel seines Zeitgenossen und Landsmannes, des jüngern Melanippides aus Melos, der, wie sein gleichnamiger Großvater und sein Vater Kriton, als Lyriker und besonders als Dithyrambendichter sich Ruhm erworben hatte) mit lyrischer Poesie [34]) und vermuthlich mit den Gattungen derselben, die Simonides, Pindar und Bakchylides bearbeiteten; denn sonst wäre nicht eben abzusehen, warum er gerade mit diesen zusammengestellt wird [35]); namentlich genannt werden uns *σόματα* [36]), *μέλη* [37]), *παιᾶνες* [38]), *διθυραμβικά* [39]), *ἐγκώμια* [40]), und wieder besonders ein Enkomion auf den, sonst nicht bekannten, Arianthes aus Argos, ein anderes auf Nikodorus aus Mantinea, ein drittes auf die Mantineer selbst. Weist nun schon das Daseyn eines solchen Gedichts auf ein gewisses Verhältniß zwischen Diagoras und Mantinea hin, so wissen wir auch anderswoher, daß zwischen ihm und Nikodorus, dem Gesetzgeber der Mantinea's, eine sehr innige Verbindung Statt gefunden habe. Ælian [41]) berichtet nämlich, Nikodorus, in frühern Jahren im Faustkampfe ausgezeichnet, habe sich in spätern um seine Vaterstadt Mantinea dadurch noch verdienter gemacht, daß er ihre Verfassung und Gesetzgebung weise anordnete, wodurch die Mantineer *εὐνομώτατοι* wurden; unterstützt habe ihn hiebei Diagoras aus Melos, der sein Liebhaber gewesen; er könnte, schließt Ælian, noch manches andre über Nikodorus sagen, aber wolle sich nicht dem Scheine aussetzen, als ob er einen so den Göttern verhaßten Menschen, als Diagoras, zu loben suche. Dieser armseligen Rücksicht haben wir es also zuzuschreiben, daß uns so wenig über dies Verhältniß bekannt ist. Doch kann an ein Liebesverhältniß wenigstens nicht in der Art gedacht werden, daß Nikodorus, der Greis, den Geliebten, Diagoras den Liebhaber abgegeben hätte.

Mantinea war als Stat einer der ältesten Arkadiens [42]), aber die den Stat bildenden fünf Ortschaften, unter denen der Flecken Mantinea früh schon der bekannteste gewesen seyn mag, wurden vermuthlich erst nach den Perserkriegen, und zwar mit Hilfe der Argiver, zu einer Stadt vereinigt [43]); das *κωμηδὸν* bewohnte Mantinea hatte aristokratisches Regiment, aber stand doch schon in solchem Rufe verständig angeordneter Verfassung und Verwaltung, daß, als die Kyrenäer unter der Regirung Battus III., des Lahmen, in bürgerlichen Zwist verfallend, sich an das delphische Orakel wandten, dieses ihnen anempfahl, aus Mantinea sich einen Ordner zu holen; die Mantineer sandten den Kyrenäern auf ihre Bitte den Demonax, der in Kyrene angelangt, eine neue Stammeintheilung verfügte, dem Königthum fast nur Ehren und Einkünfte ließ, alle frühere königliche Gewalt aber dem Demos oder der Volksversamlung übertrug [44]). Hat nun Herodot sich nicht hierin geirrt, dürfen wir uns auf das Wort Demos verlassen, so muß, da doch wahrscheinlich Demonax die Einrichtungen in Kyrene nach Analogie der Institute Mantinea's geordnet haben wird, auch hier damals schon — und diese Begebenheit fällt zwischen Ol. 57, 3. und 62, 4. — neben der Aristokratie die Volksversamlung von bedeutendem Einflusse gewesen seyn. Der Name Demonax scheint übrigens dafür zu sprechen, daß seine Familie sehr früh einen volksthümlichen Charakter gezeigt hat. Der Synoikismos Mantinea's wird die Verfassung natürlich etwas demokratischer gemacht haben, doch nicht so weit, daß des States politische Zu- und Abneigung sich gleich geändert hätte; denn wie die Mantineer im persischen Kriege die Sache der Griechen unterstützten [45]), so blieben sie auch den Lacedämoniern treu, als zwischen Ol. 75, 1. und 78, 4. die übrigen Arkadier sich bei Dipäa denselben entgegenstellten [46]).

---

34) Hesych. *ὁ δὲ τῇ λυρικῇ ἐτέθετο.* Suid. *ὁ δὲ καὶ τ. λ. l.* 35) S. Note 9. 36) Suid. *φιλόσοφος καὶ ᾠδαίων ποιητής.* 37) Schol. Aristoph. Ran. 323. *Διαγόρας μελῶν ποιητής.* 38) Nach dem Bericht des Hesychius ist Diag. dadurch zum Atheismus gebracht worden, daß ihm ein Kunstgenosse einen von ihm gedichteten Päan entwandt und doch die That abgeschworen hatte, während er bald darauf ihn als eigenen bekannt machte. 39) Sext. Empir. adv. Math. 9. 53. *Διαγόρας δὲ ὁ Μήλιος διθυραμβοποιὸς ὡς φασὶ τὸ πρῶτον γενόμενος ὡς εἷς τις καὶ αὐτὸς θεοσεβὴς ἦν.* Schol. Aristoph. Ran. 323. *διθυραμβοποιὸς ὁ Διαγόρας ποιητὴς ἀγαθὸς ἦκμαζε, ἦκμαζε δὲ ὁ κωμικὸς διθυραμβικὰ τοιαῦτα ἀκροστιχὶς ἔχοντα ποιῶν.* Doch ist auf das letztere wenig zu geben, indem der Schol. diese Nachricht nur zur Erklärung der Stelle des Aristoph. ersonnen zu haben scheint, *ἄδοντα γοῦν τὸν Ἴακχον, ὅπερ Διαγόρας.* Es ist aber hier schwerlich *ᾄδει* zu suppliren, sondern vielmehr durch eine Art Apostrophis *διαφέρει* oder etwas ähnliches. 40) Ich will die ganze den Diagoras betreffende Stelle des Philodemos, wie sie in den Herculanens. ed. Drummond and Walpole. Lond. 1810. p. 164. 4. steht, hieher setzen, indem ich noch öfter auf dieselbe werde zurückgehen müssen. Der Verf. behauptet, daß die stoische Theologie einen weit irreligiösern Charakter hätte, als Diagoras: *ὥστ' ἐγωγε καὶ τεθαῤῥηκότως εἶπαιμι (εὖ εἶπαι δ' ἂν?) τοὺτους Διαγόρου μᾶλλον πλημμελεῖν· ὁ μὲν γὰρ ἔπαιζεν, εἶπέ που καὶ τοῦ [ὑ' οὗτος] ἔπαιν, ἀλλ' οὐκ ἐκυνθήγκτει, κατάπερ ἐν τοῖς Μαντινέων ἔθεσιν ἀμαιδέστερός φησιν. ἐν δὲ τῇ ποιήσει καὶ ἀλήθειαν ὑπ' αὐτοῦ γεγράφθαι τοῖς ὅλοις οὐδ' ἐν παίδες πάντες [πο] νεν, ἀλλ' ἔστιν εὑρεῖν [ε] ὡς ποιητὴς εἰς τὸ δαιμόνιον. καθάπερ ἄλλα τε (l. τε) μαρτυρεῖ καὶ τὸ γεγραμμένον εἰς Δημόκριτον τὸν Ἀβδηρίτην, „Θεὸς θεὸς πρὸ παντὸς ἔργου φυσίου νώμα φρεὶ ὑπερίσεων", καὶ τὸ εἰς Νικόδωρον τὸν Μαντινέα „Κατὰ δαίμονα καὶ τύχην τὰ πάντα βροτοῖσιν ἐκτελεῖσθαι." τὰ παραλήψιμα δ' αὐτῆ περὶ [χει καὶ] τὸ Μαντινέων ἐγκώμιον.* Das in [ ] Eingeschlossene ist Supplement der Akademie von Portici. Das zweite Fragment findet sich auch bei Sextus a. a. O., der nach den Not. 39. angeführten Worten so fortfährt: *ὃς γε καὶ τῆς ποιήσεως ἑαυτοῦ κατηρξατο τὸν τρόπον τοῦτον, κατὰ δαίμονα καὶ τύχην πάντα τελεῖται.* Hienach habe ich geglaubt, dieses Fragment, so wie weiter unten im Texte geschehen, bestimmen zu müssen. Daß *δαίμ. καὶ τ.* so viel wie *δαίμονίαν τύχην* sei, bemerkt Fabricius; diese Zusammenstellung findet sich öfter, z. B. bei Dem. s. d. g. Olympiod. 1174 *κατὰ τύχην τινὰ καὶ δαίμονα.* Ich glaube daher nicht, daß in unserer Stelle der Ausdruck mit der großen Verehrung in Verbindung stehe, welche die *Τύχη* bei den Mesiern, nach den Münzen zu schließen, genossen zu haben scheint.

41) Var. Hist. 2. 22 sq. 42) Polyb. 2. 56. 43) Müller Dor. 2. 70. Wachsmuth H. A. 1. 2. S. 89. 44) Herodot 4. 161. *Thirlwall* Res Cyrenens. p. 145 sq. 45) Herodot 7. 202; 9. 77. 46) Derſ. 9. 35. Pausan. 3. 11. 6.

Und so sehen wir das demokratische Mantinea auch beim Ausbruche des peloponnesischen Krieges auf lacedämonischer Seite [47]); jedoch benutzten sie diesen Zeitpunkt, um ihr Ansehn in Arkadien zu erweitern und einen Theil desselben sich zu unterwerfen [48]); indem sie nun aber voraussahen, daß die Lacedämonier, sobald sie nicht mehr mit dem attischen Kriege beschäftigt seyn würden, ihnen nicht den ruhigen Besitz der neu erworbenen Distrikte lassen dürften, traten sie Ol. 89, 3. aus dem Bunde mit Sparta in eine Verbindung mit Argos, zu der bald Elis und für einige Zeit auch Korinth trat [49]); als darauf die Lacedämonier in die den Mantineern unterthänig gewordenen parrhasischen Städte vorrückten und ihnen die Autonomie und Unabhängigkeit von Mantinea ertheilten, traten Argos, Elis und Mantinea Ol. 89, 4. in einen hundertjährigen Bund mit Athen [50]); die Verbündeten zwangen durch Waffengewalt das arkadische Orchomenus ihrem Bunde beizutreten [51]), aber ihr Vorhaben, auch Tegea vom lakonischen Bündniß abzuziehen, ward in demselben Jahre durch die Schlacht bei Mantinea vereitelt [52]), und als in deren Folge zunächst Argos sich gefügt hatte, mußten auch die Mantineer sich mit Sparta auf die Bedingung vertragen, daß sie ihren unterthänigen Städten die Autonomie ertheilten Ol. 90, 4.; damals schlossen sie mit Sparta einen 30jährigen Vertrag, der Ol. 98, 2. ablief [53]). In diesem Jahre befahlen die Lacedämonier den Mantineern, deren wachsende Macht sie fürchteten, ihre Mauern niederzureißen, und unternahmen, da sie sich dessen weigerten, einen Feldzug gegen Mantinea; dieses eroberten sie nach langer Belagerung, zerstörten es und nöthigten die Einwohner, sich in die fünf alten Dörfer zu zerstreuen, in denen sie nicht mehr einen Stat, sondern fünf von einander unabhängige Gemeinden anerkannten, deren jeder sie einen eigenen Xenagos zuschickten [54]). Wie nun die Gesamtstadt Mantinea demokratisches, so hatten die Dorfschaften wieder Adelsregiment, bis nach der Schlacht bei Leuktra mit der durch Epaminondas Hilfe bewirkten Wiederherstellung der Gesamtstadt auch Demokratie wiederkehrte [55]). Weiter die Geschichte Mantinea's zu verfolgen, würde uns zu weit abführen. Während des demokratischen Regiments waren in Mantinea außer andern Behörden βουλή, δημιουργοί, θεωροί, πολέμαρχοι [56]). Aus Aristoteles [57]) wissen wir, daß die Volksversamlung im demokratischen Mantinea die Entscheidung über politische Angelegenheiten mit Ausnahme der Wahlen hatte, die Wahlen der Behörden aber nicht von der Volksversamlung im Ganzen, sondern von gewissen der Reihe nach aus der Mitte aller Bürger ernannten Wählern vorgenommen wurden. — Was den Charakter der Mantineer betrifft, so war er wol dem arkadischen überhaupt entsprechend; die kalte, strenge Luft, der harte Boden hatte den Arkadiern eine gewisse Härte gegeben, die, wo sie wohl geleitet ward, einen kriegerischen Sinn förderte; die Mantineer und Arkadier bildeten nach Ephorus die Kriegskunst aus, so daß noch zu seiner Zeit die kriegerische Kleidung und alte Bewaffnung von ihren Erfindern die mantinetische hieß; die Fechtkunst soll in Mantinea zuerst, und zwar von Demeas, der Zweikampf von Demonax gelehrt worden seyn [58]); aus Arkadien nahmen alle Griechen am liebsten ihre Söldlinge [59]); auf der andern Seite aber bewirkte sie eine gewisse Rohheit der Sitten und Gefräßigkeit, so daß in Wissenschaften unerfahren zu seyn, hier am wenigsten für einen Schimpf galt; dagegen wurde Musik nicht aus Übermuth und Weichlichkeit, sondern zur Milderung des Charakters von früher Jugend an geübt, und in größerem Umfange als anderswo; bis zum 30sten Jahre lernte man hier die Ausübung derselben, und in Musik oder Tanz zurückzubleiben, galt allgemein für schimpflich; diese Musik war aber vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, religiös, wie denn überhaupt neben Einfachheit besonders ein frommer Sinn an den Arkadiern gerühmt wurde [60]).

Mit dieser Stadt also und ganz besonders mit ihrem Gesetzgeber Nikodorus, dessen Gesetzgebung uns bedenklich nach dem Synoikismos zu setzen ist, demnach für das mehr demokratische Mantinea berechnet gewesen seyn muß, stand Diagoras in nahem Verhältniß; er scheint selbst einige Zeit hier gelebt zu haben. Von der Gesinnung der Mantineer dürfen wir schon im Voraus erwarten, daß sie freche Irreligiosität nicht in ihrer Nähe geduldet haben werden, und es wird uns auch ausdrücklich bezeugt, daß die ganze Poesie des Diagoras, weit entfernt einen irreligiösen Charakter zu zeigen, vielmehr durchgehends ein wahrhaft religiöses Gemüth verrathen habe; als Belege werden uns folgende Stellen aus dem Gedichte auf Arianthes aus Argos

Θεὸς, θεὸς πρὸ παντὸς ἔργου βροτείου νώμα φρένα ὑπερτάταν l. νώμα φρεν' ὑ. „Die Gottheit, die Gottheit ist's, die (vor jedes sterblichen Werks Beginn, d. h.) für jedes sterbliche Werk mit ihrem erhabenen Geiste waltet;"

und folgende aus dem Loblede auf Nikodoros mitgetheilt,

Κατὰ δαίμονα καὶ τύχαν τὰ πάντα βροτοῖσιν ἐκτελεῖται, „nach göttlichem Verhängniß wird Jegliches den Sterblichen vollendet,"

und ähnliche Gedanken soll auch das Enkomion auf die Mantineer enthalten haben. Von Mantinea aus begab sich wol Diagoras nach Athen, und zwar, wie seine Erwähnung in den Ol. 89, 1. aufgeführten Wolken des Aristophanes beweist, nicht erst nach der Eroberung von Melos, was gleichwol Grammatiker [61]) behaupten; er muß

47) Thukyd. 2. 9.; 3. 107 fg. Pausan. 8. 6. Diodor. 15. 12. 48) Thuk. 4. 134; 5. 29. 49) Thuk. 5. 29 fg. 50) Derſ. 5. 47; 50. 51) Derſ. 5. 61. Diodor. 12. 79. 52) Thuk. 5. 70 fgg. Diodor, a. a. O. 53) Thuk. 5. 81. Xenoph. Hellenik. 5. 22. 54) Xenoph. a. a. O. Plato Sympoſ. 193 a. und daſ. die Ausl. Diodor. 15. 5; 12. Polyb. 4. 27. Pausan. 8. 8. 6. 55) Xenoph. 5. 2. 4.; ebend. 7; 7. 1. 43. 56) Thukyd. 5. 47. 57) Politik. 6. 2. 2.

58) Athen. 4. 154. d. 59) Thuk. 7. 57. Xenoph. H. 7. 1. 23. Hermippos bei Athen. 1. 28 f. Schon Herkules soll Arkadier zu Kriegsgefährten gehabt haben. 60) Polyb. 4. 20 fg. 61) Schol. Ariſtoph. Vög. 1773. οὗτος μετὰ (ob κατὰ?) τὴν ἅλωσιν Μήλου ἐν Ἀθήναις ἦκεν. Ebenſo Suidas im zweiten Artikel über Diagoras und Tarrhäus in den Proverb. μετὰ τὴν ἅλωσιν Μήλου ἦκεν ἐν Ἀθήναις. Es ſteht dies in direktem Widerſpruch mit einem andern Scholion zu derſelben Stelle, wonach er ἐκκεκήρυκται μάλιστα ὑπὸ τὴν ἅλωσιν Μή-

Digitized by Google

selbst längere Zeit vor Abschluß des Bündnisses Athens mit Mantinea hieher gekommen seyn; aber eine Hinneigung zu Athen und der Wunsch, sich einst mit ihm inniger zu verbinden, mag sich immer schon in Mantinea gezeigt haben. Was nun hier sehr interessant wäre zu wissen, welcherlei Ansicht Diagoras von dem Verhältnisse Athens zu Melos gehabt, und welche Stellung er im Kriege beider eingenommen hat, beides ist uns ganz unbekannt. In Athen wird er wol zuerst mit den Sophisten und Atomistikern bekannt geworden seyn, und diesem Verhältnisse haben wir vielleicht die Veränderung zuzuschreiben, die in seiner religiösen Denkart vorgegangen seyn soll; diese Erklärung wäre wenigstens etwas weniger unwahrscheinlich, als die ziemlich abgeschmackten Erzählungen einiger späteren Schriftsteller, jemand hätte dem Diagoras ein Depositum abgestritten, oder ihn sonst durch Meineid um ein pekuniäres, oder um ein schriftstellerisches Eigenthum betrogen, und der Umstand, daß die Götter diesen Meineid nicht bestraft hätten, habe die Sinnesänderung bei ihm bewirkt [62]), Erzählungen, die vermuthlich auf einem später anzuführenden Mißverständnisse beruhten. In Athen kann und wird er auch Sokrates gesehen haben; daß er aber sein Lehrer geworden sei, wie gleichwol behauptet wird [63]), ist unglaublich. Indeß war des Diagoras Freigeisterei Ol. 89, 1. hier schon so bekannt, daß in den in diesem Jahre aufgeführten Wolken, in der Stelle, wo Strepsiades seinem Sohne die eben erst selbst gelernte Weisheit mittheilt, mit des Zeus Reich habe es jetzt ein Ende und der Wirbelwind Δῖνος regire nun, „Sokrates der Melier" (Σωκράτης ὁ Μήλιος) als Urheber dieser Weisheit genannt wird [64]), eine Benennung, die offenbar eine Anspielung auf Diagoras enthält. Fünf Jahre später Ol. 91, 2. (in dieses Jahr setzt wenigstens Diodor die Begebenheit) hatte der Unwille des attischen Volks gegen Diagoras wegen der ihm schuld gegebenen Gottlosigkeit einen so bedenklichen Charakter angenommen, daß er es gerathen fand, aus Athen zu fliehen; die Volksversammlung erließ auch alsbald einen Volksbeschluß (ψήφισμα) gegen ihn, der auf eine Säule von Erz eingegraben wurde, worin sie eine Belohnung von einem Talente dem, der den Diagoras tödten, von zweien dem, der ihn lebendig gefangen nach Athen liefern würde, versprach [65]). In den im letzten Viertel jenes Jahres, nämlich in den Lenäen Ol. 91, 2. auf die Bühne gebrachten Vögeln des Aristophanes wird dieser Volksbeschluß als ein eben im neuen Vogelstate verkündeter erwähnt (v. 1073) und zwar in Verbindung mit einer Preisaussetzung auf die Tödtung eines der gestorbenen Tyrannen, so daß man kaum zweifeln kann, der Dichter habe jenen Volksbeschluß nicht sonderlich gebilligt, und das ganze gegen Diagoras angewandte Verfahren sich in Verbindung gedacht einerseits mit der der sizilischen Expedition vorangehenden Hermenverletzung und Entweihung der Mysterien, d. h. mit den muthwilligen Streichen, in denen eine durch sophistische Erziehung frech gewordene, vornehme, reiche Jugend ihre Verachtung gegen vaterländische Einrichtungen und die heiligen Gebräuche der Väter und ihren auf Umsturz der Landesverfassung und auf Errichtung oligarchischen Regiments gerichteten Wunsch zu erkennen gab, andererseits mit den zum Theil widersinnigen Maßregeln, die das durch eben jene Streiche gereizte, beunruhigte, überall Verfassungsumsturz witternde, von seinen Führern gehetzte Volk damals getroffen hat. Was mag aber wol den Unwillen der Athener gerade gegen Diagoras in so hohem Grade hervorgerufen haben? Gewiß weniger eine allgemein irreligiöse Tendenz in der schriftstellerischen Wirksamkeit des Mannes — denn auf die Bestrafung dies-

λου, οὐδὲν γὰρ κωλύει πρότερον. Die letzten Worte können unmöglich richtig seyn; vielleicht ist οὐ vor κωλύει ausgefallen: „denn alles verhindert, daß es früher" nämlich „geschehen sei"

62) Sext. E. fährt in der Note 40. angeführten Stelle so fort: ἀδικηθεὶς δὲ ὑπό τινος ἐπιορκήσαντος καὶ μηδὲν ἴσχυε τούτου παθόντος, μεθηρμόσατο εἰς τὸ λέγειν μὴ εἶναι θεόν. Schol. Aristoph. Wolk. 829. διεβλήθη δὲ ἐπὶ ἀθεΐᾳ οἱ Μήλιοι ἀπὸ Διαγόρου, ὃς χρήματα παραθέμενός τινι καὶ ἀποστερηθεὶς εἰς ἀθεΐαν ἐτράπη. — Διαγόρας ὁ Μήλιος, ὃς τὸ πρότερον ἦν θεοσεβής, παρακαταθήκην δὲ ὑπό τινος ἀποστερηθεὶς ἐπὶ τὸ ἄθεον ἐξέβραμεν, ἐφ' ᾧ οἱ Ἀθηναῖοι ἀγανακτήσαντες τὴν Μῆλον ἐκάκωσαν. Hesych. a. a. O. ἐπελήθη δὲ ἄθεος, ὅτι ὁμότεχνός τις αὐτοῦ ὑπ' αὐτοῦ, ὡς δὴ παῖδα ὑφελόμενος, ὃν αὐτὸς ἐποίησεν, ἐξωπώσατο μὴ κεκλοφέναι αὐτόν, μικρὸν δὲ ὕστερον ἐπιδειξάμενος αὐτὸν εὐημέρησεν· ἐντεῦθεν ὁ Διαγόρας λυπηθεὶς ἔγραψε τοὺς ἀποπνιγίζοντας λόγους. Ἐκπώσαι ἔχοντας τῆς περὶ τὸ θεῖον δόξης.

63) Schol. Aristoph. Wolk. a. a. O. ἄλλοι δέ φασιν, ὡς οὗτος ὁ Διαγόρας διδάσκαλος ἦν Σωκράτους. 64) Wolk. v. 830.

65) Diodor. 13. 6. Διαγόρας ὁ κληθεὶς ἄθεος διαβολῆς τυχὼν ἐπ' ἀσεβείᾳ καὶ φοβηθεὶς τὸν δῆμον ἔφυγεν ἐκ τῆς Ἀττικῆς· οἱ δ' Ἀθηναῖοι τῷ ἀνελόντι Διαγόραν ἀργυρίου τάλαντον ἐπεκήρυξαν. Aristoph. Vög. 1073. Τῇδε μέντοι ἡμέρᾳ μάλιστ' ἐπαναγορεύεται, Ἴν' ἀποκτείνῃ τις ὑμῶν Διαγόραν τὸν Μήλιον, λαμβάνειν τάλαντον, wozu die Scholien bemerken: τοῦτο οὖν ἐκήρυξαν κατ' αὐτοῦ Ἀθηναῖοι (l. οἱ Ἀθ.) καὶ ἐν χαλκῇ στήλῃ ἔγραψαν, ὡς φησι Μελάνθης ἐν τῷ περὶ μυστηρίων. ebend. ταῦτα ἐκ τοῦ ψηφίσματος. οὕτως γὰρ ἐκήρυξαν, τὸν μὲν ἀποκτείναντα αὐτὸν τάλαντον λαμβάνειν τὸν δὲ ἀγαγόντα, δύο. ebend. Μένανδρος (l. mit Bentley Μελάνθιος) δὲ ἐν τῷ περὶ μυστηρίων προσφέρεται τῆς χαλκῆς στήλης ἀντίγραφον, ἐν ᾗ ἐπεκήρυξαν καὶ αὐτὸν καὶ τοὺς ἐκδιδόντας Ἑλλανεῖς, ἐν ᾗ γέγραπται καὶ ταῦτα. ἐὰν δέ τις ἀποκτείνῃ Διαγόραν τὸν Μήλιον, λαμβάνειν ἀργυρίου τάλαντον, ἐὰν δέ τις ἀγάγῃ, λαβεῖν δύο. Der Accusativ bei ἐπεκηρ. hat nichts Auffallendes, er ist im Sprachgebrauche der Spätern begründet, die es völlig wie proscribere behandeln, während die ältere Zeit es nur mit dem Dativ verband; vergl. Valesius in Not. Mauss. ad Harpocr. s. v. Ammon. ed. Valcken. p. 57. Valcken. Obss. p. 78 sq. Taylor ad Demosth. de F. l. 347. 25. Aber ἐκδιδ. Ἑλλ. kann unmöglich richtig seyn, denn erstens Ἑλλανεῖς, da doch an das lakonische Ἑλλάνα oder vielmehr Πέλλανα nicht zu denken ist, das achäische Pellene aber ein attischer Volksbeschluß unmöglich mit dorischer Form benennen konnte, muß entweder in Ἑλληνεῖς, oder was weniger wahrscheinlich ist, in Παλληνεῖς verändert werden, in welchem Falle denn der attische Demos zu verstehen ist; zweitens aber nicht die den Diagoras auslieferndeu, sondern die nicht auslieferndeu können von den Athenern proscribirt worden seyn; ich schreibe also „καὶ τοὺς μὴ ἐκδιδόντας Ἑλληνεῖς" und begründe hierauf die im Texte ausgesprochene Vermuthung. Lysias g. Andokid. p. 214 spricht minder genau mit Beziehung auf diesen Fall: καὶ μὴ οὓς μὲν ἔχετε ἀδικοῦντας ἀφίετε, τοὺς δὲ φεύγοντας ζητεῖτε συλλαμβάνειν ἐπιχειροῦντες τάλαντον ἀργυρίου δώσειν τῷ ἀπάγοντι (ob ἀπαγαγόντι?) ἢ ἀποκτείναντι. Josephus c. Apion. II 37. Διαγόρᾳ τῷ Μηλίῳ τάλαντον ἐπεκήρυξαν, εἴ τις αὐτὸν ἀνέλοι, ἐπεὶ τὰ παρ' αὐτοῖς μυστήρια χλευάζειν ἔλεγεν. Die Stelle des Cyrillus s. Note 83. a.

Digitized by Google

ser, was hätte gerade die Athener bewegen können, einen so hohen Werth zu legen, und warum wäre diese andern griechischen Staten so gleichgiltig geblieben? — vielmehr war es ein bestimmter, direkter Angriff gegen gewisse attische Institutionen und namentlich auf die Athen so theuern eleusinischen Mysterien; diese soll er erniedrigt, von diesen soll er viele, die sich in dieselben aufnehmen zu lassen geneigt waren, abgehalten haben; diese Ursache hat Krateros [66]) angegeben, der bekanntlich die attischen Psephismen sammelte; dieselbe wird ausdrücklich von Lysias [67]), Josephus [68]), Tatian [69]) und einigen Grammatikern [70]) genannt, und für dieselbe spricht auch der Umstand, daß Melanthes oder Melanthios des Beschlusses gegen Diagoras in seiner Schrift über die Mysterien gedachte. Dieser Angriff mußte den attischen Demos um so mehr erbittern, als er von einem Eingebornen des verhaßten, eben erst so schmählich behandelten Melos, von einem Freunde des vor etwa zwei Jahren aus dem attischen Bunde getretenen Mantinea ausging und zu einer Zeit erfolgte, wo dieselben Heiligthümer auch von einer aufsätzigen Jugend angegriffen wurden. Wie nahe lag hier der Verdacht, daß der Haß des dorischen Stammes gegen ionische Einrichtungen auch aus diesem Angriffe spreche? Ist die auf Melanthes bezügliche Stelle der aristophanischen Scholien von mir Note 65. richtig verbessert worden, so muß Diagoras sich bei seiner Flucht aus Athen zuerst nach Pellene in Achaia gewandt haben, der Stadt, die schon vom Beginn des peloponnesischen Krieges an und zwar früher als alle andern achäischen Städte auf lakonischer Seite stand [71]); von ihr werden die Athener, vielleicht auch mit Berufung auf den am Ende von Ol. 89, 3. zwischen Sparta und Athen abgeschlossenen 50jährigen Frieden, die Auslieferung des Diagoras als ihres Feindes verlangt, die Pellenäer dieselbe um so mehr verweigert haben, als der Friede bereits gegenseitig mehrfach offenbar verletzt war, worauf sich dann die Athener genöthigt sahen, bei Bekanntmachung ihres Proscriptionsdekrets gegen Diagoras dasselbe auch auf die Pellenäer auszudehnen, obgleich sich schwerlich eine andere Wirkung davon absehen läßt, als etwa eine Art ἀνδροληψία [72]). Späterhin begab er sich nach Korinth, woselbst er auch gestorben ist [73]). Nur dieser Umstand allein könnte verleiten, die Stelle aus den sogenannten Verfassungsfragmenten des Heraklides Pontikus [74]), wonach die Eretrier einem Diagoras, als er nach Sparta reisend in Korinth gestorben war, eine Statue setzten, auf unsern Diagoras zu beziehen; aber warum sollen denn nicht in einer Stadt zwei Fremde desselben Namens zu verschiedener Zeit sterben können, und was berechtigt uns gleich, ihre Identität zu vermuthen? Der von den Eretriern geehrte Diagoras kann wol nur der Diagoras seyn, welcher die Oligarchie der Ritter in Eretria aufgelöst hatte, weil ihm eine Beleidigung in Eheangelegenheiten angethan worden war [75]), eine Begebenheit, deren Datum sich zwar nicht genau bestimmen läßt, die aber jedenfalls geraume Zeit vor der Ol. 72, 3. erfolgten Zerstörung Eretria's durch die Perser fallen muß; denn nur der frühern Zeit gehört das Regiment der Ritter in Euböa an, wie der Hippoboten in Chalkis, der Hippeis in Eretria [76]).

Auf der Flucht von Athen nach Pellene mag dem Diagoras begegnet seyn, was Cicero [77]) berichtet, ein großer Sturm habe das Schiff, auf dem er fuhr, bedroht und die übrigen Passagiere in Schrecken gesetzt, welche dann dies Unglück davon, daß ein so gottloser Mensch auf ihrem Schiffe fahre, ableiteten, während er sie damit beruhigte, daß er auf die andern Schiffe hinwies, die mit demselben Ungewitter kämpfen müßten, ohne den Diagoras bei sich zu haben. Auch nach Samothrake scheint Diagoras einmal gereist zu seyn, und da er, wie wir bald berichten werden, auch die samothrakischen Mysterien verspottet hatte, so soll ein Freund ihn dort auf die Menge von Votivgemälden aufmerksam gemacht haben, die von denen dargebracht worden wären, welche [durch die Hilfe der samothrakischen [78]) Gottheiten] den Gefahren zur See entgangen waren, worauf Diagoras erwiedert habe: aber die sind nirgends gemalt, die Schiffbruch gelitten haben und im Sturme umgekommen sind [79]).

Fragt man nun, ob der Angriff des Diagoras gegen die attischen Mysterien vereinzelt gewesen sei oder mit allgemeinern Bestrebungen in Verbindung gestanden

---

66) Beim Schol. Aristophan. a. a. O. ἐκηρύχθη δὲ τοῦτο διὰ τὸ ἁπαξὶς αὐτοῦ, ἐπεὶ τὰ μυστήρια πᾶσι διηγεῖτο κοινωνοῦσιν αὐτῷ καὶ τοὺς βουλομένους μυεῖσθαι ἀποτρέπων, καθάπερ Κράτητος (denn so, nicht Κρατερός, muß man wol den Namen accentuiren) ἱστορεῖ. Tarrhäus in proverb. und Suid. im zweiten Artikel: τὰ δὲ μυστήρια οὕτως ἠτέλιζεν ὡς πολλοὺς ἐκτρέπειν τῆς ἀρετῆς (l. τελετῆς)· τοῦτο οὖν ἐκήρυξαν καὶ αὐτοῦ Ἀθηναῖοι καὶ ἐν χαλκῇ στήλῃ ἔγραψαν, τῷ μὲν ἀποκτείναντι τάλαντον ἐπιβάλλειν, τῷ δ' ἀγαγόντι (ob ἀγαγόντι?) δύο. ἐκηρύχθη δὲ τοῦτο — ἀποτρέπων, wie im Schol. des Aristoph. 67) a. a. O. τοσούτῳ δ' οὗτος ἀνεγώρου τοῦ Μήλου ἀσεβέστερος γεγένηται· ἐκεῖνος μὲν γὰρ λόγῳ περὶ τὰ ἄλλοτρια ἱερὰ καὶ ὁσίως ἠσέβει, οὗτος δὲ ἔργῳ περὶ τὰ ἐν τῇ αὑτοῦ πόλει. 68) S. Note 65. 69) Auf die Note 17 angeführten Worte folgt: ἀλλὰ τοῦτον ἐξοχησάμενον τὰ καθ' Ἀθηναίους μυστήρια τετιμωρήκασι καὶ τοῖς Φρυγίοις αὐτοῦ λόγοις ἐντυγχάνοντες ἡμᾶς ἐμεμήνασι. 70) S. Not. 66. und die Schol. des Aristoph. a. a. O. τὰ δὲ μυστήρια ἠτέλιζεν, ὡς πολλοὺς ἐκτρέπειν τελετῆς. 71) Thuk. 2. 9. 72) Meier und Schömann attisch. Proz. S. 277 fg.

73) Suidas im ersten Artikel: κατοικήσας δὲ Κόρινθον Διαγόρας αὐτόθι τὸν βίον κατέστρεψε. 74) p. 13. ed. Koel. Διαγόραν εἰς Σπάρτην πορευόμενον καὶ ἐν Κορίνθῳ τελευτήσαντα Ἐρετριεῖς εἰκόνα ἔστησαν. 75) Aristotel. Politik. 5. 5. 9. τὴν ἐν Ἐρετρίᾳ δ' ἀλιγαρχίαν τὴν τῶν Ἱππέων Διαγόρας κατέλυσεν ἀδικηθεὶς περὶ γάμων. 76) Aristotel. P. 4 10. 10.; 3. 2. u. ö. Tittmann Darstellung der griech. Staatsverf. 404 fg. 77) de nat. deor. 3. 37. Die Richtigkeit meiner Vermuthung wird erwiesen durch Athenäus 13. 611 b. καὶ Διαγόρας ἐφυγαδεύθη, ὅτε καὶ πλέων κατεγέλα ἐμήνατο. 78) Cicero, dem wir auch diese Anekdote verdanken, bat zwar diesen Umstand nicht bemerkt, aber daß die samothrakischen Götter gegen Sturm und andre Gefahr auf dem Meere angerufen wurden, ist sonst bekannt; vergl. Lobeck Aglaophan. S. 1218 fg. 79) Cicero a. a. O. Wie aber Diogenes von Laerte 6. 59. die Anekdote im Leben des Diogenes berichtet: διατρίβοντός τινος τὰ ἐν Σαμοθρᾴκῃ ἀναθήματα ἴδῃ, πολλοὶ ἂν εἰς πλοῦν, εἰ καὶ οἱ μὴ σωθέντες ἀνετέθησαν οἱ δὲ τοῦτο Διαγόρου φασὶ τοῦ Μηλίου, braucht er gerade nicht selbst in Samothrake gewesen zu seyn.

Digitized by Google

habe, so haben wir zum Theil schon hingewiesen auf den bedeutenden Unterschied zwischen ionischem und dorischem Stamme in der Auffassung und Behandlung religiöser Gegenstände, der so wichtig war, daß beide Stämme sich in dieser Beziehung oft feindlich berührten [80]); aber der christliche Philosoph Athenagoras [81]) in seiner an die Kaiser M. Aurelius Antoninus und L. Aurelius Commodus gerichteten Vertheidigungsschrift für die Christen bezeugt ausdrücklich: mit Recht hätten die Athener dem Diagoras den Vorwurf der Gottlosigkeit gemacht, da er nicht allein die orphischen Sagen verbreitet, die Mysterien in Eleusis und der Kabiren unter die Leute gebracht und das Schnitzbild (ξόανον) des Herakles, um Rüben zu kochen, zerschlagen, sondern auch geradezu das Daseyn Gottes geläugnet hatte. Was die Anekdote mit dem Heraklesbilde betrifft, so wird sie auch von Andern [82]) erzählt: Diagoras habe in seinem Hause oder in einem Wirthshause Linsen oder sonst etwas kochen wollen, und weil er kein anderes Holz vorgefunden, ein gerade in der Nähe stehendes Holzbild des Herakles ergriffen und mit den Worten ins Feuer geworfen: Nun, Herakles, ist's Zeit für dich, wie einst dem Eurystheus, so jetzt uns zu Liebe diesen als den dreizehnten Kampf zu bestehen und dem Diagoras dies Gericht zu bereiten. Auf diese und ähnliche Anekdoten bezieht es sich wol, wenn Philodemus [83]) vom Diagoras sagt, daß er sich mit den Göttern einen Scherz erlaubt, oder wenn Cyrillus *) sagt, daß er die Weihen, die Feste, die Mysterien der Hellenen verspottet habe. Was aber „das unter die Leute Bringen der Mysterien der Kabiren" betrifft, so ist vielleicht hierauf eine Stelle des Suidas [84]) zu beziehen, wonach die Samothraker verkündet hätten, daß wer ihn lebendig bringen würde, zwei Talente haben sollte, wiewol dort nicht gesagt ist, wer unter dem „ihn" zu verstehen sei. Was Athenagoras über eigentliche Behauptungen des Diagoras berichtet, so können diese nur in der Schrift ihre Stelle gefunden haben, die Tatian [85]) Φρυγίους αὐτοῦ λόγους, Hesychius von Milet und Suidas [86]) τοὺς ἀποπυργίζοντας λόγους nennen; das letztere ist natürlich nicht der Titel, den der Verf. seiner Schrift gegeben, sondern Andere bezeichneten sie so ihrer Form nach, sei es, weil die Argumente in derselben thurmhoch über einander gehäuft, oder die Behauptungen von schlagenden Beweisen thurmartig beschützt wurden. Der Artikel τοὺς ἀπ. λ. beweist übrigens, daß diese oder wenigstens eine ähnliche Bezeichnung schon öfter gemacht und ziemlich bekannt war. Dagegen scheint allerdings Φρύγιοι λόγοι der wahre Titel zu seyn; hat ja auch der mit Diagoras geistig verbundene Demokrit einen Φρύγιον λόγον verfaßt [87]), und haben ja auch andere Griechen ihren theologischen Abhandlungen diesen Titel gegeben [88]); wir dürfen vermuthen, daß die phrygischen, in Griechenland recipirten Gottheiten Kybele, Attes, wie die synkretistisch mit ihnen verbundenen Rhea und Bacchus und die pseudo-historischen und pseudo-physikalischen Erklärungen der sich auf sie beziehenden Mythen [89]) einen großen Theil des Inhalts der „phrygischen Reden" und vielleicht die Grundlage der ganzen theologischen Behandlung ausgemacht haben. In dieser Schrift wird Diagoras auch die drei berühmtesten Mysterienarten der Hellenen, die überdies allen nicht-dorischen Stämmen angehören, die orphischen, eleusinischen und samothrakischen, angegriffen haben. Der Angriff bestand schon darin, daß er solche heilige Gegenstände, die gar keine profane Erwähnung vertrugen, öffentlich behandelte; sodann dürfen wir auch voraussetzen, daß die Behandlung einen ziemlich frechen, witzig seyn wollenden, kurz sogenannten geistreichen Charakter getragen habe. Es stand nämlich dieser Angriff in Zusammenhang mit der ganzen Behandlung der griechischen Theologie. In dieser Beziehung wird Diagoras am häufigsten mit dem um mehr als ein Jahrhundert jüngeren Theodorus, dem Cyrenaiker, zusammengestellt [90]), und ihnen zuweilen [91]) Kritias, der Schüler des Sokrates, oder Protagoras [92]), oder auch Nikanor aus Cypern [93]), häufiger aber noch

80) Herodot. 5, 72. Es gehört hieher auch die Ansicht der Dorer und des dorisirenden Pythagoras u. Plato über Homer und dessen Behandlung der Götter. Diogen. L. 8, 21. Plato de Rep. II. p. 377 D fgg. de legg. III, 680 B. 81) Legat. pro Christian. p. 5 A. Διαγόρᾳ μὲν γὰρ εἰκότως ἀθεότητα ἐπεκάλουν Ἀθηναῖοι μὴ μόνον τὸν Ὀρφικὸν εἰς μέσον καταθέντι λόγον καὶ τὰ ἐν Ἐλευσῖνι καὶ τὰ τῶν Καβείρων δημόσιον μυστήρια καὶ τὸ τοῦ Ἡρακλέους ἕνα τῆς γογγύλης ἑνοῖ καταχόπτοντι ξόανον, ἄτοπον δὲ ἀποφαινομένῳ μηδὲ ὅλως εἶναι Θεόν. 82) Schol. z. Aristoph. Wolk. 832. Διαγόρας γέγονέ τις βλάσφημος εἰς τὸ θεῖον. Μήλιος, καί ποτε, φησίν, ἐν πανδοκείῳ εὐρεθεὶς καὶ μὴ εὑρὼν ξύλα ἀλλ' ἄγαλμα Ἡρακλέους, ἄγε, φησὶ, τρισκαιδέκατον ἡμῖν ἐπιτέλει ἄθλον καὶ ἕψησον τὸν φακόν. Clemens Strandr. admonit. ad gent. p. 15. ὁ δὲ Ἡρακλῆς ἐκ ξύλου λαβὼν κατασκευασάμενον ἔτυχε ἐψῶν τι οἶκοι, οἷα εἰκός. Εἶα δή, ὦ Ἡράκλεις, εἶπεν, ὧν σοὶ ἤδη καιρὸς ὥσπερ Εὐρυσθεῖ ἄπιθι δὴ καὶ ἡμῖν ὑποφρύγιαν τὸν τρισκαιδέκατον τοῦτον ἆθλον, καὶ Διαγόρᾳ τοῦτο παρασκεύασαι· καὶ τοῦτον εἰς τὸ πῦρ ἐνέβηκεν ὥσπερ ξύλον. Sanct. Epiphan. in Ancor. p. 106 B. οὐκ ἀκούουσι γὰρ Διαγόρου τοῦ τὸν ἴδιον Ἡρακλέα ξύλινον ὄντα δι' ἀπορίαν ξύλων ὑποκαύσαντος καὶ ἐπισκωπτικῶς αὐτῷ λέγοντος, ἄγε δή (l. δῆ) Ἡράκλες τὸν τρισκαιδέκατον ἆθλον ἐκτελῶν πάρειδε τὸ ὄψιν (l. ὄψον) ἡμῖν ἑψήσων· ὃν δὴ λαβὼν καὶ σχιδακίσας, καταγελῶν τοῦ ἰδίου θεοῦ ὡς οὐκ ὄντος, τῷ παραπεσόντι αὐτῷ ἀρίστῳ γελοίως ἐχρήσατο. 83) ὁ μὲν ἔπαιζεν. l. Not. 40. *) g. Julian. VI, 190 A. καὶ μὴν καὶ αὐτῷ φασι Διαγόρᾳ ποτὲ τῷ Μηλίῳ καταγώρασι τελετὰς παντηγύρεις τε τὰς παρ' αὐτοῖς καὶ μυστήρια τοσοῦτον ἐπιμηνῦσαι τοὺς τῶν ἱερῶν νόμων προστηκόντας, ὥστε τοὺς ἀποφαίνουσιν αὐτὸν καὶ ἀργυρίου τάλαντον ἐπεκύρωσαν ἐν τάξει γέρας. 84) In Ἀνυδεῖ. — καὶ οἱ Σαμοθρᾷκες κηρύττουσι κήρυγμα, τὸν ζῶντα αὐτὸν ἀγαγόντα δύο τάλαντα ἔχειν. Es wäre aber möglich, daß dies gar nicht auf Diag. sondern auf denselben zu beziehen sei, auf den auch Suidas in Ἐξηγεῖται sich bezieht: ὁ δὲ πρὸς (so hat man für περὶ verbessert) τοὺς ἀτελεστοὺς καὶ βεβήλους ἐξηγεῖται τὰ τῶν Σαμοθρᾳκίων ὄργια, ὃς φοβηθεὶς ἀπέδρα πρὸς τοὺς Κυζικηνούς. Denn hier wird es doch sehr unwahrscheinlich, an Diagoras zu denken. 85) S. Note 68. 86) Hesych. u. Suid. im 1. Art. Ἐπιτέθειν ὁ Διαγόρας λυπηθεὶς ἔγραψε τοὺς ἀποπυργίζοντας λόγους ἐκπώματα ἔχοντας τῆς περὶ τὸ θεῖον δόξης. 87) Diogen. Laert. 9, 49. 88) Lobeck Aglaoph. 369 fg. 89) Cyrus ἐπὶ Symbolik 2, 36 fg. 90) Cicero de nat. deor. I, 23. 42. Athenäus 13 611 b. Minuc. Felix in Octav. Lactant. de ira dei c. 9. 91) Sext. Empir. Pyrrh. Hypot. III. 3. 218. Plutarch de superstition. c. 12. 92) Chrysostomus Hom. IV. in prim. ep ad Corinth. c. 5. p. 30 A. 93) Arnobius disputat. adv. gent. p. 175 ed. Elmenh.

Digitized by Google

Hippon [94]) und Euemerus [95]) beigegeben; endlich wird zuweilen [96]) Diagoras mit Euemerus, Prodikus aus Keos und Theodorus verbunden. Wenn gleich aber allen diesen eine irreligiöse Ansicht und Behandlung der griechischen Theologie Schuld gegeben wird, sie alle mehr oder weniger als Atheisten angesehen und so genannt wurden, so herrschte doch gewiß in ihren Ansichten keine kleine Verschiedenheit; diese hier umständlich darzulegen, ist aber um so weniger nöthig, da jene Männer mit Ausnahme des Protagoras und Prodikus der Zeit nach viel später lebten als Diagoras; desto mehr Aufforderung haben wir, der letzteren beiden wie Demokrits und ihres vermuthlichen Einflusses auf Diagoras hier besonders zu gedenken, die alle in Athen längere Zeit gelebt haben *) und zum Theil von hier aus berühmt geworden sind.

In der Lehre der Atomistiker, in welcher Alles nach Zufall oder blinder Nothwendigkeit durch materielle Kräfte bewirkt wurde, war die Gottheit etwas ebenso Nutzloses, als es für sie hier überall keinen Platz gab; die Bewunderung der besonders im Kosmos der Pythagoreer dargelegten Weltordnung, die sonst selbst den rohen Menschen zur Vorstellung von der Gottheit hinführt, konnte bei der Alles zerspaltenden und nur den winzigen Atomen ein Daseyn einräumenden Ansicht des Atomistikers keine Stelle finden. Da ihm nun eine welt bildende und weltregirende Gottheit ganz fremd und die Vorstellung von den Göttern nach ihm [97]) blos dadurch entstanden ist, daß die Menschen die meteorischen Erscheinungen mit Bangigkeit betrachteten und die Götter als ihre Urheber ansahen, d. h. da sie nach ihm blos auf der Voraussetzung beruht, daß sich jene Erscheinungen sonst nicht erklären ließen, während er Alles aus materiellen Kräften erklärt hatte und also dazu der Götter überall nicht bedurfte; so muß er gleichsam vor der Consequenz seines eignen Princips erschrocken seyn, wenn er, zwar auf eine sehr dunkle und schwankende Weise, aber immer doch von Göttern gesprochen hat [98]). —

Weiter schon ging Protagoras, den man auch einen Schüler Demokrits nennt [99]); nach Apollodor [100]) fällt seine Blüthe in die 84. Olympiade und hat er von den 70 Jahren, die er alt wurde, 40 als Sophist verlebt. Ohne es zu untersuchen, ob er selbst zuerst sich den stolzen Namen eines Sophisten beigelegt habe, so war er doch gewiß einer der ersten Begründer jener Scheinweisheit, die sich Sophistik nannte, und damit derjenigen Erziehungskunst, welche, indem sie alle objektive Wahrheit bestritt und den Menschen, d. h. die Subjektivität, zum Maßstabe aller Dinge machte [1]), im Grunde alle Sittlichkeit aufhob, nur den Schein zuließ und daher auch auf die Ausbildung für den Schein allein Werth legte; diese Schule bildete die Beredsamkeit als Kunst zu überreden aus und stellte sie an die Spitze der praktischen Bildung, namentlich für den Statsdienst, so daß die Redefertigkeit, die ohne positive Kenntnisse über Alles zu sprechen verstand, die Stelle praktischer Statsweisheit einnahm. Protagoras nun begann eine seiner Schriften, vermuthlich [2]) die über die Götter, mit den berüchtigt gewordenen Worten [3]): „Über die Götter vermag ich nicht zu wissen, weder daß sie sind noch daß

Clemens Alexandr. a. a. O. 94) Plutarch. adv. Stoic. 31. Ælian. V. H. 2, 31. Clemens u. Arnobius a. a. O. In den letzten beiden Stellen lesen wir *Ἵππωνα τὸν Μήλιον*, Hippone ac Diagora Meliis, was, da als Hippons Vaterland sonst Rhegium genannt wird, vielleicht blos aus Verwechselung mit Diagoras entstanden ist; oder sollten dies zwei verschiedene Philosophen, der eine ein Rheginer, der andere ein Melier seyn? 95) Pseudo-Plutarch Placit. Philos. 1, 7. Clemens a. a. O. Theodoret. Graec. Affect. Cur. II. p. 758 ed. Schulze. *φεύγεται μὲν Διαγόρου τοῦ Μηλίου καὶ τοῦ Ἀργείου Θεοδώρου καὶ Εὐημέρου τοῦ Τεγεάτου τὸ ἄθεον. τούτους γὰρ ὁ Ἱππόβοτος ἔφησε μηδέπω γενομένους θεόν.* Als Vaterland des Euemerus wird bald Tegea, bald Messene, am häufigsten Agrigent genannt. 96) Sext. E. adv. Math. 9, 50. *) Valer. Maxim. 8, 7. 97) Sext. Empir. adv. Mathem. 9, 24. 98) Cicero de nat. deor. I, 43. Mihi quidem etiam Democritus — nutare videtur in natura deorum; tum enim censet imagines divinitate praeditas inesse universitati rerum; eum principia mentesque, quae sunt in eodem universo, deos esse dicit; eum animantes imagines, quas vel prodesse nobis solere vel nocere; tum ingentes quasdam imagines tantasque, ut universum mundum complectantur extrinsecus. Oct. I, 12. Democritus tum imagines earumque circuitus in deorum numero refere, tum illum naturam, quae imagines fundat ac mittat, tum scientiam intelligentiamque nostram. Sext. E. adv. Math. 9, 19; 42. Was sich also bei Pseudo-Plutarch Placit. Phil. 1, 7. (und denen, die aus ihm oder mit ihm aus gemeinsamer Quelle geschöpft haben), findet, *Δημόκριτος τὸν θεὸν ἐν πυρὶ σφαιροειδεῖ τὴν τοῦ κόσμου ψυχήν*, muß auf einem Irrthum beruhen; denn an einen Gott als Weisheit, als Vernunft, konnte Demokrit nicht denken. 99) Vergl. Gellius a. 3. Diogen. 9, 50. 53. Philostrat. Vit. Soph X. p. 49. 100) Diogen. 9, 56. Geel histor. sophistar. p. 69 fgg. Leider ist mir die Schrift: „Ludw. Ferd. Herbst des Protagoras Leben und Sophistik aus den Quellen zusammengestellt" in Petersens Philologisch-historisch. Studien. i. Hamburg 1832. nicht zur Hand, in der vermuthlich alles hier Berührte in sein gehöriges Licht gestellt ist. 1) Diogen. 9, 51. Süvern üb. Aristophan. Wolk. S. 5 fgg. Rötscher Aristophan. und sein Zeitalt. S. 245 fg. 2) Diogen. 9, 54. theilt uns die Anfänge von zweien Schriften des Protagoras mit, ohne die Titel der letzteren anzugeben, und einer von jenen Anfängen ist eben der oben im Text erwähnte; §. 54. dagegen sagt er: „die erste Schrift aber, die er vorlas, war die über die Götter, deren Anfang wir oben angegeben haben; die Vorlesung geschah im Hause des Euripides, nach einigen in dem des Megakliden, nach andern im Lyceum, und zwar durch die Stimme seines Schülers Archegoras." Nun paßt von jenen beiden Anfängen nur der von uns angenommene zu der Schrift über die Götter; hienach kann man wol nicht an der Richtigkeit des hier Aufgestellten zweifeln. Geel a. O. S. 78. behauptet, daß Prot. die Schrift über die Götter in hohem Alter verfaßt habe, und bestreitet deshalb die Angabe, daß sie die erste sei, die er recitirt hätte; denn unwahrscheinlich mag es ja, daß er erst im hohen Alter zu recitiren angefangen habe. Aber für jene Behauptung hat Geel kein Zeugniß beigebracht und sie auch nicht einmal durch Combination zu beweisen versucht. Das Einzige, was man noch zu ihrer Unterstützung beibringen konnte, daß nämlich die Anklage, die Prot. sich in Athen, vermuthlich durch jene Schrift, zugezogen hat, in das Ende seines Lebens falle, beweist wenig; denn erstens nöthigt uns nichts, den zwischen der Recitation und der Anklage in der Mitte liegenden Zeitraum als besonders klein zu denken; zweitens kann und wird er dieselbe Schrift in Athen mehr als einmal recitirt haben; drittens scheint Protag. erst in höherem Alter nach Athen gekommen zu seyn, und nur davon spricht Diogenes, daß er in Athen seine Schrift früher recitirt habe; daß er nicht anderswo andere und selbst diese Schrift schon früher recitirt habe, das geht aus dem Schweigen des Diogenes nicht hervor. 3) S. die Stellen bei H. Ritter Gesch. d. Philos. I, 588. Minder richtig scheinen Andere,

Digitized by Google

sie nicht sind; denn vieles hindert dies zu wissen, die Dunkelheit des Gegenstandes und die Kürze des menschlichen Lebens." Diese Stelle und wol nicht, weil sie in einem Buche stand, sondern weil sie in einem attischen Gymnasium oder wenigstens vor attischen Jünglingen vorgelesen worden war und die Gemüther derselben verführen mußte, zog dem Protagoras eine Anklage zu, die Pothodorus, einer der Vierhundert, nach Aristoteles aber sein gewesener Schüler Euathlos anbrachte [4]); er aber entzog sich ihr und ihren vermuthlich [5]) capitalen Folgen durch die Flucht, auf der er starb; seine Schriften indeß, wahrscheinlich aber nur die über die Götter, wurden öffentlich verbrannt und alle die, welche Exemplare derselben in Händen hatten, durch Herolds ruf aufgefodert, sie abzuliefern; dies geschah Ol. 91, 1., und war wol das erste Beispiel einer auch auf Bücher sich erstreckenden Verfolgung [6]). — Noch direkter als Demokrit und Protagoras scheint der jüngere Zeitgenosse des letzteren, Prodikus aus Ceos, die hellenischen Religionen angegriffen und die Realität ihrer Götter bestritten zu haben; was als besonders nützlich für das menschliche Leben gegolten hätte, Sonne, Mond, Flüsse, Quellen, wäre von den Alten für Götter gehalten, das Brod für Demeter, der Wein für Dionysos, das Wasser für Poseidon, das Feuer für Hephästos angesehen worden [7]). — So wenig aber als diese drei Männer dürfen wir einen, zwar der Zeit nach etwas ferner stehenden, aber um so einflußreicheren Vorgänger übergehen, den Anaxagoras aus Klazomenä, den auch Aristides [8]) und Libanius [9]) mit Diagoras verbinden. Dieser, der Ol. 70, 1. geboren wurde und in einem Alter von 72 Jahren Ol. 88, 2. in Lampsakus starb, war, wenn Schaubach [10]) eine Stelle des Diogenes von Laerte (II, 7.) richtig verbessert hat, im 45. Jahre seines Alters unter dem Archon Kallias Ol. 81, 1. nach Athen gekommen und lebte daselbst dreißig Jahre in Verbindung mit den bedeutendsten Männern des Stats und der Wissenschaft, deren mehren er in so weit Lehrer ward, als jemand ohne eine eigentliche Schule zu bilden in jener Zeit Lehrer seyn konnte. Seine geläuterten physikalischen Vorstellungen wie seine höheren naturphilosophischen Ansichten über den schaffenden und ordnenden Weltgeist griffen manchen damals mit der Volksreligion in den Gemüthern verbundenen Aberglauben an [11]) und er schonte selbst jene nicht, indem er die allegorische Erklärung des Homer begann, die sein Schüler Metrodor nachher ausbildete [12]). Ist er nun auch gewiß nicht so weit gegangen, daß man mit Recht von ihm sagen könnte, er habe, was Lucian [13]) im Scherz behauptet, die Volksgötter für gar Nichts erklärt, so waren die Athener doch damals noch so wenig an solche Forschungen und Forscher gewöhnt [14]), daß es einer politischen Partei ziemlich leicht wurde, ihn [15]) und seine Freunde in den Geruch des Atheismus zu bringen. So kamen namentlich Perikles und Aspasia in Verdacht, nicht an die Volksgötter zu glauben [16]) und vom Thucydides sagte Antollus [17]), man habe ihn eben deshalb für einen Atheisten gehalten, weil er als Schüler des Anaxagoras an seiner Forschung sich gesättigt hätte. Leicht bewog Diopithes [18]) das Volk zu dem Volksbeschlusse, welcher Eisangelie gegen diejenigen verfügte, die an die (vaterländischen) Gottheiten nicht glaubten und die erhabensten Naturerscheinungen erklärten; hierauf brachten Thucydides der ältere, oder Kleon, oder auch beide zugleich [19]), sie die politischen Gegner des Perikles, die Anklage gegen Anaxagoras wegen Gottlosigkeit bei der competenten Behörde an, die die Entscheidung einem heliastischen Gerichte übergab, zur Sicherheit aber vielleicht den Angeklagten vorläufig ins Gefängniß setzte [20]); vor Gericht vertrat Perikles seinen Freund und Lehrer; doch weder die Vertheidigung des großen Redners noch der eigene Anblick des armen, kranken, abgezehrten Greises schützten ihn vor der Verurtheilung; als aber das Gericht zur zweiten Entscheidung über die Strafbestimmung überging, bei welcher die Ankläger auf den Tod, der Angeklagte auf eine Geldstrafe von fünf Talenten angetragen zu haben scheint, entschied eine geringe Stimmenmehrheit für den letztern Strafantrag, und da Anaxagoras zu arm war, um die Strafe zu erlegen,

wie Sextus Emp. 9, 57. Theodoretus Therapeutic. Serm. II. p. 758. ed. Schulze u. A. diesen Anfang zu berichten. 4) Diogen. §. 56 u. 54. 5) Josephus c. Apion. II, 37. u. Sextus a. a. O. erzählten, daß Prot. erst, nachdem die Athener ihn zum Tode verurtheilt hatten, geflohen sei. Dieses, oder was ich im Texte angenommen habe, ist jedenfalls wahrscheinlicher als, was gleichwol Cicero N. D. I, 23. Diogen. 9, 52. Philostrat. a. a. O. Lactantius de ira dei 9. Minucius Felix in Octavio c. 7. u. A. berichten, daß Verbannung gegen ihn durch einen Gerichtshof oder die Volksversammlung ausgesprochen worden sei. Ich bemerke dies zur Berichtigung des Attisch. Proz. S. 303.; Geel S. 79 ist mir mit dieser Berichtigung schon zum Theil zuvorgekommen. Bei Cyrill. g. Julian. VI, 189. muß man statt *Διαγόρᾳ* lesen: *Πρωταγόρᾳ δὲ γεγραφότι περὶ θεῶν ἃ μὴ τοῖς ἀκροωμένοις ἐν ἔχειν ἐδόκει, δυσσεβείας ἐπῆγον γραφήν, μικροῦ καὶ διώλλυεν, εἰ μὴ φθάσας ᾤχετο πρὸς ἑτέρους τὴν (l. τῶν) Ἑλλήνων ἀγείς.* Über Diagoras spricht er unmittelbar darauf. 6) Diogenes 9, 55. führt die Schrift über die Götter nicht unter den *σωζομένοις αὐτοῦ βιβλίοις* auf. 7) Vergl. die Stellen des Sextus und Cicero bei Geel a. a. O. S. 146 fgg. Welcker Rheinisch. Mus. f. Philol. I. S. 633 fgg. Daß Prodikus als Verführer der Jugend von den Athenern mit dem Tode bestraft worden sei, sagt Suidas i. W. *Πρόδικος.* 8) *περὶ ῥητορικ.* T. 3. p. 101. Canter (Vol. II. p. 80. Dind.) *οἷον εἰ Διαγόρου κατηγορεῖ καὶ Ἀναξαγόρου.* 9) *Σωκράτους ἀπολογ.* Vol. III. p. 54. Reisk. *λέγει τοίνυν τὴν πρὸς τοὺς σοφιστὰς τούτων ὀργήν, τὸν Ἀναξαγόραν, τὸν Διαγόραν.* 10) Ed. Schaubach Anaxagor. Clazom. fragm. p. 15.

11) Plutarch Perikl. 6. 12) Schaubach S. 31. 37 fg. 13) Lucian. Timon. 11. 14) Plutarch Nic. 23. 15) Iren. adv. haer. II, 14. Anaxagoras autem qui et atheus cognominatus est. 16) Plutarch Perikl. 32. 17) Marcellin. Leb. d. Thuk. §. 22. *ἤκουσα δὲ διδασκάλων Ἀναξαγόρου μὲν ἐν φιλοσόφοις, ὃν φησὶν Ἀντύλλος καὶ ἄθεος ἡρῆσθαι ἐνομισθη, τῆς ἐκείθεν θεωρίας ἐμφορηθείς.* Vergl. K. W. Krüger Untersuchungen üb. d. Leb. d. Thukydides. Berlin 1832. 4. S. 37 fg. 18) Plutarch Perikl. 32. 19) Schömann Attisch. Proz. S. 708. 20) Das. S. 585. Die Stellen, in denen berichtet wird, daß Anaxagoras ins Gefängniß gesetzt wurde (Schaubach S. 49.), geben darüber keine Auskunft, ob es nach der Annahme der Eisangelie, damit er sich der gerichtlichen Entscheidung, oder nach erfolgtem Urtheile, damit er sich der Geldstrafe nicht entziehe, geschehen, oder ob Gefängniß hier eine Art Prostimema gewesen sei.

Digitized by Google

wird er als Fremder ins Gefängniß gesetzt worden seyn, aus dem er, unterstützt durch Perikles, entfloh und sich nach Lampsakus begab. So, scheint es, muß man die verschiedenen Nachrichten hierüber combiniren; denn die Nachricht des Diogenes, daß die Verurtheilung auf 5 Talente und Verbannung, und noch mehr die des Olympiodor, daß sie auf Ostracismus gelautet habe, streitet gegen den attischen Gebrauch; denn dieser kennt nur Ostracismus der Bürger und nicht Ostracismus der Fremden und ebenso wenig Ostracismus als Strafe; Verbannung aber, φυγή, da sie ohnehin mit Confiscation des Vermögens verbunden war, konnte nicht zugleich mit einer Geldstrafe verhängt werden [21]).

Nach solchen Vorgängern und nachdem diese, besonders in den Gemüthern der Jugend, die Anhänglichkeit an den alten Glauben erschüttert und den Waffen des Spottes gegen das bis dahin für heilig Gehaltene den Weg gebahnt hatten, trat Diagoras mit der Behauptung auf, daß es keine Götter gebe; so wird sie von Cicero [22]), Pseudo-Plutarch [23]), Maximus Tyrius [24]), Sextus Empirikus [25]) und Minucius Felix [26]) berichtet, und Lactantius [27]) an einer Stelle stimmt damit ziemlich überein; diese Form der Behauptung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die bei Athenagoras [28]) und an andern Stellen des Sextus [29]), Lactantius [30]) und Augustin [31]) sich findende, wonach sie gelautet hätte, daß es keinen Gott gebe; Cicero hinwieder läßt ihn bald [32]) das Wesen der Götter vernichten, bald [33]) ihre Vorsorge für menschliche Angelegenheiten bestreiten; und endlich sagt der Scholiast des Aristophanes [34]), daß er wie Sokrates neue Gottheiten eingeführt habe. Hienach scheint es, daß die Ansichten des Diagoras über die Volksreligion der Hellenen von denen Demokrits nicht wesentlich verschieden gewesen sind, materielle Kräfte — das sind die καιναὶ δαιμόνια des Aristophanischen Scholiasten — wie namentlich der Δῖνος, die Stelle der waltenden Götter bei ihm vertreten habe, und jene Ansichten sprach er mit um so größerer Rücksichtslosigkeit aus, als sie weniger den achäisch-dorischen, als vielmehr den attisch-ionischen und äolischen religiösen Vorstellungen widersprachen, und in der Behandlung bediente er sich jener früher erwähnten witzigen Form, die die Lacher vor Allem auf ihrer Seite zu haben sucht. So mag er auch eine Art Argumentation gebraucht haben, die nach dem Beispiele des aristophanischen Sokrates zu schließen, damals ziemlich häufig von den Sophisten angewandt wurde; jener erklärt bekanntlich in den Wolken (V. 393 fgg.) auf natürlichem Wege die Entstehung von Donner und Blitz, und gegen das Bedenken des Strepsiades, daß doch der Blitz vom Zeus gegen die Meineidigen entsandt würde, bringt er die Instanz bei, daß er dann die arg meineidigen Simon, Kleonymus und Thorus nicht verschont, seinen eignen Tempel dagegen und das Vorgebirge Sunium und die großen Eichen nicht angegriffen hätte. In ähnlicher Art also mag auch Diagoras erzählt haben, wie er selbst durch Meineid betrogen worden sei und der Meineidige, statt aller Strafe von oben, nur in seinem betrügerisch errungenen Glücke stolzire. Das Argument hat dann Spätlinge zu den oben erwähnten Erzählungen veranlaßt, als ob wirklich die Veränderung in Diagoras religiöser Überzeugung durch einen solchen Vorfall hervorgebracht worden sei.

Nach Joannes Chrysostomus [35]) müßte man glauben, daß Diagoras sich nicht allein mit Philosophie beschäftigt, sondern auch in Beredsamkeit sich ausgezeichnet und eine große Anzahl Freunde in Athen gewonnen habe; doch ist der Gewährsmann nicht bedeutend genug, um ihm allein solche Dinge zu glauben. (*M. H. E. Meier.*)

DIAGORAS, von der Insel Rhodos, konnte seinen Stamm durch Herakles bis auf Zeus zurückführen, denn er war der Urenkel des Damagetos I., Königs von Jalysos, der das delphische Orakel befragt hatte, wessen Tochter er zur Gemahlin wählen solle, und zur Antwort erhielt: die des edelsten Hellenen; worauf er sich mit einer Tochter des Aristomenes von Messene vermählte. Von diesem stammte Dorieus, der Vater von Damagetos II., von welchem wieder Diagoras stammte (*Pausan.* IV, 23.), dessen Söhne Damagetos III., Dorieus II. und Akusilaos waren (*Schol. Pindar.*). Die Diagoriden gehörten also zu den angesehensten Geschlechtern Griechenlands. Dieser Diagoras war vorzüglich berühmt als Wettkämpfer in den Festspielen. Nicht nur in den Tlepolemien auf Rhodus, sondern in allen berühmten Festspielen hatte er als Sieger im Wettkampfe den Preis errungen. Bei Gelegenheit des Sieges in den olympischen Spielen (Ol. 79, v. Chr. 464) hat Pindar in seiner Siegeshymne

21) Vergl. meine Schrift de bon. damnat. p. 217. Böckh z. Corp. Inscr. Gr. I. p. 259 und die Addend. p. 905. 22) Cicero N. D. I, 1. deos nullos esse omnino Diagoras Melius et Theodorus Cyrenaicus putaverunt. 23) Placit. Philos. I, 7. Ἔνιοι τῶν φιλοσόφων, καθάπερ Διαγόρας ὁ Μήλιος, — καθόλου φασὶ μὴ εἶναι θεούς. 24) Diss. 17. c. 7. μὴ εἶναι φῆς ὡς Διαγόρας. 25) Pyrrh. Hypot. 3. 218. θεοὺς οἱ μὲν πολλοὶ φασιν εἶναι, τινὲς δὲ οὐκ εἶναι, ὥσπερ οἱ περὶ Διαγόραν τὸν Μήλιον. 26) in Octav. c. 7. Sit licet ille Theodorus Cyrenaeus vel qui prior Diagoras Melius, cui atheon cognomen apposuit antiquitas, qui uterque nullos deos asseverando, timorem omnem, quo humanitas regitur, venerationemque penitus sustulerunt. 27) Institut. divin I, 2. i. f. Protagoras, qui deos in dubium vocavit, et postea Diagoras, qui exclusit, et alii nonnulli, qui non putaverunt deos esse. Der Ausdruck exclusit ist mehrdeutig und vielleicht ebenso zu nehmen wie de opific. dei 4. 13. exclusa de rebus humanis divina providentia, was dann auf die Angabe Cicero's N. D. 3, 37. hinauslaufen würde. 28) S. Note 81 g. E. 29) S. Note 62 a. A. 30) de ira dei c. 2. ausgeschrieben Note 8 a. E. 31) contra Petilianum III. Quid hic facit atheus Diagoras, qui esse deum negavit. 32) I, 23. Diagoras atheos qui dictus est, posteaque Theodorus nonne aperte *deorum naturam sustulerunt?* 33) 3, 37. deos humana negligere. Daß Äschylos im Agam. V. 361 fg. gerade an Diagoras gedacht habe, ist unglaublich, da dies Stück Ol. 80, 2. aufgeführt wurde, in welcher Zeit Diagoras noch unbekannt war. 34) Ran. 325. καιναὶ δαιμόνια εἰσηγεῖτο ὡς καὶ Σωκράτης.

35) Chrysostom. Hom. IV. in prim. ep. ad Corinth. c. 5. p. 80. ed. Montf. καὶ Διαγόρας ὁ Μήλιος καὶ Θεόδωρος ὁ λεγόμενος ἄθεος καίτοι φίλους εἶχον καὶ δύναμιν τὴν ἀπὸ τῶν λόγων καὶ ἐπὶ φιλοσοφίᾳ ἐθαυμάζοντο, ἀλλ' ὅμως οὐδὲν τούτων αὐτοὺς ὤνησεν.

Digitized by Google

(Olymp. 7.) dieſe vielen Siege des Diagoras namhaft gemacht. Sein Beiſpiel wirkte auf ſeine Söhne und die Söhne ſeiner Tochter. In ſeinem Alter begleitete er ſeine Söhne zu den olympiſchen Spielen. Als ſie geſiegt hatten, trugen ſie den Vater durch die Verſammlung; das Volk warf ihm Kränze zu und pries ihn ſolcher Söhne wegen glücklich (*Pausan.* VI, 7.); ein Lakedämonier aber rief ihm glückwünſchend zu: Stirb, Diagoras, denn in den Himmel wirſt du nicht ſteigen! (*Cic. Tusc.* I, 46. *Plutarch* in Pelopid.) Aus Mißverſtändniß dieſer Worte, die nur beſagen, daß er eine größere irdiſche Glückſeligkeit nicht erwarten könne, iſt wahrſcheinlich die Sage entſtanden, Diagoras ſei wirklich vor Freude in den Armen ſeiner Söhne geſtorben (*Gell.* N. A. XXXIII, 15.). Von den Siegen ſeiner Söhne und der Söhne ſeiner Tochter Kallipateira zu Olympia, wo ſie die Mutter ſelbſt in der Verkleidung eines Kampflehrers — weil Frauen zu dieſen Wettkämpfen nicht zugelaſſen wurden — zu dem Kampfe aufführte (*Paus.* a. a. O. V. vergl. *Schol. Pind.*), berichtet Pauſanias und meldet, daß zu Olympia die Bildſäulen der Diagoriden aufgeſtellt waren, die des Diagoras ſelbſt von der Hand des Kallikles aus Megara. Pindars Siegshymne auf Diagoras wurde im Tempel der Athene zu Lindos, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufgeſtellt (*Schol. Pind.*). (*H.*)

DIAGRAMMA heißt bei den älteren Geometern eine Figur, die zum Beweiſe eines Satzes oder zur Erläuterung einer Aufgabe dient, oft aber nur eine ſolche Figur, die zum Beweiſe eines Zwiſchenſatzes, der im Beweiſe des Hauptſatzes eingeſchaltet und für denſelben erfoderlich iſt, angewandt wird. So verſteht man unter dem Diagramma des Hipparch die Figur, vermittelſt welcher Hipparch aus den Mondfinſterniſſen die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, ſo wie die Parallaxe dieſer beiden Himmelskörper zu finden gelehrt hat. S. *Ptolem.* Almagest. Lib. V. cap. 15 und 16. *Regiomontan.* in Epitome Lib. V. Prop. 20 seq. und *Riccioli* Almag. nov. Lib. III. cap. 7.
(*Scherk.*)

DIAGRAMMA *Cuvier* (Pisces). Eine Gattung aus der Familie der Sciänoiden in der Ordnung der Stachelfiſche. Sie iſt mit Pristipoma verwandt, unterſcheidet ſich aber zugleich dadurch, daß ſie, anſtatt wie dieſe 2 kleine Poren und ein Grübchen unter dem Unterkiefer, zwar die zwei kleinen Poren, aber dann 4 größere, 2 an jeder Seite, ohne ungleiche Grube hat. Übrigens iſt der Vorkiemendeckel gezähnelt, der Kiemendeckel wie bei Pristipoma ſtachellos.

Die Gattung theilt ſich in mehre Gruppen, von denen die erſte aus Amerika nur eine einzige Art enthält, D. cavifrons *Cuvier* (Hist. nat. d. poiss. V. p. 290. pl. 123.), die ſich durch den ſonderbaren Kopfbau auszeichnet, indem zwiſchen den Augen und dem kielförmigen Nacken eine breite, faſt hohle Stelle ſich befindet. Dieſer Fiſch kommt von Rio Janeiro.

Die Diagrammen aus den öſtlichen Meeren haben viel kleinere Schuppen und einen anders gebauten Kopf, denn Nacken und Stirne bilden blos einen einzigen, gewölbten Bogen, der an der ſehr kurzen Schnauze ſich ausbiegt, die Mundöffnung iſt mehr rund als geſpalten, das Auge erhaben, der Vorkiemendeckel zugerundet und fein gezähnelt.

2) D. plectorhynchum *Cuvier* (Plectorhynchus chaetodonoides *Lacépède.* — Chaetodon plectorhynchus *Schneider*). Von kurzer Geſtalt; Rücken und Afterfloſſe bilden einen eiförmigen Bogen, und beide ſind an der Wurzel mit Schuppen beſetzt, welche letztern ſich zum Theil auch auf der Schnauze zeigen. Die Strahlenzahl iſt: Kiemenhaut 7, Rückenfloſſe ††, Afterfloſſe ⅈ, Schwanzfloſſe 17, Bruſtfloſſe 15, Bauchfloſſe ⅈ.

Die Grundfarbe dieſes Fiſches iſt ſchwarzbraun, vorn auf der Schnauze und dem Maule ſteht ein großer, weißer Fleck, ein anderer hinter der Wange und unten am Kiemendeckel, ein anderer quer auf dem Nacken, ein anderer auf dem Rücken gegen das Ende des ſtacheligen Theiles der Rückenfloſſe, einer in der Seite hinter der Bruſtfloſſe, einer unter der Bruſt vor den Bauchfloſſen, einer unter dem Bauche, der auf beiden Seiten vor der Afterfloſſe aufſteigt, einer umgibt den Schwanz, und ein kleiner ſteht an der Wurzel der Schwanzfloſſe, deren Ende ganz weiß iſt. Jeder dieſer großen, weißen Flecken iſt mit einem dunklern Rande als die Grundfarbe umgeben, und in der Mitte ſteht ein kleiner, graulicher oder ſchwärzlicher Fleck. Der weiche Theil der Rückenfloſſe und die Afterfloſſe ſind weiß, mit runden oder unregelmäßigen, ſchwarzen Flecken, der ſtachelige Theil der Rückenfloſſe iſt an der Wurzel ſchwärzlich, am Rande weißlich, Bruſt- und Bauchfloſſen ſind ſchwarz mit weißem Rande. Es ſcheint von dieſem Fiſche auch Varietäten zu geben.

Von den übrigen Arten begnügen wir uns, Namen und Synonyme anzuführen. D. pica *Cuv.* (l. c. pl. 124.) — D. orientale *Cuv.* (Anthias orientalis *Bloch* t. 326.) — D. pardalis *Kuhl* et *v. Hasselt.* — D. gaterina (l. c. pl. 125. — Sciaena gaterina *Forskal*, Holocentrus gaterina *Lacépède*). — D. punctatum *Ehrenberg.* — D. flavo-maculatum *Ehrenberg.* — D. shotaf. — D. foetela *Forsk.* — D. griseum. — D. cinerascens. — D. Thunbergii (Perca pertusa *Thunberg*). — D. Centurio. — D. lineatum (Perca diagramma *Linne*). — D. Blochii (Anthias diagramma *Bloch*). — D. Lessonii. — D. poecilopterum. — D. pictum. — D. balteatum. (*D. Thon.*)

DIAKOPE (vom griech. *διακοπή*, incisio, das Zerſchneiden, Trennen, dann auch die Trennung oder Wunde ſelbſt), wurde von den Alten bis auf Galen, namentlich auf den Längenbruch der Schädelknochen bezogen; von jenem aber für jede ſcharfe Trennung (Hiebwunde) derſelben gebraucht, ſobald ſie ſchief eindringend iſt, ohne einen wirklichen Verluſt herbeizuführen. In dieſer letzteren Bedeutung iſt das Wort noch jetzt gebräuchlich. S. Kopfwunde.
(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAKOVÁR, ein Marktflecken im Veröczer Comitate des Königreichs Slavonien, mit 3000 Einwohnern, der Sitz des Biſchofs von Bosnien, ſeines Domkapitels

Digitized by Google

und geistlichen Seminars, sowie der Hauptort der diesem Bischof zugehörigen Herrschaft von 40 Dörfern. (*Gamauf.*)

Diakria s. Attika. (Thl. VI. S. 217.)

DIAKRISIS (διάκρισις von διακρίνειν, absondern, unterscheiden), bedeutet überhaupt die Unterscheidung zweier sich ähnlicher Gegenstände, in ärztlicher Hinsicht zweier oder mehrer Krankheiten insbesondere. Hier wird sie denn auch der Epikrisis entgegengesetzt, indem die erstere zum Behufe der Diagnose angestellt wird, die letztere aber die Beurtheilung eines Krankheitszustandes nach vorausgegangener längerer Beobachtung seines Verlaufes und der Wirkung der in Anwendung gesetzten Mittel enthält. S. Diagnosis und Diagnostik. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAKTOROS, d. h. der Unterhändler, ein Beiname, den Merkur geführt haben soll. Phurnut. de Nat. Deor. c. 16. (*Richter.*)

Diakustik s. Schall.

DIALA, ein Fluß in Kurdistan, oder des alten Mediens. Er entspringt bei Schehrsor, fließt längs des westlichen Abhanges der Gebirge, welche das Land der Türken von Persien *) trennen, ganz nahe bei dem Passe Zagros vorbei, immer gegen S. W., nimt mehre Flüßchen auf und vereinigt sich zwischen Bagdad und den Ruinen des alten Modain mit dem Tigris. Ptolemäos kennt ihn unter dem Namen Gorgos (Γόργος), aus den südöstl. Theilen des Choadras-Gebirgs kommend. Isidoros nennt ihn Sillas (Σίλλας), Steph. Byzant. Delas. (*Palmblad.*)

DIALEKTIK (διαλεκτικὴ ἐπιστήμη oder τέχνη, als Substantiv bei Cicero Dialectica), bedeutet der Abstammung nach die Kunst des Besprechens (von διαλέγειν, disserere), und die Verwandtschaft mit Dialog springt in die Augen; zum Besprechen gehört ein Wechselgespräch. So deutet schon der Name auf den Ursprung der Dialektik hin; sie verdankt ihr Entstehen dem Bedürfniß der Ausbildung der Redekunst und war anfangs nichts als eine elementarische Rhetorik. Wie aber die Denklehre sich aus Untersuchungen über die Redekunst überhaupt, so entwickelte sich die Dialektik insbesondere aus Untersuchungen über dialogische Kunst (oder Erotematik). Ohne Zweifel geschah dies seit dem Eleaten Zenon, dem ersten, der in Dialogen schrieb, und die Sophisten, sowie deren Gegner Sokrates, trugen nicht wenig dazu bei. Zenon wird aber Urheber sowol der Dialektik als der Sophistik genannt. Untersucht man den Grund hievon, so entdeckt man leicht, wie man von der dialogischen Kunst aus zur Dialektik kommen mußte. Zenon, der in Dialogen schrieb, suchte auch die Sätze, die er aufstellte, im Wechselgespräch zu behaupten, nämlich durch Disputiren. Er schrieb auch ein eigenes Werk über Disputirkunst unter dem Titel Eridos (die Streitgöttinnen), und wie sehr er das Disputiren müsse geliebt und sich darauf verstanden haben, bezeugen Platons Ausspruch, er habe mit der Streitlust eines Jünglings geschrieben, und die Beinamen des Zweizüngigen, Unbesiegbaren, alles Vertheidigenden, die ihm der Sillograph Timon beilegte. Er führte also zunächst zur Eristik, Disputirkunst, und diese führt am Ende auch darauf, durch Trugschlüsse sich zu behaupten, wenn auch nicht absichtlich zu verwirren. Dies letztere, worin die Sophisten nachmals sich so sehr auszeichneten, konnte anfänglich wol ganz unabsichtlich Statt finden, weil noch keine Logik vorhanden war, deren Bedürfniß aber hiedurch immer fühlbarer werden mußte. Die Dialektik führte zu dieser hin, denn die Rede mußte auf den Gedanken zurückführen, und die Elementarlehre der Rede- und Disputirkunst immer mehr zu einer Elementarlehre der Denkkunst werden. Dadurch wurde die Dialektik gleichbedeutend mit dem, was man späterhin Logik nannte, wenn diese gleich nicht nach ihrem ganzen nachmaligen Umfange darin enthalten war, sondern eigentlich nur die Lehre von den Urtheilen und Schlüssen (Syllogistik). In dem Zustande noch nicht vollendeter Ausbildung derselben war es schwierig, Trugschlüsse von den richtigen zu unterscheiden, worauf erst Aristoteles mit aller Kraft hinarbeitete, und es war nicht zu verwundern, wenn sich in die Syllogismen wenigstens Paralogismen (Fehlschlüsse) einschlichen, mochte nun das Fehlerhafte in der Form oder dem Inhalte des Schlusses liegen. Darin aber lag wieder die Veranlassung, daß die Dialektik zur Sophistik entarten konnte, d. i. zu der Kunst der Sophisten, durch Anwendung von Trugschlüssen einen trüglichen Schein hervorzubringen. Nur in dieser Entartung, in welcher aber die Dialektik nicht mehr das ist, was sie seyn soll, konnte ein böser Schein auf sie fallen, den sie aber selbst bei den Sokratikern nicht hat. Die zu ihnen gehörige, von Euklides gestiftete, megarische Schule wurde die eristische und nachmals die dialektische genannt, und zwar nannte sie, wie Diogenes von Laerte (B. 2.) ausdrücklich sagt, Dionysius von Karthago darum so, weil deren Anhänger mündlich und schriftlich ihren Unterricht dialogisch mittheilten, worin nachher Platon sich vor Allen auszeichnete, dem man nicht abstreiten wird, daß er auch zu den gewandtesten Dialektikern gehört. Diogenes von Laerte erklärt da, wo er von den platonischen Dialogen spricht, die Dialektik als Disputirkunst, d. i. die Kunst durch Wechselgespräch (Frage und Antwort) zu bewirken, daß man etwas billige oder verwerfe. Platon aber und Aristoteles suchten vollends durch eine sorgfältige Unterscheidung des Dialektischen von dem Sophistischen, des Philosophen von dem Sophisten, jeden bösen Schein von der Dialektik als solcher zu entfernen. Diese beiden Philosophen stimmen jedoch in der Bestimmung des Begriffs der Dialektik keineswegs überein, obgleich beide von demselben Punkte ausgehen, nämlich von der Rede.

Das Denken, sagt Platon, ist eine stillschweigende Rede zu sich selbst. So lange die Seele denkt, thut sie nichts anderes, als sich unterreden, indem sie sich selbst antwortet, bejaht und verneint (Theaetet. 189.). Von dieser Rede nun ging er aus, um die Denkgesetze aufzufinden und so die Dialektik zu begründen. Als Geschäft der Dialektik (διαλεκτικὴ ἐπιστήμη, Sophista 253.) gibt

*) *Otter* Voy. T. I. ch. 15. Mannert Geogr. Th. 5. S. 428.

Digitized by Google

er das Trennen der Gattungen an, daß man weder denselben Begriff für einen andern, noch einen andern für denselben halte. „Wer, so fährt er fort, dieses gehörig zu thun vermag, der wird eine Idee durch viele einzeln von einander abgesonderte überall verbrettet genau bemerken, und viele von einander verschiedene, von einer andern äußerlich umfaßte, und wiederum eine durchgängig nur mit einem aus vielen verknüpfte, und endlich viele gänzlich von einander abgesonderte. Dies heißt dann, in wiefern jedes in Gemeinschaft treten kann und in wiefern nicht, nach Begriffen zu unterscheiden wissen." Bei der Angabe dieses dialektischen Geschäfts, welches Platon ganz allein dem Philosophen zu- und dem Sophisten abspricht, verfährt er ganz logisch, verharret aber hiebei nicht, sondern schließt die Dialektik an seine Ideenlehre an, welche zusammenhängt mit seiner Lehre von dem Eins und dem Seienden, im Gegensatze des Vielen und des Nichtseienden, oder, wie wir jetzt sagen würden, von der Vernunfterkenntniß im Gegensatze der Erfahrungserkenntniß. „Der Mensch, sagt er, muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eines hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammen gefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von jenem, was einst unsere Sele gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. — Jede Sele eines Menschen muß ihrer Natur nach das Seiende geschaut haben" (Phaedr. 249.). Weiß man, daß Platon mit Sokrates eine Präexistenz der Sele annahm, um durch dieselbe die ursprünglich in dem menschlichen Geiste liegende Gesetzlichkeit zu erklären, und wie man Gedanken aus dem Geiste entwickeln könne, die nicht vorher in ihn gelegt worden, und die daher aus einer Erinnerung an einen früheren Zustand abgeleitet werden, so begreift man leicht, wie er dazu kam, nicht nur die allgemeinen Gattungsbegriffe des Verstandes, die allerdings im Gegensatze der Anschauung der einzelnen zur Gattung gehörigen Wesen (des Vielen) Eins sind, und das immer sich gleich Bleibende im Gegensatze des veränderlichen Individuellen für das Seiende im Gegensatze des Wirklichen zu erklären, sondern auch wie ihm dieses das Höchste seyn mußte. Zur Erkenntniß von diesem nun soll die Dialektik führen, von der Erkenntniß des Einzelnen durch den Sinn zur Erkenntniß des Allgemeinen und des Gesetzes, als des Grundes von allem und jedem Einzelnen, durch den Verstand oder die Vernunft; von jenem soll sie stufenweise zu dieser erheben und wahre Wissenschaft begründen (Sophista Buch 7.). Hienach ist Platons eigentliche Tendenz Begründung dessen, was wir jetzt Metaphysik nennen, durch die Logik. Wie er sich aber die Logik denkt, ist diese nicht bloße Denklehre, sondern zugleich Erkenntnißtheorie, nicht blos Lehre von den Gesetzen des Denkens, sondern auch des Seyns; die Dialektik aber dringt durch beide zu dem absoluten Princip vor und begründet durch dieses das Wissen. Er nennt den einen Dialektiker, der von jeder Sache den Grund des Wesens erreicht, und die Dialektik selbst den Gipfel von allen Wissenschaften, über die man keine andere Wissenschaft setzen dürfe, weil in ihr alle übrigen ihr Endziel haben. Sehr bestimmt aber erklärt er auch, daß die Dialektik seiner Zeit das nicht sei, was sie seyn solle, und vielmehr zum Verderben gereiche, weil sie verhindere, das an sich Wahre, Gute und Schöne zu erkennen und durch diese Erkenntniß die Wirklichkeit wahrhaft zu würdigen. Als Grund davon gibt er an, daß die jungen Leute nach dem ersten Unterricht in der Dialektik sie nur zum Widersprechen benutzen, den Geist des Widerspruchs nähren und, gleich jungen Hunden, an allen, die ihnen nahe kommen, mit dialektischen Knifsen zerren und reißen. Diesen stellt er jene entgegen, welche die Dialektik nicht zum Spiele, sondern in der echt philosophischen Absicht treiben, um durch sie die Wahrheit zu ergründen. Ein solcher wird, mit Verläugnung der Sinnlichkeit, auf dem Wege der Wahrheit selbst das Wesen erreichen und auf den höchsten Standpunkt gestellt, wo er alles Einzelne mit einem Blicke überschaut, nicht in den Widerstreit der Meinungen, ob etwas sei oder nicht, so oder anders, hineingezogen werden können.

Aristoteles faßte die Dialektik nach dem auf, wie er sie fand, und wies ihr diesem gemäß ihre Stellung zur Philosophie an. Das Seiende, sagt er, hat als Seiendes gewisse Eigenschaften, und über diese hat der Philosoph das Wahre zu erforschen. Die Dialektiker, die über alles disputiren, und die Sophisten, deren Weisheit blos scheinbar ist, disputiren deshalb, weil sie für Philosophen gelten wollen, über diesen Gegenstand. Dem Gegenstande nach unterscheiden sich daher Sophistik und Dialektik nicht von der Philosophie; die Philosophie aber unterscheidet sich von der Dialektik durch die Art und Weise des Vermögens, und von der Sophistik durch den Zweck für das Leben. Die Dialektik nämlich macht da nur Versuche, wo die Philosophie erkennt; die Sophistik hat nur den Schein der Philosophie, ist's aber nicht wirklich (Metaph. 3, 2.). In seiner Zusammenstellung der Dialektik mit der Rhetorik sagt er, daß diese beiden Künste allein über entgegenstehende Sätze Beweise aufstellen und sich mit Gegensätzen beschäftigen. Beide sind nützlich. Ihr Geschäft besteht nicht darin, zu überreden, sondern in jedem Stoffe das Überredungsfähige aufzuspüren, sowol das wahrhaft als das nur scheinbar Überredungsfähige, wie denn die Dialektik den wahren und den scheinbaren Syllogismus darstellt. Nur aber derjenige, der dabei nur nach der Kunst und nicht mit absichtlich böser Wahl verfährt, heißt ein Dialektiker, wer hingegen dialektisch mit absichtlich böser Wahl verfährt, heißt ein Sophist (Rhetor. 1, 1.). Im Allgemeinen gibt er als Geschäft der Dialektik, im Gegensatze der Rhetorik, die Untersuchung fremder Meinungen und das Behaupten der seinigen gegen einen Gegner an. Die Syllogistik ist hiezu nothwendiges Mittel. Bei Aufstellung derselben in seinem sogenannten Organon unterscheidet nun aber Aristoteles genauer zwischen der Syllogistik an sich und der dialektischen. Von jener handelt er in der Analytik, die auf den apodiktischen, strengen und zuverlässigen Beweis und die dazu erfoderlichen Schlußarten ausgeht; von dieser in der Topik, worin er

Digitized by Google

die Beweisarten abhandelt, wodurch das Wahrscheinliche (Probabile) ermittelt wird. Die Topik allein enthält die Dialektik. Von den vernünftigen dialektischen oder topischen Schluß- und Beweisarten unterscheidet er aber die sophistischen; jene haben das wahrhaft Wahrscheinliche (ἀληθῶς ἔνδοξον), diese das scheinbar Wahrscheinliche (φαινόμενον ἔνδοξον) zum Grunde (de sophist. elenchis). Dialektik ist sonach dem Aristoteles die Kunst, in jedem Gegenstande unterredungsweise, das Für und Wider beachtend, das Wahrscheinliche zu ermitteln. Hieraus ergibt sich denn ihr Unterschied von der Philosophie. Diese sucht Wahrheit, jene Wahrscheinlichkeit (Topic. I, 12.); die Philosophie stellt Wissenschaft, die Dialektik wahrscheinliche Meinung auf. Objektiv genommen ist Philosophie ein System von Vernunftwahrheiten, Dialektik ein Inbegriff der Regeln, mittelst deren man methodisch unter mehren Meinungen über einen Gegenstand die wahrscheinlichste auszumitteln vermag. Aristoteles erklärt sie für ganz geeignet, um Widersprüche zu heben und die Haltbarkeit allgemeiner Sätze zu prüfen. Die bloße Eristik und die Sophistik scheidet er von der Dialektik sehr genau.

In großem Ansehen stand die Dialektik bei den Stoikern. Zenon hatte die ganze Philosophie in drei Theile getheilt: Logik, Ethik und Physiologie, Kleanthes gab jedem dieser Theile zwei Unterabtheilungen; der Logik: Dialektik und Rhetorik; der Ethik: Moral und Politik; der Physiologie: (rationale) Physik und Theologie. Die Denklehre wurde mit der Sprachlehre in den innigsten Zusammenhang gebracht. Der Stoiker Seneca sagt in seinem 89sten Briefe: „Jede Rede ist entweder eine fortlaufende (monologische), oder zwischen einem Fragenden und Antwortenden getheilte (dialogische). Den Theil, welcher sich mit dieser befaßt, hat man Dialektik, den, welcher sich mit jener befaßt, Rhetorik genannt.“ — Mehre der älteren Stoiker werden als Verfasser besonderer Werke über die Dialektik genannt, von denen jedoch keins auf uns gekommen ist. Nach den Berichten darüber muß man annehmen, daß sie bei Verschiedenen einen verschiedenen Umfang hatte. Während Einige nicht nur philosophische Sprachlehre, sondern selbst Poetik und Kunst des Vortrags in ihren Umfang zogen, scheinen sie Andere auf das Verhältniß der Begriffe und deren Zeichen in der Sprache beschränkt zu haben. Posidonius erklärte sie für die Wissenschaft des Wahren, des Falschen und dessen, was keins von beiden ist, des Problematischen. Die Rücksicht auf das Wechselgespräch verlor sich nicht. Sie lehre, sagte man, wo man einstimmen müsse, wo nicht, und wie man einem unzureichenden Grunde nicht weiche, das Wahre, Falsche, Wahrscheinliche und Zweideutige unterscheide; ohne sie könne der Weise im Reden sich nicht scharfsinnig und behutsam ausdrücken; durch sie nur lerne man richtig reden und richtig denken, einen vorgetragenen Satz besprechen und Fragen beantworten (*Diog. Laert.* VII, 35 fgg.). So ist denn auch hier nirgends eine Spur von einer übeln Bedeutung der Dialektik; Zenon empfahl sie vielmehr seinen Schülern dringend an, um mittelst ihrer die verfänglichen Schlüsse der Sophisten auflösen zu können (*Plutarch.* adv. Stoic.); ja man hielt sie nicht nur für das Werkzeug, um zur spekulativen Philosophie, sondern selbst um zur Tugend zu gelangen.

Wie aber die Stoiker schon Logik und Dialektik als gleichbedeutend gebrauchten (*Plut.* de plac. Phil. I, 1.) und auch Cicero dies that (vergl. Acad. II, 8. und de Fin. I, 7.), so gebrauchte man dies auch in dem Zeitalter der Scholastik; und wenn man die Scholastiker selbst als Dialektiker bezeichnet, so geschieht es nur wegen des Gebrauchs, den sie zu Begründung eines theologischen und metaphysischen Systems von der Logik machten und von deren Anwendung bei ihren Disputationen. Im Wesentlichen hielten sie sich dabei an Aristoteles; aber selbst die, welche Reformen versuchten, wie Raymund Lullius (Dialectica s. Logica nova) und Peter Ramée (Institutiones dialecticae), machten zwischen Logik und Dialektik keinen Unterschied. Rudolf Agricola (libri de dialectica mit Vorrede von Melanchthon), dem es angelegen war, an die Stelle der scholastischen Dialektik die reinere aristotelische zu setzen, näherte sich auch in Bestimmung des Begriffs der Dialektik dem Aristoteles wieder, indem er sie erklärte als ars probabiliter de qualibet re proposita disserendi. In diesem Sinne wurde sie nachmals gewöhnlich gebraucht, und wenn man ja eine Nebenbedeutung damit verband, so war es nur die einer scharfsinnigen, wol auch spitzfindigen Anwendung der Logik, um bei problematischen Sätzen durch Erörterung des Für und Wider das Wahrscheinliche zu gewinnen. Unter dem Wahrscheinlichen dachte man dabei nur das, welchem das Denkvermögen seine Billigung nicht versagen kann (das Probabile), nicht aber das, was nur den Schein des Wahren hat (Verisimile). In dieser Bedeutung hat nur **Kant** die Dialektik genommen. Er nennt sie **Logik des Scheins** (ars sophistica, disputatoria). In der Einleitung zu seiner Logik heißt es (S. 21.): „In den vorigen Zeiten wurde die Dialektik mit großem Fleiße studirt. Diese Kunst trug falsche Grundsätze unter dem Scheine der Wahrheit vor und suchte diesen gemäß Dinge dem Scheine nach zu behaupten. Bei den Griechen waren die Dialektiker die Sachwalter und Redner, welche das Volk leiten konnten, wohin sie wollten, weil sich das Volk durch den Schein hintergehen läßt. Dialektik war also damals die Kunst des Scheins. In der Logik wurde sie auch eine Zeit lang unter dem Namen der **Disputirkunst** vorgetragen, und so lange war alle Logik und Philosophie die Cultur gewisser geschwätzigen Köpfe, jeden Schein zu erkünsteln. Nichts aber kann eines Philosophen unwürdiger seyn, als die Cultur einer solchen Kunst. Sie muß daher in dieser Bedeutung gänzlich wegfallen, und statt derselben vielmehr eine Kritik dieses Scheines in die Logik eingeführt werden. Wir würden demnach zwei Theile der Logik haben: die **Analytik**, welche die formalen Kriterien der Wahrheit vortrüge, und die **Dialektik**, welche die Merkmale und Regeln enthielte, wonach wir erkennen könnten, daß etwas mit den formalen Kriterien der Wahrheit nicht übereinstimmt, ob es gleich mit denselben übereinzu-

Digitized by Google

stimmen scheint. Die Dialektik in dieser Bedeutung würde also ihren guten Nutzen haben als Katharktikon (Reinigungsmittel) des Verstandes." Daß Kant hiebei Dialektik keineswegs im Sinne der Griechen gebraucht, sondern für die von ihnen getadelte zur Sophistik entartete Dialektik genommen habe, ist bereits von Mehren bemerkt worden (s. Platners philos. Aphor. N. A. I, 19 fgg.); es ist indeß zum Verständniß seiner Philosophie nöthig, den Begriff, den er, wenn auch irrig, damit verbunden hat, zu kennen. Wie nun Kant aber die allgemeine Logik von der transscendentalen unterschieden hat (s. Transscendentalphilosophie), so unterscheidet er auch die blos logische und die transscendentale Dialektik. „Die allgemeine Logik, sagt er, als vermeintes Organon, heißt Dialektik. So verschieden auch die Bedeutung ist, in der die Alten dieser Benennung einer Wissenschaft oder Kunst sich bedienten, so kann man doch aus dem wirklichen Gebrauche derselben sicher abnehmen, daß sie bei ihnen nichts anders war, als die Logik des Scheins. Eine sophistische Kunst, seiner Unwissenheit, ja auch seinen vorsätzlichen Blendwerken den Anstrich der Wahrheit zu geben, daß man die Methode der Gründlichkeit, welche die Logik überhaupt vorschreibt, nachahmte und ihre Topik zu Beschönigung jedes leeren Vorgebens benutzte. Nun kann man es als eine sichere und brauchbare Warnung anmerken: daß die allgemeine Logik, als Organon betrachtet, jederzeit eine Logik des Scheins, d. i. dialektisch sei. Denn da sie uns gar nichts über den Inhalt der Erkenntniß lehrt, sondern nur blos die formalen Bedingungen der Übereinstimmung mit dem Verstande, welche übrigens in Ansehung der Gegenstände gänzlich gleichgiltig sind; so muß die Zumuthung, sich derselben als eines Werkzeugs (Organon) zu bedienen, um seine Kenntnisse, wenigstens dem Vorgeben nach, auszubreiten und zu erweitern, auf nichts als Geschwätzigkeit hinauslaufen, alles, was man will, mit einigem Schein zu behaupten, oder auch nach Belieben anzufechten. Eine solche Unterweisung ist der Würde der Philosophie auf keine Weise gemäß. Um deswillen hat man diese Benennung der Dialektik lieber als eine Kritik des dialektischen Scheins der Logik beigezählt, und als eine solche wollen wir sie auch hier verstanden wissen." (Kritik d. r. Vernunft S. 85 fg.) „Wenn aber die (transscendentale) Dialektik eine Logik des Scheins genannt wird, so bedeutet dies nicht, sie sei eine Lehre der Wahrscheinlichkeit; denn diese ist Wahrheit, aber durch unzureichende Gründe erkannt, deren Erkenntniß also zwar mangelhaft, aber doch nicht trüglich ist, und mithin von dem analytischen Theile der Logik nicht getrennt werden muß. Noch weniger dürfen Erscheinung und Schein für einerlei gehalten werden" (das. S. 349.). Weder von dem sinnlichen (optischen) Scheine, noch dem logischen (dem Scheine der Trugschlüsse) handelt es sich hier. Die logische Dialektik hat es in Auflösung der Trugschlüsse nur mit einem Fehler in Befolgung der Grundsätze, oder mit einem gekünstelten Scheine in Nachahmung derselben zu thun. Die transscendentale Dialektik hat den Schein transscendentaler Urtheile (d. i. solcher, worin von den Grundsätzen des reinen Verstandes ein über die Erfahrungsgrenze hinausreichender Gebrauch gemacht wird) aufzudecken und zugleich zu verhüten, daß er nicht betrüge. „Daß dieser Schein, wie der logische, sogar verschwinde und ein Schein zu seyn aufhöre, das kann sie niemals bewerkstelligen. Denn wir haben es mit einer natürlichen und unvermeidlichen Illusion zu thun, die selbst auf subjektiven Grundsätzen beruht und sie als objektive unterschiebt. Es gibt also eine natürliche und unvermeidliche Dialektik der reinen Vernunft, nicht eine, in die sich etwa ein Stümper durch Mangel an Kenntnissen selbst verwickelt, oder irgend ein Sophist, um vernünftige Leute zu verwirren, künstlich ersonnen hat, sondern die der menschlichen Vernunft unhintertreiblich anhängt, und selbst, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird ihr vorzugaukeln und sie unabläßig in augenblickliche Verirrungen zu stoßen, die jederzeit gehoben zu werden bedürfen" (S. 354). Diese Dialektik ist im Kantischen System von hoher Wichtigkeit. S. darüber Kant *).

Eine besondere Stellung zur Philosophie hat von späteren Philosophen nur Hegel der Dialektik gegeben. Er nimt von dem Logischen der Form nach drei Seiten an, die abstrakte oder verständige, die dialektische oder negativ vernünftige, und die spekulative oder positiv vernünftige [s. hierüber Logik] **). Ausführlicher über Dialektik hat Hillebrand gehandelt in seinem Lehrbuch der theoretischen Philosophie (Mainz 1826). Er stellt sie, wie die meisten Logiker, in die angewandte Logik, die er logische Pragmatik nennt, und zwar stellt er sie der logischen Didaktik gegenüber. Wenn deren Aufgabe ist, Erkenntnisse aus dem Standpunkte wissenschaftlicher Geltung und Haltbarkeit positiv zu vermitteln, so soll dagegen die Dialektik zeigen, wie das Denken anzuwenden sei, um Unwissenschaftlichkeit der Erkenntniß zu verhüten, also wie es sich in Absicht auf solches Wissen negativ verhalte. „Der negative Charakter des dialektischen Verfahrens, sagt er (S. 225), beruhet in der Antithese des Zweifels gegen gesetzte Kenntnisse, also in der skeptischen Vermittelung wahrer dogmatischer Ansichten, und ist insofern eine wirkliche relative Zurückhaltung (ἐποχή) des Urtheils. Jene skeptische Antithese muß sich also bei der wahren Dialektik stets auflösen, niemals aber selbständig und für sich aufstellen. Das Resultat jener Auflösung ist die Sicherstellung des eigentlich wissenschaftlichen Erkennens gegen die Anmaßung der bloßen Meinung. Man könnte insofern auch sagen, der Zweck des dialektischen Denkens sei die Behauptung des Wissens gegen das Meinen." Da sich nun das Meinen im Vergleich

*) In der Tugendlehre nimt Kant außerdem eine natürliche Dialektik an, die er erklärt als den Hang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und ihre Giltigkeit, wenigstens ihre Reinigkeit und Strenge in Zweifel zu ziehen, und sie wo möglich unsern Wünschen und Neigungen angemessen zu machen. — Auch diese Dialektik würde wol nur Sophistik seyn.

**) Vergl. Mußmann Grundlinien der Logik und Dialektik (Berlin 1828). S. 9. 31. 78.

Digitized by Google

mit der Wahrheit entweder in der Weise des Wahrscheinlichen, des Vorurtheils, des Scheins, oder des Irrthums darstellt; so hat die Dialektik diese Modifikationen des Meinens zu berücksichtigen, um die Unwahrheit im Erkennen zu verhüten. Sie berücksichtigt zu diesem Behufe die äußern Bedingungen, unter denen allein in der gegebenen Existenz eine angemessene Gedankenverbindung und Gedankenentwickelung, so wie ein richtiges Verständniß derselben möglich ist, beurtheilt dann gegebene Erkenntnisse nach den Grundsätzen und Kriterien des richtigen Denkens, und zerfällt demnach in zwei Theile, in Semiotik, die von Bezeichnung der Vorstellungen, und in Kritik, die von der logischen Prüfung handelt. — Klein (Anschauungs- und Denklehre) gibt die Dialektik als zweiten Theil der Denklehre, erklärt sie als die Lehre, wie man gemäß den Gesetzen des Verstandes das wahre Wissen erforscht, bestimmt denkt und für das Verständniß anderer Menschen darstellt, und theilt sie in zwei Abschnitte, wovon der erste die Wege zur Erforschung und Darstellung der verschiedenen uns möglichen Erkenntnisse überhaupt zeigt, der zweite aber auf die verschiedenen Irrwege aufmerksam macht, in welche der Verstand bei seinen Untersuchungen zu gerathen pflegt.

Im Allgemeinen wird sie demnach betrachtet als Anweisung zur Erreichung der giltigen Erkenntniß und zur Beurtheilung des Wahren und Falschen in den Vorstellungen, und als die Kunst, durch Hebung des Widerspruchs in den Gegensätzen zum Wissen zu gelangen. (*H.*)

DIALESTA *Kunth.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Eupatorinen (Untergruppe Vernonicae) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der cylindrische gemeinschaftliche Kelch besteht aus wenigen, trockenhäutigen, dachziegelförmigen Schuppen und enthält nur ein bis zwei Blümchen; der Fruchtboden ist nackt; die Samenkrone doppelt; die äußere besteht aus vielen kurzen, die innere aus zwei langen, pfriemenförmigen Spreublättchen (daher der Gattungsname: ἀλεσή, Schale, Hülse, hier Spreublättchen). Die einzige Art, D. discolor *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. IV. p. 45. t. 320.), wächst als ein Baum (?) mit abwechselnden, zusammengedrängten, gestielten, ablangen, langzugespitzten, glattrandigen, unten filzigen Blättern und sehr ästigen, weißen Doldentrauben in Neugranada. (*Sprengel.*)

DIALIUM *Burm.* Eine wenig bekannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Cäsalvinieen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fünftheilig oder fünfblättrig, fast gleich, die äußern Blättchen etwas breiter; keine Corolle; die Staubfäden auf dem Fruchtboden stehend, mit dicken, zweifächerigen Antheren; der Griffel einfach; die Samen (1—2) der Hülsenfrucht liegen in einer dreiartigen Masse. Die beiden Arten sind tropische Bäume mit unbehaarten, unpaar-gefiederten Blättern und rispenförmigen, kleinen Blüthen: 1) D. indum *L.* mant. (D. javanicum N. L. *Burm.* ind.) mit einfacher, überhängender Rispe, elliptisch ablangen, zugespitzten Blättchen und Antheren, welche dreimal länger als die Staubfäden sind. In Ostindien. 2) D. divaricatum *Vahl* (Enum., Aroona gujanensis Aubl. guj. I. p. 16. t. 5., Aruna divaricata *Willd.* sp. pl.) mit doppelt zusammengesetzter, aufrechter Rispe, eiförmigen, langzugespitzten Blättchen und Antheren, welche kürzer sind als die Staubfäden. In Gujana. (*Sprengel.*)

DIALLELE (δι' ἀλλήλων, durch einander, Diallelus), nennt man einen logischen Fehler im Erklären und Beweisen; im ersten Falle führt man im Zirkel zu dem zurück, wovon man, als der Erklärung bedürftig, ausgegangen ist (circulus, orbis in definiendo, z. B. Güte ist diejenige Beschaffenheit eines Wesens, wodurch es gut ist); im zweiten Falle beweiset man zwei Sätze, einen durch den andern (circulus, orbis in demonstrando, Zirkel im Beweisen, z. B. Gottes Daseyn ist gewiß durch die Offenbarung, die Offenbarung aber ist gewiß, weil sie von Gott kommt). (*H.*)

DIALOG ist ein Gespräch, eine Unterredung, woran zwei oder mehre Personen Theil nehmen, um sich ihre Gedanken mitzutheilen. Wo jemand allein spricht vor Zuhörern, gibt es keinen Dialog. Beide Arten, Unterreden wie Alleinreden, sind brauchbar für Gedankenmittheilung. So auch im Schreiben kann der Autor für sich allein zu den Lesern sprechen, oder auch andere Personen gesprächsweise vorführen, gleichsam Bericht erstatten von gehaltenen Gesprächen, wie solches in den platonischen Dialogen angenommen zu werden pflegt. Eine solche dialogische Form kann entweder schildernd seyn, um die Charaktere und Gesinnungen der Unterredenden hervortreten zu lassen, welches Aufgabe des Dichters wird, der einzelne Scenen oder das Ganze einer dramatischen Handlung vorführt; oder sie kann belehrend seyn, welches Aufgabe des Philosophen wird, um irgend eine Wahrheit und deren Untersuchung in das gehörige Licht zu stellen. Beiderlei Gebrauch setzt eine Kunst des Dialogs voraus, das mit in demselben Natürlichkeit und Lebendigkeit herrsche. Wären diese nicht vorhanden, so würde der Dialog, gleich mancher wirklichen Unterredung, langweilig und leer. Für dichterische Darstellung ist die Bedeutsamkeit des Dialogs von selber einleuchtend, die Personen stehen vor unsern Augen, wie im Leben, ihre Äußerungen geben uns oft mit wenig Worten ein treffenderes Bild, als umständliche Beschreibungen, und deswegen wirkt dramatische Anschauung so stark auf jedes menschliche Gemüth. Für den belehrenden Vortrag kann die Zweckmäßigkeit der dialogischen Form in Frage gestellt werden, da Belehrung ja ohne Mühe aus der Rede des Einzelnen geschöpft werden mag. Allein vielleicht weckt das Gespräch mehr die Aufmerksamkeit, ist weniger einförmig und ermüdend, gibt Gelegenheit durch Einwendungen, Fragen und Antworten eine Wahrheit vielseitiger ins Licht zu stellen, bringt durch eine zufällige Abschweifung etwas Neues und Überraschendes vor die Sele. Die ältern Philosophen Griechenlands haben sich dieser Art des Unterrichts bedient und sie auch

Digitized by Google

zum Theil in ihren Schriften beibehalten, wie Plato, deſſen Dialogen als Meiſterwerke der Didaktik gerühmt werden. Dieſer Ruhm wird im Allgemeinen wol nicht verkleinert, wenn man auch geſtehen muß, daß manche der platoniſchen Dialogen den übrigen Unterredenden wenig Antheil geben, meiſt nur Zuhörern, und dem Sokrates allein das Wort laſſen. Für unſere neuere Zeit und deren Lehrbedürfniß ſcheint die dialogiſche Form des Lehrvortrags etwas unbequem, da ſie den wirklichen Sitten weniger entſpricht und nur durch allerlei Umwege zum Ziele führt. Unſere Philoſophen entwickeln nicht ihre Lehrſätze in Unterredungen, ſondern vom Katheder, in Paragraphen und den dazu gehörigen Erläuterungen. Sollten dieſelben mit den Gedanken und unvollſtändigen Auffaſſungen ihrer Zuhörer zuſammengeſtellt werden, ſo käme man vielleicht an kein Ende. Daher haben philoſophiſche Geſpräche der neuern Zeit, wie dergleichen wol geformt worden ſind, mehr Gezwungenes, als die griechiſchen und fließen oft ſo ſehr aus einander, daß die Deutlichkeit darunter leidet. Das beliebte Syſtematiſche leidet ohnehin durch gute Geſprächsform, und man weiß, wie ſchwierig es geworden, aus den platoniſchen Schriften ein Syſtem ihres Urhebers zu entwickeln. Sollte indeſſen jemand didaktiſch in unſerer Zeit aus irgend einem Grunde ſich der dialogiſchen Form bedienen und gut bedienen, ſo wird er ſo willkommen ſeyn, wie es Leſſing war. (*Köppen.*)

DIALYTA, *Meigen* (Diptera). Eine Zweiflügelergattung (Meigen Syſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflüglichen Inſekten V. S. 208. Taf. 44. Fig. 20 bis 25.) aus der Familie Muscides. Die Fühler aufliegend, ſo lang als das Untergeſicht, dreigliedrig, das dritte Glied lang, zuſammengedrückt, mit ſtumpfer Spitze, an der Wurzel mit haariger Rückenborſte; der Mund mit Knebelborſten; die Augen gleich entferne, Hinterleib vierringlich, borſtig, die Flügel breit, ohne Spitzenqueradern. — Die einzige Art, D. crinacea *Fallén* (Muscides 65. 64.), gleicht einer Tachina. Das Untergeſicht iſt ſeidenartig weiß, die Stirne ſtark vorgehend, breit, ſchwarz, auf dem Scheitel ſtehen drei Punktaugen, der Leib iſt glänzend ſchwarz, der Rückenſchild etwas grau bereift, mit zwei ſchwarzen, ein wenig entfernten Längslinien, an den Schultern ſteht eine deutliche Beule; der Hinterleib des Männchens länglich, elliptiſch, flach gewölbt, wenig graulich mit ſchwarzen Einſchnitten und gleichfarbiger Rückenlinie, beides kaum zu bemerken; bei dem Weibchen eirund, ſpitzig hochgewölbt, glänzend ſchwarz. Die Schüppchen weiß, die Schwinger ſchwarz, die Flügel breit mit einem Randdorne, bräunlich, mit roſtgelber Wurzel und ſteiler, gerader, braun geſäumter Querader, die Beine ſchwarz. (*D. Thon.*)

DIAMANT. Die Grundform dieſes vornehmſten Edelſteines iſt das regelmäßige Oktaeder, welches in das Rautendodekaeder übergeht, deſſen Flächen meiſt gewölbt ſind und ſich nicht ſelten nach den Diagonalen theilen, ſo daß das Ikoſitetraeder oder das Teſſarakontaoktaeder entſteht. Der Würfel iſt ſeltener, auch finden ſich Zwillingskryſtalle. Häufig erſcheint der Diamant abgerundet, was man nicht der Reibung, ſondern einer unvollkommenen Kryſtalliſation zuzuſchreiben hat. Sein Gefüge iſt blättrig, und er läßt ſich parallel den acht Seitenflächen des Grundkryſtalls ſehr vollkommen ſpalten. Er iſt der härteſte aller bekannten Körper. Sein ſpecifiſches Gewicht beträgt 3,4 bis 3,6. Er bricht die Strahlen einfach, aber, nach Newtons Bemerkung, faſt dreimal ſo ſtark als der durchſichtige Quarz; er wird durch Reibung poſitiv elektriſch, und zwar auch wenn er ungeſchliffen und ſeine Oberfläche trübe iſt, wodurch er ſich von allen Edelſteinen unterſcheidet. Phosphorescenz zeigt ſich nur bei einigen. Der Diamant wird von Säuren nicht angegriffen. Eingeſchloſſen widerſtehe er den höchſten Hitzegraden, iſt aber bei Zutritt der Luft unter 14° des Wedgewoodſchen Pyrometers ohne merklichen Rückſtand verbrennbar. Er iſt waſſerhell, zuweilen gelb, bräunlich, roſenroth, grün, blau, ſchwärzlich, auch können theilweiſe gefärbte Diamanten vorkommen, wovon ſich Beiſpiele im braſilianiſchen Schatze befinden ſollen [1]). Der eigenthümliche Demantglanz zeichnet ihn aus. Sein Pulver iſt ſchwärzlich grau. Er beſteht, wie ſich durch die Verſuche von Lavoiſier, Tennant, Guyton u. A. ergeben hat, aus nichts anderm als Kohlenſtoff, und iſt, ſo auffallend dieſe Identifikation ſcheinbarer Gegenſätze klingen mag, als reine Kohle in kryſtalliniſchem Zuſtande anzuſehen. Was vorher gemeinlich für reine Kohle galt, hat ſich vielmehr als Kohlenſtoffoxyd erwieſen und beſteht aus ungefähr zwei Theilen Diamant und einem Theile Sauerſtoff [2]).

Der Diamant fand ſich ſeit den früheſten Zeiten in Oſtindien, durch einen großen Strich von Bengalen, auch auf Malakka und Borneo; ſeit dem vorigen Jahrhundert aber erhält man ihn ebenſo reichlich aus Braſilien (ſ. Diamantgrubenbau). Hundert Jahre ſpäter, als die braſilianiſchen, wurden die ſibiriſchen Diamante entdeckt, deren erſter am 22. Juni 1829 an der Weſtſeite des Urals in einer Goldwäſcherei der Gräfin Poliez gefunden ward; ſeitdem ſind die weitern Nachſuchungen durch günſtigen Erfolg belohnt worden. Die Nachricht, welche John Murray [3]) über einen Diamanten gibt, der neuerlich in Irland gefunden worden ſei, bedarf weiterer Beſtätigung. — Der Diamant liegt gewöhnlich loſe in eiſenſchüſſiger Erde, in Schluchten von Sandſteingebirgen, im Sande der Ebenen und Flüſſe, auch in jungen Conglomeraten von Quarzkörnern und eiſenſchüſſigem Sande, welche in Braſilien Cascalho genannt werden, zum Theil von Körnern gediegenen Goldes begleitet. Für das eigentliche Muttergeſtein des Diamants hält Herr von Eſchwege [4]), welcher verſchiedene noch darin eingewachſene Exemplare beſchreibt, den Brauneiſenſtein. — Die Diamante werden durch gegenſeitige Reibung und mittelſt des

1) S. *John Murray* A memoir on the diamond. London 1831. 8. p. 40. 2) S. Klaproth und Wolff, chemiſches Wörterbuch. Bd. 1. S. 658. 3) a. a. O. S. 30. 4) Braſilien die neue Welt. Braunſchweig 1830. 8. Th. 1. S. 154.

Digitized by Google

Diamantbortes in verschiedenen Formen geschliffen [5]), unter welchen die Brillantform die vorzüglichste ist. Den Brillant kann man ansehen als zwei mit ihren Grundflächen vereinigte abgestumpfte Pyramiden, deren obere, die Krone genannt, halb so groß ist, als die untere, welche die Cülasse heißt. Um die Tafel, oder achteckige obere Fläche, liegen in verschiedenen Reihen 32, um die untere 24 Facetten, von deren sich gegenseitig entsprechendem Verhältniß und Neigungswinkel die richtige Brechung der Lichtstrahlen, oder das Brillantiren bedingt wird. Erst seit dem 17. Jahrhundert ist die Brillantform aufgekommen. Die Rosette ist unten platt, nach oben aber gewölbt. Um den spitzigen Mittelpunkt liegen sechs dreieckige Facetten, Sternfacetten genannt, an deren Grundlinien sich sechs nach unten gekehrte Dreiecke anschließen, welche wiederum in ihren Zwischenräumen je zwei aufwärts gerichteten Dreiecken Raum geben, so daß die Gesamtzahl der Facetten 24 beträgt. Die Form der Tafelsteine, welche ein minder lebhaftes Farbenspiel zeigen, wird nur solchen Diamanten gegeben, die vermöge ihrer ursprünglich flachen Gestalt sich zu Rosetten und Brillanten nicht eignen. Beim Schleifen des Brillanten und der Rosette verliert der Stein ungefähr die Hälfte seines Gewichts, und ein geschliffener Diamant wird demnach, außer dem Arbeitslohne, doppelt so viel kosten, als ein ungeschliffener von gleicher Größe. Der Preis der Diamanten wird durch das Quadrat ihres Gewichtes bestimmt, so daß, wenn ein untadelhafter Brillant von einem Karat (oder vier Gran) ungefähr 50 Thaler kostet, ein gleicher von zwei Karat mit 2 × 2 × 50, d. i. 200 Thalern, einer von drei Karat mit 3 × 3 × 50, d. i. 450 Thaler bezahlt wird u. s. f. Unter den gefärbten Diamanten sind die röthlichen, blauen und grünen theurer, wogegen die gelben in geringerem Preise stehen. Die Benutzung der natürlichen Spitzen des Diamants zum Glasschneiden ist bekannt; neuerlich hat man ihn zum Stahl- und Kupferstechen, sowie in der Lithographie angewendet; dem Juwelier und Steinschneider ist er zum Bearbeiten anderer Edelsteine unentbehrlich; die Diamantlinse eignet sich ganz vorzüglich zum Mikroskop, indem ihre vergrößernde Kraft sich zu der einer gleichen Glaslinse wie 8 zu 3 verhält. — Unter den ausgezeichnet großen Diamanten würde der im J. 1741 aus Brasilien in den Schatz des Königs von Portugal gekommene von angeblich 1680 Karat unstreitig die erste Stelle einnehmen, wenn nicht seine Echtheit zweifelhaft wäre. Der Diamant des Radschah von Mattan auf Borneo soll 367 Karat wiegen und vom feinsten Wasser seyn. Den des Großmoguls gab Tavernier zu 279$\frac{7}{16}$ Karat an. Der Diamant des russischen Reichsscepters, welchen die Kaiserin Katharina im J. 1775 von einem Armenier aus Astrachan zu Amsterdam kaufen ließ, soll 193 Karat halten und, nach Pallas, einer der beiden berühmten Steine seyn, welche früher am Throne des Schah Nadir prangten. Der Pitt oder Regent wurde von Thomas Pitt im J. 1702 in Indien erworben und, nachdem er in England als Brillant geschliffen worden, im J. 1717 an den Regenten, Herzog von Orleans, für 2500000 Livres verkauft. Sein Gewicht ist in dem Inventarium der französischen Krondiamanten vom J. 1791 zu 136$\frac{1}{4}$ Karat, und sein Werth zu 12 Millionen Livres angegeben. Er ist der erste Diamant im französischen Schatze. Als den zweiten kann man den schönen blauen Brillant von 67$\frac{7}{16}$ Karat ansehen, der auf 3 Millionen Livres geschätzt wird; als den dritten den Sancy, von 33$\frac{1}{2}$ Karat und dem Werthe von einer Million Livres. Dieser gehörte einst Karl dem Kühnen von Burgund, der ihn bei der Niederlage von Granson einbüßte, zugleich mit einem weit kostbarern Diamant, der damals für den größten in der Welt galt und einer der ersten war, welche geschliffen wurden. Letzteren fand ein Schweizer und verkaufte ihn für einen Gulden; er kam später nach Genua, dann an Ludovico Moro Sforza nach Mailand, und wurde nach der Zersplitterung des mailändischen Schatzes von Julius II. für die dreifache Krone erworben [6]). Der gelbliche Diamant des kaiserlich-östreichischen Schatzes wird zu 139$\frac{7}{16}$ Karat angegeben. Er ist nebst dem Diamanten des Radschah von Mattan, dem des russischen Scepters, dem Pitt, dem ebenfalls berühmten Nassac und Piggott, und zwei engländischen Krondiamanten in natürlicher Größe abgebildet vor *John Murray's* Memoir on the diamond.

Diamant. (Antiquarisch.) Wie frühzeitig der Diamant dem Alterthume bekannt gewesen sei, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Man hat ihn in den ältesten Urkunden der Hebräer zu finden geglaubt; allein von dem Steine יַהֲלֹם im Deuteronomium, welcher auf dem Brustschildlein des Hohenpriesters die dritte Stelle der zweiten Reihe einnahm [7]), läßt sich die gewöhnliche Übersetzung „Demant" ebenso wenig rechtfertigen, als von dem שָׁמִיר an mehren Stellen der Propheten [8]), und זְכוּכִית bei Hiob [9]). In den indischen Epopöen erscheint der Diamant häufig; und wenn ungebildetere Völker an farbigen, besonders rothen Steinen größern Geschmack finden, und so auch das Mittelalter dem Rubin den höchsten Preis zuerkennt, so darf in dem Grade, als man von der frühen Kultur der Inder überzeugt ist, ihnen eine zeitige Schätzung des trefflichsten der einheimischen Edelsteine, neben der schon im Mythus gefeierten Perle, wohl zugetraut werden. Aber wie die Perle bei den Griechen erst zu Alexanders Zeit erscheint, so finden wir bei ihnen auch den Diamant nicht früher als drei Jahrhunderte vor Chr. zum ersten Male erwähnt. Hies

5) Die Diamanten, welche früher mit ihrer natürlichen Politur angewendet wurden, nannte man bruts ingenus; zeigten sie eine regelmäßige Krystallisation, so hießen sie diamans à pointes naives. Hieher gehören fast alle, die man an alten Waffen findet. Endlich gibt es gewisse sehr seltene Diamanten, die dem Schleifen gänzlich widerstehen, d. s. die Diamans de nature. (*Schreger.*)

6) S. Joh. v. Müller, Gesch. schweiz. Eidgenossenschaft. Buch V. Kap. 1. 7) 2 Mos. 28, 18; 39, 11. Vergl. Ezech. 28, 13. 8) Jerem. 17, 1. Ezech. 3, 9. Zach. 7, 12. 9) 28, 17.

Digitized by Google

durch sind wir indessen keineswegs berechtigt, trotz der uralten Handelsverbindung mit Indien, trotz der hohen Blüthe, zu welcher die des Diamantes bedürfende Steinschneidekunst bereits gelangt war, eine so späte Kenntniß dieses Edelsteins bei den Griechen zu behaupten. Der Diamant hat nicht, wie es sonst bei ausländischen Waren gewöhnlich ist, seinen einheimischen Namen, welcher im Sanskrit wadschra lautet, und sich in andern orientalischen Sprachen, z. B. dem Mongolischen und Mandschuischen wiederfindet, aus Indien nach Griechenland mitgebracht, sondern den in der griechischen Sprache längst schon vorhandenen, einer im Sanskrit auch vorkommenden Benennung abhedya (der Unspaltbare) nicht unähnlichen Namen ἀδάμας, d. i. der Unbezwingliche, erhalten; ein Wort, mit welchem man früher die unklare Vorstellung von einem überaus festen, mythischen Erze verbunden hatte [10]). Theophrast, welcher zuerst unter den griechischen Schriftstellern den Edelstein ἀδάμας erwähnt, vergleicht ihn dem im Feuer beständigen Rubin (ἄνθραξ), der krystallisirt, und zwar sechseckig (ἑξάγωνος) sei [11]). Hierin kann man die Krystallisation des Diamantes und Rubins, deren Grundform das Oktaeder ist, richtig angegeben finden, sobald man von den drei Bedeutungen des Wortes γῶνος, nämlich Winkel, Kante und Ecke, zwischen deren beiden letzteren man hier zu wählen hätte, die dritte gelten läßt. Doch kann bei der äußerst geringen Achtsamkeit, welche die Alten auf die Krystallformen wandten (deren man nicht leicht eine andere, als die sechsseitige Säule oder Pyramide und den Würfel erwähnt finden wird), hier sowol, als in des Plinius Beschreibung [12]) eine Ungenauigkeit des Autors gern zugegeben werden. Aber selbst die irrige Behauptung der Unverbrennbarkeit läßt in den Beschreibungen des Theophrast, Plinius u. A. den Diamant nicht verkennen; ist doch dieser Irrthum bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt und noch von Wallerius [13]) gegen die Experimente behauptet worden. Mit gleicher Übertreibung wird die Eigenschaft der äußersten Härte, welche dem Diamant den Namen gab, von Seneca [14]) und Plinius an ihm hervorgehoben. Hammer und Amboß sollen eher in Stücken zerspringen, als ihn verletzen. Gleichwol gebrauchten die Steinschneider, wie aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller und aus der Anschauung der auf uns gekommenen Kunstwerke erhellt, die Diamantsplitter zum Graviren anderer Edelsteine. Über die Art, wie sich der unüberwindliche Diamant in Splitter schlagen ließe, hatte sich das seltsame Mährchen, daß er durch Bocksblut zuvor erweicht oder spröde gemacht werden müsse, im Alterthume verbreitet. Seit Plinius und Pausanias [15]) wurde dasselbe bis auf die neuere Zeit von zahlreichen Schriftstellern gläubig wiederholt. Selbst im Romane des Mittelalters fand es eine Stelle. Der undurchdringliche Helm des Gamuret, der was gedreet von einem ademande, erweicht, indem ein langes glas mit bluote, das was genommen ich wen von einem kitze, darüber ausgegossen wird [16]). Griechen und Römer erhielten den Diamant aus Indien. Dort wurden, erzählt der Periplus maris Erythraei [17]), aus den Häfen von Nelkynda, Barake und Muziris zugleich mit Perlen, Elfenbein und andern Kostbarkeiten auch allerlei Edelsteine (λιθία διαφανῆς παντοία) versendet, unter welchen der ἀδάμας und ὑάκινθος hervorgehoben werden. Strabo bedient sich dafür der allgemeinern Ausdrücke κρύσταλλοι καὶ ἄνθρακες. Nach seiner Angabe gewann man diese Edelsteine, sowie heutzutage theils aus Gruben, theils aus dem Flußsande. Auch der spätere Dionysius [18]) beschreibt in seiner Periegese, wie von den Indern der Diamant am Ufer der Flüsse gesucht werde. Adamas heißt bei Ptolemäus ein Diamantenführender Nebenfluß des Ganges, dieses gemmifer amnis, wie ihn Plinius bezeichnet. Von den Fundorten im innern Indien führte der Handelsweg über die oben erwähnten Häfen zunächst nach Aegbien und der afrikanischen Küste; und hieraus wird man des Plinius arabische und äthiopische Diamanten zu erklären haben, deren letztere er selbst nur als auf der Meinung der Vorfahren beruhend angibt. Welche andere, als die indischen Diamante, hätten auch, während Brasilien mit seinen Diamantgruben noch unentdeckt war, den Griechen und Römern zukommen können? Auf den Ural, dessen Diamante uns erst seit dem Sommer 1829 bekannt geworden sind, die im Norden gefundenen Diamante zu deuten, von welchen Meteodorus Scepsius [19]), Dionysius Periegetes [20]) und Ammianus Marcellinus [21]) erzählen, möchte wol allzukühn seyn. Unechte Diamanten freilich hatten die Alten auch aus verschiedenen Gegenden, und die sogenannten Diamanten von Baffa sind schon dem Plinius bekannt als adamantes Cyprii, qui nominis tantum auctoritatem habent.

Als Juwel vom höchsten Werthe finden wir den Diamant erst seit dem augustinischen Zeitalter einigermaßen verbreitet. Lange war er, sagt Plinius, blos Königen, und auch deren wenigen nur bekannt gewesen. Mäcenas wird von Augustus in einem Briefe scherzweise ein Diamant aus Etrurien, eine Perle aus der Tiber u. s. w. genannt [22]). Martial [23]) beschreibt,

10) Im Homer, wo überhaupt nirgends ein Edelstein genannt wird, kommt das Wort Ἀδάμας nur als Eigenname eines Jünglings vor. Bei Hesiod finden wir sowol Waffen, die besonders dauerhaft gedacht werden, von ἀδάμας gebildet, als auch adamantene Festigkeit figürlich gebraucht. In gleicher Weise bedienen sich Pindar und die drei Tragiker des Wortes ἀδάμας, und da dieses Erz nur von Dichtern oder in dichterischer Redeweise von Prosaikern genannt wird, so wäre es ein vergebliches Bemühen, eine bestimmte Metallart aufsuchen zu wollen, welche ausschließlich den Namen Unbezwinglich geführt hätte. Nur Plato, welchem Pollux folgt, gibt diesem Worte eine bestimmtere Bedeutung, indem er die sprödesten Theile im Golde damit belegt. S. unten. 11) *Theophr.* de lapid. §. 32. 12) Hist. Nat. 37, 4, 15. Romé de l'Isle erkennt in des Plinius Beschreibung wirklich das regelmäßige Oktaeder. (Crystallographie. 2e édit. p. 192. 198.) 13) Mineralog. T. I. p. 233 et 237. 14) De constant. sap. III. §. 7. 15) VIII, 18. 6. 16) Titurel VIII. 17) Geographi graeci min., ed. Hudson. T. I, p. 32. 18) *Dionys.* Perieg. v. 1119. 19) Bei *Plinius*, Hist. nat. 37, 4, 15. 20) v. 318. 21) XXII, 8. 22) Bei *Macrob.* Saturn. II, 4. 23) L. V. ep. 11.

Digitized by Google

wie der Dichter Stella den Diamant neben dem Sardonyx, dem Smaragd und Jaspis am Finger trage; und ausgezeichnete Diamante waren damals schon, wie der Pitt, der Sancy u. a. in der neuern Zeit, zu einer besondern Celebrität gelangt. So jener juvenalische

Adamas notissimus et Berenices
In digito factus pretiosior; hunc dedit olim
Barbarus incestae, dedit hunc Agrippa sorori [24]).

Damals hatte der Diamant, wie Plinius berichtet, den höchsten Preis nicht allein unter den Edelsteinen, sondern überhaupt unter allen Gegenständen menschlichen Besitzes. Er mußte in ungleich höherem Werthe stehen als heutzutage, denn es konnten nur solche Diamante zum Schmuck verwendet werden, welche durch den natürlichen Glanz einer vollkommenen Krystallisation das Schleifen entbehrlich machten. Es läßt sich nämlich mit gutem Grunde behaupten, daß die erst in neuerer Zeit durch Ludwig von Berquen aus Brügge im J. 1476 erfundene Kunst, Diamante durch gegenseitige Reibung und Anwendung des Diamantstaubes oder Bortes zu schleifen, dem Alterthume völlig fremd war. Seneca sagt: nec secari adamas aut caedi vel deteri potest; Plinius gibt als Kennzeichen seines unechten adamas an, daß er vom Diamant verletzt werde; und fast sechs Jahrhunderte später, zu der Zeit, als der byzantinische Hof in einem Übermaße orientalischer Juwelen prangte, schrieb Theophylaktus Simokatta [25]): „der Diamant läßt sich nicht graviren noch schneiden", ἀνεπίδεκτος γὰρ καὶ γλυφῆς καὶ τομῆς. Ja zur völligen Bestätigung unserer Behauptung haben wir sowol aus dem Alterthume als aus dem Mittelalter noch in Gold gefaßte Diamante übrig, welche unberührt von künstlicher Politur ihre ursprüngliche Krystallisation zeigen. Im britischen Museum befindet sich ein antiker römischer Goldring mit einem Diamant in seiner natürlichen Oktaederform [26]); und die seit dem Mittelalter in dem Schatze der Abtei St. Dénys aufbewahrte Agraffe des französischen Krönungsmantels enthält vier Diamanten in ihrer unveränderten Krystallisation [27]). Doch scheint, weil nur wenige Diamante der künstlichen Nachhilfe entbehren konnten, die Anwendung dieses Steines während des Mittelalters, wenigstens im Occident, ziemlich selten gewesen zu seyn. Solinus [28]), der bei Aufzählung der Edelsteine dem Diamant die erste herkömmliche Stelle noch läßt, gibt als Grund dieses Vorzugs nicht die hohe Schönheit, sondern die magischen Kräfte des Steines an; Augustinus [29]) sagt: „den Diamant haben vorzüglich die Juweline und Steinschneider;" Epiphanius [30]) nennt ihn nicht glänzend, sondern luftfarbig (ἀεροειδῆ, ἐμφερῆ τῷ ἀέρι); Isidorus [31]), der ihn unter den Krystallen aufzählt, sagt, er sei klein, unscheinbar und rostfarbig, ferrugineus; und ebendieses Wort gebraucht von ihm Marbodus [32]), dessen Übersetzer sich ausdrückt:

de fer brun a la culur.

Albertus Magnus findet ihn düsterer als den Bergkrystall; und im 14. Jahrh. bedient sich Peter Suchenwirt [33]) desselben zur Bezeichnung einer dunkeln Farbe, indem er die drei braunen Löwen des Kärnthenschen Wapens also andeutet:

In dem golt getzieret was
Drey leben praun von ademas.

Und so wurde denn auch allmälig der Diamant von der ersten Stelle unter den Edelsteinen verdrängt. Wenn Plinius ihm unbedingt den höchsten Werth beilegt, den zweiten Rang aber dem Smaragd zutheilt und dann zu dem Beryll und Opal übergeht, sowie die Mode, das Senatusconsultum der Weiber, hierüber entschieden habe, nennen die Schriftsteller des Mittelalters [34]) vielmehr den Rubin den kostbarsten der Edelsteine, und er pflegt in den auf uns gekommenen Kleinodien die vornehmste Stelle einzunehmen. Zu ihm gesellen sich gewöhnlich der Smaragd und Sapphir. So enthält z. B. die aus dem 11ten Jahrh. stammende ungrische Reichskrone 50 Rubine, einen Smaragd und 53 Sapphire, aber keinen einzigen Diamant [35]). Mit dem Aufleben der Künste gewinnt dieser seine alte Würde wieder. Fürsten führen ihn im Wapen. Er erscheint als vornehmste Zierrath im Palaste des Cosmus von Medicis [36]), sowie auf einem vermuthlich von Benvenuto Cellini gearbeiteten Scudo d'oro des Alessandro I. de' Medici; man sieht ihn als pointe naive in einen Ring gefaßt auf Münzen des Johann Galeazzo Maria Sforza; als Symbol des Herakles auf Münzen des Ercole d'Este, anderer zu geschweigen; und diese Münzgattung hieß Diamante. Zu dieser Zeit pflegten Rubin, Smaragd, Sapphir und Diamant ausschließlich als Edelsteine betrachtet zu werden, und es galt dafür, daß in ihnen die vier Elemente abgesondert in ihrer reinsten Farbe erschienen, nämlich das Feuer im Rubin, die grünende Erde im Smaragd, die Luft im Sapphir und das Wasser im Diamant [37]). Ungeachtet diesem nun der Vorzug höherer Schönheit gelassen wurde, stand er doch seines häufigen Vorkommens wegen nicht im höchsten Preise, sondern wie auch heutzutage ein vollkommener Rubin von 3 bis 4 Karat leicht theurer bezahlt wird, als ein gleicher Diamant, so galt im 16. Jahrh. nach Benvenuto Cellini's Schätzung ein tadelloser Rubin von einem Karat 800 scudi d'oro, ein gleicher Smaragd 400, ein gleicher Diamant 100 und ein Sapphir nur 10. Erst seit dem 16. Jahrh. pflegt man mittelst des Diamantes Glas zu schneiden, wozu man früher glühenden Stahl gebrauchte; auch bedurften die rund gegossenen Fensterscheiben gemeinlich des Schnittes nicht.

24) Juvenal. VI, 156 sq. 25) Quaest. physic. I. 26) A memoir on the diamond by *John Murray*. p. 12. 27) Aus *Mich. Felibien* Histoire de St Dénys. p. 548., verglichen mit *F. J. Doublet*, Histoire de St. Dénys. p. 371. ergibt sich, daß diese Agraffe nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit der Ludwigs des Heiligen zu verwechseln sei. 28) Polyhist. c. 52. 29) De civit. Dei. 21, 4. 30) De duodecim gemmis, ed. Gesn. fol. 11. verso et fol. 12. verso. 31) Orig. 16, 13.

32) Carmen de gemmis. v. 27. 33) Herausgeg. von Primisser. Wien 1827. 8. III. B. 169. 170. 34) Z. B. der ungenannte Verfasser des Buchs de natura rerum bei Vincentius Bellov. spec. nat. L. VIII. c. 51. 35) Nach der Verpfändungsurkunde vom Jahre 1440 bei *Kollar* Anal. Vindob. II. 814. 36) *Fabbroni* Vita Cosmi. p. 155. 37) Benvenuto Cellini, Trattato dell' oreficeria. cap 1.

Um die Mitte des genannten Jahrhunderts erwähnt Joh. Matthesius in seiner Bergpostille „wie man auff die schönen vnd glatten Venedischen gleser mit Demand allerley Laubwerk vnd schöne züge reißet" [38]). Bekannt ist die Anekdote von Franz I., König von Frankreich, der in ein Fenster des Schlosses Chambord mit dem Diamant, den er im Ringe trug, folgende Verse auf den Wankelmuth seiner Geliebten, der Ducheſſe d'Eſtampes, eingrub:

Souvent femme varie,
Mal habil qui s'y fie.

Im Alterthume hatten sich die Vorstellungen von dem wunderbaren, stahlartigen Metalle, welches in der frühesten Zeit ἀδάμας hieß, von dem Magnet, der lange durch keinen bündigen Namen unterschieden wurde, und von dem seltenen, aus dem fernen Orient kommenden Diamant schon frühzeitig verwirrt. Beim Plinius finden sich hievon sichere Spuren; und selbst des Plato [39]) adamantene Spindel der Nothwendigkeit, um welche sich die Himmelskreise drehen, als um ihre durch Anziehungskraft fesselnde Achse, wird man mit Berücksichtigung des platonischen χρυσοῦ ὄζος [40]) und der im Golde gefundenen magnetischen Chrysekolla [41]) mit einiger Wahrscheinlichkeit auf Magnet deuten dürfen. Im Mittelalter wurde jene Verwirrung vollkommen, und der Magnet behielt, selbst als man ihn vom Diamant unterschied, den Namen adamas. Das hieraus gebildete aymant, beim Übersetzer des Marbodus noch Diamant bezeichnend, wurde bald in der französischen Sprache dem Magnet ausschließlich zugetheilt, während eine zweite Verstümmelung von adamas, Diamas nämlich, nur den Edelstein Diamant bezeichnete. „Annulo pro dignitate lapidis ex auro constante, hic a quibusdam *Diamas* dicitur, so schreibt Vincentius von Beauvais [42]). Bei Albertus Magnus, ebenfalls im 13. Jahrh., ist Diamas der gewöhnliche Name des Diamants. Diemant heißt er bei dem gleichzeitigen Walther von der Vogelweide [43]), sowie auch noch in einem im J. 1498 gedruckten Lehrgedichte „von der edel tugent vnd krafft dy an den edlen steinen synt." Hiefür findet sich die Form Demant, deren sich Luther bedient, in gewöhnlicher Weise wie Demut aus Diemut gebildet, auch schon im 13. Jahrh., z. B. in der Kronika fan Sassen. (*Pinder.*)

Diamant. (Chemisch.) J. Newton vermuthete, daß er eine verdickte brennbare Substanz sei. — Aus allen damit von d'Arcet und Rouelle, dann von Macquer, Malliard, Mitouard und Cadet, den Grafen von Sternberg und Bubna, von Lavoisier, Lampadius, Guyton, Tennant, Clouet, Berthollet, Allen und Pepys, Silliman u. A. angestellten Versuchen läßt sich schließen, daß er wol reiner Kohlenstoff seyn möchte, und zwar der reinste in der Natur (gewissermaßen eine Art Steinkohle). Denn in der stärksten Sonnen- und Kunsthitze verbrennt er wirklich, brennt sogar, im Sauerstoffgas einmal hinlänglich erglühend, eine Weile fort und verwandelt dasselbe in kohlensaures Gas. Jedoch schmilzt Kohlenstoff nicht zu Diamant, wie Silliman a. a. O. vorgibt. — Der Diamant zeigt sich feuerbeständig, wenn er, in Kohlenstaub dicht eingepackt, noch so lange und stark geglüht wird. Er verhält sich in Ansehung der Elektricität anders, als die Holzkohle, er isolirt, oder ist wenigstens ein schlechter Leiter. Auch soll er, nach Guyton, ganz reinen Kohlenstoff, jene aber schon etwas Sauerstoff enthalten, obschon sich dieser scheinbare Unterschied, nach Berthollet, Tennant u. A. wieder aufhebt; ja nach Parrot soll der Diamant selbst sauerstoffhaltig seyn. Andere lassen ihn aus Flußspathsäure und Kieselerde bestehen, von welcher letztern im brasilianischen mehr seyn soll, als im ostindischen. Winterl will darin seine dem Kohlenstoff analoge Andronia gefunden haben! — H. Davy hält ihn für einen eigenen metallischen Körper (Kohlenmetall) mit einem kleinen Antheil Sauerstoff. Auch Meißner zu Wien wähnt in ihm das verglaste Oxyd des Kohlenmetalls zu finden. Endlich vermuthet Jameson, daß, da die auffallende Härte einiger Hölzer vom Kohlenstoffe herkommen könne, welcher sich dem Diamantzustande nähere, der Diamant selbst in irgend einem Gewächs der heißen Zone als eine Secretion in Körnern, oder selbst in Krystallen vorkommen dürfe, wofür besonders das Tabaschir (s. unter Bambusa), oder der Pflanzenopal spreche, und die große Neigung verschiedener Gewächse, Kieselerde abzusondern; auch sei es möglich, daß manche versteinte Hölzer durch übermäßigen Absatz kieseliger Materie getödtet wurden.

Da der Diamant unter allen bekannten Stoffen die stärkste Cohäsion hat, so möchte vielleicht künftig auch in den härtesten Steinen (Kieselsteinen) Kohlenstoff sich entdecken lassen. Merkwürdig bleiben immer die schwarzen Körperchen, welche bei dem Aneinanderschlagen zweier Stücke Quarz entstehen.

Regelmäßig krystallisirter Diamant besitzt zwar keine doppelte Strahlenbrechung, doch will Brewster unter 10 Exemplaren 9 gefunden haben, die das Licht doppelt brachen, welches von kleinen Luftbläschen herrühren soll, die, vermöge ihrer Expansivkraft, alle nach Brewsters Vermuthung ursprünglich weiche Diamantmasse in den zum Auftreten solcher Erscheinungen erforderlichen Zustand von Spannung versetzen. Bekanntlich gerathen Glas oder Gallerte durch Druck in einen ähnlichen Zustand.

Als reine Kohle kann der Diamant, nach Macquer, Maillard, Guyton und Clouet, Schmiedeeisen, in Berührung mit ihm stark geglühet, in Stahl verwandeln *).

38) *J. Matthesii* Sarepta. Nürnb. 1562. XV. p. 277. 39) De republ X p. 616. 40) Timae. p. 59 cf. Politic. p. 303. 41) *Plin.* Hist. nat. 37. 10. 54. 42) Aus dem Buche de natura rerum, im Speculum naturale. L. VIII. c. 40. 43) do. 27.

*) Vergl. Hamburg. Magaz. XVIII. S. 164 ꝛc.; d'Arcet in Crells chem. Journ. VI. S. 148 ꝛc. und in den Beitr. zu Crells chem. Ann. I. 2. S. 104 ꝛc.; — Mitouard und Cadet in Crells n. Entdeck. IX. S. 170 ꝛc.; — Lavoisiers Schriften ꝛc. teutsch von Weigel. II. S. 169. 204 ꝛc.; — Lampadius Samml. pr. chem. Abhandl. Dresden 1797. 8. II. S. 12. 20.; — Sw. Tennant in Scherers a. Journ. d. Ch. I. 3. S. 287 ꝛc.; — Guyton ebendas. III. 18. S. 676 ꝛc., und in

Digitized by Google

Kunstdiamante versuchte man in älterer und neuerer Zeit auf chemischem Wege darzustellen und der Natur nachzubilden. Aber dergleichen Versuche sind bis jetzt stets mehr oder weniger gemißglückt. Zu den ältern gehören die Achard'schen, mittelst der Kohlensäure Edelsteine zu erzeugen, nicht durch Entfernung ihres Sauerstoffs (wie z. B. in lebenden Pflanzen durch den Einfluß des Lichtes, und wie vielleicht auch in tropischen Gewächsen der Vorzeit, bis zur krystallinischen Ausscheidung des Diamants), sondern indem man dieselbe angeblich als Auflösungsmittel erdiger Gemische benutzte (vergl. Achards Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelsteine. Berlin 1779. 8. im Anhange S. 122 ꝛc.). Hieher gehören wol auch Methuons künstliche Produktionen der Bergkrystalle, Alalite, Granate ꝛc. — Vergebens setzte späterhin H. Davy den Graphit und die gut ausgebrannte Kohle den Einwirkungen der Pole einer starken Galvanischen Batterie aus; ihm gab die Zersetzung der Kohlensäure durch Kalium nur Kohle, aber keinen Diamant (s. Gilberts Annalen d. Ph. u. Ch. 1, 10.); Stares, Sillimans, Macnevens, Vanuxems, Colquhouns u. A. Versuche mit natürlichem und Hohofengraphit blieben ebenfalls erfolglos, wenn gleich Silliman durch Zusammenschmelzen von Holzkohle, Graphit und Anthracit mittelst des Hareschen Deflagrators und des Knallluftgebläses Kügelchen von zum Theil schwarzer, brauner, Ambra- oder Topasfarbe, zum Theil rein weiße und vollkommen durchsichtige dargestellt haben will, welche durchaus kleinen Diamanten glichen. — F. Bourgignon legte zu gleichem Zweck harte, weiße Steine, welche der Reibung widerstehen, auf einen geschnittenen Stein von Straß (weißer Glascomposition), der jenen einen eigenthümlichen Glanz geben soll. Der Mainzer Fluß, ein weißer Kunstdiamant, gibt den schönsten weißen Krystall (s. Fluß); zu gelben Kunstdiamanten räth man 10 Gr. Spießglanz und 25 Gr. Hornsilber mit 2 Loth eines Flusses zusammenzuschmelzen. — Gannals Angabe, als liefere eine Auflösung des Phosphors unter Wasser in Schwefelkohlenstoff Kunstdiamante, ist irrig, denn statt dieser erhält man nach Lampadius (s. Erdmanns Journ. für techn. und ökonom. Ch. ꝛc. IV. 2. S. 241) nur wasserhell krystallisirten Phosphor (?) und nach Döbereiners Gegenversuchen (s. Schweiggers Jahrb. für die Chemie ꝛc. 1828. III. 4. S. 468) ein bloßes Häutchen. Nach L. Gmelin sollen sie einfacher Schwefelkohlenstoff seyn (s. Geigers Magaz. für d. Pharm. ꝛc. 1829. Januar. S. 53 ꝛc.). — Die gleichzeitig mit Gannal von Coignard-Latour, aber auf einem ganz andern Wege, nachgekünstelten Diamante sind von Thenard und Dumas für Silicate von ganz besonderer Härte erkannt worden und bestehen keineswegs aus Kohlenstoff. — Da sich der natürliche Diamant mittelst des chemischen Prozesses in kohlensaures Gas verflüchtiget, so würde man, nach Haußmann, zu seiner naturgemäßen Darstellung vielleicht gelangen, wenn man, umgekehrt, kohlensaures Gas in einen luftleeren Raum brächte und auf dieses den elektrischen Strom leitete. Daß nämlich auf diese Weise die Natur bei Erzeugung des Diamanten verfahre, scheine aus dem Umstande hervorzugehen, daß, nach der Aussage der ältesten und in diesem Fache erfahrensten Diamantgrubenarbeiter, da, wo sich die meisten Diamanten finden, auch die sogenannten Blitzröhren am häufigsten angetroffen werden (s. Journ. d. Pharm. 1829. S. 29 ꝛc.; vergl. Erdmann a. a. O. IV. 1. S. 43 ꝛc., Poggendorffs Ann. d. Physik ꝛc. 1828. Nr. 10. S. 387.; desgleichen der Handwerker und Künstler Fortschritte und Muster. Weimar 1828. 4. IV. S. 50 ꝛc. — Dinglers polytechn. Journ. XXX. 5. S. 395 ꝛc. XXXI. 1. S. 75 ꝛc. — Kastners Archiv für d. ges. Naturl. 1829. XVI. 2. S. 154 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

Diamantgrubenbau oder Diamantminenbau bestand bis jetzt nur in Ostindien und Brasilien, als den einzigen Ländern, wo man Diamantminen aufgefunden hat, und zwar in gleicher Entfernung vom Äquator, also etwa 18° südlicher und nördlicher Breite; weshalb man auch wol in Afrika Diamanten unter der Breite von Madagaskar und Nigritien finden dürfte. Die brasilischen Diamanten werden, wie die indischen, in einem losen Kiese gefunden, der hauptsächlich aus abgerundetem Quarzgeschiebe, Sand und Eisenoxyd besteht und in der Serra do Frio ziemlich harte Brecciafelsen und niedrige Hügel bildet. — Neuerlich hat sich noch am Ural in Sibirien eine Diamantgrube aufgethan. Nach Engelhard zu Dorpat, der diese Gegend bereiste, ist das Muttergestein des dasigen Diamants wahrscheinlich ein schwarzer Dolomit, der zwischen den Schiefern des Gebirges lagert.

Im J. 1727 entdeckten Bergleute im brasil. Bezirke von Serra do Frio, S. Antonio ꝛc. beim Goldsuchen die ersten Diamanten. Später ward dieser bisher geheim gehaltene Fund bekannter, und die portugisische Regirung benutzte ihn, als einen wichtigen Erwerbszweig, der bald so einträglich ward, daß im J. 1730 die Flotte von Rio-Janeiro 1146 Unzen Diamanten nach Europa brachte. Erst 1777 begann seine Ausbeute für Rechnung des Königs von Portugal. Er fand sich im Bezirke von Tejuko, in der Serra S. Antonio und in den Anschwemmungen am linken Ufer des S. Franciscusstroms, des Indaja, Abrete, Sono, Prata, Paracatu und St. Antonia. Die Regirung ließ diese Gegenden, sowie den 100 engl. QM. im Umfange haltenden Distrikt bewachen. Vom Jahre 1772—1818 betrug der Diamantengewinn für die Regirung 455 Millionen Thaler.

Bisher wurde die Hauptgrube in Brasilien so bearbeitet: Man macht unter einer Bedachung von 98 Fuß Länge und 45 Fuß Breite eine ebenso lange Vertiefung, theilt diese in 30 Felder, und leitet dahin das Wasser aus einem angrenzenden Kanale. In jedem solchem Felde wäscht ein Neger mit einem kleinen Harken das auf einem kleinen Brete, welches über den Kanal geht, liegende ihm angewiesene Mineral; in der Nähe sitzen mehre Aufseher, die diese Arbeit mit der größten Aufmerksamkeit beobachten, auf hohen Stühlen. Wird ein Neger in

---

Gilberts Ann. d. Ph. III. 4. S. 387 ꝛc.; — Berthollet ebendas. XI. 2. S. 199 ꝛc.; — Gilbert ebendas. II. S. 4 9 ꝛc. XVI. 1. S. 91 ꝛc.; — Clement und Desormes ebendas. XIII. 1. S. 83 ꝛc.; — Parrot ebendas. XI. 2. S. 204 ꝛc.; — Allen und Pepys in Gehlens n. Journ. d. Ch. u. Ph. V. 4.

Digitized by Google

dem Bodensatze der gewaschenen Erde (Cascalho genannt) einen Diamant gewahr, so steht er sogleich auf, klatscht in die Hände, nimt den kostbaren Stein zwischen Daumen und Zeigefinger und übergibt ihn einem der Aufseher, der ihn in eine mitten im Gebäude hängende, halb mit Wasser angefüllte Kugel legt. In diese Kugel werden alle den Tag über gefundenen Diamanten geworfen, am Abende, wenn die Arbeit zu Ende ist, wieder herausgenommen und dem Oberaufseher übergeben, welcher sie wägt und in einem eigends dazu bestimmten Buche verzeichnet *).

Ist ein Neger so glücklich, einen fast 17karatigen Diamant zu finden, so führt man ihn mit Blumen bekränzt, in großem Pompe zum Verwalter, der ihm dafür seine Freiheit schenkt und dessen Eigenthümer entschädigt. Auch andere Neger, welche den Aufsehern Diamanten von geringerm Werthe überliefern, bekommen angemessene Belohnungen. Damit keiner dieser Edelsteine von den Negern entwendet werde, behält man diese so lange wie möglich an einem Orte im Dienst. Trotz dieser Vorsicht benutzen verschlagene und kühne Arbeiter den Augenblick, wo man sie nicht belauscht, um einen Diamant zu verschlingen. Solche Verdächtige werden an einem einsamen Orte eingesperrt und bewacht, bis der gestohlene Stein wieder auf dem natürlichen Wege abgeht.

Zwei Stämme oder Kasten von Diamantensuchern, die Shara und Tora, leben seit Menschengedenken zu Sumbhulpur in Hindostan in 16 unansehnlichen Dörfern, als steuerfreien Lehen; sie stehen unter der Leitung dreier Häuptlinge, oder Stidars. Sie suchen sowol Gold als Diamanten und sind in elende Lumpen gekleidet. Mit Weibern und Kindern, im Ganzen zu 4 bis 500 Personen, beschäftigen sie sich alle Jahre vom November bis zum Eintrit der Regenzeit mit der Durchsuchung des Bettes des Mohonoddi, wo dieser Schlamm und Gerölle abgesetzt hat. Gewöhnlich finden sie diese Edelsteine in einem Gemenge von zähem, röthlichem Thone, Flußgeschieben und ein wenig Sand, vermittelst ihres Ankua, einer Art Picke oder Hacke. Ein Theil des Schlammes wird von den Weibern auf ein schiefliegendes großes Bret gelegt, und die durch Wasser von den gemeinen Steinen gereinigte rückständige Schlammmasse auf einem kleinern Brete durchsucht, um die etwanigen Edelsteine und Goldkörner zu entdecken und zu sammeln. Der Finder muß die Diamanten alle an den Rajah abliefern, und wird für einen großen mit einem kleinen Dorfe belehnt und mit Gold und Kleidern beschenkt, bei Verheimlichung seines Fundes aber mit dem Tode, oder mit Schlägen, Entziehung der Lehen ꝛc. bestraft. Die Quantität der Diamanten wird in Sumbhulpur durch den Namen einer indischen Kaste bezeichnet. Ein Diamant der ersten Klasse heißt Bramino, der zweiten Tschettri, der dritten Bechi und der vierten Sudre. Das Gewicht desselben wird nach Rotti und Maſcha berechnet; ein Rotti ist etwas weniger als 2 Gr. engl. Troygewicht, und 7 Rotti's sind eine Maſcha. Rohe Diamanten werden nach ihrer Klasse geschätzt **). (*Th. Schreger.*)

Diamantpulver (Diamantboord, — bort, — staub), besteht aus den Splittern oder Abgängen beim Spalten, Beschneiden und Schleifen der Diamanten, zum Theil auch aus den schlechtesten Steinen. Man stößt jene wie diese in Stahlmörsern (s. oben unter d. Art. Diamant) und schlemmt das Pulver in Wasser, damit es gleich fein werde.

Arzneilich benutzten es manche ältere Ärzte innerlich und äußerlich. So gab ein italienischer Arzt, Luzano di Ticino, im J. 1492 Lorenz von Medicis in dessen letzter Krankheit ein angeblich sehr wirksames Heilmittel, einen Trank, bestehend aus einer Lösung von gepulverten Diamanten und Perlen! — Noch jetzt soll das Diamantpulver zu einem langsam tödtenden Gifte in Italien dienen. — Außerdem gebrauchen es die Siegelstecher, Glasgraveurs, Taschenuhren-Brillantirer ꝛc., als Smirgel, zum Schleifen und Poliren anderer harten Steine ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DIAMANT (Geogr.) 1) Vorgebirg (Diamand-Point) an der Nordküste der ostind. Insel Sumatra; 2) Cap Diamant, auf Hayti, 304° 11′ 56″ L. 18° 13′ 45″ Br. — 3) Bucht (Anse du D.) und großer Felsen (Pointe du D.) an der Südseite der westind. Ins. Martinique mit dem gleichn. Flecken. — 4) Fluß (Rio Diamante) in Südamerika s. Huaranca Leuwu. (*H.*)

Diamant-Harbour, ein Hafen am Fluß Hugli, 34 engl. Meilen in gerader Linie von Calcutta, aber weit entfernter, wenn man den Windungen des Stromes folgt. Hier pflegen die Schiffe der Compagnie ihre für das Ausland bestimmten Waren auszuladen und den größten Theil ihrer Rückfracht einzunehmen, wonach sie sich nach der Rhede von Sagor begeben, wo die übrige Ladung an Bord gebracht wird. Dieser Ankerplatz ist äußerst ungesund, besonders in den Monaten Juli, August und September, während und unmittelbar nach dem periodischen Regen. Dies Übel entsteht theils durch die untiefen Moräste in der Umgegend, theils durch die vielen stagnirenden Ströme, die eine Menge halbverfaulter thierischer und vegetabilischer Substanzen mit sich herunterschleppen. Weil an guten Lebensmitteln Mangel ist, müssen die Einwohner und die Matrosen mit halbreifer, halbverfaulter Frucht, alten Eiern und verdorbenem Fleische vorlieb nehmen; dazu hat man nur Pfützenwasser zu trinken, und endlich ist der bengalische Arrack, der hier zu haben ist, fast giftig. Darum ist die Sterblichkeit gewöhnlich äußerst groß unter den Seefahrern, die dort vor Anker liegen müssen. Ein Weg von Ziegelsteinen, weit über die umliegenden Reisfelder erhaben, führt von hier nach Calcutta. (*Palmblad.*)

Diamant-Insel (111° 51′ L. 150° 51′ Br.), eine

*) Über die Diamantenwäscherei durch Negersklaven bei Cursalindo vergl. v. Spix und v. Martius Reise in Brasilien ꝛc. 1. München 1823. gr. 4. und die noch neuere Schrift: Brasilien als unabhängiges Reich in historischer, merkantilischer und politischer Beziehung geschildert, von v. Schäffer. Altona 1824. 8. S. 324 ꝛc. — Einiges von Diamantgruben ꝛc. s. im Morgenblatt 1826. Nr. 267. u. d. Jahrg. 1829. Nr. 123.; vergl. allgemeine Handlungszeitung 1829.

**) Vergl. Hesperus 1828. Nr. 38. 39. Der Freimüthige von Kuhn. 1827. Nr. 249. S. 995. — Franklin über die Diamantgruben zu Punnah in Froriep's Notiz. 18[illegible]. Nr. 561.

Digitized by Google

anderthalb (engl.) Meile lange und eine Meile breite, unbewohnte britische Insel auf der Ostseite der Bai von Bengalen, voller Waldung, reich an Schildkröten. (*H.*)

DIAMANTE, Stadt in der neapolit. Provinz Calabria citer., auf einem Hügel, unter dem der gleichn. Fluß sich in das tyrrhenische Meer mündet; wegen ihres Weines und ihrer Rosinen bekannt. (*Leonhardi.*)

DIAMANTINI, Giuseppe, in der Romagna im J. 1660 geboren, ließ sich zu Venedig häuslich nieder, wo er öffentliche und Privatgebäude mit seinen Malereien schmückte, wegen seiner Verdienste die Ritterwürde erhielt, und im J. 1722 starb. Er hatte sich den Geschmack der venedigischen Schule ganz zu eigen gemacht, wie man an einem Gemälde, die Anbetung der Könige, in der Kirche des heiligen Moses findet. Dieser Künstler radirte auch eine Anzahl geistreicher Blätter, von welchen man den größten Theil in Hubers Handbuche, Thl. 4. S. 82. angegeben findet. (*A. Weise.*)

DIAMANTINO, Villa am Zusammenflusse des Rio Diamantino (s. Para) und Rio do Oiro im N. O. der brasil. Comarca Matto-Grosso; von Bergarbeitern bewohnt, welche auch Landbau und Viehzucht treiben. (*Leonhardi.*)

DIAMANTSPATH, spathum adamantinum, ein Stein, der an Härte dem Diamant nahe kommt, so daß er Bergkrystall ꝛc., selbst Edelsteine ritzet, besteht, nach Klaproth (s. dessen Beitr. zur Anal. d. Mineral. I. S. 47.), und zwar der chinesische, in 6seitigen Säulen ohne Endspitzen, grau, undurchsichtig, nur an den Kanten durchscheinend, glänzend im Bruche, spatig im Gefüge, gestreift auf der Oberfläche, auch mit Glimmer, rothem Feldspath und Schwefelkies zuweilen überzogen und mit eingesprengten magnetischen Eisenkörnern angefüllt, aus 84 Proc. Alaunerde, mit nur 6,5 Kieselerde und 7,5 Eisenoxyd. Der bengalische oder indianische, noch weißere, auch deutlicher blättrige mit angeflogenen kleineren Eisenkörnern enthält 89,5 Proc. Alaunerde, mit nur 5,5 Kieselerde und 1,25 Eisenoxyd. Er wird in England unter dem Namen Corund zum Poliren des Granits und verschiedener anderer Gegenstände, das Pulver aber, statt der Feile, zur Bearbeitung des indischen Stahls gebraucht, und der Diamantspathstaub zum Poliren der Diamanten. (*Th. Schreger.*)

DIAMARTYRIA (*Διαμαρτυρία*). Eine Art der bei dem attischen Gerichtswesen vorkommenden gerichtlichen Einwendungen oder Exceptionen, die zunächst vom Beklagten, dann aber auch selbst vom Kläger angewendet werden konnte. Nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *διαμαρτυρεῖν* bezeichnet dasselbe im Allgemeinen die Einlegung einer Protestation, ein Einspruch gegen irgend eine Handlung unter Anrufung von Zeugen. Es war also die Diamartyrie, wie Platner sie definirt, eine auf Zeugenbeweise gegründete, sofort klare Einrede und Protestation gegen ein rechtliches Anbringen und dessen Verhandlung vor Gericht. Sie ist daher, wie Demosthenes (adv. Leochar. p. 1097 seq.) ausdrücklich bemerkt, kein nothwendiges, sondern ein willkürliches, beliebiges Rechtsmittel, dessen man sich bedienen kann, wenn man will, da man auch ohne dasselbe sein Recht vor den Gerichten geltend machen kann. Wenn sich daher der Kläger der Diamartyrie bediente, um die Zulässigkeit der Klage zu erweisen, so bediente sich der Beklagte dieser Einrede, um zu erweisen, daß die gegen ihn vorgebrachte Klage nicht zulässig und nicht annehmbar sei; dies geschah schriftlich und erfoderte die Beibringung klarer Beweise, wenn damit etwas erzielt werden sollte. Der Gegner hatte natürlich diesen Beweis anzugreifen und die Ungiltigkeit der in der Diamartyrie vorgebrachten Beweise nachzuweisen, was wieder eine Antwort des Einsprechenden (*διαμαρτυρῶν*) zur Folge hatte, und da diese Art der Einrede, wie auch schon das Wort *διαμαρτυρία* errathen läßt, zunächst auf einem Beweise durch Zeugen beruhte, so mußte der Gegner insbesondere die Unwahrheit oder das Unzulängliche des vorgebrachten Zeugnisses, etwa einen innern Widerspruch desselben u. dgl. m. darzuthun suchen, es mußte sein Augenmerk dahin besonders gerichtet seyn, die Aussagen der Zeugen zu entkräften, als Lüge und Betrug darzustellen u. dgl. m. Gelang die Diamartyrie, und reichte der, welcher dieser Exception gegen die wider ihn erhobene Klage sich bediente, damit aus, so fiel die Klage gegen ihn weg, indem sie als unzulässig verworfen und als unstatthaft erkannt wurde; im andern Falle aber, wenn die Einrede nicht ausreichte, kam die Klage nun vor Gericht und dem sachfältigen Theile stand die Vertheidigung im Wege des ordentlichen Prozesses offen; eine Verurtheilung dessen, der die Diamartyrie angewendet, aber ohne damit durchdringen zu können, fand natürlich nicht Statt, indem der Richterspruch nur auf Zulassung oder auf Verwerfung der Einrede geben konnte; in jenem Falle, daß die Sache zur weiteren gerichtlichen Verhandlung sich nicht eigne; im andern Falle war man, wie manche Beispiele zeigen, durch eine mißlungene Diamartyrie von weiterer Verfolgung seines Rechtes vor den Gerichten im ordentlichen Prozeßgange nicht ausgeschlossen. Das Nähere darüber s. bei Platner: der Prozeß und die Klagen bei den Attikern (Darmstadt 1824). I. S. 163 ff. Meier und Schömann: der attische Prozeß (Halle 1824). S. 638 ff. (*Bähr.*)

DIAMASTIGOSIS (*Διαμαστίγωσις*, Geißelung). Mit diesem Ausdruck wird von den Alten zunächst die Geißelung der spartanischen Knaben bezeichnet, worüber Plutarch in den lakonischen Gebräuchen, XL.[1]) also berichtet: „Die Knaben, welche bei den Spartanern einen ganzen Tag hindurch am Altar der Diana Orthia mit Geißeln gehauen werden, halten oft bis zum Tode aus, heiter und vergnügt, um den Sieg mit einander streitend, wer von ihnen mehr Hiebe und anhaltender aushalten könne. Denn der, welcher siegt, gewinnt den größesten Ruhm. Man nennt diesen Wettkampf Diamastigosis (d. i. wörtlich: Geißelung um die Wette), und es findet derselbe jedes Jahr Statt." Und an einer andern Stelle (Leben des Lykurg. cap. 18.) versichert uns derselbe Plutarch, daß er noch

1) Andere Stellen der Alten, wo dieser Geißelung gedacht wird, führen Davies zu Cicer. Tuscul. V, 27. Manso Sparta I, 2. S. 183. K. O. Müller, die Dorer II. S. 312. vergl. I. S. 382. an.

Digitized by Google

zu seiner Zeit manche dieser Knaben unter den Streichen am Altar sterben gesehen, ein Beweis, daß diese spartanische Sitte sich bis in die römische Kaiserzeit erhalten hatte. Daß sie aber eine alte Sitte war, die, wie alle ähnlichen, auf den spartanischen Gesetzgeber Lykurgus zurückgeführt wird, sehen wir aus der merkwürdigen Erzählung, welche Pausanias (III, 16.) von der Gottheit, an deren Altar die Geißelung Statt fand, aufbewahrt hat. Der Dienst dieser fremden Gottheit war vor Alters, heißt es, hart und grausam, auch darin die Spuren fremder Einführung aus den Gegenden des Pontus beurkundend, daß an dem Altar derselben Menschen als Opfer geschlachtet wurden. Lykurg, der spartanische Gesetzgeber, welcher diese Sitte, die in die älteste Zeit hellenischer Civilisation fällt, vorfand, hob sie zwar nicht gänzlich auf, aber an die Stelle des Menschenopfers setzte er gleichsam als Entschädigung oder Ersatz die blutige Geißelung der Jünglinge, so daß immerhin Menschenblut den Altar der finstern Mondgöttin des Pontus tränkte. Die Priesterin, so schreibt Pausanias, steht bei den Jünglingen und hält das Bild der Göttin. Dieses ist sonst leicht, da es klein ist; wenn aber einmal die Geißelnden etwas schonend hauen, wegen der Schönheit oder edeln Geburt eines Jünglings, da wird das Schnitzbild in den Händen der Priesterin schwer, und ist nicht mehr leicht zu tragen; sie aber schiebt die Schuld auf die Geißelnden und sagt, daß sie um ihretwillen gedrückt werde. Es ist also dieser Bildsäule, setzt derselbe Schriftsteller hinzu, von den Opfern in Taurien eigen geblieben, sich am Menschenblute zu erfreuen. Es ist hier nicht der Ort [2]), das Wesen und die Natur des zweifelsohne aus der Fremde nach Sparta eingebrachten Götterdienstes, das an den Namen der Diana Orthia geknüpft ist, näher zu erörtern und in seinen einzelnen Beziehungen weiter zu verfolgen, da, was die Sitte der Geißelung betrifft, es auch nach der bestimmten Aussage des Pausanias keinem Zweifel unterliegt, daß dieselbe als eine Entschädigung für den blutigen Dienst, welcher Menschenopfer erheischte, zu betrachten ist und in dieser Beziehung selbst als eine Milderung des älteren grausamen Dienstes (wie an so manchen Orten, wo an die Stelle der Menschenopfer bei der fortschreitenden Civilisation andere Opfer und andere Gebräuche eingeführt wurden) anzusehen ist; zudem kommen Geißelungen ähnlicher Art bei manchen Götterfesten des Alterthums, zunächst in Asien vor, wo sie ja selbst in gewisser Hinsicht bis auf den heutigen Tag anzutreffen sind, der freiwilligen Geißelungen des christlichen Europa nicht zu gedenken, die freilich aus ganz andern Motiven hervorgegangen sind und eine ganz andere Tendenz haben. Allein neben dieser religiösen Seite hat die spartanische Sitte der Geißelung, wie sie Lykurg eingeführt haben soll, noch eine andere politische, wie denn in Sparta alles mit dem Statsleben in Verbindung gebracht war, und der ganze Götterdienst eng mit dem bürgerlichen und politischen Leben zusammenhing. Letzteres erfoderte von dem jungen Spartaner eine kräftige Erziehung, die ihn zu einem tüchtigen Bürger und Glieder der Gemeine machen solle; sie sollte den Körper desselben durch Entbehrungen, Mühseligkeiten und Strapazen jeder Art stählen und stärken, sie sollte durch mancherlei Einrichtungen ihn früh gewöhnen, Hunger und Durst, Hitze und Frost, und jedweden Schmerz, jedes Leid zu ertragen und standhaft darin auszudauern bei blindem Gehorsam und unbedingter Unterwürfigkeit unter das Machtgebot der Oberen; und so mußte auch diese religiöse Sitte, in Verbindung gebracht mit dem Zwecke der spartanischen Erziehung, dazu dienen, den jungen Spartaner früh zu ausdauernder, geduldiger Ertragung von Schmerzen und Leiden anzuhalten und zu gewöhnen; in welcher Beziehung ein neuerer Schriftsteller [3]) diese Sitte der Geißelung der Knaben den Triumph spartanischer Abhärtung genannt hat. Wer unter den Streichen erlag, ward feierlich beerdigt mit einem Kranze auf dem Haupte; auch finden sich Beispiele von Statuen, welche solchen zu Tode gegeißelten Jünglingen gesetzt wurden. (*Bähr.*)

Diamesa s. Lestromia.

Diameter s. Durchmesser.

DIAMETRALZAHL wurde von den älteren Algebraisten jede Zahl genannt, welche ein Produkt aus zwei Factoren ist, die, wenn sie quadrirt und alsdann addirt werden, das Quadrat einer rationalen Zahl zur Summe haben. So ist z. B. die Zahl 12 das Produkt von 3 und 4, deren Quadrate 9 und 16 zu einander addirt das Quadrat der rationalen Zahl 5 geben. Es stehen demnach die beiden Factoren und die Wurzel des erhaltenen Quadrats (in dem angeführten Beispiele 3, 4 und 5) in derselben Beziehung zu einander wie die Katheten und die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks, oder, was dasselbe ist, wie die Seiten und die Diagonale eines Rechtecks, dessen Inhalt durch die Diametralzahl dargestellt wird, wenn die beiden Factoren die Größe der Seiten bezeichnen. Man sieht sehr leicht, daß, wenn a und b zwei beliebige rationale Zahlen bedeuten, daß alle Diametralzahlen in der Form $2ab(a^2 - b^2)$ enthalten sind; dann gibt das Quadrat von $2ab$ und von $a^2 - b^2$ zu einander addirt das Quadrat von $a^2 + b^2$. — Stifel hat in seiner Arithmetica integra diese Zahlen genauer untersucht. (*Scherk.*)

DIAMORPHA *Nutt.* Diese Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der achten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Sedeen (Crassulaceen) hat zum Charakter: einen vierlappigen Kelch, vier Corollenblättchen und vier, an der Basis zusammengewachsene, borstig-zugespitzte, nach außen aufspringende, vierfamige Kapseln. Die einzige bekannte Art, D. pusilla *Nuttall* (Gen. amer. I. p. 293., Tillaea cymosa *Nutt.* l. c. p. 110., Sedum pusillum Mich. fl. bor. am. I. p. 276.), ein kleines, zweijähriges Kraut mit wirbelförmigen Zweigen, abwechselnden, fast drehrunden Blättern und kleinen, weißen Afterdolden, ist bisher nur auf

2) Ein Mehres darüber s. in Creuzers Commentatt. Herodott. cap. II. §. 21. pag. 244 seqq. vergl. mit K. O. Müller a. a. O. I. S. 382 ff.

3) K. O. Müller a. a. O. II. S. 312.

Digitized by Google

einem Felsen (Flat-rock) bei Camden in Nordkarolina gefunden worden. (*Sprengel.*)

Diamphora *Mart.* s. Didymocrater.

DIANA, See auf Korsika, bei Aleria, steht mit dem Meere in Verbindung, liefert Salz und gute Austern. (*H.*)

Diana s. Artemis.

Diana s. Simia.

DIANAE FANUM. 1) Ort in Campanien, 1½ Meile von Capua. — 2) Sicilischer Marktflecken Favara im Val di Noto, an dem kleinen Flusse Favara, der in das afrikanische Meer fällt, und dessen Quelle wahrscheinlich der alte Fons Dianae ist. (*H.*)

DIANAE PORTUS, Hafen auf der Ostküste von Korsika zwischen Aleria und Mariana. (*H.*)

DIANAE PROMONTORIUM, Vorgebirg 1) am lakonischen Meerbusen, mit einem Tempel der Diana. — 2) auf der Nordwestküste von Bithynien am thrakischen Bosporus, mit einem Tempel des Zeus. (Vergl. Dianium.) (*H.*)

DIANAEA *Lamarck.* Diese Medusengattung ist jetzt in viele andere zerfällt, oder doch die Arten derselben anderweit untergesteckt, worüber Pelagia, Geryonia, Sapphenia, Eirene, Limnorea, Linuche, Oceania, Thaumantias, Melicertum zu vergleichen.

Die jetzt noch bestehende Gattung Dianaea ist noch etwas problematisch, wie aus Eschholtz Beschreibung (System der Akalephen S. 90) hervorgeht, die wir hier folgen lassen: „Um die Einheit der Merkmale anderer zu dieser Familie gehöriger Gattungen nicht zu stören, bin ich gezwungen, ein noch nicht vollständig beobachtetes Thierchen, das noch dazu nur als Varietät der Georgonia exigua betrachtet worden ist, als alleinigen Gegenstand einer besondern Gattung hinzustellen. Um aber nicht noch mehr Schuld auf mich zu häufen, wähle ich für dieselbe einen Namen, welchen Lamarck einer Vereinigung von fünf von Péron unterschiedenen Gattungen ertheilt, und der jetzt durch die geschehene Auflösung wieder außer Gebrauch käme. — Folgende Gründe haben mich zu diesem Schritte bewogen: 1) Kann die bisher zu rechnende Qualle nicht mit den übrigen Geryonien vereinigt werden, weil ihr die herzförmigen Magen fehlen; es ist vielmehr zu vermuthen, daß ihre Verdauungsorgane ähnlich denen beschaffen seyn könnten, als sie am Umfange der Scheibe bei der Dianaea endrachtensis (*Freycinet* voyage, *Quoy* et *Gaimard* Zool. t. 84. f. 2.) gezeichnet sind, und zwar stützt sich diese Vermuthung auf die zwei sehr unbedeutend scheinenden krummen Linien am Rande der Scheibe in der Figur von der Dianaea exigua, varietas. Auf anders beschaffene Verdauungsorgane läßt ferner die Beschaffenheit des Mundes schließen; wir sehen das sechslappige Ende des Stiels im Mißverhältnisse mit den vier Fangfäden stehen, da doch bei den Geryonien die Lappen und Falten des Stielrandes, die Magen und die Fangfäden bei jeder Art in gleicher Zahl vorhanden sind. Die Abbildung dieser Dianaea zeigt zugleich deutlich eine mittlere Öffnung zwischen den sechs Lappen und ebenfalls einen mittlern Kanal in dem Stiele. — 2) Würde diese Dianaea die Merkmale der folgenden Gattung Sapphenia stören, wenn sie mit ihren vier großen Fangfäden und dem gelappten Stielende vereinigt werden sollte mit Thieren, die durch zwei große gegenüber stehende Fangfäden und durch das einfache Ende des Stieles bezeichnet werden. — 3) Wird sie von andern Gattungen dieser Familie durch noch mehr auffallende Merkmale der letztern ausgeschlossen.

D. Exigua, Dianaea exigua varietas. *Quoy* et *Gaimard* annal. de sc. nat. T. X. c. f. Isis, Band XXI. S. 342. T. 6. f. 7. 8. — In der Straße von Gibraltar beobachtet. — Die ganz durchsichtige Scheibe mißt gegen neun Linien im Durchmesser. Der Stiel wird gegen sein Ende feiner und ist daselbst mit einem erweiterten, sechstheiligen Hautrande versehen, aus dessen Mitte ein Kanal längs des Stieles zur Scheibe hinaufsteigt. Vier gleich lange Fangfäden entspringen vom Scheibenrande. (*D. Thon.*)

DIANE von Poitiers, geb. den 3. Sept. 1499, war die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von St. Vallier. Diese schöne Dauphinerin ist eine der ersten von den schönen und schlauen Frauen, welche die französischen Könige und Hofsachen regirt haben und die Richtigkeit der Bemerkung von Hume beweisen, daß die Galanterie die Frauenzimmer höher stelle, als der weiblichen Natur angemessen sei. König Franz hatte die glänzende Jugendgestalt bewundert, als Diane von ihrem Gemahl Ludwig von Breze, Groß-Seneschall der Normandie, an den Hof geführt wurde [1]), und sein Sohn, der Dauphin Heinrich erglühte für sie, als sie verwitwet nicht blos wohl erhaltene Reize, sondern auch Weltklugheit geltend zu machen und nicht blos feurige Jünglinge, sondern auch die großartigsten Männer zu fesseln verstand. Sobald der Dauphin ihr Ritter war [2]), trat er mit Hoheit auf, griff in die Geschäfte und umgab sich mit denen, die Krieg und Ruhm wünschten; und sie verdunkelte am Hofe die Geliebte des Königs, die Herzogin von Etampes. Um den abgespannten, launigen König herrschte Zwietracht, die geltenden Männer und Frauen theilten sich nach ihrem Hasse in die Anhänger der beiden Frauen, und einige suchten zur Sicherheit auf den schlimmsten Fall die Gunst des Kaisers Karl V. Er gewann die Herzogin von Etampes, und sie wußte ihm Epernai und Chateau Thierry öffnen zu lassen, um zu dem Frieden von Crespi 1544 zu kommen, während der Dauphin sich gern und tüchtig schlug und dann gegen den Frieden Widerspruch einlegte. Dia-

1) Diane war schon vermählt, als ihr Vater St. Vallier von Franz I. begnadigt wurde; sie kann also diese Begnadigung nicht, wie einige sagen, mit ihrem jungfräulichen Schmuck erkauft haben, auch geschah dieselbe urkundlich nicht auf Fürbitte von ihr, sondern von Maulevrien u. A. 2) Es war 1536 hofkundig, und er damals 18 Jahre alt, seit 1533 mit Katharine von Medici, nun 16 Jahre alt, vermählt, Diane aber seit 1531 Witwe, 36 Jahre alt. Sie machte früher mit Heinrich Bekanntschaft und auch Verse auf ihn; er ward aber erst im Jahr 1536 Dauphin, und seine Gunst für den Hof und die Machthaber von entscheidender Bedeutung. — Als Karl IX. mit ihm in gleichem Alter war, erzählt Brantome (Oeuvres complètes, Th. IV. S. 219), daß er eine Geliebte aus einem sehr guten Hause wählte, eigentlich nur um seinen Anstand auszubilden, da nichts einen jungen Menschen mehr veredele, als die Liebe für das Schöne und Würdige.

Digitized by Google

ne hatte und behielt über ihn alle Gewalt, wie fein auch seine frisch blühende Gemahlin ihn behandelte, wie zahlreich seine Liebschaften wurden und wie groß der Strudel von Vergnügen, Geschäften und Krieg nach seiner Thronbesteigung (1547) ward. Man hielt die Macht, welche Diane über den 18 Jahre jüngeren König hatte, für Zauberwerk, und selbst de Thou nennt es so; aber ihre Macht war das Werk der Natur, welches die Umstände begünstigten. Diane war eine königliche Gestalt, ihr schwarzes Haar lockte sich von selbst, ihr Gesicht hatte den frischen, natürlichen Farbenglanz und vollkommen gezeichnete Züge, und schön wie der Mund waren die Zähne, zierlich wie die Hand der Fuß, in Gang und Haltung natürlicher Adel. Brantome [3]) sah sie in ihrem 66. Jahre und schildert sie fast mit Petrarca's Worten: Morte bella parea nel suo bel viso. Sie schminkte sich nicht an einem Hofe, wo die gefärbten Wangen glühten, wie bleich sie vom Sturme der Leidenschaften waren. Sie erschien beständig in Trauerkleidern, wo ringsum der Glanz der feurigsten Farben und Goldstoffe mit dem Lichte der reichsten Diamanten zusammenstrahlte, von dem Strahlenblicke ihres Auges aber überboten wurde, welches die frischeste Fülle des Lebens ausströmte. Nie ist sie krank gewesen. Sie stand meist mit der Sonne auf, badete kalt, ritt bis zur Ermüdung, schlief dann wieder, und so doppelt gestärkt trat sie in die Gesellschaft oder an die Arbeit, wozu auch dichterische Versuche gehörten. Nun hatte aber gerade der König seinerseits lieber mit Gedichten als mit Geschäften zu thun; und traf eine Frau wie sie den Ton und Takt in ihm, so konnte sie sich auch der Geschäfte bemächtigen. Die Königin vermochte es nicht, und besser als nachmals von finstern Italienern berathen, schloß sie sich an Dianen, welche den Hof durch und durch kannte, mit ihrem natürlichen Verstande das, worauf es ankam, traf und die Sachen dem Könige nach seiner Vorstellungsweise klarer als seine gelehrten Räthe und rechthaberischen Minister machte. Sie fing damit an, die Herzogin von Etampes zu verbannen und deren Anhänger aus den Stellen der Gewalt zu entfernen, aber sie brachte die Geschäfte zugleich in die kräftigen Hände des Connetables Montmorency, des Marschalls St. André und des Kardinals Karl von Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter (1546) vermählte, die älteste (1538) war die Gemahlin von Robert von der Mark, Herzog von Bouillon. Sie selbst ward zur Herzogin von Valentinois erhoben und begnügte sich nicht, das Interesse der beiden mächtigsten Familien mit dem ihrigen verknüpft zu haben, sondern umgab sich mit den thatkräftigsten Männern, wie Graf Brissac, und den gefeiertesten Dichtern, wie Ronsard; und so sparsam Gnaden und Gaben in der letzten Zeit der vorigen Regirung verliehen waren, so verschwenderisch geschah es von ihr besonders an die Feinde des alten Hofes. Je schöner man war und sprach, desto leichter fand man Gehör, und so wetteiferte man in gefälligem Wesen und Schönsprechen bis zum Kardinal Karl und Marschall St. André hinauf. Aber die gestürzten Machthaber waren auch ihrerseits nicht unthätig und veranlaßten Aufregungen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung, die nun auch der Herzogin von Etampes nichts weniger als gleichgiltig seyn konnte. Da ward strenges Gericht gehalten, und Diane nahm an der Ketzerverfolgung persönlich Theil. Sie wollte in dem Verhöre des Hofschneiders mitreden, ward aber von ihm mit den Worten zum Schweigen gebracht: Sie haben Frankreich schon verpestet, besudeln sie nicht auch noch mit ihrem Gifte und Geifer die heilige Sache des Glaubens, die Lehre unsers Erlösers. Sie ließ den Unglücklichen zum Feuertode geben, und solche Hinrichtungen gehörten zu den Schausachen des Hofes. Übrigens erschien der König selbst vor Gericht und schonte in seiner Zeugenaussage das Andenken seines Vaters nicht, als der Herzog von Etampes wider seine Gemahlin wegen Untreue, Verfolgung und hauptsächlich wegen vorenthaltenen Vermögens klagte, worauf ihm die Güterverwaltung zugesprochen wurde. Diane sah alle ihre Feinde gedemüthigt und zur Ruhe gebracht, es mochte ihr aber wol mehr Mühe machen, ihre Freunde unter einander in Frieden zu halten. Die Guise und Montmorency, der Kardinal und der Connetable, der Herzog Franz und der Admiral Coligni standen sich spröde gegenüber, und der eine suchte sich durch die Feinde des andern zu verstärken, wenn auch auf Kosten der eigenen Freunde. Der Haß der Königin gegen die Herzogin von Valentinois ließ sich durch alle Liebkosungen durchschauen [4]), aber die Beförderung ihres Anverwandten Strozzi ließ sich nicht vermeiden, der, wenn nicht der wissenschaftlichste Marschall, doch der erklärteste Freigeist war, und noch gefährlicher als er drohte ihre Umgebung von finstern Italienern für die Machthaber zu werden. Sie hätten den Marschall Brissac wegen seiner offenbaren Geistesüberlegenheit gern wieder gestürzt, vermochten es aber nicht. Er war so verdächtig gemacht, daß er kaum bei dem Könige vorgelassen wurde, der ihn dann aber wieder mit Gunst überhäufte. Die Herzogin von Valentinois liebte ihn und scheint auch für diesen ebenso schönen als großartigen Mann ihre Geduld und Kunst zu vermitteln geübt zu haben. Bei solchen Gelegenheiten, wo sie die heißen Wünsche der hochfahrenden Brauseköpfe vereitelte, schalt der Herzog Franz von Guise laut auf sie, „auf die 70jährige Altmutter, die noch liebäugele." Sie betrieb ihrerseits die Rückkehr des bei St. Quentin gefangenen Connetables, damit er ihren Anverwandten das Gegengewicht halte. Aber sie ward von beiden Theilen aufgegeben, als nach dem Tode des Königs 1559 seine Gemahlin ihre Entfernung vom Hofe foderte. Die Königin soll nicht einmal bis dahin gewartet, sondern wegen Ablieferung des Kronschmucks zu ihr gesandt, aber die Antwort erhalten haben: Noch hat hier Niemand mir zu gebieten, und meine Feinde fürchte ich nicht;

3) Dames galantes.

4) Der Herr von Saulx, nachmals Marschall von Tavannes, erbot sich gegen die Königin, der Herzogin von Valentinois die Nase abzuschneiden.

Digitized by Google

wenn auch der König stirbt, in meinem Schmerze achte ich dann ihrer Kränkungen nicht.

Sie ging auf ihr Prachtschloß Anet, das Werk von Philipp Delorme, mit reichen Verzierungen von Cousin und Goujon. Hier lebte sie zurückgezogen, aber fürstlich, beschäftigte sich mit Kapellenbau und milden Stiftungen, und öffentlich ward ihr Name nur in einer Anklage des Kronanwalts zur Erstattung von großen Summen genannt, die sie in ihrer Geldliebe heimlich von der Salzsteuerverwaltung bezogen hatte. Die Sache ließ sich gegen sie nicht durchsetzen und die Schwiegermutter der Herzöge von Aumale und Bouillon sich nicht weiter verfolgen. Sie war nicht aus ihrer königlichen Haltung und in eine falsche oder verfängliche Stellung zu bringen, aber sie zehrte sich auf. Wenn man den haßt, dem man Leides gethan hat, so haßte sie die Königin heiß, der sie sich gleich und selbst noch höher gestellt hatte; und dieser Haß scheint sie in der Einsamkeit überwältigt zu haben. Es läßt sich wohl sagen, daß der König für sie gleichsam nur ein musikalisches Instrument war, das sie allein meisterhaft zu behandeln verstand; aber es läßt sich nicht glauben, daß sie dabei das Recht seiner Besitzerin oder die Königin verletzte. Ihr Betragen ist untadelhaft, bis der König sich zu ihrem Ritter erklärt, und er trägt noch ihre Farben, läßt ihre beiderseitigen verschlungenen Namenszüge überall anbringen und huldigt ihr treulich, als er über 40 und sie 60 Jahre alt ist. Kann das von einem so wollüstigen Herrn noch in dem Entzücken ihrer Umarmungen geschehen seyn? Er war auch schon vermählt, als er sich zu ihrem Ritter erklärte, und warum will man einen schmutzigen Grund suchen, wo der natürliche, die anziehende Kraft eines schönen Gefühls und hellen Verstandes in majestätischer Weiblichkeit, für einen empfindsamen Mann offenbar ist? — Man kann noch hinzufügen, daß sie als junge Witwe die Geheimnisse des Hofes zu gut kannte und auf ihre Schönheit zu viel hielt, um sich in die Gefahr einer nur zu gewöhnlichen Ansteckung zu bringen. Indeß ist doch nicht zu glauben, daß ein feuriger Jüngling vor der blühendsten Frau kniet, ohne ihre Schuhe zu küssen, besonders wenn er König ist, wenn die Frauen an seinem Hofe es für die höchste Ehre halten, und wenn das Sinnen und Beginnen, das Sprechen und Geberden sich um Wollust frei bewegt, wenn Diane sich als nackte Jagdgöttin von Goujon's Meißel darstellen und Medaillen auf sich mit der Umschrift: den Allsieger habe ich besiegt (victorem omnium vici), prägen läßt. Übrigens konnte sie Niemanden begünstigen, ohne daß der ausgelassene Hof ein Liedesverständniß vermuthete. Als Marot sie neben der Herzogin von Etampes besang, sollte er es für Minnesold gethan haben, und als er ins Gefängniß gerieth, sollte sie es zur Buße für begehrten Minnesold veranlaßt haben. Aber nicht Marot allein, alle Dichter am Hofe besangen die reizendste Dichterfreundin, und er ward unter König Franz I. wegen anderer Kühnheiten, als bei einer schönen Frau, verhaftet. Ferner soll Brissac den Befehl der italienischen Armee erhalten haben, um ihn von seiner geliebten Diane zu entfernen. Jenes konnte aber nur sein eifrigster Wunsch seyn, und dieses auch nur mit ihrem Willen geschehen. Endlich soll ihr auch der Kardinal von Guise gehuldigt haben. Aber es war ihr mit dem Glaubenseifer Ernst, sie versagte den Zutritt Jedem, von dessen Rechtgläubigkeit sie nicht überzeugt war, und bedrohte ihre Töchter auf den Fall der Glaubensänderung mit Enterbung; verträgt sich nun das mit wol, daß sie sich dem Bruder ihres Schwiegersohnes und einem Geistlichen hingegeben habe? verträgt es sich mit ihrem Stolze? — In ihrem Glaubenseifer verläugnet sie die Weiblichkeit und wird grausam; ihre Klugheit reicht nur hin, die Gewaltmenschen, welche den Thron umdrängen, von seiner Erschütterung abzuhalten, zum schöpferischen Eingreifen ist sie zu schwach; und wie schön gehalten ihr Betragen ist, es ist zu künstlerisch, und die Verstellung läßt sich nicht bewundern. In der Polemik der Katholiken und Protestanten wird sie verherrlicht oder verdammt [5]), aber auch in der spätern und sonst so glücklichen Kritik von Bayle wird sie nicht richtig beurtheilt. Sie soll zwar nicht durch Hexenkünste, aber doch durch buhlerische Künste noch in ihren alten Tagen verführerisch gewesen seyn. Dazu hätte sie nicht durch bloße Kunst, sondern durch Gunst der Natur gelangen können; sie hätte magnetisch und fruchtbar bleiben müssen. Es gibt einzelne Fälle der Art, und dem schönen Anscheine nach kann sie dazu gehört haben; indeß kennt man von ihr keine andern als ihre beiden ehelichen Kinder, und nach dem Tode ihres Königs nichts, was sich auf solchen späten Naturreiz deuten läßt. Alles verglichen, war sie eine großartige Frau und großartiger als die Männer, die sie umgaben, ihr schmeichelten und hinter ihrem Rücken sie bespotteten, immer aber, so lange Heinrich II. lebte, als Gebieterin scheuten und ihr gehorchten. Die Frauen fangen an zu herrschen, wenn die Sitten sich verderben, weil die männliche Natur dadurch mehr als die weibliche geschwächt wird; warum ihre Herrschaft seit der Zeit der Herzogin von Valentinois sichtbarer in Frankreich als in England wird, gehört nicht hieher. Sie starb zu Anet den 22. April 1566. Ihre neueste Schilderung findet sich in Amours et galanteries des rois de France etc. par St. Edme. Sie ist anders gefärbt, aber nicht richtiger gezeichnet als in den Mémoires historiques et secrets sur les amours des rois de France von 1759.

(*v. Bosse.*)

DIANE von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, war die natürliche Tochter Heinrich II., die er noch als Dauphin mit der Piemonteserin Philippine Duc erzeugt hatte. Ihr Vater ließ sie auf das sorgfältigste erziehen, sie wurde nachmals legitimirt und zeichnete sich am Hofe Franz I. durch Geist und Talente mit durch Schönheit aus. Franz I., ihr Großvater, schloß im J. 1547 mit dem Papst Paul III. ihre Vermählung mit Horatio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohne Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, ab, und sie ward am Hofe glänzend gefeiert. Kaum sechs Monate darauf ward sie Witwe, aber nach zehn Jahren,

5) Histoire des martyrs de la rel. prot. Bd. III. S. 104.

Digitized by Google

auf Heinrichs Wunsch, zum zweiten Male vermählt mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohne des Connetable. Sie lebte 22 Jahre lang mit ihm in glücklicher Ehe. Während der bürgerlichen Kriege bewies Diane nach ihres Vaters Tode ebenso viel Klugheit als Festigkeit. Ihren Bruder Heinrich III. verließ sie in allen seinen Unfällen nie, und sie war es, welche die Aussöhnung zwischen ihm und dem Könige von Navarra (Heinrich IV., 1588) bewirkte. Heinrich IV. versicherte, daß er ihrem Worte mehr vertraue als tausend geschriebenen Bogen; er zog sie oft zu Rathe und bewies ihr stets die größte Achtung. Ludwig XIII. war der siebente König, den sie auf dem Throne Frankreichs sah. Nachdem sie dessen Erziehung geleitet, zog sie sich vom Hofe zurück und starb ohne Nachkommen den 11. Jan. 1619. (*H.*)

DIANELLA. Eine von Lamarck (Encycl. II. p. 276.) sogenannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Asphodeleen (Smilaceen, Asparageen). Char. Die Corolle (das Perianthium) radförmig, regelmäßig sechstheilig, hinfällig; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, gekrümmt, an der Spitze verdickt und mit wergartigen Haaren besetzt; die Antheren linienförmig, aufrecht; der Griffel fadenförmig, mit einfacher Narbe; die Beere kugelig, vielsamig. Die neun bekannten Arten sind perennirende Kräuter mit faseriger Wurzel, grasartigen, an der Basis halbscheidenförmigen Blättern, rispenförmigen Blüthen, blauen Blumen und Beeren und glänzend schwarzen Samen: 1) D. nemorosa *Lam.* (l. c., ill. t. 250., Dian. ensifolia Red. lib. t. 1., Dracaena ensifolia *L.* mant., Diana *Commers.*) auf den Inseln Frankreich und Bourbon und in Ostindien; 2) D. coerulea *Sims.* (Bot. mag. t. 505., Red. lil. t. 79.), wie die folgenden sechs in Neuholland; 3) D. congesta *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 280.); 4) D. longifolia *R. Br.* (Bot. reg. t. 734.); 5) D. laevis *R. Br.*; 6) D. revoluta *R. Br.* (D. strumosa *Ker.* bot. reg. 751.); 7) D. divaricata *R. Br.*; 8) D. rara *R. Br.*; 9) D. dubia *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. I. p. 270.) in Neugranada. (*Sprengel.*)

DIANENBANK, kleine, von Bougainville 1768 entdeckte Insel im indischen Ocean (L. 51° 5′ Br. 15° 45′); sie erhebt sich wenig über die Meeresfläche. (*H.*)

Dianenbaum s. Metallvegetationen.

Dianenpik, auf St. Helena, s. II. Sect. II. Thl. S. 79.

DIANIUM (Artemision), überhaupt: Tempel der Artemis oder Diana, davon aber 1) eine kleine, von Massiliern in Hispanien gegründete Stadt, die eigentlich Hemeroskopeion hieß, von den Griechen aber Artemision, von den Römern Dianium genannt wurde, weil auf einer Landspitze dabei ein berühmter Dianentempel stand (*Strabo* III. p. 159.). Jetzt: Denia. — 2) (Artemisia), Insel im tyrrhenischen Meere, der Tibermündung gegenüber. Jetzt: Giamitti, Januti (*Mela* 2, 7.). — Unter dem Namen Artemisium kommen übrigens mehre Vorgebirge bei den Alten vor: a) auf der Insel Euböa, nördlich gegen den Meerbusen von Pagasä in Thessalien zu, der Halbinsel Magnesia gegenüber; b) in Hispania Tarraconensis, jetzt: St. Martin. c) Die Landspitze Paldalion in Karien, in dem Küstenstriche Peräa Rhodiorum, nennt Strabo ebenfalls Artemision (XIV. S. 936.). — Ein Berg in Argolis, an der arkadischen Grenze, führte denselben Namen. (*H.*)

DIANO, 1) kleine neapolitanische Stadt mit 4150 Einwohnern im diesseitigen Principato in der Landschaft, welche davon den Namen hat: Valle di Diano, einem langen, schönen Thale, das der Fluß Tanagro in der Mitte theilt. Im Thale selbst sind keine bewohnten Örter, aber rings umher auf den Hügeln, was einen schönen Anblick gewährt. Es wird hier Manna gesammelt und viel Seidenbau getrieben. Die in Dämme eingefaßten Wasser ergießen sich alle in den Tanagro und stürzen mit diesem in einen Schlund, kommen aber nach einem unterirdischen Laufe von mehr als zwei Meilen bei Pertosa wieder zum Vorschein. (Nach Galanti.) — 2) Kleine Stadt im Gebiete von Genua mit 2000 Einwohnern, Diano Marino genannt, zum Unterschiede von dem noch kleineren Diano Castello, welches befestigt ist und etwa eine Stunde von Oneglia der Küste näher liegt. (*H.*)

Dianthera *L.* s. Dicliptera und Justicia.

DIANTHUS *L.* (Nelke). Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Karyophylleen. Char. Der Kelch röhrig, fünfzähnig, an der Basis mit dachziegelförmigen Schuppen; die fünf Corollenblättchen nagelförmig, meist gezähnt oder vierspaltig, selten ganzrandig; die Staubfäden an der Basis zu einem den Fruchtknoten umgebenden Ringe verwachsen, haarförmig, mit zweifächerigen Antheren; zwei fadenförmige Griffel mit seitlichen Narben; die ablange, einfächerige, vielsamige Kapsel springt an der Spitze in vier oder fünf Klappen auf; der Mutterkuchen ist ein frei in der Mitte stehendes Säulchen. Gegen 100 Arten (in *Spreng.* syst. veg. sind 79, von Seringe in *Cand.* Prodr. 113 Arten aufgeführt) dieser Gattung sind als perennirende oder ein- und zweijährige Kräuter, selten als Sträucher, über die gemäßigten Länder verbreitet; sie finden sich vorzüglich auf Bergen und in Wäldern; am häufigsten im südlichen Europa; sehr viele sind durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnet, auch geben sie den Bienen guten Honig. Im nördlichen Teutschland kommen nur sechs Arten wildwachsend vor: 1) D. Armeria *L.* (Schkuhr Handb. T. 121., Sturm Teutsch. Fl., Fl. dan. t. 230., Engl. bot. t. 317.); 2) D. Carthusianorum *L.* (die Karthäusernelke, die Blumen früher als Flores Tunicae sylvestris officinell, Sturm Teutschl. Fl., Fl. dan. 1694.); 3) D. prolifer *L.* (Fl. dan. 221., Engl. bot. 956.); 4) D. Seguierii *Vill.* (Fl. delph., D. sylvaticus *Hopp.* in Sturm Teutschl. Fl.); 5) D. deltoides *L.* (Engl. bot. 61., Fl. dan. 577., mit der Abart D. glaucus *L. Reichenb.* ic. 550.); 6) D. superbus *L.* (Fl. dan. 578.). In Gärten werden am häufigsten gezogen: 7) D. Caryophyllus *L.* (die Gartennelke, Engl. bot. 214., Bot. mag. 89., die Blumen früher als Flores Tunicae s. Caryophyllorum in medizinischem Gebrauche),

Digitized by Google

in England, Frankreich und Italien wild; 8) D. chinensis *L.* (Mill. ic. 81.), in China; 9) D. barbatus *L.* (Bot. mag. 207., die Bartnelke) und 10) D. plumarius *L.* (die Federnelke), beide im südlichen Europa. (*Sprengel.*)

DIAPASON nannten die Griechen die Octave. Da nun lange Zeit die griechischen Benennungen beibehalten wurden, so blieb der Ausdruck auch noch in neuern Tagen, obschon die griechische Tonkunst längst entschlafen und mit einer neuen, eigenthümlich occidentalischen vertauscht worden war. Ja es gab Epochen, in denen man ohne Fremdwörter nicht gelehrt zu seyn glaubte. Um die Töne über der Octave zu bezeichnen, setzte man das Diapason (Octave) mit den übrigen Intervallen nach griechischen Namen zusammen, z. B. diapason cum diatessaron, d. i. die Octave mit der Quarte, folglich die Undecime; diapason cum diapente, die Octave mit der reinen Quinte oder unsere Duodecime. Natürlich mußte den Griechen, die keine Harmonie nach unserm Sinne kannten, die Octave die vollkommenste Consonanz seyn, welche sie Symphonie nannten. — In neuern Zeiten hat man wol auch zuweilen unter dem Namen Diapason, eigentlich unrichtig, den ganzen Umfang der Töne eines musikalischen Instruments oder einer Singstimme verstanden. (*G. W. Fink.*)

Diapedium *Kön.* s. Dicliptera.

DIAPENSIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig, an der Basis mit drei Stützblättchen versehen; die Corolle untertassenförmig mit fünflappigem Saume; die Staubfäden in der Corolle eingefügt, mit den Lappen derselben abwechselnd; zweifächerige Antheren; der Griffel cylindrisch mit stumpfer Narbe; die Kapsel dreifächerig, mit zuletzt freiem Mutterkuchen; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige bekannte Art, D. lapponica *L.* (Fl. lapp. t. 1. f. 1., Fl. dan. t. 47., *Svensk.* bot. t. 517., *Wahlenb.* fl. lapp. t. 9. die Frucht, D. obtusifolia *Pursh.* fl. am. sept. I. p. 148.), ist ein kleines, perennirendes Kraut mit ästigem Stengel, immergrünen, spathelförmigen, meist stumpfen, zusammengedrängten, lederartigen, glatten Blättern, am Ende der kurzen Zweige stehenden, in der Regel einblumigen Blüthenstielen und glänzend weißen Corollen. Diese kleine Pflanze bildet dichte Rasen und gereicht den lappischen und grönländischen Alpen zur größten Zierde, auch findet sie sich auf den hohen Bergen von Newhampshire in Nordamerika. — Sehr nahe mit D. verwandt ist die Gattung Pyxidanthera *Mich.* Sie unterscheidet sich nur durch quer aufspringende, an der Basis geschwärzte Antheren (vielleicht auch durch die Frucht?). Die einzige Art, P. barbulata *Mich.* (Fl. bor. am. I. p. 152. t. 17., *Salisb.* parad. lond. 104., Diapensia cuneifolia *Pursh.* l. c. p. 149.), ein kleines, strauchartiges Gewächs mit lanzett-keilförmigen, an der Basis behaarten, abwechselnden, oberhalb zusammengedrängten Blättern und ungestielten, weißen Blüthen, wächst auf den Gebirgen von Nordkarolina und Newhampshire und in Kiefernwäldern an der Meeresküste in Newjersey. — Dagegen scheint die Gattung Lepuropetalum (soll heißen Lepyropetalum) *Elliot* nach der Beschreibung sehr von Diapensia abzuweichen und sogar zu einer anderen Familie (zu den Saxifrageen) zu gehören. Ihr Charakter besteht in einem fünftheiligen Kelche, in fünf schuppenförmigen Corollenblättchen, drei kurzen, anfangs zusammenhängenden Griffeln (dritte Ordnung der fünften Linnéschen Klasse) und einer an der Spitze dreiklappigen Kapsel, deren umgebogene Ränder die Samen tragen. Die einzige Art, L. spathulatum *Ell.* (South-Carol. I. p. 370., Pyxidanthera spathulata *Mühlenb.* catal.), wächst an schattigen Orten in Georgien, wo sie kleine Rasen bildet; sie ist einjährig und glatt, ihre Stengel sind ästig, etwas eckig, ihre Blätter abwechselnd, ungestielt, spathelförmig, stumpf, ganzrandig, die weißen Blüthen stehen einzeln am Ende der Stengel. (*Sprengel.*)

DIAPERIALES. Eine Käferfamilie aus der Ordnung Heteromera und der Familie Taxicornes (*Latreille* in *Cuvier* regne animal ed. 2. V. 29.), welche vormals die Gattungen Phaleria, Diaperis, Hypophlaeus, Trachyscelis, Leiodes, Tetratona, Eledone umfaßte, deren Umfang jetzt aber genauer in einer von *Fred. de Laporte* und *Aug. Brullé* in den Annales des Sciences naturelles. tom. XXIII. p. 332 sq. gelieferten Monographie, wie folgt, begrenzt worden ist. — Die Kennzeichen sind: die Fühler durchblättert, die Mandibeln an der Spitze zweizähnig, die Lefze klein, querstehend; die Schenkel erweitert, die Schienen einfach, unbewehrt; die Tarsen bei den meisten mit unter einander gleichen Gliedern. Sie zerfallen:

A. Das letzte Glied der Maxillarpalpen fadenförmig oder fast eiförmig.

a. Die Fühler mit linsenförmigen Gliedern, deren erstes verlängert, das zweite und dritte sehr kurz, das letzte rundlich. — Gattung Diaperis.

b. Die Fühler mit fast kegelförmigen Gliedern, das erste kurz, dick, das zweite, dritte, vierte sehr klein; das Männchen mit doppelt gehörntem Kopfe. — Gattung Oplocephala.

B. Das letzte Glied der Maxillarpalpen erweitert, beilförmig.

a. die Tarsen einfach, die Fühler nach der Spitze dicker, die ersten Glieder verlängert.

α. Die Fühlerglieder cylindrisch. — Gattung Platydema.

β. Die Fühler sägezähnig. — Gattung Ceropria.

b. Die Tarsen erweitert. Die Fühler an der Spitzenhälfte erweitert.

α. Die sechs letzten Fühlerglieder erweitert, der Körper verlängert. — Gattung Hemicera.

β. Die vier letzten Fühlerglieder erweitert. Der Körper halbkugelig. — Gattung Tetraphyllus.

γ. Die vier letzten Fühlerglieder erweitert, der Körper verlängert, höckrig. — Gattung Phymatosoma. (*D. Thon.*)

DIAPERIS (*Geoffroy*). Eine Käfergattung aus der Familie Diaperiales (s. d.) mit folgenden Kennzeichen. Die Fühler nehmen bis an die Spitze an Dicke zu, das erste Glied ist verlängert, das zweite und dritte sind

Digitized by Google

ſehr kurz, faſt kugelig, die übrigen erweitert, linſenförmig, genähert, das letzte kreisrund. Der Körper iſt gewölbt, etwas rundlich, glänzend. — Das vollkommene Inſekt lebt unter Baumrinden und an abgeſtorbenen Stämmen, die Larve in Löcherpilzen und andern Schwämmen.

Als Typus der Gattung gilt: D. Boleti *Linné* (Chrysomela Boleti *L.*, *Schrank*, *Rossi*, *Fabric. Syst.* — D. fasciata *Fourcroy* faun. Par. — Tenebrio Boleti *Degeer.* — Coccinella fasciata *Scopoli.*). Faſt kugelig, glänzend, ganz fein punktirt, ſchwarz; Mund und Fühler braun, die Fühlerwurzel roſtbraun, die Flügeldecken geſtreift, ziegelfarben, eine Binde an der Wurzel und an der Spitze ſchwarz, die Füße ſchwärzlich. Drei Linien lang, zwei breit. Lebt in ganz Europa in Baumſchwämmen, beſonders an Birken, auch im Lerchenſchwamme (Boletus Laricis), ſcheint aber in Spanien und Griechenland zu fehlen. — D. Hydni *Fabr.* iſt in Nordamerika im Boletus lucidus einheimiſch und gibt beim Fangen einen Rauchgeruch von ſich. — D. bipustulata *Dej.* lebt in Spanien. (*D. Thon.*)

Diaphanometer ſ. Durchsichtigkeit.

Diaphanorama ſ. Diorama.

DIAPHONIK iſt die Lehre von den Diſſonanzen der Griechen, welcher Sprachgebrauch auch in die Lehre der neuern Muſik aufgenommen worden iſt, nur in ſehr verändertem Sinne. Die Griechen theilten nämlich ihre Töne in *ὁμόφωνοι*, oder ſolche, die an Höhe und Tiefe gar nicht von einander verſchieden ſind, alſo einen völligen Einklang geben und Doppelklänge eines und deſſelben Tones ſind; *σύμφωνοι* nannten ſie ihre conſonirenden Töne, zu denen ſie nur die Quarte, Quinte und Octave zählten; *διάφωνοι* oder diſſonirende, wohin ſie die Secunde, Terze, Sexte und Septime rechneten, die ſie für ſolche Töne anſahen, die gar nicht mit einander verbunden werden können. Endlich redeten ſie noch von einer Mittelgattung, die weder Conſ noch Diſſonanzen ſeyn ſollten, und nannten dieſe *παράφωνοι*. (*G. W. Fink.*)

DIAPHORA *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe (nach Willdenow aus der ſiebenten Ordnung der 21ſten Klaſſe) und aus der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthenähren androgoniſch, die männlichen Blüthen oberhalb, die weiblichen unterhalb in derſelben Riſpe; der Kelch einblumig, dreiſpelzig, eine Spelze gegrannt; die Corolle zweiſpelzig, länger als der Kelch, ablang, unbewehrt; die Antheren faſt ungeſtielt, fadenförmig, ungleich, mit geſchwänzter, anders gefärbter Spitze; zwiſchen ihnen ſtehen zahlreiche Spreublättchen (unfruchtbare Staubfäden?), den Corollenſpelzen gleichend; der Griffel fehlt; drei fadenförmige Narben; die Karyopſe dreieckig. Die einzige, vom Pater Loureiro auf Feldern in Kochinchina gefundene Art, D. cochinchinensis *Lour.* (Fl. coch. p. 709.), iſt ein gegen zwei Fuß hohes Gras mit dreikantigem, aufrechtem Halme, pfriemenförmigen, rauhen, an der Baſis haarigen Blättern und ährenförmiger Riſpe. (*Sprengel.*)

DIAPHORESIS (*διαφόρησις* von *διαφορέω*, zerſtreuen, verdunſten), die Ausdünſtung der Haut, wurde bisher in verſchiedener Bedeutung gebraucht. Einige bezeichneten damit die unmerkliche Ausleerung durch die Poren der Haut, andere die merkliche; noch andere wollten einen Mittelzuſtand zwiſchen Ausdünſtung (Diapnoë, *Perspiration*) und Schweiß (sudor, *ἱδρώς*, *Transspiration*) dadurch bezeichnet wiſſen, indem bei ihr die Ausdünſtung zwar ſtärker ſei, als im gewöhnlichen Zuſtande, doch aber nicht bis zur tropfbarflüſſigen Beſchaffenheit des Schweißes gelangt ſei. Sowol aber der Sache, als der Etymologie des Wortes nach bedeutet Diaphoreſis eine Ausleerung der Haut im Allgemeinen, ſie mag unmerklich, gasförmig oder tropfbarflüſſig ſeyn, bedingt durch eine allgemeine Turgescenz des ganzen Hautorgans, mit vermehrtem Trieb der Säfte nach außen und einer beſondern Erregung des Harngefäßſyſtems, alſo denjenigen Zuſtand der Haut, welcher dem Erſcheinen des Schweißes unmittelbar vorhergeht und auch während deſſelben immer noch fortdauert. Denn die Unterſcheidung hinſichtlich des Produktes iſt ſehr willkürlich und durchaus nicht weſentlich, da es ein und derſelbe Prozeß iſt, welcher die merkliche und unmerkliche Ausdünſtung bewirkt, und die Bildung des Schweißes nicht immer von vermehrter Ausdünſtung (Camper), oft vielmehr von äußern Umſtänden und namentlich den Verhältniſſen der Atmoſphäre bedingt wird. Iſt nämlich dieſe trocken und warm, und hat ſie ſomit eine größere Capacität für wäſſerige Dämpfe, ſo nimt ſie die Ausdünſtungsſtoffe im Augenblicke ihres Freiwerdens auf, und es kann nicht zur Schweißbildung kommen; iſt ſie aber im Gegentheile feucht, ſo nimt ſie nicht allein keine wäſſerigen Ausdünſtungsſtoffe des Körpers mehr auf, ſondern theilt ihm ſogar Feuchtigkeit noch mit, woher denn, ſtatt der Verdunſtung des Ausgedünſteten, örtlich Schweiß niedergeſchlagen wird.

Die Ausdünſtung dauert daher immer fort; und ſelbſt wenn uns die Haut trocken erſcheint, iſt ſie dennoch befeuchtet und von einem Fluidum umgeben, welches die Luft im Augenblicke ſeines Freiwerdens aufnimt. Wenn man daher unter den gewöhnlichen Umſtänden, wo man mit dem bloßen Auge keinen Schweiß entdecken kann, die Epidermis mit einem Vergrößerungsglaſe unterſucht, ſo findet man eine ſehr große Menge äußerſt feiner, perlenförmiger Tröpfchen auf derſelben. Nicht ſowol alſo in der zum Grunde liegenden Thätigkeit, ſondern in dem Produkte iſt der Unterſchied, zwiſchen Diapnoë und Diaphoreſis und Sudor zu ſuchen, welches im erſtern Falle gasförmig iſt und die Haut weich und geſchmeidig, aber nicht feucht macht, im letztern Falle tropfbar flüſſig, perlförmig oder zuſammenfließend iſt, und nicht dieſe allein, ſondern auch die Kleidungsſtücke und Betten anfeuchtet. Auch haben Keill, Stark und Reil bewieſen, daß die gewöhnliche Gewichtsverminderung durch die Ausdünſtung der Haut dennoch ſelbſt dann fortdauert, wo man von Unterdrückung der Hautthätigkeit ſprach. — Beide Ausſonderungen ſcheiden beſonders Kohlenſtoff, Stickſtoff und wäſſerige Theile, bald gas-, bald dunſtförmig, oder tropfbarflüſſig aus, ganz ähnlich der Ausdünſtung der Lungen; nur enthält nach Chauſſier die dunſtförmige mehr Kohlenſäure und weniger Salze (Dict. des sc. méd.

Digitized by Google

art. Suevr. T. LIII. p. 200.) und ist, nach Dumas, weniger ausgearbeitet, weniger zusammengesetzt, wenniger veränderlich und der urina potus ähnlich; während der Schweiß besser ausgearbeitet, inniger vereinigt und mehr zusammengesetzt, mehr veränderlich und der urina sanguinis ähnlich sich verhält. Auch sondert die Haut durch ihn in einer gegebenen Zeit mehr ab, als durch die unmerkliche Ausdünstung, und, was seine Qualität betrifft, so ist er reicher an Salzen und an thierischen, öligen und fettigen Bestandtheilen. Auch haben die verschiedenen Verhältnisse des Körpers einen merklichen Einfluß auf ihn, ähnlich dem, den sie auf die Beschaffenheit des Harnes ausüben. Kurz nach dem Essen und während desselben ist die Ausdünstung gering und wässerig (gleich der urina potus); nach 4 bis 5 Stunden aber ist der Schweiß mehr ausgebildet (der urina cocta ähnlich), und zeigt dann auch zum Theil die aromatischen, bittern, sauren, salinischen Principien, die sich in den Nahrungsstoffen finden, und die mit dem Chylus ins Blut kommen. Ebenso wirken auch die Arzneien und verschiedene Krankheitszustände auf ihn. Bisweilen ist er alkalisch, färbt Curcumepapiere und Veilchensyrup; ein anderes Mal ist er sauer, und man kann dies nicht allein durch Lackmuspapier, welches er röthet, sondern auch schon durch den Geruch wahrnehmen. Wir übergehen die verschiedenen andern Eigenthümlichkeiten der Ausdünstungsmaterie und verweisen auf den Art. Schweiss.

Nach den Untersuchungen von Milne Edwards hat man noch besonders die Diaphorese (oder Transsudation) zu unterscheiden von der Evaporation. Dies ist blos der Übergang festerer Substanzen in einen geringern Aggregationszustand, Auflösung der organischen Materie in dunstförmige Stoffe, deren auch der todte Körper fähig ist, während die Transsudation das Werk einer besondern Thätigkeit im Organismus ist, namentlich der des Harngefäßsystems der Haut und nur mit dem Leben des Körpers bestehen kann.

Weil nun aber die Ausdünstung der Haut durch einen und denselben Prozeß im Körper bewirkt wird, und die gas- oder dunstförmige und die tropfbarflüssige Aussonderung nur verschiedene Produkte desselben Prozesses sind, so wird es erklärlich, warum dieselben in einem umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, warum also in demselben Maße, als die eine vermindert, die andere vermehrt wird, und umgekehrt. So befördert Erneuerung der Luft durch den Luftzug, Vermehrung ihrer Kälte und zugleich ihrer Trockenheit, besonders die gas- und dunstförmige Aussonderung, während Vermehrung der Wärme und Feuchtigkeit die Bildung des Schweißes besonders begünstigt, während dessen Dauer die unmerkliche Ausdünstung vermindert ist.

Die Diaphorese nun, als absondernde Thätigkeit der Haut, und besonders ihres Capillargefäßsystems, im Allgemeinen betrachtet, hat namentlich zwei hervorstechende Zwecke. Erstens nämlich liegt ihr als einem der wichtigsten Collatorien des Körpers die Reinigung des Blutes von zersetzten, unbrauchbar gewordenen oder verhaltenen Stoffen ebenso sehr ob, als dem Darmkanal und den Nieren u. a. m., mit denen sie daher auch in einem engen, sympathischen und besonders antagonistischen Verhältnisse steht; insofern, als z. B. Unterdrückung der Urinsecretion, oder excretion vermehrte Thätigkeit der Haut mit Aussonderung eines harnartigen Schweißes und Dunstes, und Unterdrückung der Hautthätigkeit profuse Absonderung der Darmschleimhaut zur Folge hat u. s. f. Deshalb ist die Thätigkeit der Haut immer ein sehr wichtiges Unterstützungsmittel bei der Heilung der meisten Krankheiten, namentlich aber und vor allen in denjenigen Fällen, wo die vermehrte Hautausdünstung als Krise allgemeiner fieberhafter Affektionen auftrit. — Der andere äußerst wichtige Zweck der Diaphorese ist die Erhaltung des eigenthümlichen Wärmegrades im Organismus, welcher trotz der verschiedensten Verhältnisse der äußern Temperatur, dennoch stets derselbe bleibt. Hiedurch wird also die Diaphorese zugleich das Mittel, die Fortdauer des Organismus unter den verschiedensten Himmelsstrichen und den differentesten Wärmeverhältnissen möglich zu machen. Indem nämlich während der Bildung des Schweißes und des Überganges dunstförmiger Stoffe in einen dichteren Aggregationszustand Wärme gebunden wird, wurde es, bei besonders hierüber an sich selbst angestellten Versuchen Blagden, Fordyce und Berger möglich, längere Zeit in einer sehr hohen Temperatur auszuhalten. (So namentlich dem letzteren 7 Minuten lang in einer Temperatur von 228, 8° F. s. Biblioth. britannique 1807. 8.) Dasselbe zeigt jedes gewöhnliche Dampfbad. Umgekehrt werden im Winter und bei niedern Temperaturgraden wässerige Flüssigkeiten verflüchtigt, was uns der Dampf des Körpers in der kalten Luft beweist, und hiedurch die gebundene Wärme frei.

Wie groß daher der Nachtheil der verminderten oder unterdrückten (? s. oben) Hautthätigkeit seyn müsse, läßt sich aus dem Gesagten hinreichend erwarten, — ein Umstand, der auch zu keiner Zeit von den Ärzten ganz übersehen, oft sogar zum Gegenstand besonderer Theorien gemacht worden ist, namentlich aber von P. Frank, Kausch, Ritter, Dzondi u. A., nur daß man von jeher mehr das Materielle, das Verhaltene (ὀκωρία, die Schlacke, eigentlich Eisenschlacke) im Auge hatte und mit dem Austreiben derselben sich beschäftigte, als die dynamische Wechselbeziehung zu den übrigen Systemen des Körpers berücksichtigte. Und ist nun gleich nicht zu läugnen, daß die Haut und ihre Verrichtung in den meisten Krankheiten mit afficirt ist (niemand wird läugnen, daß die Haut in den Fiebern nicht mit leide, und diese bilden nach Gertes allein den dritten Theil, nach Sydenham die Hälfte aller Erkrankungen, ungerechnet die chronischen), so fragt es sich dennoch immer, ob dies Leiden mehr Ursache oder mehr Effekt ist, und ob es mit dem andern Leiden überhaupt, und in welchem Verhältnisse es stehe, oder ob es nicht vielmehr Coeffekt einer und derselben Ursache ist. Die Bestimmung dieser Verhältnisse zu erschweren, kommt aber dazu, die oft so sehr mangelhafte Erkenntniß der Ursache, was offenbar weder am Arzte, noch am Kranken liegt, sondern in der Sache selbst begründet ist. Fragen wir nämlich die Theorie, so finden wir wol kaum eine Krankheit, deren Entstehen nicht auch von Erkältung abgeleitet werden dürfte; und sehen wir in der Praxis nach,

Digitized by Google

so fährt der Arzt in seinem Examen so lange fort, bis der Kranke einer Erkältung sich als Ursache derselben erinnert, und der erstere glücklich ist, eine Handhabe gefunden zu haben, woran er die Krankheit fassen und sie durch schweißtreibende Mittel mit dem Zuge der thierischen Wärme nach außen vertreiben könne. Ist dies aber richtig, dann ist auch das Princip der Dermatokratie ein richtiges und auf die Natur gebautes, und nicht zu begreifen, warum man demselben keine allgemeine Anerkennung gibt; ist es aber unrichtig, so ist sowol jenes, als auch die Theorie der Lehrbücher ebenso falsch, als die Praxis der Empiriker. — Da nun aber weder das eine noch das andere durchaus Statt findet, so möchte, nicht um ein zweideutiges Urtheil zu fällen und schwankend zwischen zwei Meinungen stehen zu bleiben, sondern der Natur gemäß, auch hier, wie so oft, die Wahrheit in der Mitte liegen und so viel festzusetzen seyn: 1) ein großer Theil der Krankheiten steht mit der Unterdrückung der Hautthätigkeit in einer ursächlichen Verbindung; diese Krankheiten können daher auch durch Beförderung oder Wiederherstellung derselben, nach dem schon von Hippokrates gekannten Naturgesetze, daß nach Entfernung der Ursache auch die Wirkung schwinde, zum großen Theile gehoben werden; — 2) ein anderer Theil von Krankheiten nimt secundär die Hautthätigkeit in Anspruch, theils durch Weiterausbreitung der ursprünglichen Krankheit über den größern Theil des Organismus; theils um mit und durch die vermehrte Diaphorese sein Ende zu erreichen. Hieher gehören alle kritischen Erscheinungen; und diese Krankheiten können durch Beförderung der Hautthätigkeit in ihrem Verlaufe beschleunigt und zur Heilung gebracht werden; — 3) ein anderer Theil von Krankheiten entstand gleichzeitig durch ein und dieselbe Ursache mit der Unterdrückung der Hautthätigkeit, z. B. eine Lungenentzündung. Diese werden durch Beförderung der Diaphorese erleichtert, vereinfacht, und die Heilung limitirt werden; auch wird dadurch die kritische Entscheidung, welche nur durch Beförderung der Secretionen zu Stande kommen kann, vorbereitet werden; — 4) andere Krankheiten stehen mit der unterdrückten Hautthätigkeit in gar keinem Verhältnisse, und der Fall kann wieder ein doppelter seyn; entweder nämlich kommt zu der unterdrückten Diaphorese eine andere Krankheit hinzu, oder diese gesellt sich zu einer andern bereits im Körper vorhandenen. Der Einfluß der hinzukommenden Krankheit ist dann ein verschiedener, je nachdem diese eine bedeutendere ist, z. B. syphilitische Ansteckung zu rheumatischen Augenleiden, oder eine geringere. Im erstern Falle entsteht eine complicirte Krankheit, mit Vorwalten der stärkern. Im letztern Falle bestehen beide Krankheiten ohne besondern Einfluß auf einander, oder die neu hinzugekommene nimt einen rheumatischen Charakter an. In beiden Fällen wird die Beförderung der Diaphorese den Krankheitszustand vereinfachen und wesentlich zu der Heilung beitragen. — Daß es aber außerdem auch eine Menge von Krankheiten gebe, welche ohne alles Leiden der Hautthätigkeit bestehen, wird niemand bezweifeln, zugleich aber auch zugeben müssen, daß in diesen Fällen die Beförderung der Hautabsonderung entweder von keinem oder doch von keinem wesentlichen Einflusse seyn werde. Was daher die Bestimmung derjenigen Fälle anbelangt, in welchen man mit Nutzen Behufs der Heilung auf die Hautthätigkeit zu wirken hat, so verweisen wir auf den Artikel Diaphoretica. S. auch den Artikel Ausdünstung. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAPHORETICA (*διαφορητικά sc. φάρμακα.*) Diapnoica, Sudorifera, sind im Allgemeinen Mittel, welche die Ausdünstung vermehren. In früherer Zeit unterschied man aber diese, als diejenigen, welche in der Haut eine solche Erregung veranlassen, daß die unmerkliche Ausdünstung vermehrt werde, ohne daß Schweiß entstehe, und trennte sie auf diese Weise von denen, die man Sudorifera nannte, als solchen, welche wirklichen Schweiß hervorrufen. Von diesen unterschied man wiederum die Alexipharmaca, als die stärksten schweißtreibenden Mittel, denen man die Kraft beilegte, aufgenommene Ansteckungsstoffe und Gifte aus dem Körper mittelst des Schweißes ausführen zu können. Man stellte auf diese Weise drei Ordnungen von Ausdünstung befördernden Mitteln auf, welche stufenweise von der gelindesten bis zur stärksten Wirkung aufsteigen sollten. Abgesehen aber davon, daß der Arzt den Grad der Wirkung der Arzneimittel nicht so in seiner Gewalt hat, sondern diese vielmehr von der Constitution, dem Temperament und den besondern Verhältnissen der Hautthätigkeit des Kranken, besonders in Krankheiten derselben, adhängig ist, so gibt es auch streng genommen keine solchen Mittel, indem dieselben, in verminderter Gabe gegeben, nur unmerklich die Ausdünstung befördern, in größerer Gabe und bei zweckmäßigem Verhalten gereicht, einen mehr oder weniger reichlichen Schweiß herbeiführen. — Dazu kommt, daß es dieser Eintheilung auch an praktischem Nutzen fehlt, insofern nämlich die Indicationen noch nicht festgestellt worden sind, wo es darauf ankomme, die unmerkliche oder die merkliche Ausdünstung zu befördern. Aus diesen Gründen hat man diese Unterscheidungen gegenwärtig ganz unterlassen und bezeichnet mit dem Namen Diaphoretica überhaupt Mittel, welche die Ausdünstung und den Schweiß zu befördern vermögen.

Da sich nun aber bei der Menge der hieher gehörigen Mittel und zur Erreichung der verschiedenen Zwecke eine Eintheilung nöthig macht, so möchten als Hauptklassen zuerst die äußern und innern zu unterscheiden seyn. Zu den äußerlichen rechnen wir eine warme Temperatur der den Kranken umgebenden Luft, warme Bekleidung und Bedeckung im Bette, wie überhaupt das Verweilen in demselben, Friktionen der Haut mit Flanell, den man durchräuchern läßt mit aromatischen Substanzen, oder mit Kampher oder mit flüchtigen Linimenten befeuchtet, oder die stärkern Einreibungen mit hautreizenden Spirituosis (Tinctura capsici, Cantharidum, Spiritus formicarum etc.), das Auflegen von Senfteigen an verschiedenen Stellen, die Applikation der fliegenden Vesikatore (ohne sie in Eiterung zu erhalten) und die Anwendung warmer Bäder, die Wasser-, oder Dampf-, oder andere künstliche Bäder mit verschiedenen Zusätzen (Soole, Potasche, Senfsamen u. s. w.).

Digitized by Google

Die innern, eigentlich sogenannten diaphoretica, sind wiederum entweder 1) solche, welche die Ausdünstung der Haut befördern, ohne das Gefäßsystem aufzuregen, diaphoretica frigida, antiphlogistica, temperantia, oder 2) solche, welche zugleich als Stütze für das Blutgefäß- und Nervensystem anzusehen sind, diaphoretica calida, excitantia.

Unter die diaphoretica frigida gehören: der Essig und die Essigsäure, der Citronensaft und die Citronensäure mit ihren Salzenbindungen, als essigsaures Kali, Natron und besonders Ammonium; ferner das salzsaure Ammonium, und das ex tempore gemachte Ammon. nitricum; die Ipecacuanha, der Tartarus stibiatus (das vinum antimonii Haxhami), das Kermes minerale und andere Spießglanzpräparate. Dabei der Genuß vieles lauwarmen Getränkes.

Unter die diaphoretica calida sind zu rechnen, als weniger erhitzende: die Wurzeln von bardana, sarsaparilla, scorzonera, lobelia syphilitica, cyperus longus und rotundus, acorus verus, arundo phragmites, asclepias vincetoxicum u. a., das Holz des sassafras, santalum rubrum, guajac; die Blätter des carduus benedictus, fumaria, saponaria, ononica, astragalus, buglossum, spiraea ulmaria; die stipites dulcamarae; die Blumen von papaver chocas, dianthus caryophyllus etc., der crocus; das aconit, die belladonna; das rhododendron und rhus. Auch den Schwefel kann man hieher stellen. Mehr noch erhitzend sind: die Blumen des sambucus, millefolium, chamomilla, der lavendula, das Kraut der mentha crispa und piperita, der melissa, des cormeninus, hyssopus, merrubium, chamaepitys und chamaedrys, des scordium; die Samen von anisum, caminum, coriandrum, foeniculum, phebandrium; die Blüthen der arnica; die Wurzel der senega, pimpinella, hellenium, imperatoria, supertaria, contrajuva; die Rinden der cassia, canella, cort. Winteran.; die ätherischen Öle der genannten Pflanzen; der Campher; das Benzoeharz; die Balsame, der Copaiopua- und Tolatan-Balsam; der Moschus; die Ammonium-Präparate, die Squilla und das Opium; der Wein und der Weingeist mit den Ätherarten und eine Menge von officinellen Verbindungen.

Die Erstgenannten wirken nun besonders dadurch diaphoretisch, daß sie die flüssigen Theile des Blutes vermehren, den Orgasmus desselben mäßigen, den Trieb der Säfte nach den Absonderungsorganen und besonders nach Haut und Nieren vermehren, den Tonus der Faser herabsetzen und die Spannung vermindern. — Die flüchtigen reizen, steigern die Expansion des Blutes und wirken besonders erregend auf die letzten Gefäßendigungen, beschleunigen die Bewegung, erhöhen die Wärme und erregen den ganzen Körper. Andere wirken zugleich dauernder und in den ganzen Vegetations- und Reproductionsproceß tiefer eingreifend, wie die Antimonialien, der Schwefel, das Ammoniacgummi, der Guajac, das Aconit; die narkotischen befördern die Ausdünstung, indem sie den Hautkrampf heben, und die Ekel erregenden, indem sie auf antagonistische Weise abspannen; die äußeren auch dadurch, daß sie die mechanischen Hindernisse der Diaphorese, wie Schmutz, Rigidität der Haut beseitigen, namentlich Waschungen und Bäder.

Man bedient sich der Diaphoretica 1) in allen denjenigen Krankheiten, welche offenbar in einer Unterdrückung der Hautthätigkeit ihre nächste Ursache finden; 2) in Krankheiten, welche ihrer Natur nach sich durch vermehrte Absonderung aus der Haut zu entscheiden pflegen, z. B. Fiedern, nach Mäßigung der excessiven Gefäßthätigkeit zur Zeit der Krise; 3) in allen Fällen, wo die Krisen, sie mögen in Absonderung der Haut bestehen, oder in Bildung von Exanthemen, unvollkommen erscheinen und zwar Erleichterung, aber nicht vollkommene Herstellung bewirken; 4) um bei starken Congestionen des Blutes nach innern Theilen den Zug der Säfte nach außen abzuleiten, besonders wo man Ergießungen ins Innere der Organe fürchtet; 5) um abgelagerte, wässerige Theile mittelst des Schweißes aus dem Körper zu entfernen, z. B. bei Brustwassersucht; 6) in manchen Fällen noch, um, wo man Ansteckung vermuthet, durch die bewirkte allgemeine Aufregung die Ausführung des Ansteckungsstoffes zu bewirken und die fernere Entwickelung desselben im Körper zu verhindern; 7) um andere Absonderungen, namentlich im Darmkanal, wenn sie habituell zu werden drohen, auf antagonistische Weise zu beschränken; 8) um Metastasen, Versetzungen der Krankheit nach innern edleren Theilen zu verhindern.

Hiebei wird jedoch vorausgesetzt 1) daß die übermäßige Thätigkeit im arteriellen Systeme in entzündlichen Krankheiten bereits durch andere, kräftige Mittel herabgesetzt; 2) daß der Kranke noch stark genug sei und den Verlust des Schweißes ertragen könne; 3) daß der Schweiß, den wir befördern wollen, ein kritischer, heilsamer und den Kranken erleichternder sei, nicht aber ein symptomatischer, colliquativer, den Kranken immer mehr schwächender, noch daß er klebrig und fettig, ungleichmäßig verbreitet sei und bei kalter, schlaffer Haut erfolge; 4) daß nicht andere heilsame Absonderungen vorhanden seien, welche durch die Hervorrufung des Schweißes unterdrückt werden könnten; 5) daß überhaupt die Krankheit der Art sei, daß sie durch Erregung von Schweiß gehoben werden könne; kurz, daß überhaupt keine Umstände vorhanden seien, welche den vorhergenannten Zwecken widersprechen würden.

Wir fürchten den Zweck dieser Erörterung zu überschreiten, wenn wir es nun unternehmen wollten, die einzelnen Krankheiten zu bestimmen, in denen man die schweißtreibenden Mittel mit Nutzen in Anwendung setzt, ebenso wie die Art und Weise anzugeben, in welcher man dieselben zu verschreiben und darzureichen pflegt, und sehen uns daher genöthigt, auf die Abhandlungen der einzelnen Krankheiten zu verweisen. Kürzlich sei es nur erlaubt, schon des Nachschlagens wegen, die Namen derselben aufzuführen. Dies sind aber besonders: 1) Gefäßfieber, einfache entzündliche sowol, als zusammengesetzte und mit Schwäche einzelner Systeme oder Organe verbundene, seltener die Wechselfieber;

Digitized by Google

2) **Hautkrankheiten**, acute, wie Scharlach, Pocken, Masern, Rötheln, Nesselausschlag, Rothlauf u. a., und chronische; 3) örtliche Entzündungen, die sich ebenfalls durch allgemeine Krisen zu zertheilen pflegen, wie besonders die kürzlich entstandenen Schleimhautentzündungen; 4) Rheumatismen; 5) profuse Ausleerungen, Ruhren und Diarrhöen. Bei ersteren rühmt sie schon Sydenham im Jahre 1669 als von großem Nutzen. 6) Viele Nervenkrankheiten, Krämpfe, Koliken, das Zittern der mit Blei Vergifteten, Lähmungen. 7) In vielen chronischen Krankheiten, als dem Scorbut, der Syphilis, der Rhachitis, den Scropheln u. s. w.*) S. diese Artikel.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAPHORUS *Dejean*. Eine Käfergattung aus der Ordnung Pentamera, der Familie Carabicini und aus der Tribus Trencatipennes, von Dejean in seiner Species general. tom. V. 300. (1831) aufgestellt, deren Name aber geändert werden muß, da schon Meigen denselben früher (1824) vergeben hat. Die Kennzeichen sind folgende: Die Maxillarpalpen sind verlängert; das letzte Glied ist ziemlich stark beilförmig. Die Labialpalpen sind viel dünner und kleiner, das letzte Glied fast cylindrisch. Die Fühler sind ziemlich stark, fast schnurförmig, das erste Glied viel länger als die drei folgenden zusammengenommen. Die Tarsenglieder sind fast cylindrisch. Der Körper ist länglich, der Kopf eiförmig, hinten verschmälert und mit dem Thorax durch einen ziemlich schmalen Hals zusammenhängend. Der Thorax länglich und herzförmig. Flügeldecken lang, fast parallel, an der Spitze gestutzt. — Es wird am angeführten Orte nur eine Art beschrieben D. Lecontei. Sie ist 2½ Linien lang, ¾ breit. Oben dunkelbraun mit kleinen, kurzen, dicht stehenden Haaren bedeckt. Auf dem Kopfe zwischen den Augen einige eingedrückte Punkte, Palpen und Fühler ganz hell ziegelgelb. Die Augen nicht vorspringend. Die Flügeldecken mit starken, doch glatten Längsstrichen, am äußern Rande zwischen dem 8. und 9. eine Reihe ziemlich starker, eingedrückter Punkte. Der Körper unten rostbraun. Die Füße ganz blaßgelb. Vaterland Nordamerika. (*D. Thon.*)

DIAPHORUS *Meigen*, Cyklopenfliege. Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Dolichopodes (Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten IV, 32. t. 34. f. 6—9. V. VI, 360. — Wiedemann außereuropäische zweiflügelige Insekten. II, 212.). — Die Fühler vorstehend, dreigliederig; drittes Glied tellerförmig, an der Spitze mit haariger Rückenborste, Augen auf der Stirne zusammenstoßend. Der Hinterleib des Männchens an der Spitze unten zweifädig. Flügel parallel aufliegend. — Diese Gattung unterscheidet sich sehr leicht durch die auf dem Kopfe zusammenstoßenden, im Leben purpurfarbigen Netzaugen. Die Stirn ist klein, dreieckig, das Untergesicht ziemlich breit, auf dem Scheitel stehen 3 Punktaugen. — Von den wenigen Arten, von denen nur eine exotische, D. mandarinus *Wiedem.* aus China, aufgeführt wird, kann D. flavocinctus *Hoffmannsegg* als Typus der Gattung dienen. Das Untergesicht ist weiß, die Fühler schwarz, der Leib schwarz mit grünlichem Schiller, der zweite Ring des Hinterleibes und bisweilen die Basis des dritten sind rostgelb durchscheinend, die Vorderbeine rothgelb mit schwarzen, an der Spitze unten rothgelben Schenkeln, die Mittelbeine rothgelb, die Schenkel an der Wurzelhälfte schwarz, die Hinterbeine schwarz, die Schienen an der Wurzelhälfte rothgelb, die Schwinger weiß, die Flügel röthlichbraun. 1½ Linie lang.

(*D. Thon.*)

Diaphragma s. Zwerchfell.

DIAPHYLLUM. Ist eine von den Pflanzengattungen, in welche nach Hoffmanns Ansichten Bupleurum *L.* zerfällt. (*Sprengel.*)

Diaphysis s. Knochen.

DIAPLASIS (διάπλασις oder διαπλασμός von διά und πλάσσω, bilden, formen, gestalten), bezeichnet wie Anaplasis, conformatio, die Bildung, Umgestaltung, und wird besonders von der Wiedereinrichtung der aus ihrer normalen Lage abgewichenen Theile gebraucht. Diese kann nothwendig werden bei Formveränderungen weicher oder auch harter Theile, d. i. der Knochen. Das erstere wird insbesondere mit dem Namen Taxis oder Repositio bezeichnet und findet seine Anwendung bei Vorfällen des Augapfels, des Mastdarms und der Vagina, so wie des Uterus, bei den verschiedenen Arten der Brüche und bei der Paraphimose, d. i. der Strictur der Vorhaut hinter der Eichel. Das letztere oder die Einrichtung der Knochen wird nothwendig, wenn die sich berührenden Knochenenden von einander abgewichen sind (bei Luxationen, Verrenkungen, sie mögen vollkommen, Exarthrema, oder unvollkommen, Pararthrema, seyn), oder wenn die Continuität eines Knochens aufgehoben ist (bei Fracturen) und die getrennten Knochenenden dislocirt wurden. S. Fractura oder Knochenbruch; Luxatio oder Verrenkung. (*Baumgarten-Crusius.*)

*) *Werner Rolfink* de diaphoreticorum usu eximio. Jenae 1650. 4 — *Christ. Vater* de medicamentis diaphoreticis. Vitembergae 1683. 4. — *Mich. Alberti* de diaphoreseos usu et abusu. Halae 1723. 4. — *Joann. Christoph. Lischwitz* de plantis diaphoreticis et sudoriferis cum habitu externo, tum quoque charactere botanico diversis, charactere autem pharmaceutico ac usu fere congeneribus, resp. *Barth. Ludov. Hill.* Kiliae 1734. 4. — *Id* de damno ex perversa administratione remediorum diaph. ac sudorif., exemplis confirmato. Kiliae 1734. 4. — *Joann. Chr. Henneus* de modo agendi medicamentorum diaph. et sudorif. Goett. 1738. 4. — *Mos Bernard. Wolffsheimer* de diaphoreticis loco medicinae universalis habendis Halae 1742. 4. — *Kannegiesser* de sudorif. abusu. Kiel. 1744. — *Andr. El. Büchner* de mediam diaph. Hal. 1748. 4. — *Id.* de incongruo diaphor. usu, frequenti affectuum exanthemat. causa. Hal. 1752. 4. — *G. P Juch* de diaphoret. modo agendi etc. Erford. 1746. 4. — *J. Reusch* de eod. Marburg. 1752. 4. — *C. Fr. Rehfeld* de eod. Grifiswald. 1764. 4. — *Phil. Abr. Levy* de damnis ex abusu diaph. in febrib oriundis. Hal. 1749. 4. — *J Chr. Ad Krauss* de abusu diaph. etc. Jenae 1755. 4. — *G. Ch. Theoph. Wedekind* de diaph. usu in febribus. Gott. 1780. 4. — *H. G. Pedell* de diaphor. methodo. Halae 1797. 8. — Eine Nachweisung über den Gebrauch der Diaph. in einzelnen Krankheiten s. *Richter* spec. Therap. Bd. IX. Art. Diaphoretica, und die Ausführung in den vorhergeh. Bänden, auf welche dort verwiesen wird.

Digitized by Google

DIAPNOË (διαπνοή von διαπνέω, verdufte, verdampfen, ausdünsten), die Ausdünstung der Haut, wird besonders für diejenige Art derselben gebraucht, welche schon von Theophrastus von Eresus (geb. 371, gest. 290 v. Chr.) als unmerkliche Ausdünstung (ἄδηλος διαπνοή, transspiratio insensilis, die er für Ausdämpfung des πνεῦμα ansah), von der merklichen (διαφόρησις), welche den Schweiß (ἱδρώς), veranlaßt, unterschieden wurde, — eine Unterscheidung, welche auch späterhin besonders durch Sanctorius (geb. 1561, gest. 1636) gerechtfertigt worden ist. (S. Sanctorius Sanctorii Ars de medicina statica, Aphorismorum sectionibus septem comprehensa, Venet. 1614. 12. und Lugdun. Batav. 1728. 12.)

Dieser verfuhr auf folgende Weise. Er bestimmte das Gewicht seines Körpers und seiner Nahrungsmittel, ebenso wie das seiner Excremente. Hierauf wog er seinen Körper zum zweiten Male und setzte dann den Verlust auf Rechnung der unmerklichen Transspiration. Wenn z. B. ein Mann von 120 Pfund Gewicht an einem Tage 5 Pfund an Speisen und Getränken zu sich nimt, dann aber 2 Pfund Urin und 8 Unzen Darmkoth entleert, so müßte er alsdann noch 124 Pfund und 8 Unzen wiegen. Da er aber nur 122 Pfund wiegt, so sah sich Sanctorius zu dem Schlusse berechtigt, daß er dies durch die unmerkliche Ausdünstung verloren habe. Indessen sind seine Angaben über die Menge des durch die letztere bewirkten Verlustes nicht übereinstimmend. So sagt er einmal (ed. L. B. sect. I. n. 56.), daß durch den Genuß von Speisen nach 5 Stunden 1 Pfund, nach 12 Stunden aber ungefähr 3 Pfund ausgeleert würden; an einer andern Stelle (ib. s. III. n. 67.), daß von der 4—9. Stunde nach dem Essen zwei Pfund und bis zur 16ten kaum ein Pfund ausgeschieden würden; und an einer dritten (ib. s. IV. n. 29.), daß in den ersten 5 Stunden ein halbes, bis zur 8ten aber 3 Pfund verdunsteten. — Außerdem sind auch seine Angaben deshalb nicht richtig, weil er außer dem Urin und dem Stuhlgange keine anderen Ausleerungen, wie z. B. die des Speichels, die der Lungenausdämpfung, annahm, ebenso wenig auf Alter oder Klima Rücksicht nahm und die Einsaugung der Haut ganz übersah, welche sogar mehr als die Unterdrückung der Ausdünstung das Gewicht des Körpers vermehren kann.

Als Ursachen der verstärkten unmerklichen Ausdünstung gab er besonders trockene, kalte Luft, Ruhe des Gemüths, Freude, die Bewegung und das Reiben der Haut an (Sect. II. 7. 41. — Sect. V, 1. 22. — Sect. VII, 1. 6.). Er schilderte sie als die wichtigste Verrichtung des Körpers und fand in der Verminderung derselben, welche durch die merklichen Aussonderungen, besonders durch Koth und Urin bewirkt wird, den Grund aller Krankheiten; auf welche Theorie sich nachher die allgemein gebräuchliche schweißtreibende Methode und das warme Verhalten in hitzigen Krankheiten gründete.

Die Mittel, die man nun besonders zu dem Zwecke verwandte, die unmerkliche Ausdünstung zu vermehren, hieß man Diapnoica oder Diapnotica. Abgesehen aber davon, daß der Arzt die Wirkung dieser Mittel durchaus nicht so zu bestimmen vermag, stimmen sie auch ganz mit denjenigen überein, die man zur Beförderung der merklichen Ausdünstung gebrauchte, nur daß man zu ersterem Zwecke die schwächeren derselben und verminderte Dosen in Anwendung brachte. Vergl. Diaphoresis, Diaphoretica. (*Baumgarten-Crusius.*)

Diapnoica s. Diaphoretica.

DIAPREPES *Schönherr.* Eine Gattung Rüsselkäfer (*Schönherr* Curculionidum disposit. method. p. 216.), zur Ordnung Gonatoceri, Legio Brachyrhynchi, Divisio Brachyderides gehörig, von Germar zu Polydrusus, Billberg zu Chrysolopus, Dejean zu Chlorima gezählt. — Die Fühler sind etwas lang, der Schaft nach der Spitze nach und nach dicker werdend, bis an die Augen reichend; das zweite Glied der Geißel ist doppelt so lang als das erste, die übrigen kürzer, alle verkehrt kegelförmig, die Keule verlängert, eiförmig. Der Rüssel ist etwas lang, ziemlich rund, oben gekielt, an der Spitze breit, doch nicht tief ausgerandet, etwas verdickt. Augen öfters eiförmig, wenig vorragend. Thorax vorn enger, oben mäßig gewölbt. Flügeldecken eilänglich, oben stark gewölbt, Schultern erhöht, stumpfeckig.

Stirps I. Thorax hinten gestutzt. Curculio Spengleri *Fabricius.*

Stirps II. Thorax hinten schwach doppelt ausgebogen, in der Mitte fast lappig. C. affinis *Fabricius.*

Demnächst ist noch ein Subgenus aufgestellt, Prepodes, bei welchem die 3—7. Geißelglieder kurz, die Augen seitlich und rund sind, der Rüssel etwas länger als der Kopf, fast flach oder nur wenig gewölbt ist.

Stirps. I. Rüssel linienförmig, etwas breit, oben fast flach, auf beiden Seiten mit einer eingedrückten Linie, Augen mäßig vorragend, z. B. Curc. vittatus *Fabr.*

Stirps. II. Rüssel an der Spitze etwas verdickt, oben etwas gewölbt, in der Mitte mit einer schwachen Rinne, Augen stark vorragend. D. sejugatus (neu!). (*D. Thom.*)

DIAPRIA *Latreille.* Eine Gattung der Hymenopteren aus der Section Aculeata, Familie Pupivori, Tribus Oxyuri (*Cuvier* regne animal. ed. 2. V. pag. 301.). — Die Fühler sind nahe an der Stirne eingefügt, gebrochen, haben bei den Männchen 14, bei den Weibchen 12 Glieder, die Mandibeln haben 3 bis 4 Zähnchen, die Maxillarpalpen sind fadenförmig, lang, fünfgliedrig, die Labialpalpen haben 3 Glieder, von denen das letzte stärker; die Flügel sind ohne Nerven. Jurine (Classification des Hymenoptères. p. 317.) nannte die Gattung Psilus. — Die hieher gehörigen Insekten sind merkwürdig durch ihre nervenlosen Flügel, der Körper ist schmal, der fast kugelige Kopf steht senkrecht, die Fühler, oft von der Länge des Körpers, sind bald fadenförmig, bald nach der Spitze stärker, mitunter gekörnt oder mit quirlförmig stehenden Haaren besetzt, der Thorax, vorn verschmälert, ist oben glatt und hat ein ziemlich vorspringendes Schildchen, die Füße sind im Allgemeinen kurz, mit dicken, massigen Schenkeln, der ge-

Digitized by Google

stielte Hinterleib ist mehr oder weniger kegelförmig, der des Weibchens ist mit einem röhrenförmigen Legstachel versehen, der hinten aus dem Leibe hervortritt. — Man findet diese Insekten langsam auf Pflanzen, auch in der Nähe von Wohnungen herumkriechen, sie sind klein, und es scheint nach Jurine's Angabe, als ob die Weibchen von manchen Arten ungeflügelt wären.

Die merkwürdigste Art ist Psilus Boscii. Man findet dieselbe im Juni auf Doldengewächsen. Sie ist klein, schwarz und glatt, aus dem ersten Bauchringe tritt ein festes, ungegliedertes Horn hervor, was sich sofort nach vorn verlängert und selbst über den Kopf hinaus ragt. Es berührt den Leib des Insekts nicht, wenn dasselbe aber den Hinterleib, wie oft zu geschehen pflegt, in die Höhe hebt, so legt sich das Horn in eine tiefe Furche oben auf dem Thorax und auf dem Kopfe, in welche es ganz genau hinein paßt. Jurine hat sich vergebens bemüht, selbst durch genaue Beobachtung des lebenden Insekts den Nutzen dieses Hornes zu ermitteln.

(*D. Thon.*)

DIAPSEPHISIS (*Διαψήφισις*) d. i. Durchstimmung. Ein Ausdruck, der im attischen Gerichts- und Statswesen vorkommt und auf das Ausweisen der Fremden sich bezieht, welche in die attischen Demen sich eingeschlichen und so das attische Bürger- und Gemeinderecht trüglich sich angeeignet hatten, ohne durch Geburt oder sonst auf rechtlichem Wege dazu befähigt zu seyn. Wie in allen freien Staten des Alterthums und selbst auch in manchen Republiken der neuern Zeit, war man auch in Athen eifrig darauf bedacht, das Bürgerthum, an das die Ausübung aller politischen Rechte geknüpft war, nicht Fremden zukommen zu lassen oder mit solchen zu theilen, die nicht, wie das Gesetz es verlangte, von beiden Seiten, väterlicher und mütterlicher Seits, sich als echte Nachkommen attischer Bürger nachweisen konnten. Aufnahme eines Fremden in die Bürgerschaft durch Ertheilung des vollen Bürgerrechts und der mit dessen Ausübung verbundenen Vorrechte ward daher als eine besondere Gunst und als eine hohe Auszeichnung betrachtet, die deshalb auch, namentlich in der älteren Zeit, nur spärlich und höchst selten Fremden, die sich auf irgend eine Weise um den Stat verdient gemacht, verwilligt wurde. Späterhin freilich, d. i. in der Zeit des Sinkens und des Verfalls der attischen Republik, die nach den Zeiten des peloponnesischen Krieges eintrat, nahm man es nicht mehr so genau damit, und die Klagen des Demosthenes über die Verschleuderung dieses hohen Gutes durch allzuhäufige Aufnahme unwürdiger Fremdlinge in die attische Bürgerschaft zeigen uns nur zu sehr den gesunkenen Patriotismus jener Zeit. Um so sorgfältiger suchte man früherhin zu wachen, daß keine Fremdlinge unter die Zahl der attischen Bürger sich eindrängen und mit ihnen vermischt die Rechte eines attischen Bürgers ausüben möchten. Es stand vor Gericht eine Klage gegen solche Fremde offen, die *γραφὴ ξενίας*; der Schuldige ward in die Fremde als Sklave verkauft. Als aber späterhin betrügerische Aneignung des Bürgerrechts immer häufiger wurde, als die Zahl der Fremden, die sich unter die rechtmäßigen Bürger eingeschlichen, immer mehr zugenommen, konnte das bisherige Mittel einer gerichtlichen gegen den Einzelnen anzustellenden Klage und bei dem im Ganzen langsamen und schwierigen Prozeßgange nicht mehr ausreichen, es waren andere Maßregeln nothwendig, wenn dem Mißbrauche gesteuert werden sollte. Wie weit es schon damals gekommen, läßt sich aus einem Beispiele, das in das vierte Jahr der 83. Olympiade fällt (vergl. *Plutarch.* Pericl. 37.), abnehmen. Als der ägyptische König, so wird erzählt, bei einem eingetretenen Mangel an Getraide der Republik Athen ein bedeutendes Quantum Korn zur Vertheilung unter die einzelnen Bürger schickte und deshalb ein Verzeichniß der Bürger, d. h. der echten und wahren, die auf Theilnahme an einem solchen Geschenk Anspruch zu machen befugt waren, aufgenommen wurde, so fanden sich an fünftausend, welche sich über ihre attische Abstammung und das dadurch ihnen zustehende Bürgerrecht, welches sie bisher usurpirt hatten, nicht ausweisen konnten, und die deshalb, der Strenge des Gesetzes gemäß, als Sklaven verkauft wurden! — Während des peloponnesischen Krieges nämlich, als die Aufmerksamkeit des States, wie der Einzelnen, mehr auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf den Krieg u. s. w. gerichtet war, als zugleich das Sittenverderbniß um sich zu greifen begann und insbesondere in Bestechlichkeit und andern Lastern jeder Art bemerklich wurde, war hauptsächlich dieses Anfüllen der Demen mit Fremden, die sich in das attische Bürgerrecht eingedrängt, möglich geworden. Der langsame Gang des bisherigen Verfahrens, wo in jedem einzelnen Falle ein einzelner Kläger oder Angeber auftreten mußte, öffentliche Anwalte oder Ankläger aber keineswegs angestellt waren, war, wie bereits bemerkt worden, nun nicht mehr ausreichend bei der großen Anzahl solcher unrechtmäßigen Bürger, und so mußte es nun den einzelnen Gemeinden oder Demen selbst überlassen werden, über die Rechtmäßigkeit der Civität ihrer Gemeindeglieder Untersuchungen anzustellen und über die einzelnen Glieder abzustimmen, und diese Abstimmung der Demen oder Gemeinden über die Rechtmäßigkeit der Civität eines Gemeindegliedes oder Demoten, welche freilich nur auf Anordnung der höhern Statsbehörden, also nicht willkürlich oder beliebig von der Gemeinde selbst vorgenommen werden konnte, als eine allgemeine Maßregel, die Bürgerschaft von fremden Eindringlingen zu säubern, ist es, welche mit dem Worte Diapsephisis, d. i. Durchstimmung, — indem über jeden Einzelnen von jedem einzelnen Gemeindegliede, die ganze Reihe der Stimmfähigen hindurch, abgestimmt wurde, — bezeichnet wird. Ein feierlicher Eidschwur, daß man einzig und allein durch Gerechtigkeit und durch keine sonstige Rücksicht oder Parteilichkeit bei diesem Akt geleitet und bestimmt werde, ging der förmlichen Abstimmung voraus. Der auf diese Weise ausgestoßene falsche Bürger war damit aller bürgerlichen Rechte verlustig, welche die Theilnahme an einem Demos (d. h. an einer Gemeinde) unbedingt voraussetzten; er fiel nach der Strenge des Gesetzes dem State anheim und wurde,

Digitized by Google

wie das oben angeführte Beispiel und andere beweisen, als Sklave verkauft. Da aber oftmals die Schuld des Einschleichens oder der Aufnahme eines solchen fremden Individuums an der Nachlässigkeit, Unachtsamkeit oder auch selbst Bestechlichkeit des Demarchen oder Gemeindevorstehers oder auch der Demoten selber lag, ward das harte Gesetz gemildert und nur auf den Fall beschränkt, wo ein Ausgestoßener sich bei diesem Ausschluß durch Abstimmung der Demoten nicht beruhigt und an ein Volksgericht appellirt hatte, von welchem er aber ebenfalls verurtheilt worden war. (Über diese Appellation an das Volksgericht vergl. Platner, der attische Prozeß. I. S. 424 ff.) Daß übrigens auch dieses Mittel die attische Republik nicht völlig vor dem Eindringen von Fremden bewahrte, daß bei diesen Abstimmungen oftmals nicht das allgemeine Interesse des States, sondern Privatrücksichten und Interessen vorherrschten und man das Ganze benutzte, bald um Günstlingen und Anhängern gefällig zu seyn, bald um persönlichen Haß und Verfolgung auszuüben oder Geldsummen zu erpressen, zeigen manche Beispiele, wie sich dies auch bei dem Verfalle der Sitten und des öffentlichen Lebens erwarten ließ. Eine Hauptquelle zur Kenntniß dieser Verhältnisse ist des Demosthenes Rede gegen den Eubulides; ausführlichere Erörterungen darüber bieten Platner in d. Beiträgen zur Kenntniß des att. Rechts (Marburg 1820). S. 189—200. Schömann de Comitiis. p. 380 seqq. und anderes bei C. F. Hermann Lehrb. d. griech. Staatsalterth. §. 123. Note 14 ff. Citirtes, wo auch die einschlägigen Hauptstellen des Demosthenes, Harpokration u. A. angemerkt sind. (*Bähr.*)

DIAPYETICA (sc. *φάρμακα*, von *διά* und *πυέω*, vereitern), sind diejenigen Mittel, welche die Vereiterung einzelner Theile (*διαπύημα*, *διαπύησις*, *διάπυον*, suppuratio) zu befördern vermögen. Dies sind im Allgemeinen solche, welche einen mäßigen Grad von Wärme und Feuchtigkeit besitzen. Indeß muß sich die Auswahl auch dieser Mittel immer nach dem Stande der Vitalität in dem leidenden Theile richten, widrigenfalls aus der Eiterung eine Verschwärung oder brandige Auflösung der Theile entstehen kann. S. Maturantia, Suppurantia oder Eiterung. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIARBEKR, ein Paschalik oder Ejalet und eine Stadt im osmanischen Asien. Jenes nimt den oberen Theil des alten Mesopotamiens ein und lehnt sich im N. an den südlichen Abhang des armenischen Hochgebirgs; im N.W., W. und S.W. strömt der Irak in vielen Krümmungen, Engpässen und Kaskaden [1]) der Grenze entlang und trennt das Land von Siwas, Merasch und Orfa. Im S.O. erhebt sich der hohe Dschudi (Mons Masius), welcher einen natürlichen Wall gegen Scherschr bildet. Hier entspringen die drei oder vier reißenden Bergbäche, welche zusammenlaufend den westlichen Arm des Tigris bilden, der die Provinz im S. von Mardin trennt; hier verstärkt er sich auch durch den Patman oder Arzen, den stärksten Nebenfluß des Tigris in diesem Lande. Der See Kökdschek ist der größte. Es ist erhabenes Stufenland, voller Gebirgszüge, Thäler und enger Ebenen und wie alle Übergangsländer reich an hohen Naturschönheiten und romantischen Aussichten. Mehre Vorberge des Taurus ziehen durch die Provinz, starren wild und schroff empor und tragen auf ihren Gipfeln einen 6 bis 8 Monate lang dauernden Schnee, einige vielleicht einen ewigen. Der Winter ist auch kalt und der Schnee vom Nov. bis Febr. sehr häufig; selbst auf der Ebene bleibt er einige Tage, ja Wochen liegen. Der Himmel ist südeuropäisch, die Luft hell und rein, der Sommer auf den Höhen mäßig, alpenfrisch und anmuthig, in den verschlossenen Engthälern aber oft erstickend heiß. Das Land ist von unzähligen Schneebächen und Alpenströmen durchschnitten, die Grasungen kräftig und voll duftender Kräuter. Daher ist die Viehzucht bedeutend, die Ochsen groß wie in Devonshire, die Pferde stark und schnell; Honig und Wachs sind Ausfuhrartikel. Die Höhen und die Abhänge der Berge sind mit Eichen (darunter auch die, welche die Galläpfel trägt, und die mit eßbarer Frucht), Nadelholz, Eschen (auch die Manna gebende), Ahorn, Kastanien, Terpentin- und Gummitraganth-Bäumen bewachsen; auf den höchsten Spitzen klettert die Gemse und der Bezoarbock; in den niedrigeren Wäldern schwärmen Heerden von Hirschen, Dammhirschen und Ebern, auf den Feldern Hasen und Gazellen. Dabei finden sich viele Raubthiere, als Löwen, Schakale, Hyänen, Tigerkatzen nebst Bären, Wölfen und Füchsen. Doch ist hier nicht nur Wildland und Weidenland, man findet auch einen nicht unbedeutenden Ackerbau; der Boden in den Thälern ist fett, an Quellen und Bächen kein Mangel, und da, wo sie nicht hinreichen, versteht man die künstliche Bewässerung. Weizen hat man zur Ausfuhr, demnächst werden Gerste, Hirse, Gartenfrüchte nebst Baumwolle, Tabak und Sesam gebaut. Die Wohnungen sind mit Reben und Gärten mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Feigen, Mandeln und Pistacien umgeben. Übrigens ist der wilde, hohe Mehrab [2]) am Frat in der Umgegend von Maden das Potosi der Provinz; hier bestehen die reichsten Kupfer- und Bleibergwerke des osmanischen Reichs; daraus wird das ganze Vorderasien und zum Theil Iran mit Kupfer versehen; viele Karawanen gehen damit auch nach Constantinopel oder Trapezunt. Aus dem Kupfer scheidet man etwas Silber und Gold; auch werden hier viele Eisenminen bearbeitet. Die Bergleute sind Griechen, ihr Verfahren aber nicht das beste. — Der Flächeninhalt des Landes beträgt [3]) 684 Q.M. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Kurden, die hier mehre Erbfürstenthümer besitzen; die meisten sind Hirten, die oft im Winter mit ihren Heerden nach den gemäßigteren Gegenden von Bagdad und Orfa hinabziehen, im Sommer aber entweder zu Hause bleiben, oder in den Hochebenen Armeniens eine bessere Weide für ihr

1) Ritter Erdkunde. Th. II. S. 121. Hassel Erdbeschr. Bd. XIII. S. 300. Schütz Erdkunde. Th. IV. S. 360.

2) *Cartanne* Trav. 3) Hassel vollst. Erdbeschr. Th. XIII. S. 300.

Digitized by Google

Vieh ſuchen. Viele ſind aber anſäſſige Ackerbauer. Überhaupt ſollen hier 72 Kurdenſtämme vorhanden und mit ihnen einige Yeſidier vermiſcht ſeyn; die übrige Bevölkerung beſteht aus Osmanen, Armeniern, Griechen und Juden, die meiſtens in den Städten leben. Nur ein arabiſcher Stamm iſt hier wohnhaft; auch hält ein Turkomannenſtamm, Bidſchakli, mit 10000 Zelten hier ſein Winterlager. Hie und da gibt es auch einige Gemeinden von Sehemſſi, d. i. Sonnenverehrern. — Das Land ſteht unter einem Paſcha, und der Druck der Regirung wird weniger als in den meiſten Provinzen dieſes Reiches gefühlt. Übrigens iſt das Land [4]) in 17 Sandſchake nebſt 5 kurdiſchen Hukumets (Fürſtenthümer) vertheilt. — Die Hauptſtadt

Diarbekr (türkiſch: Kara-Amid) liegt in einem reichen Fruchtgarten auf einem flachen Felſen am Tigris, worüber eine ſteinerne Brücke von 12 Bogen führt und iſt mit einer hohen Mauer von ſchwarzen Steinen umgeben, auf welcher 72 Thürme ſich erheben. Die Straßen ſind lang, breit und gepflaſtert, und die Gebäude meiſtens ſteinerne und von gutem Geſchmack. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders aus ein Kaſtell am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, welche die Stadt, den Strom und die Ebene weithin jenſeits beherrſcht; hier wohnt der Paſcha in einem ſtolzen Serail; — und die große alte Moſchee, die wie die Citadelle ihr Waſſer durch einen Aquäduct aus einer fernen Bergquelle erhält. Übrigens gibt es hier 10 andere Moſcheen, viele Kirchen, Bäder, Springbrunnen, heilige Grabmäler, Karawanſereien und reichlich verſehene Bazars. Außer dem Paſcha reſidiren hier ein neſtorianiſcher Erzbiſchof und ein jakobitiſcher Patriarch; jener führt immer den Namen Joſeph, dieſer den des Ignatius. Die Stadt iſt berühmt wegen der ungewöhnlichen Geſelligkeit ihrer Bewohner, welche ſelbſt den Weibern einen im Oriente ſeltenen Grad von Freiheit zulaſſen, wegen ihrer Betriebſamkeit und ihres lebhaften Handels. Der rothe Saffian Diarbekrs iſt im ganzen Reiche geſchätzt; auch bereitet man hier viel Zitz, geſtreifte ſeidene und baumwollene Zeuge und färbt ſie gut. Nebſt dieſen Waren beſteht die Ausfuhr aus Galläpfeln, Manna, Wolle, Kameelhaaren, Gummitragant, Terpentin, roher Baumwolle, Früchten, Wachs. Von hier ziehen viele Karawanen nach allen Richtungen aus, beſonders nach Aleppo und Smyrna; andere zwiſchen Vorderaſien und Iran nehmen hier ihren Durchweg. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Garſanne (1808) 80000, nach Dupré 75000, nach Kinneir aber nur 38000, die Mehrzahl Osmanen, Araber und Kurden. — Die Stadt liegt auf dem Grunde des alten Amidas, und noch ſtehen davon hohe Mauern aus Quaderſteinen, ein Werk Eudoxia's, der Schweſter des Kaiſers Theodoſius. — Lage: 37° 55′ n. Br., 57° 31′ ö. L. v. F. (*Palmblad.*)

Diarrhena *P. B.* ſ. Corycarpus.

4) v. Hammer, über die aſiat. Türkei in den Wiener Jahrbüch. 1813. Bd. XIII. u. XIV.

Diarrhenum *Labill.* ſ. Hierochloë.

DIARRHOEA (διάῤῥοια oder διαῤῥοή, von διά und ῥέω, fließen), der Durchfall, Bauchfluß, das Abweichen, der Durchlauf, fluxus alvi, defluxio, perfluxus, alvus fusa, ventris profluvium, incontinentia alvi, franz. Diarrhée, engl. Lax oder Looseness, — heißt jede zu häufige, reichliche und zu dünne Stuhlausleerung. Da bei derſelben ebenſowol der motus peristalticus beſchleunigt, als die Abſonderung im Darmkanal vermehrt iſt, ſo werden auch nicht allein die eingeführten und nun im Darme enthaltenen Stoffe, ſondern auch die in denſelben abgeſchiedenen Säfte mit ausgeführt. Der Durchfall kommt ebenſowol als eine ſelbſtändige Krankheit für ſich, als in Verbindung mit andern Krankheiten, deren Symptom er alsdann iſt, vor. Es laſſen ſich daher die verſchiedenen Arten von diarrhoea nach Verſchiedenheit der Geſichtspunkte folgendermaßen beſtimmen:

1) Nach ſeiner Entſtehung kann man unterſcheiden den idiopathiſchen, d. h. den durch unmittelbare ſchädliche Einwirkungen entſtehenden und den ſymptomatiſchen, d. i. denjenigen, der ſich als einzelne Erſcheinung zu andern Krankheiten hinzugeſellt. Der erſtere bildet ein ſelbſtändiges Leiden des Darmkanals, der letztere beſteht nur, inſofern die ihn veranlaſſende Hauptkrankheit fortdauert, mit der er in einem urſächlichen Verhältniß ſteht. Der idiopathiſche kann aber ebenſowol durch äußerlich zugeführte, regelwidrige Reize entſtehen, als durch Ablagerungen von Säften in dem Darmkanale bedingt ſeyn. Auf die erſtere Weiſe entſteht die diarrhoea crapulosa, welche bei Überempfindlichkeit des Magens und Darmkanals in Lienterie, Diarrhoea lienterica, ausartet; ferner die diarrhoea drastica, welche von ſcharfen Purganzen; die diarrhoea a venenis, welche von Giften; die diarrhoea mercurialis, welche vom Gebrauche des Queckſilbers hervorgerufen wird. Der letztere Umſtand iſt es, welcher die diarrhoea biliosa oder polycholica bedingt, welche der Ablagerung von Galle im Darmkanale folgt; die diarrhoea mucosa, welche vom Schleim; die diarrhoea caeliaca, welche von einer Milch- oder Chylus-ähnlichen Flüſſigkeit; die diarrhoea hepatica, welche von einer ſehr dünnen, blutähnlichen Materie; die diarrhoea cruenta, welche von abgelagertem Blute; die diarrhoea verminosa, welche von Würmern im Darmkanale bedingt und unterhalten wird. — Der ſymptomatiſche Durchfall entſteht entweder als eine Folgekrankheit irgend eines organiſchen Leidens des Darmkanals, z. B. bei Strikturen, Geſchwüren, krebshaften Desorganiſationen u. ſ. w.; oder als Zeichen einer allgemeinen Auflöſung der Säfte und Neigung zur Verflüſſigung (diarrhoea colliquativa); oder vermöge des Wechſelverhältniſſes des Darmkanals zu den übrigen Organen des Körpers, auf conſenſuelle oder antagoniſtiſche Weiſe. Conſenſuell iſt der Durchfall bei manchen Krankheiten, beſonders chroniſchen des Gehirns; ferner bei Ausſchlägen der Haut und bei manchen Lungenleiden; antagoniſtiſch, und gleichſam als vikarirende Thätigkeit, nach Unterdrückung anderer Abſonderungen, namentlich

Digitized by Google

nach Erkältungen der Haut (diarrhoea catarrhalis und rheumatica) und bei kleinen Kindern bisweilen nach Hemmung der Urinausſonderung (diarrhoea urinalis). Ferner gehört diejenige Art von wäſſerigem Durchfall hieher, welche nach bedeutenden Verbrennungen der äußeren Haut um die Zeit zu erfolgen pflegt, wo die bisher eine profuſe Eiterabſonderung unterhaltenden Hautwunden zur Vernarbung ſchreiten. — Auch kann man hinſichtlich der veranlaſſenden Urſache den unabſichtlich entſtandenen, natürlichen und den abſichtlich durch die Kunſt herbeigeführten unterſcheiden.

2) Nach ſeiner Verbindung mit andern Krankheiten läßt ſich der fieberloſe und fieberhafte (diarrhoea febrilis und asebrilis), der mit oder ohne Leibſchmerz und Flatulenz beſtehende Durchfall, der mit Erbrechen verbundene (diarrhoea cholerica), der mit Hämorrhoidalleiden verknüpfte Durchfall (diarrhoea haemorrhoidalis, sanguinea oder mucosa) und viele Arten des ſymptomatiſchen Durchfalls unterſcheiden.

3) Nach dem Einfluſſe, den er auf den Körper ausübt, kann man unterſcheiden den heilſamen Durchfall (diarrhoea salutaris), zu welchem die meiſten idiopathiſchen gehören, inſofern ſie die Krankheitsurſache entfernen, ebenſo wie den kritiſchen [diarrhoea critica] [1]), durch welchen allgemeine Krankheiten auf eine günſtige Weiſe zur Entſcheidung kommen, und den ſchädlichen (diarrhoea symptomatica, perniciosa), als deren verderblichſte wir die colliquativen nennen.

4) Nach der Beſchaffenheit der Excreta. Maſon Good unterſcheidet hienach 8 Arten (diarrhoea fusa, biliosa, mucosa, chylosa, lienteria, serosa, tubularis, gypsata). Es ſind aber deren bei weitem mehr, nämlich: 1) Koth (diarrhoea stercoracea); 2) unverdaute Nahrungsmittel (d. crapulosa); 3) gebackte Milch, käſe- und talgartige Maſſen, fettige und ölige Stoffe (Froriep's Notizen ꝛc. Apr. 1833. No. 756. [No. 16. des XXXVI. Bds.] S. 253 folg.); 4) heftig wirkende Arzneien und Gifte (d. drastica); 5) regelwidrige Magen- und Darmſäfte und Schleim, welche bald dünn wie Waſſer, bald dicker, bald hell, bald undurchſichtig, dem Reiswaſſer ähnlich oder flockig iſt, wie bei der Cholera orientalis; 6) Melanoſe, eine grauſchwarze, ſchieferfarbige Subſtanz, bei Krankheiten der Schleimhaut und bei dem Krebs des Magens und Maſtdarms; 7) Galle und pankreatiſcher Saft; 8) plaſtiſche Lymphe in Membranen, Röhren oder Fleiſchklumpen; 9) milchähnliche Materie, beim fluxus coeliacus; 10) blutwaſſerähnliche Flüſſigkeit, beim fluxus hepaticus; 11) Blut, bei d. haemorrhoidalis, in Streifen oder rein; 12) Eiter und Jauche (d. saniosa, ichorosa), oder chokoladeförmige Maſſe bei Geſchwüren und Krebs; 13) Würmer; 14) Gallen-, Darm- und ſelbſt Nierenſteine, ſobald ſich Fiſteln bildeten; 15) verſchluckte mechaniſche Schädlichkeiten aller Art, als Münzen, Nadeln, Kirſchkerne, kleine Thiere, Blutegel, Fröſche, Eidechſen, eine Maus (in Hufeland's Journal 1833. St. 2. S. 130.); 16) Urin bei diarrh. urinal. infantum oder bei Maſtdarmfiſteln; 17) Gasarten bei d. flatulenta.

5) Nach der Art des Verlaufes theilt man ſie in diarrhoea acuta und chronica. Dieſer Unterſchied iſt für die Praxis am wichtigſten, inſofern die Schnelligkeit des Verlaufes mit der Heftigkeit der Erſcheinungen, ſowie der Intenſität der veranlaſſenden Urſache, mit dem Stande der Lebenskräfte (dem dynamiſchen Charakter) und der Conſtitution des Leibes in der engſten Verbindung zu ſtehen pflegt. Wir benutzen dieſe daher als die Hauptabtheilung.

1. Die akute Diarrhöe. Dieſe iſt bald mehr, bald weniger heftig. In demſelben Maße iſt ſie bald mit kürzern, bald mit längern Vorboten verbunden, als da ſind: Mattigkeit, Übelbefinden, Mangel oder doch Verminderung des Appetits, belegte Zunge, unangenehme Gefühle und undeutliche Schmerzen im Unterleibe, Druck in der Herzgrube, Spannung des Leibes, Trägheit des Stuhles, dann läſtige Bewegungen, Kollern und Poltern im Darmkanal. Hierauf folgen einige nicht zu häufige breiige Ausleerungen von gelblichem oder bräunlichem Koth, ohne Leibſchmerz und heftigern Stuhlzwang. Dieſe wiederholen ſich dann noch einige Male binnen wenigen Stunden oder einem bis drei Tagen, wodurch die meiſt im Darmkanal enthaltenen Urſachen ausgeſchieden werden. — In andern Fällen iſt die Diarrhöe bei weitem heftiger, die Vorboten ſtärker und weniger lang dauernd oder ganz fehlend. Dann tritt die Entleerung ohne bemerkbare Veranlaſſung mit großer Spannung, Schmerz und Hitze im Unterleibe, mit gänzlichem Mangel an Appetit, Ekel vor Speiſen und Neigung zum Erbrechen auf einmal ein. Dieſe iſt ſehr ſtürmiſch, erfolgt ohne Anſtrengung, oft unwillkürlich, oder trotz der abſichtlichſten Anſtrengung, ſie zurückzuhalten, unter beſtändigem Drängen und Preſſen im After (Tenesmus), wozu ſich bei längerer Dauer noch Hitze und Brennen, bei Kindern Excoriationen und Vorfall des Maſtdarms geſellen, und mit flüchtigen bald ſchwachen, bald plötzlich ſehr heftigen Schmerzen und Stichen im ganzen Unterleibe, welche zugleich mit den Vorborygmen und den auszuleerenden Stoffen dem Laufe des Darmkanals bis zum After folgen und ſo die Entleerungen vorher verkündigen. Während derſelben fühlt ſich der Kranke ſehr matt und übel, verzieht das Geſicht ſchmerzhaft, hat einen trüben, ängſtlichen Blick, krümmt ſich und drückt ſich den Unterleib mit beiden Händen, bedeckt ihn mit etwas Warmen, weil dies ihm einige Linderung gibt, bekommt kalten Schweiß, Ekel und ſelbſt Ohnmachten. Dabei iſt die Haut trocken und ſchlaff, der Urin ſparſam und ſaturirt. Geſchwüre, Fontanelle und Zugpflaſter vertrocknen oder vernarben, Hautausſchläge verſchwinden, oft nicht ohne Gefahr. Zugleich fiebern die Kranken. Jede Ausleerung bringt ein vorübergehendes Gefühl von Wohlbefinden hervor durch Nachlaß des Krampfes, der Schmerzen, der Spannung des Unterleibes und

1) *Fr. Hofmann* de diarrh. in febrib. malignis aliisq. morb. acut. salutari. Halae 1700. 4. in Opp. omn. phys.-med. Genev. 1758. Suppl. II. P. 2. p. 49. *Juch* de diarrh. in morb. acut. salutaribus. Erf. 1756. 4. *Europaeus* de valore critico diarrh. Halae 1795.

Digitized by Google

der herumziehenden Borborygmen. Aber nach kurzer Ruhe erneuern sich die Anfälle, und die Stuhlentleerung kehrt wieder. Diese sind hier meist dünnflüssiger, bloß im Anfange breiig und stinkend, dann schmierig und wässerig, fad riechend und nur aus Serum und Schleim, gelblicher oder grüner Galle und etwas Blut bestehend; oft schaumig wegen des Gehaltes an Gasarten. Sie wiederholen sich sehr häufig, 15 bis 20 Mal täglich. Unter diesen Umständen werden die Kranken immer sehr schnell schwach und hinfällig, die Füße sehr matt, so daß sie bald nicht das Zimmer und bald auch das Bett nicht verlassen können; die Haut sehr empfindlich gegen die Kälte. Besonders wird das Gesicht blaß und kalt, schmutzig gefärbt, eingefallen; die Backenknochen stehen hervor; die Augen liegen tief, sind verstört, haben blaue Ringe; die Lippen sind trocken, spröde, entfärbt; die Haare fallen aus. Die Kranken sind ohne Muth, äußerst erschöpft, marastisch, haben Neigung zu Ohnmachten, bekommen Ödem der Füße, hektisches Fieber. Oder es bildet sich an irgend einer Stelle des Darmkanals eine Entzündung (Enteritis) aus, welche schnell in Brand übergeht und den Kranken tödtet.

Die Dauer dieser akuten Diarrhöe ist daher verschieden von einem bis zu acht Tagen. Häufig ist sie nur vorübergehend; in andern Fällen wird sie chronisch. Die, welche mit Entzündung verbunden ist, hat dann auch ihre Exakubationen und Remissionen und durchläuft mit jenen ein Stadium der Zunahme, der Höhe und der Abnahme. Der Ausgang ist nur in besondern Fällen ungünstig. Die Vorhersagung aber, besonders bei Kindern und alten Leuten, bei denen, die sehr schnell kraftlos werden, und wo die Diarrhöe sehr heftig, reichlich und wässerig erfolgt, vorsichtig zu stellen. Die Diarrhöe nimt nach und nach ab, kommt immer seltner, das Ausgeleerte wird immer konsistenter, das Leibweh bleibt weg, Schmerz, Spannung und Fieber verlieren sich. Die Haut und die Harnwerkzeuge sondern dann reichlicher ab. Besonders leicht aber entstehen bei den geringsten Diätfehlern Rückfälle, welche oft noch heftiger und schwerer zu heben sind, als die erste Krankheit. Ist sie kritisch, so erleichtert sie den Kranken, entleert die angesammelten Massen, stimmt die übermäßige Thätigkeit des Blutgefäßsystems herab und entscheidet Nervenfieber, Hautausschläge u. s. w. auf eine günstige Weise. Bisweilen aber geht sie, besonders bei günstigen epidemischen Konstitutionen, in Ruhr über, oder es gesellen sich Entzündungen zu ihr, und dann kann sie auf die angegebene Weise den Tod nach sich ziehen.

Die Öffnung des Leichnams zeigt alsdann die Schleimhaut des Darmkanals an verschiedenen Stellen gleichmäßig oder ungleichmäßig geröthet, mit größerer oder geringerer Intensität der Färbung. Indessen ist zu bemerken, daß, obwol die Röthe das konstanteste Zeichen der Entzündung der Schleimadern ist, dennoch dieselbe auch die Folge seyn kann einer rein mechanischen Injektion, in allen denjenigen Fällen nämlich, wo Störungen in der Circulation des Blutes und namentlich im rechten Herzen Statt finden (Yelloly in den med. chir. transact. of London. Vol. IV. p. 371—425.), oder Umstände eintreten, welche das Verweilen des Blutes durch Hinderung des Rückflusses beförderten (s. Meckels Anatomie. Bd. 4. S. 326.). — Außerdem findet man einzelne Stellen, aber selten beträchtlich, verdickt und den Durchmesser der Därme bisweilen verändert und namentlich verengert. In andern Fällen ist die Schleimhaut erweicht zu gallertartiger Masse (Gastromalacia), so daß man dieselbe mit dem Stiele des Scalpells leicht hinwegschaben kann, oder der Magen bei der bloßen Berührung ein Loch bekommt. Manchmal zeigen sich Blätterchen oder Bläschen auf der Schleimhaut. Außerdem enthält der Darm verschieden gefärbten und modificirten Schleim, oder Ausschwitzungen von plastischer Lymphe in Flocken oder Membranen.

Besonders aber sind hinsichtlich ihrer Entstehung, ihres Verlaufes, ihrer Erscheinungen und ihrer Behandlung folgende Arten der akuten Diarrhöe zu unterscheiden:

1) Diarrhoea stercoralis s. saburralis s. crapulosa, der kothige Durchfall. Nach Überladung des Magens, oder dem Genuß schwerverdaulicher, fettiger, mehliger, zäher Speisen, oder bei Leuten, welche viel zu essen pflegen und an Verstopfung leiden, entsteht ohne vorhergegangene Zeichen oder mit Erscheinungen der Turgescenz nach oben oder unten, unangenehmem Geschmacke im Munde, übelriechendem oder saurem Aufstoßen, belegter Zunge, Absonderung zähen Speichels, Ekel, Druck in der Magengegend, Spannung des Unterleibes, Poltern in den Gedärmen und Abgang stinkender Blähungen, — ein anfänglich harter, immer weicher werdender profuser und stinkender Durchfall. Die Entleerung wiederholt sich nur einige Male mit jedesmaliger Erleichterung des Kranken, ohne besonderen Stuhlzwang und ohne heftige Leibschmerzen. — Die Prognose ist hiebei günstig, insofern die Krankheit nur so lange dauert, als die Ursache fortwirkt, und nach Entfernung derselben die Gesundheit von selbst wiederkehrt. — Kommt man daher zeitig dazu in den Fällen, wo die im Magen angehäuften Sordes nach oben turgesciren, so gibt man ein Brechmittel, oder reizt den Schlund mit einer in Öl getauchten Federspitze; — ist aber bereits Durchfall eingetreten, so ist es besser, denselben auf gelinde Weise zu befördern, nach Berends durch eine Unze Oleum lini mit ein paar Tropfen Ol. anisi, oder durch Neutralsalze mit Zusatz von etwas Rheum, wobei man den Kranken hungern und nur etwas Brod-, Gersten- oder Tamarindenabkochung genießen läßt. Zur Nachkur ist die Anwendung der bittern und gelind aromatischen Extrakte von schnellem Nutzen.

2) Diarrhoea biliosa [2]), der gallige Durchfall, entsteht als Folge einer profusen Gallenabsonderung und Ablagerung nach dem Darmkanal, bei robusten Menschen mit choleritischem Temperament, heftigen Gemüthsaffekten, besonders Zorn, im Sommer und Herbst, besonders bei kühlen Nächten und Einwirkung specifischer Gallenreize. Er ist entweder die Folge einer Polycholie, oder einer Leberentzündung, oder geht doch leicht in diese

2) *Gorchwitz* diss. de diarrhoea biliosa. Halae 1729. 4.

Digitized by Google

und in Unterleibsentzündung mit entzündlichem Fieber über. Oft ist er mit Ruhr verbunden. Der Kranke hat meistens längere Vorboten, ein gelbliches, ikterisches Aussehn, besonders im Auge; bittern Geschmack, gelbbelegte Zunge, Ekel, Mangel an Appetit, Durst besonders nach saurem Getränk, Kopfschmerz in der Stirn, Angst und Druck in der Magengegend, heftige Leibschmerzen, welche gern nach dem Rücken hinziehen, dunkelgelben oder safranfarbigen, trüben Urin. Die Ausleerungen erfolgen sehr heftig, mit Stuhlzwang und Brennen im After. — Diese Diarrhöe ist meist von kurzer Dauer und oft als kritisch anzusehen. Daher darf die Behandlung auch nie dahin gehen, sie zu unterdrücken, sondern nur darauf abzwecken, die Entleerung der turgescirenden Galle auf die bequemste Weise zu beschleunigen. Daher ist auch hier im Anfange oft ein Brechmittel von großem Nutzen, bisweilen auch noch später, wo trotz des Durchfalls gallige Stoffe im Magen abgelagert, sich durch die Zeichen der Turgescenz nach oben verrathen. Dann aber zieht man besonders die Ipecacuanha dem Tart. stibiat. vor, welcher den Durchfall nur noch vermehren würde. In den meisten Fällen kann man sich bei schon eingetretenem heftigen Durchfall mit großem Nutzen des Succus citri recens oder des Essigs bedienen, welche auf specifische Weise die Leibschmerzen mindern (besonders in Verbindung mit reinem Syrup und etwas Mandelöl). Ebenso Magnesia carbon. und Tartar. depurat., in Verbindung mit einem Klystire von Kamillenthee und warmen Umschlägen auf den Unterleib. Sollte sich Leberentzündung hinzugesellen, so sind Blutegel und der innere Gebrauch des Kalomels und der Neutralsalze von Nutzen. Bei längerer Dauer sind schleimige Mittel in Gebrauch zu ziehen.

3) Diarrhoea mucosa, der schleimige Durchfall, welcher besonders oft und leicht bei schwammigen, torpid-scrophulösen Subjekten entsteht, verhält sich ganz analog den Katarrhen anderer Schleimhäute (daher auch Catarrhus ventriculi et intestinorum genannt). Die Schleimhaut sondert hier zu stark ab, und dies bedingt eine Beschleunigung des motus peristalticus, wodurch der angehäufte Schleim entleert wird. Nach längeren oder kürzeren Vorboten schwillt der Leib etwas auf, ist gesperrt und schmerzhaft. Der Kranke hat drückende Empfindung im Magen, Aufstoßen, faden Geschmack im Munde, Mangel an Appetit, weißbelegte, schleimige Zunge. Häufig gehen Blähungen ab bei anfänglich verhaltenem Stuhl. Dann werden die Ausleerungen aber immer häufiger, dünnflüssiger, profuser, scharf und wässerig, später schleimig. Der Schleim ist durchsichtig und klebrig, wie Gallerte, auf dem Grunde des Gefäßes zitternd, ohne besondern Geruch, verschieden gefärbt, gegen Ende undurchsichtig. Die Entleerungen erfolgen mehr oder weniger häufig, mit oder ohne Schmerzen im After. Dergleichen Diarrhöen dauern besonders in kalten und feuchten Jahreszeiten lange und wechseln oft mit Verstopfung ab. — Auch hier sind anfänglich die Neutralsalze nebst dem Kalomel nützlich; späterhin das Rheum in kleinen Gaben, aromatische und bittere Mittel. S. Diarrhoea habitualis.

4) Diarrhoea serosa, der wässerige Durchfall, ist meist die Folge von Unterdrückung der Hautthätigkeit (daher auch diarrhoea catarrhalis oder rheumatica genannt). Oft ist sie epidemisch. Sie entsteht meist plötzlich, besonders nach Erkältung der Füße, im Frühjahre und bei naßkaltem Wetter; oder es gehen katarrhalische Zahnschmerzen, Schnupfen oder Husten vorher, welche beim Eintritt der Diarrhöe verschwinden. Der Kranke hat Leibweh, bekommt Abgang von Blähungen und mit diesen dann auf einmal eine stürmische Entleerung von wässeriger, dünner, ungefärbter Flüssigkeit unter bedeutendem Brennen im After. Dabei ist die Haut trocken, der Durst vermehrt, der Urin sparsam; zugleich oft Gliederreißen, gelindes Fieber mit Frösteln und abwechselnder flüchtiger Hitze und unordentlichen Anfällen vorhanden. Wenige Stunden oder Tage reichen hin, um den Kranken äußerst matt zu machen und auffallende Magerkeit herbeizuführen. Sie gleicht sehr einer Dysenterie, und Willis beschrieb eine solche Dysenteria serosa, welche zu London im J. 1670 epidemisch, als Folge von Diätfehlern und besonders des übermäßigen Genusses von Obst, herrschte. Auch Morgagni litt an einer solchen. Außerdem erscheinen aber sehr wässerige Diarrhöen bisweilen bei Ausleerungen irgendwo abgelagerten Wassers. In diesem Falle sind sie kritisch und nicht zu unterdrücken, so lange sie dem Kranken von Nutzen sind. In den erstern Fällen jedoch erfodern sie, nach Beseitigung der etwa veranlassenden Ursachen, namentlich nach Wiederherstellung der Hautthätigkeit durch Bäder, äußere Hautreize und den innerlichen Gebrauch von Fliederthee und Salmiak, Kampher und pulv. Doveri, die schleunige Unterdrückung, wenn diese durch die angegebenen Mittel nicht schon von selbst erfolgt. Dazu dienen besonders schleimige Getränke und Klystire und der innerliche Gebrauch der Ipecacuanha in kleinen Dosen und des Opiums. Das Leibweh mindert sich durch Warmhalten des Unterleibes oder Einreibungen flüchtiger Salbe, oder auch nach Auflegen eines Zugpflasters.

5) Diarrhoea cholerica. Mit diesem Namen bezeichnete man zur Zeit der (bei uns in den Jahren 1831 und 1832) epidemisch herrscheuden Cholera orientalis, eine sehr akute und schnell erschöpfende, eigenthümliche Diarrhöe (s. Casper, die Behandlung der Cholera durch Anwendung der Kälte. Berlin 1832. S. 42.). Ohne lange Vorboten und oft ohne bekannte Ursache sahen sich meistens die Kranken, wie unter andern der Verfasser dieses, genöthigt, zu Stuhle zu gehen, wo äußerst stürmisch, ohne alle Anstrengung, anfänglich breiartige, kothige, gewöhnlich riechende Absonderungen erfolgten. Diese wiederholten sich aber sehr bald, wurden immer dünner und dickem, trübem Lehmwasser ähnlich, und verloren immer mehr den eigenthümlichen Kothgeruch. Der Bauch blieb dabei weich, nicht gespannt, schmerzlos und war nur selten zusammengefallen; die Zunge wurde nur wenig belegt, der Appetit nicht eben vermindert, sondern mehr aus Furcht neuer Entleerungen zurückgehalten; der Durst war vermehrt, die Haut warm, aber zusammengefallen und trocken, die Absonderung des Urins nicht un-

Digitized by Google

terbrochen. Mitunter stellten sich zusammenziehende Schmerzen in den Lendengegenden und den untern Extremitäten ein. Charakteristisch war besonders das längere Stehenbleiben gebildeter Hautfalten wegen Mangels an Elasticität derselben, sowie der Umstand, daß sich selbst in diesen leichtern Graden der Krankheit ein merkwürdiger Collapsus des Gesichts sehr bald zeigte, namentlich aber eine kachektische Blässe oder schmutzige Färbung der Haut, ein Zusammenfallen der Wangen, Zurücksinken der Augen in die Orbita, woher schnell blaue Ringe um den ganzen Bulbus entstanden, Trockenheit der Lippen, große Mattigkeit und Abgeschlagenheit u. s. w. Das Gefäßsystem war wenig aufgeregt, Erbrechen unwesentlich, fand sich aber meistens ein, wenn die Krankheit in die stärkern Formen der Cholera überging. Ebenso nahmen alsdann auch die Darmausleerungen die charakteristische Beschaffenheit derselben an. Überhaupt aber war die Krankheit in wenigen Tagen (1 bis 3) entschieden; die Darmausleerungen wurden immer seltner und zuletzt wieder breiig und kothig. Dabei fing die Haut an wieder zu dunsten und zu schwitzen. Der Schweiß war, wie bei dem Verfasser dies. Art., dick und klebrig, allgemein und bisweilen mehre Male wiederholt. Dann blieben, außer der Mattigkeit und dem etwas collabirten Gesicht, keine andern Folgen zurück. Die Behandlung mußte stets mit Rücksicht auf die Constitution des Subjekts eine diaphoretische seyn. Oft erwies sich ein Brechmittel aus Ipec., im Anfange gereicht, sehr hilfreich. Außerdem erhielten die Kranken, außer einem äußerlichen gehörigen diaph. Verhalten, innerlich Ammon. muriat., Spir. Minder., des Abends ein Pulv. Doveri mit oder ohne Camphor., Infus. von Sambuc., Chamom., Arnica u. s. w. S. Cholera.

II. Die chronische Diarrhöe. Diese entwickelt sich immer nur allmälig entweder aus der akuten oder aus andern Krankheitszuständen, mit langer Dauer der Vorboten: als Mangel an Appetit oder Gefräßigkeit, nicht gehörigem Geschmack im Munde, belegter Zunge, Trockniß oder Schlaffheit der Haut, allmäligem Collapsus und Blässe des Gesichts und allgemeiner Mattigkeit. Dann entstehen dumpfe, nicht anhaltende Schmerzen und Spannung im Unterleibe und einige der Zahl und der Beschaffenheit nach verschiedene Stuhlausleerungen. Wird diese Diarrhöe heftiger, so kommt der Trieb zur Entleerung häufiger, und das Ausgeleerte ist breiig, schleimig, eiterig, wässerig, jauchig u. s. f. Der Schmerz ist fortwährend und oft an einer bestimmten Stelle fixirt (wegen der Desorganisationen, Geschwüre, Strikturen, Krebse); der Kranke fällt immer mehr zusammen, wird täglich schwächer, die Haut immer trockner und spröder, erdfahl, schmutziggelb, manchmal sehr heiß, und es finden sich besonders nach dem Essen und gegen Abend deutliche Exacerbationen eines hektischen Fiebers ein, welches in Verbindung mit jenen die Diarrhöe veranlassenden Krankheiten am Ende den Tod herbeiführt. — Diese chronischen Durchfälle im Allgemeinen sind nicht zu jeder Zeit noch rücksichtlich der Zahl der Entleerungen immer gleich, und es hängt dies namentlich sehr von dem Verhalten des Kranken, seiner Diät und seinem Regimen, sowie von der Jahreszeit, Witterung und andern zufälligen Einflüssen ab. Manche sind besonders am Tage, andere des Nachts, andere wieder zu bestimmten Stunden, nach dem Essen u. s. w. heftig. Merkwürdig ist die intermittirende Diarrhöe, deren Peter Frank (Epitome Vol. V. P. 2. p. 464.) bei einem alten 80jährigen Manne Erwähnung thut, und die er mit China und Opium glücklich beseitigte. Besonders hat man von der chronischen Diarrhöe zu unterscheiden

1) Diarrhoea coeliaca, lactea s. chylosa, fluxus coeliacus, fluor albus intestini recti, die Milchruhr [3]) (weil man den Abgang für wirklichen Chylus, bewirkt durch eine rückgängige Bewegung, oder durch Verstopfung der Milchgefäße hielt, da er vielmehr nichts anderes ist, als eine normale Schleimabsonderung des Darmkanals). Es entsteht hiebei plötzlicher Drang zum Stuhlgange, welcher häufiger oder seltner wiederkehrt, und es erfolgen ohne Leibweh, aber mit Brennen im After und oft sehr plötzlichem Stuhlgange geringe Ausleerungen von weißlicher oder gelblicher, Rahm- oder Eiterähnlicher, schleimiger oder Chylusähnlicher, bisweilen mit Blut vermischter Materie mit eigenthümlich stinkendem Geruche. Dabei hat der Kranke außerdem seinen täglichen, gewöhnlichen Stuhlgang des Morgens, selten nur vermischt er sich mit jenem Schleim und bildet einen mehr oder weniger dünnen Brei. Der Kranke hat hiebei seinen gewöhnlichen Appetit, wird aber blaß und mager, matt und kachektisch, am Ende hektisch und wassersüchtig. Die Krankheit ist bisweilen remittirend, oder auch intermittirend. — Man hat diese sehr seltene Krankheit besonders von andern symptomatischen Diarrhöen zu unterscheiden, wobei man namentlich auf die veranlassende Ursache Rücksicht zu nehmen hat. Als solche gibt man an: die Reizung des Mastdarms durch Askariden, oder Hämorrhoidalcongestionen, zurückgetretene Hautausschläge und Rheumatismen; ferner Desorganisationen der Leber, der Milz und der Gekrösdrüsen. — Die Vorhersagung kann dem Gesagten zufolge immer nur schlimm seyn. — Die Behandlung wird zunächst gegen die veranlassenden Ursachen gerichtet und demnach eine sehr verschiedene seyn müssen. Außerdem sind innerlich die Ipecac. in kleinern Gaben, das Kalkwasser und das isländische Moos empfohlen; bei längerer Dauer die natürlichen Balsame, das Terpentinöl, nebst Einreibungen flüchtiger Linimente und Zugpflastern auf Kreuzbein und Unterleib. Örtlich werden besonders Klystire von Nutzen seyn, zu welchen Richter (Spec. Therapie. Bd. IV. S. 151.) besonders die von Kalkwasser mit einem Gran Sublimat auf jede Unze mit der Vorsicht empfiehlt, die Kanäle der Spritze nicht zu hoch einzubringen.

2) Diarrhoea hepatica, fluxus hepaticus, der Leberfluß (so genannt, weil man sonst den Ausfluß für Eiter hielt, der aus einem in den Darm geplatzten Leber-

3) *Vogel* diss. fluxus coeliaci germina ratio et curatio. 1780. — *Fliess* Commentatio de morbo coeliaco. Halae 1791. — Richter med. chirurg. Bemerkungen Bd. 1. S. 70. — Reil's Fieberlehre. Bd. 3. S. 586 fg. — *Selle* med. clinic. p. 508.

Digitized by Google

abscess komme, während man gegenwärtig ihn für eine modifizirte blutige Absonderung im Darmkanal derjenigen Personen hält, welche an chronischen Congestionen leiden [4]). Er erfolgt ohne besondere Schmerzen im Unterleibe, der nur hie und da gegen die äußere Berührung etwas empfindlich ist. Ebenso wenig ist Stuhlzwang vorhanden. Die Ausleerung wiederholt sich täglich 2 bis 3 Mal; das Ausgeleerte ist dem Wasser ähnlich, worin frisches, blutiges Fleisch abgewaschen wurde (Lotura carnis), bisweilen mit Eiter, Jauche, Blut- und Fleischklumpen vermischt. Auch hiebei werden die Kranken abgezehrt, entfärbt, kachektisch, bekommen einen drückenden Schmerz in der Gegend des Magens, großen Durst, Auftreibung des Unterleibes, werden zuletzt wassersüchtig, bekommen Zehrfieber und sterben. Einmal war er intermittirend und mit Fieber verbunden. Bei den Negern auf Antigua soll er einheimisch seyn. — Die Unterscheidung von ähnlichen Zufällen ist oft schwer; namentlich vom Abgange wirklichen Lebereiters, welches jedoch mehr bräunlich und den Bierhefen ähnlich ist; von dem ähnlichen Ausflusse bei Mastdarmfisteln; von dem, welcher nach Ruhren zurückbleiben und dem, welcher mit Hämorrhoiden wechseln soll. — Die Prognose kann nur um so schlimmer seyn, als die Krankheit, namentlich bei alten Leuten, welche an Gelbsucht, Hämorrhoiden, Wassersucht, Melancholie leiden, vorzukommen pflegt. — Die Behandlung würde nach Entfernung der noch gegenwärtigen Krankheitsursachen sich besonders auf diätetisches Verhalten, gehörige Bewegung und äußere Mittel zu beschränken haben, da innere und besonders die adstringirenden theils nichts nutzen, theils sogar Schaden bringen.

3) Diarrhoea habitualis [5]), der habituelle Durchfall, ist derjenige, der durch lange Dauer der Krankheit dem Kranken zur Gewohnheit geworden ist. Es erfolgen täglich, meist nach dem Essen, zuweilen nur des Nachts (diarrh. nocturna), und dann selbst unwillkürlich und ohne Wissen des Kranken, 3 bis 4 Stuhlentleerungen, ohne sonstige bedeutende Beschwerden. Oft ist er die Folge eines akuten, oft remittirend oder auch intermittirend, meist hartnäckig. Zuletzt leidet die Ernährung, es erfolgt Abmagerung, Wassersucht, Zehrfieber und Tod. In vielen Fällen ist er aber nichts als ein durch äußere Veranlassungen immer wieder aufs neue erzeugter akuter Durchfall und von geringerer Bedeutung; daher auch das Remittirende desselben. Er entsteht durch häufige Diätfehler, ungewohntes Bier oder Wasser (besonders in großen Städten bei den Fremden), oder durch häufig wiederholte kleine Erkältungen, oder durch Fehler in der Lymphbereitung, und rheumatische, venerische, krätzige Metastasen u. s. w. — Daher ist zur Heilung vor Allem eine gehörige Lebensordnung, warme Bekleidung, besonders des Unterleibes (mit Bauchbinden, langen Frießjacken u. s. w.) und der Füße, der Gebrauch warmer Bäder u. s. f. nothwendig. Dauert er dennoch fort, so liegt ihm entweder übergroße Reizbarkeit des Darmkanals zum Grunde, welche sich durch Empfindlichkeit des Bauches, kolikartige Schmerzen, bisweilen durch blutige Ausleerungen beurkundet, oder es ist Erschlaffung und torpide Schwäche desselben die bedingende Ursache, und die Ausleerungen sind schleimig und die Kranken ohne Schmerz. Ersteres hat namentlich bei empfindlichen, reizbaren Kranken, Weibern und Kindern, Statt, letzteres findet sich bei phlegmatischen, Männern und alten Personen. Zur Heilung jenes erethischen Durchfalles passen besonders schleimige, innere Arzneien und Klystire (die ersteren vorzüglich mit absorbirenden Enden); namentlich aber die Ipecacuanha in kleinen Gaben, und bei langer Dauer die Nux vomica und das plumbum aceticum. Auch kann man noch äußerlich aromatische Umschläge, Einreibungen und Pflaster auf den Unterleib in Anwendung setzen. — Bei dem torpiden asthenischen Durchfall hingegen sind gewürzhafte, bittere und adstringirende Mittel mit Dreistigkeit anzuwenden, namentlich Columbo, Rheum, Gummi Kino, Catechu, Alaun, Lignum campechianum, Ferrum sulphuricum, cortex Cascarillae, Angusturae, fabae Pichurim, cortex Chinae, nucum Juglandis, Gummi Myrrhae u. s. w. mit gewürzhaften Mitteln verbunden.

Hieher gehört noch die diarrhoea lienterica, dyspeptica, indigestorum, Lienteria, Magenruhr, ein Durchfall, der bei übergroßer Empfindlichkeit des Magens, besonders bei Männern vorkommt, wobei die Nahrungsmittel halb oder gar nicht verdaut, meist ohne Leibschmerzen abgehen. Es entsteht nach dem Genuß Übelkeit und Druck im Magen, Poltern im Leibe und dann eine sehr schnelle Entleerung. Dabei ist meist Mangel an Appetit, im Anfange Gefräßigkeit und großer Durst zugegen. Die nächste Ursache desselben ist offenbar eine übermäßig beschleunigte Darmbewegung, nach Rupsch Beobachtungen bisweilen Erweiterung des Pylorus. Als veranlassende Ursachen nennt man chronische Entzündungen und Blennorrhöen des Darmkanals, Wurm- und Hämorrhoidalreiz, Metastasen chronischer Hautausschläge, anomale Gicht und chronisch gewordene Dysenterie. Bisweilen sah man sie intermittirend; ist sie aber anhaltend, so entstehen mit der Störung der Verdauung und Ernährung des ganzen Körpers, Wassersucht und Marasmus, Gelbsucht und Aphthen im Munde. — Nach Beseitigung der genannten Ursachen und Anordnung einer ganz milden, schleimigen Diät, hat man den Kranken vor aller Erkältung durch das Tragen von warmen Strümpfen und Bauchbinden zu schützen. Es ist gut, die letztern etwas stark anzuziehen, den Leib außerdem mit aromatischen Pflastern zu bedecken und balsamisch ölige, reizende Einreibungen in das Rückgrat zu machen. Zum innerlichen Gebrauche dienen außer den bei der erethischen Form des habituellen Durchfalls genannten Mitteln besonders noch aqua leucocerasi, hyoscyamus und Opium.

4) Diarrhoea colliquativa [6]), eine sehr erschöpfen-

4) Richter med. chir. Bemerk. Bd. 1. S. 144. 5) J. Juncker de diarrhoea plurium annorum. Halae 1745. 4.

6) Conr. Vict. Schneider de fluxu alvi colliquativo, qui febri est consectarius. Witeberg. 1641.

Digitized by Google

de Diarrhöe mit profusen Ausleerungen, welche sich nur zu Ende der auszehrenden oder fauligen Fieber, meist mit noch andern sehr reichlichen Aussonderungen zeigt. Sie erfolgt meistens ohne große Schmerzen, mit etwas aufgetriebenem Unterleibe, bei Hektischen besonders mit Schmerzen in der Gegend des Coecum, indem sich hier Darmgeschwüre auszubilden anfangen. Die Ausleerungen sind theils kothig, theils schleimig, breiig oder wässerig, bei Faulfiebern oft blutig und äußerst stinkend. Die Kranken werden dadurch immer mehr geschwächt, so daß sie das Bett nicht verlassen können; bekommen Ödeme der Füße, unwillkürlichen Abgang des Kothes, bis sie am Ende dem Durchfalle und den diesen erregenden Krankheiten unterliegen. — Daß daher unter allen Durchfällen hier am wenigsten zu hoffen ist, erhellt aus dem Gesagten zur Gnüge; um so weniger, als die ursächlichen Krankheiten nicht zu entfernen und selbst auch dem Durchfalle bei der allgemeinen Colliquation der Säfte keine, oder nur temporäre Grenzen zu setzen sind. Die empfohlenen Mittel sind übrigens bei den hektischen besonders schleimige, bittere und anazetische, innerlich und in Klystiren (von welchen letztern van Swieten besonders solche von Terpentin und Electuar. theriaca empfiehlt). Bei den fauligen reizende, aromatische Umschläge und Einreibungen in den Unterleib, innerlich radix Arnicae, Columbo, Alaun, Catechu, deren man sich auch zu Klystiren bedient.

5) Diarrhoea symptomatica. Darunter fassen wir diejenigen häufigen und flüssigen Stuhlausleerungen zusammen, welche in Folge organischer Leiden des Darmkanals entstehen. Namentlich sind dies a) Hämorrhoidalknoten [7]). Sie veranlassen durch ihre Reizung eine mehr oder weniger profuse Schleimabsonderung im Mastdarme; b) Strikturen, Verengerungen des Darmkanals entweder in der Nähe des Afters oder in der flexura sigmoidea. Der Kranke hat hiebei oft alle Zeichen einer reichlichen, schleimigen Diarrhöe; nichts destoweniger leidet er an Verstopfung, indem der Darmkoth oberhalb der Striktur sich ansammelt und vertrocknet. Ebenso bisweilen, wenn harte Kothklumpen (scybala) im Dickdarme stecken; b) Geschwüre des Mastdarms. Der Ausfluß ist hiebei eiterig, eigenthümlich übelriechend, mit fixen Schmerzen beim Durchgange des Kothes, der oft Streifen von Eiter zeigt; d) Carcinoma recti, Mastdarmkrebs; wobei eine sehr dünne, graulich-braune, schwarze, äußerst stinkende Jauche, oft mit kleinen schwarzen Brocken oder Blut ausfließt. Oft entstehen auch beim Carcinom Fistelgänge nach der Blase, bei den Weibern nach der Scheide und Harnblase, und dann fließt der Urin und Schleim der vagina aus dieser Cloake durch After und, mit jener Jauche, aus der vagina aus. — Zur Erkenntniß dieser verschiedenen Zustände macht sich immer eine genaue Untersuchung der betreffenden Theile, sowie des Ganges der Krankheit und des Allgemeinbefindens des Kranken nothwendig. Dieses wird stets afficirt, in den letztern Fällen aber äußerst gestört seyn, und nicht allein Störung der Verdauung und Ernährung, sondern auch Wassersucht, Zehrfieber und ein qualvoller Tod das Leben des Kranken beschließen. — Die Behandlung wird ebenso verschieden seyn müssen, als es jene Krankheiten sind, auf deren einzelne Artikel der Kürze wegen hier verwiesen wird.

Eine besondere Erwähnung verdient der Durchfall der Kinder, weil die Ursachen desselben so sehr verschieden sind und sein Verlauf bald ein akuter, bald ein chronischer seyn kann.

Diarrhoea infantilis, Durchfall der Kinder, hat beinahe ebenso viele Verschiedenheiten, als der der Erwachsenen. Namentlich hängen diese aber von der Natur der veranlassenden Ursachen ab. Diese können seyn:

1) Fehler in der Ernährung (gleichsam die Diarrhoea crapulosa infantium), sobald nämlich die Milch zu fett und käsig ist, oder in Folge von Gemüthsaffekten der Schwangern, vom Genuß sehr gesalzner oder schwer verdaulicher Speisen verdorben wurde. Die Untersuchung der Milch und der Schwangern, und zugleich der Mangel anderer Ursachen muß hier den Aufschluß geben. Die Entfernung der Ursache stillt auch den Durchfall. Im Übrigen verfährt man wie bei dem durch Säure erzeugten.

2) Magensäure (diarrhoea acida) veranlaßt einen Durchfall mit heftigen Kolikschmerzen, Poltern im Leibe, Anziehen der Füße und bei Knaben der Hoden an den Leib, Aufstoßen, sauren Geruch aus dem Munde und den häufigen Abgang eines grünen, gehackten, wässerigen Breies. Man hebt ihn durch Darreichen eines Pulvers von Magnesia mit Rheum und fol. Aurantior., oder rad. Columbo, oder durch Tinctura Cascarillae mit Liquor Kali carbonici (Hufelands Journ. Bd. XV. St. 1. S. 151.), wovon man dem Säugling 30 Tropfen und der Amme Theelöffelweise reicht, ersterem auch ein Klystir von Kamillen.

3) Erkältung (Diarrhoea catarrhalis infantium) durch nasse Windeln oder Luftzug, bei feuchtem, nassem Wetter u. s. f. Die Ausleerungen sind normal gefärbt, oder mehr schleimig, ohne große Schmerzen. Warmes Verhalten und Auflegen von aromatischen Kissen auf den Leib ist besonders nützlich. Man hat sogar Kinder ganz in Baumwolle einhüllen wollen (Wendelstädt in Hufelands Journ. Bd. VII. St. 1. S. 61.). Innerlich gibt man Tartar. stibiat. in sehr kleinen Gaben, besser noch Ammon. muriat. oder Liquor ammon. anisat.

4) Das Zahnen (diarrhoea sympathica infantium). Die Reizung des Mundes pflanzt sich hier fort bis zum Magen und Darmkanal und wird daher leicht erkannt an der Hitze, Röthe, Geschwulst des Mundes, der Neigung zu kauen und zu beißen, der häufigern Speichelabsonderung, der gelinden Fieberaufregung. Im mäßigen Grade nützt hier der Durchfall, insofern er vom Munde und Kopfe ableitet und die Aktion des Gefäßsystems herabstimmt. Wird er stärker, so gibt man Kalomel mit Magnesia, Ammonium muriaticum,

7) *Schrader* diss. de diarrhoea haemorrhoidibus fluentibus juncta. Lugd. B. 1728.

Digitized by Google

ſchleimige Mittel oder Ipecac. in kleinen Doſen, in Verbindung mit ſchleimigen Klyſtiren. Nur wo er blutig wird (diarrh. dysenterica infantium, Zahnruhr) etwas hyoscyamus in aqua cinamonii und aromatiſche Einreibungen in den Unterleib. Bei ſtärkeren febrilliſchen Leiden und Zeichen örtlicher Entzündung iſt beſonders der Kalomel mit Extr. hyosc., wenn er ausgebrochen wird und conch. praepar., ſchleimigen Mitteln und Ipecacuanha in kleinern Gaben, nebſt Einreibungen von ungt. hydrarg. ciner. in den Unterleib und ſchleimigen Klyſtiren von Nutzen. Nur aber mit groſſer Vorſicht iſt das Opium bei Kindern und im letztern Falle am wenigſten zu gebrauchen; übrigens reicht man von ihm die Tinctura nach Verhältniß zu einem oder ein paar Tropfen.

5) Diarrhoea habitualis infantium, ein oft ſehr hartnäckiger, ſchmerzloſer, aber erſchöpfender Durchfall in Folge verſchiedener Urſachen, macht große Sorgfalt in der Ernährung und Bekleidung zur Pflicht, und außer den genannten, meiſt aber unwirkſamen Mitteln, beſonders die Anwendung der China, des Extr. cascarillae, des Catechu, des Extr. chamomillae romanae, die Tinctura rhei vinosa, mit gehöriger Vorſicht und in den geeigneten Gaben. Außerdem auch Einreibungen in den Leib. — Endlich können auch Aphthen im Munde, Würmer im Darmkanal, Skropheln die Urſache von Diarrhöen bei Kindern werden, worüber das Nähere in den betreffenden Artikeln nachzuſehen iſt [8]).

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIARTHROSIS (*διάρθρωσις* von *διαρθρόω*, ich zergliedere oder vergliedere, d. h. ich verbinde die einzelnen Glieder mit einander), das Gelenk und namentlich das freie oder bewegliche Gelenk (auch Aparthrosis oder Prosarthrosis, Articulatio laxa oder mobilis genannt) wird eine ſolche Verbindung zweier Knochenenden genannt, welche die freie Bewegung derſelben über und an einander geſtattet. Daher ſteht ſie der Synarthrosis gegenüber, als derjenigen Gelenkverbindung, welche gar keine Bewegung zuläßt. Zwiſchen beiden ſteht die Amphiarthrosis, eine Vereinigung zweier auch mehrer Knochen durch ſo ſtraffe, feſte und unnachgiebige Bänder, daß eine Bewegung nur ſehr gering oder kaum merklich iſt, wie z. B. an den Knochen der Hand- oder der Fußwurzel.

Von der Diarthrosis unterſcheidet man als Arten derſelben 1) die Arthrodia, das freieſte Gelenk, dasjenige nämlich, wo das kugelförmige Ende, der Kopf des einen Knochen, ſich auf der kleinen und platten Gelenkfläche des andern frei bewegen kann, z. B. der Oberarm am Schulterblatt; 2) die Enarthrosis, das iſt, diejenige Vereinigung zweier Knochen, wobei der Kopf des einen von einer entſprechenden, bedeutenden Vertiefung des andern umfaßt wird, z. B. der Oberſchenkel in der Hüftbeinpfanne; die Beweglichkeit iſt hier ſchon geringer; 3) der Ginglymus, das Charniers- oder Gewerb-Gelenk, eine ſolche gegenſeitige Vereinigung zweier oder mehrer Knochen, daß die Bewegung nur nach 2 Seiten hin, als Anziehung und Entfernung, Beugung und Streckung, möglich wird, z. B. im Ellenbogen- und Kniegelenk; 4) die Rotatio oder Diarthrosis trochoides, dasjenige Gelenk, wobei ſich die beiden kugeligen Enden zweier Knochen ſo berühren, daß der eine Knochen ſich zum Theil um ſeine Achſe und zugleich um die des andern, mit welchem er verbunden iſt, drehen kann, z. B. die Speiche um die Ellenbogenröhre, oder der erſte Halswirbel um den zahnförmigen Fortſatz des zweiten; 5) rechnen Einige auch die Amphiarthrosis unter dem Namen Diarthrosis ambigua s. synarthrotica hieher. S. den Art. Knochenverbindung. (*Baumgarten-Crusius.*)

Dias ſ. Diaz.

DIASCHISMA. Die muſikaliſchen Töne werden bekanntlich der verſchiedenen Entfernungen (Intervalle) wegen verſchiedentlich eingetheilt. Man benennt die Intervalle nicht nur nach ihren Stufen, die ſie auf dem Notenplane einnehmen, Secunden, Terzen u. ſ. w., ſondern man hat auch die gröſſern und kleinern Verhältniſſe derſelben mit dem Namen der ganzen und halben Töne bezeichnet, welche wieder in große und kleine halbe Töne abgetheilt werden. Ja die Griechen hatten Viertelstöne (Diesen), von denen ſie ſelbſt ſagen, daß ſie nur von Meiſtern der Tonkunſt herausgebracht werden können. Sie nannten ſie daher die engſte (nämlich praktiſche) Tonverbindung. Auch die Diesis iſt eine gröſſere und kleinere. Dieſe ſämtlichen Intervalle werden nun nach Zahlen genau berechnet und beſtimmt. Ein kleinerer Theil eines Tones wird ein Komma genannt. Ein ſolcher kleiner Theil kommt aber weder in der Melodie noch in der Harmonie vor, ſondern allein zum Behufe genauerer Tonberechnungen. Man hat ein großes oder ditoniſches (auch pythagoriſch genanntes) Komma und ein kleines (ſyntoniſches). Es wird außerdem noch von einem Limma gehandelt (ſ. Limma). Gewöhnlich wird ein ganzer Ton in 9 Kommata zerfällt. Zu dieſen kleinern Berechnungsunterſchieden der Töne gehören auch das Schisma und Diaschisma, von deren Weſen man ſich auf das Kürzeſte nach Chladni's Akuſtik unterrichten kann. Die hieher gehörige Stelle findet man S. 34 und 35 der neuen unveränderten Auflage (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel 1830. 4.).

Das Komma $\frac{531441}{524288}$ oder in Decimalzahlen 1,0136.., um welches 12 Quinten gegen die Octave zu hoch und 12 Quarten zu niedrig ſind, wird das pythagoriſche Komma, von Einigen auch das ditoniſche Komma genannt. Es hat ſeinen Namen von der um $\frac{81}{80}$ erhöheten großen Terz $\frac{81}{64}$, deren ſich Pythagoras bediente, und welche Ditonus genannt ward, weil ſie durch Zuſammenſetzung von 2 großen ganzen Tönen $\frac{9}{8}$

8) *N. Lampsma* Ventris fluxus multiplex, ex antiquis et recentiorum monumentis propositus Vol I. 4. Amstelod. 1756. — *v. Swieten* comment. in Boerh. aph. T. II. p. 511 sq. — *M Stoll* prael in divers. morb. chron. T. II. Viennae 1789. — *J. P. Frank* Epitome L. V. P. II. p. 447—493. — *S. G. Vogel* Handb. d. pr. A. Th. 6. Stendal 1815. — *A. G. Richter* spec. Therapie. Bd. 4. Berlin 1816. S. 101—171.

Digitized by Google

entsteht; drei solche Terzen übersteigen die Octave um so viel, als dieses Komma beträgt.

Ein Zwölftheil des pythagorischen Komma $\frac{32805}{32768}$ oder in Decimalen 1,0011... wird von einigen Schriftstellern Schisma genannt.

Eilf Zwölftheile des pythagorischen Komma machen das syntonische Komma $\frac{81}{80}$ oder 1,0123... aus, welches bei Zusammensetzungen reiner Verhältnisse am gewöhnlichsten erscheint und hier schon einige Male vorgekommen ist. Es wird von Kirnberger und einigen Andern in die beiden Kommata $\frac{161}{160}$ und $\frac{162}{161}$ arithmetisch zerlegt.

Das Komma $\frac{2048}{2025}$ oder 1,0113..., welches zehn Zwölftheile des pythagorischen Komma enthält, nennt man Diaschisma u. s. w. (*G. W. Fink.*)

DIASCIA. Eine von Link aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linnéschen Klasse und aus der Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch fünftheilig, fast gleich; die Corolle fast zweilippig, radförmig; der Saum fünftheilig, der unterste Lappen ausgehöhlt, an der Basis zu beiden Seiten ein Säckchen (daher der Gattungsname); die Kapsel lang zugespitzt, zweifächerig, zweiklappig; die eingebogenen Klappenränder bilden die Scheidewand. Von Hemimeris ist diese Gattung nur durch die sackförmigen Anhänge der Corolle unterschieden. D. Bergiana *Link* et *Otto* (Icon. p. 7. t. 2., Hemimeris diffusa *L. fil.*, H. pedunculoris *Lam.*), vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ist eine einjährige, unbehaarte Pflanze mit ausgebreitet ästigem, niederliegendem Stengel, abwechselnden, lanzettspathelförmigen, halbgefiederten Blättern und in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen, welche länger sind als die Blätter; die Corolle ist violett mit weißen Flecken, außen schwarz punktirt, die Säckchen gelb. Sprengel (Syst. veg. II. p. 800.) rechnet hieher D. Thunbergiana (Antirrhinum longicorne *Thunb.*), D. macrophylla (Hemimeris *Thunb.*) und D. montana *Spr.* (Hemimeris *Thunb.*), gleichfalls am Kap. (*Sprengel.*)

DIASCORDIUM ist eine Latwerge und von διά und σκόρδιον abzuleiten, weil die Blätter des Teucrium scordium *L.*, des Lachenknoblauchs, einen bedeutenden, wenn gleich nicht den wirksamsten Bestandtheil derselben bilden. Diese heißt auch Confectio Fracastorii, dem man die Erfindung und Zusammensetzung derselben zuschreibt. Die Vorschrift dazu ist folgende: R. Herbae scordii unciam unam et dimidiam; rosarum provincialium, radicis bistortae, gentianae, tormentillae, cassiae ligneae, canellae albae, origani dictamni, seminum berberidis, styracis calamitae, galbani, gummi mimosae s. arabici, singulorum unciam dimidiam; boli armenae praeparatae uncias duas; opii puri, zingiberis, piperis longi, singulorum drachmas duas; mellis rosati libras duas; vini hispanici quantum sufficit ut fiat lege artis Electuarium.

Man hat an dieser Formel mehres ändern und namentlich statt des Styrax Balsamus peruvianus setzen, statt des gepulverten Opium, dasselbe in dem Weine auflösen und beimischen und die Berberitzensamen, das arabische Gummi u. a. weglassen wollen.

Trotz der Verschiedenartigkeit seiner Mittel und der Vielfältigkeit seiner Zusammensetzung hat es sich dennoch unter den vielen verworfenen Latwergen lange Zeit erhalten, ebenso wie der Theriac, so daß es noch gegenwärtig in Frankreich gebraucht wird. Bei uns ist es indessen nicht mehr gebräuchlich.

Die Wirkung desselben zu bestimmen, ist bei der Menge der Ingredienzen ziemlich schwer, zumal da sich nicht bestimmen läßt, ob die Wirkung der einzelnen Mittel auch nach der Zusammensetzung mit andern, oft entgegengesetzten, dieselbe bleibe. Dies angenommen, wird es durch die flüchtig bittere Schärfe des Scordium, der Raute ähnlich, fäulnißwidrig; durch den Gehalt an bittern und Extractivstoff, an Gerbstoff und Gallussäure zusammenziehend-bitter, tonisirend und adstringirend wirken; durch seine aromatischen Theile und den Gehalt an ätherischem Öle reizend, belebend und erregend und durch sein Opium, den genannten gerade entgegengesetzt, beruhigend, die organische Bewegung verlangsamend, oder betäubend wirken. Indessen findet sich eine ähnliche Verbindung des Opium mit aromatisch-bittern und adstringirenden Mitteln auch im Theriac, dessen Gebrauch von den Praktikern noch nicht aufgegeben ist, und dessen Bereitung sich daher noch gegenwärtig in unserer Pharmakopöe findet.

Jetzt, wo man von der Anwendung dieser so sehr zusammengesetzten Mittel abgekommen ist und sich mit Recht einer sicherer zu bestimmenden Einfachheit der Recepte bedient, findet das Diascordium nur selten noch seine Anwendung, um so mehr, als es einen ebenso unangenehmen Geruch als Geschmack besitzt und daher von manchen gar nicht verschluckt werden kann. Aus diesem Grunde gab man es auch nicht rein, sondern mit Rothwein verdünnt, oder in ungesäuertes Brod eingehüllt. Die Krankheiten, wo man sich desselben bedient, waren eine bedeutende Erschlaffung oder unregelmäßige Thätigkeit des Darmkanals, langwierige und erschöpfende Durchfälle, chronisch gewordene Ruhren u. s. w. Die Gabe war ein Scrupel, eine halbe oder ganze Drachme. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASIA (Διάσια). Ein athenisches Fest, worüber Thukydides I, 126. gelegentlich folgendermaßen berichtet: „Die Athener haben auch ein Fest, genannt Diasia, welches außerhalb der Stadt gefeiert wird und das größte Fest des Zeus Meilichios (des versöhnenden, besänftigenden Jupiter) heißt, wobei das ganze Volk opfert, aber keine Schlachtthiere, sondern Opferkuchen, wie sie im Lande üblich sind [1])." Schon die Beschaffenheit dieses Opfers kündigt uns dieses Fest als ein aus der alten Zeit stammendes und darum von allem Opfergepränge und blutigem Opferdienst entferntes

1) Andere Stellen, in welchen dieses Fest erwähnt wird, finden sich bei den Auslegern zu dieser Stelle. Vergl. insbesondere Aristophan. Wolken 407 ff. mit den Scholien.

Digitized by Google

an, deſſen Gründung uns in die älteſte Periode der attiſchen Menſchheit und überhaupt der attiſchen Civiliſation zurückführt, indem damit, wie es ſcheint, die dankbare Erinnerung an die Wohlthaten der Sittigung und Kultur durch Stiftung feſter Wohnſitze und Vereinigung der bisher getrennt und ohne Verbindung mit einander lebenden oder nomadiſch umherziehenden Bewohner Attika's zu Bürgervereinen oder Gemeinden, die nach den Localitäten beſtimmt, zugleich einen religiöſen Charakter hatten und in dieſer Beziehung als ebenſo viele Kirchſpiele erſcheinen, erhalten werden ſollte. Denn die vier älteſten Abtheilungen oder Phylen des attiſchen Volks unter der Regirung des Erichthonius: *Διάς*, *Ἀθηναΐς*, *Ποσειδωνιάς*, *Ἡφαιστιάς* [2]), tragen ihren Namen von den vier Hauptgottheiten des Landes, den großen Beſitzern des attiſchen Grund und Bodens, unter welchen Zeus der erſte und höchſte war, unter deren Schutze jene Vereine oder Gemeinden zu Stande gekommen waren, und unter deren beſonderm Schutze ſie auch fortwährend ſtanden. Zeus aber als der höchſte von allen erfreute ſich darum beſonderer Verehrung und war der Gegenſtand beſonderer Huldigung von Seiten aller attiſchen Bürger und namentlich ſpäterhin der geſammten Stadt. Und ſo ward ihm denn alljährlich am Ausgange des Monats Anthesterion von allen Bürgern ein Feſt gefeiert, deſſen Name *Διάσια* ſich in der That weit natürlicher und einfacher von dem Namen der erſten Phyle *Διάς*, als, wie man auch wol ſpäterhin ausdachte: *ἀπὸ τοῦ Διὸς καὶ τῆς ἄσης* d. i. vom Jupiter und von dem Unglück, von welchem er in Folge der an ihn gerichteten Gebete befreite, ableiten läßt. Jupiter ſelbſt führte wegen dieſer Verſöhnungsopfer und Gebräuche, welche bei dem Feſte, zu dem von allen Seiten alles herbeiſtrömte, Statt fanden, in dieſer Eigenſchaft den Namen *Μειλίχιος*, der Verſöhnte, Placatus, auch wol Placator, der Verſöhner [3]). So erſcheint alſo dieſes Feſt zugleich als ein großes Sühnungsfeſt, welches die Stadtgemeinde ihrem Schutz- und Landesheiligen feierte und daher auch noch bis in die ſpätere Zeit ſo feierlich beging. (*Bähr.*)

DIASIA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der dritten Linnéiſchen Klaſſe und aus der Familie der Irideen. Char. Die Blüthenſcheide zweiblättrig, faſt ganz grün, offenſtehend; die Corolle (das Perianthium) tief ſechstheilig, gleichförmig, offenſtehend, mit borſtig zugeſpitzten Abſchnitten; die Staubfäden aufſteigend; die Narben rückwärts gekrümmt; die Kapſel kreiſelförmig mit wenigen, kugeligen Samen. Die beiden bekannten Arten, D. graminea *Cand.* (Bull. phil. n. 80., Red. lil. t. 163., Gladiolus *L. fil.*) mit linienförmigen Blättern, riſpenförmigen Blüthen und kleinen, weißlichen, rothgeſtreiften Blumen, und D. iridifolia *Cand.* (l. c. Red. l. c. t. 54., Gladiolus gramineus *Andr.* bot. rep. 62., Melasphaerula graminea *Gawl.* in *Curt.* bot. mag. t. 615., Aglaea *Pers.*) mit ſchwertförmigen Blättern, feinen, hin- und her gebogenen Blüthenriſpen und grünlichgelben, violettgeſtreiften Blumen, wachſen als Zwiebelgewächſe mit wenigblättrigem Stengel am Vorgebirge der guten Hoffnung. (*Sprengel.*)

DIASOMUS, *Dalmann.* Eine Käfergattung aus der Ordnung Pentamera, Familie Clavicornes, Tribus Lucanides, aufgeſtellt in Ephemerides entomologicae. Holmiae 1824. 1. Heft. — Die Fühler faſt gebrochen, mit dreiblätteriger Keule, Leſze vorragend, an der Spitze breiter, vierzähnig, Lippe gerundet, ganz, an der Spitze haarig, Mandibeln kurz, ſtark, faſt dreiſeitig, Körper lang, cylindriſch, Thorax von den Flügeldecken entfernt, die Wurzelringe des Hinterleibes ſchmal, Afterring und Afterdecke groß, Füße ſehr kurz, zuſammengedrückt, die Schenkel faſt linſenförmig, die vorderen Schienen erweitert, gezähnt. — Nur eine Art D. digitatus *Fabr.* (Sinodendrum Syst. El. — Scarites cylindrus *id.* Suppl. — Pastalus cylindrus *Schönherr* Synonymia). Oben dunkelroth pechbraun, unten heller, Füße und Fühler gleichfarbig, Thorax zerſtreut punktirt. In Indien einheimiſch. 3—3½ Linie lang. (*D. Thon.*)

DIASOSTIK (*διασωστικὴ sc. ἐπιστήμη*, von *διασώζω*, ich erhalte), die Erhaltungskunde, in neuerer Zeit Hygieine genannt, iſt derjenige Theil der praktiſchen Medizin, welcher die Erhaltung der Geſundheit zur Aufgabe hat. In älterer Zeit theilte man ſie ein in *προφυλακτικὴ*, diejenige Wiſſenſchaft, welche drohende Krankheiten abhalten lehrt, in *συντηρητικὴ*, welche die gegenwärtige Geſundheit bewahren und in *ἀναληπτικὴ*, welche die Wiedergeneſung zu leiten und die Kranken zu ſtärken lehrt, — eine Eintheilung, welche theils ungenügend, theils unpaſſend iſt, indem die erſtern beiden ziemlich zuſammenfallen, die letztere aber richtiger zur Kur der Krankheit als hieher gerechnet wird. Die Erhaltung der Geſundheit aber geſchieht beſonders durch die Befolgung derjenigen Regeln, welche die Diätetik vorſchreibt. S. dieſen Artikel. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASPASIS. Eine von Rob. Brown ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linnéiſchen Klaſſe und aus der Familie der Goodenieen. Char. Der Kelch fünfſpaltig; die Corolle untertaſſenförmig, faſt regelmäßig, die Röhre mit einer Längsſpalte (daher der Gattungsname: *ἡ διάσπασις*, das Zerreißen), welche aber vermittelſt kurzer, knopfförmiger Haare verſchloſſen iſt; die Staubfäden kürzer als die Corollenröhre, mit freien, bartloſen Antheren; die Narbe iſt mit einer faſt zweiklappigen Hülle verſehen; die ſaftloſe Steinfrucht enthält nur einen Samen. Die einzige, in Neuholland wachſende Art, D. filifolia *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 587.) iſt ein aufrechtes, etwas äſtiges, wenig behaartes Kraut mit abwechſelnden, drehrunden Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden, einblumigen, an der Spitze zweiblättrigen Blüthenſtielen und überhängenden Blumen. (*Sprengel.*)

DIASPASMA, wörtlich die Trennung, Lücke, das Abgeriſſene, wurde von den Griechen in der Muſik der Ruhepunkt, das Pauſiren zwiſchen einem Abſchnitte des Stückes oder zwiſchen den Verſen genannt, in der Art, wie wir es zwiſchen den Zeilen eines Chorals thun. (*G. W. Fink.*)

2) S. *Pollux* VIII, 9. §. 109. 3) S. Creuzer Symbol. II. S. 510. 511.

Digitized by Google

DIASPHENDONESIS, wörtlich: das gewaltsame, schnelle Auseinanderreißen [1]), eine der schmerzhaftesten Todesstrafen, welche unter der an beiden Ufern des Oxus in Asien wohnenden Völkerschaft, den Derbikern [2]), gewöhnlich war. Man band die Füße des Verbrechers an die mit Gewalt herabgebogenen Äste zweier einander nahestehenden Bäume, ließ diese los, und der Angebundene wurde durch die große Schnellkraft, Elasticität, jämmerlich zerrissen. Diese Strafe erinnert an den Fichtenbeuger auf dem Engpasse bei Korinth, welchen Theseus tödtete, πιτυοκάμπτης [3]). Zu dieser Strafe verurtheilte Alexander der Große den Mörder des Perserkönigs Darius, Bessus [4]). Dieser, Satrap in Baktriana, hatte mit Nabarzanes den König Darius gefangen genommen, in Ketten gelegt und, als Alexander sich ihm näherte, ermordet. Bessus trat unter dem Namen Artaxerxes auf, wurde aber von Spitamenes an Alexander lebendig ausgeliefert und von diesem zum Tode auf die bemerkte Art verurtheilt. Andere erzählen anders [5]). Kaiser Aurelian soll auch einen Soldaten, welcher mit seiner Wirthin in unerlaubtem Umgange lebte, zu dieser Todesstrafe verdammt haben [6]). Ein Bild dieser Todesstrafe bei Montfaucon [7]). (*Schinke.*)

DIASPOR, ein Mineralkörper, der nach Children (in d. Ann. of Philos. 1822. Jul. 17.) 76,06 Thon, 7,78 Eisenoxydul und 14,70 Wasser enthält. — Späterhin zeigte Berzelius, daß das Eisen nur mechanisch beigemengt sei und das Fossil, durch Salzsäure davon befreit, weiß, aber im Übrigen unverändert bleibe. Es kommt nicht nur in Frankreich, sondern auch am Ural, hier unter dem Namen eisenschüssiger Cyanit und Andalusit, häufig vor. Nach Heß (in Poggendorffs Ann. d. Ph. ꝛc. 1830. Bd. 2. S. 255 ꝛc.) ist es ein Thonerdehydrat, worin die Thonerde dreimal den Sauerstoff des Wassers enthält. (*Th. Schreger.*)

DIASTASIS (διάστασις von διΐστημι, ich entferne, trenne), das Auseinanderstehen, die Spaltung, Trennung oder Entfernung, wurde bisher in sehr verschiedener Bedeutung gebraucht. Die Alten bezeichneten damit einmal die drei verschiedenen Dimensionen des Körpers, nämlich die Länge, Breite und Dicke; zweitens den Zwischenraum, welcher sich zwischen dem Arzte und dem Kranken befindet; drittens den Zeitabschnitt, in welchen eine bedeutende Veränderung in irgend einer Krankheit fällt; viertens die Vermehrung des Umfanges konvulsivisch bewegter Muskeln; fünftens, nach Aretäus, die Ausdehnung varikoser Venen und den gegenseitigen Abstand der Gefäßwandungen (daher nach Einigen auch gleichbedeutend mit Diastole s. diese); sechstens nach Hippokrates und Galen das Auseinanderstehen der Knochennähte und endlich siebentens die Abweichung zweier seitlich mit einander verbundenen Knochen, z. B. der Speiche und der Ellenbogenröhre, des Schien- und des Wadenbeins (mit Verrenkung des Astragalus, des Sprungbeines nach oben, zwischen diesen beiden Knochen, wie es Dupuytren beobachtete. S. Rust's Magaz. Bd. XV. S. 207.). Diese entsteht nur nach Zerstörung der Gelenkbänder in Folge äußerer Gewalt und übermäßig starker Bewegung. Die Folgen davon sind Ergießung von Blut ins Gelenk, Entzündung und Eiterung, Caries der Knochen und selbst der Tod des Kranken. S. Luxatio, Distorsio, Verrenkung, Abweichung, Kopfwunden.

Zuletzt ist noch achtens von dieser Diastasis ossium die Diastasis s. Discessio s. deductio epiphysium zu unterscheiden, welche schon von Hippokrates (de articulis Lib. II. N. 2.) erwähnt, von Severinus (de gibbis, varis et vulgis cap. 7.), Ingrassias (Comment. IV. in libros Galeni, c. 20.), Paräus (Opera. Lib. XIV. c. 20.), Platner (diss. de ossium epiphysibus in seinen Opusc. T. I. p. 153.), besonders aber von Reichel (de epiphysium ab ossium diaphysibus deductione. Lips. 1759.) beschrieben worden ist. Sie kommt nur im jugendlichen Alter vor und ist entweder ebenfalls die Folge äußerer Gewalt oder auch eines abnormen Absorbtionsprozesses, der durch allgemeine Dyskrasie bedingt wird. Auch in der neuern Zeit sind Beispiele hievon von Poupart [1]), Petit [2]), Duverney [3]), Morgagni [4]), Weiß [5]), Baumetz [6]) u. A. [7]) beobachtet worden. Nur das Alter des Kranken, die verletzte Funktion des Gliedes und die Berücksichtigung der vorausgegangenen Ursachen kann die sehr schwierige Diagnose einigermaßen bestimmen. S. Knochenbruch). (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASTATA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Muscides. (Systemat. Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügligen Insekten. VI. 94. t. 59. f. 12 — 15.) — Die Fühler aufliegend, dreigliedrig, drittes Glied zusammengedrückt, stumpf, an der Wurzel mit dicht gefiederter oder nackter Borste, Untergesicht mit Knebelborsten, Stirne breit mit langen Borsten, Augen fast rund, auf dem Scheitel drei Punktaugen, Hinterleib länglich, fünfringlig, die Flügel aufliegend, länger als der Hinterleib, die Queradern entfernt. — Man findet diese Insekten auf feuchten Grasplätzen, besonders an Gestaden. Als Typus mag gelten D. obscurella (Geomyza obscurella *Fallén*). Der Rückenschild aschgrau, der Hinterleib schwarz, Stirn und Beine rothgelb, die gewöhnliche Querader der Flügel braun, die Fühlerborste kurz gefiedert. Eine Linie lang. Im Juli auf Waldwiesen. (*D. Thon.*)

---

1) Von διασφενδονάω, zerschleudern. *Platon.* Polit. p. 423. D. Stephanus nennt es ἀναχιτωνολευθήναι und Pierson zu *Moeris* p. 360. σχινδαλμός, einen Span, einen Fetzen. S. Böttiger Vasengem. I. 2. S. 102. 2) *Plin.* H. N. VI, 16. *Curt.* III, 2. 3) *Apollodor.* III, 16, 2. Böttiger a. a. O. S. 134 ff. 4) *Justin.* hist. Phil. XII. 5. 5) S. Alexander (Sect. I. Th. VI. S. 410). 6) *Vopiscus* in Aurel. c. 10. 7) Tom. V. p. 240.

1) Mémoir. de l'Acad. roy. des sc. de Paris. Année 1699. p. 239. 2) Maladies des os. T. II. chap. XVI. 3) Maladies des os. T. I. p. 365. 4) De sedib. et causis morbor. Epist. 56. art. 54. 5) Programma ad Anatomen publ suspens. Altorf 1745. 6) v. Krieps Nettzen ꝛc. N 11o. (N. 6. Bd. VI.) p. 96. 7) ad N. 268. (N. IV. Bd. XIII.) p. 62.

Digitized by Google

Diastella *Salisb.* ſ. Leucospermum.

DIASTEMA bedeutet im Griechiſchen gerade daſſelbe, was wir unter Intervall verſtehen, den Zwiſchenraum auch im muſikaliſchen Sinne. (*G. W. Fink.*)

Diastole ſ. Puls.

DIASTOLICA (von διαστολή, distinctio, differentia) wird von einigen ältern Theoretikern die Lehre von den Abſchnitten und Inciſionen in den muſikaliſchen Perioden genannt und in den Verbindungen dieſer Perioden. Daß die Tonrede in ihren Einſchnitten auf gleichen Regeln wie die Wortrede ruhe, iſt neuerdings etwas beſſer eingeſehen worden. Dennoch wird dieſer wichtige Theil der muſikaliſchen Grammatik noch in der Regel zu ſehr vernachläſſigt und bedarf immer noch einer lichtvollern Darſtellung, um dem Tonkundigen zu der Einſicht zu verhelfen, die das bloße Gefühl nicht überall und nicht ſicher zu erſetzen vermag. Schon Zarlino fand es nöthig, von der Diaſtole zu ſprechen in ſeinem zu Venedig im J. 1589 gedruckten theoretiſchen Werke. (*G. W. Fink.*)

Diastrophe ſ. Geſichtskrankheiten.

DIASTYLIS (*Say*). Eine im Journal of the Academy of Philadelphia I. 313. aufgeſtellte Cruſtaceengattung, welche Desmareſt mit Zweifel zur Sektion Schizopoda, Decapoda macroura (ſ. d. Art. Decapoda) zieht. Ihre Kennzeichen ſind vier Fühler auf einer Linie ſtehend, die mittlern geſpalten, mit einem dreigliedrigen Stiel, die äußern einfach, das erſte Glied derſelben groß, ohne Schuppe. Die äußern Kieferfüße ſehr groß, fußförmig, der Stirn ſehr genähert, das erſte Glied derſelben lang, zuſammengedrückt, die andern ſehr klein, cylindriſch, unter einander faſt gleich. Der Rückenſchild glatt, aus 6 Segmenten beſtehend, von denen das erſte größer, als alle andern zuſammengenommen, vorn in einen kurzen, dreieckigen, umfaſſenden, an den Seitenrändern gekerbten Schnabel auslaufend. Sechs Paar geſpaltener Füße; die des erſten Paares am Ende geſtutzt, kürzer als die äußern Kieferfüße; die des zweiten Paares in eine Spitze auslaufend; die dritten, vierten und fünften aufgerichtet, ſpitzig, klauenlos, am Ende mit ſtarken Haaren beſetzt. Hinterleib ſchmäler als der Rückenſchild, aus 6 Segmenten beſtehend, von denen die beiden letzten Schwimmfüße tragen. Der Schwanz zweigliedrig, an jeder Seite des erſten Segments mit einem einzigen, geſpaltenen Griffel, am Ende des zweiten mit einem einzigen, einfachen, cylindriſchen Griffel beſetzt.

Die einzige von Say beſchriebene Art iſt D. arenarius, die ſich an den Küſten von Georgien und Florida findet und ½ eines engl. Zoll lang iſt; doch glaubt er, daß Cancer scorpionides *Montagu's* und Cancer esca *Gmel.* ed. *Linn.* zu dieſer Gattung zu ziehen ſeyn möchten. — Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2.) hat dieſe ganz unerwähnt gelaſſen. (*D. Thon.*)

Diastylos ſ. Säulenordnung.

DIASYRMOS, eine Redefigur, wodurch Spott durch Verkleinerung des Gegenſtandes ausgedrückt wird; ſpöttiſche Herabſetzung. (*H.*)

Diatessaron ſ. Diapason.

DIATOMA. Eine von Candolle (Fl. franç. II. p. 48.) geſtiftete Gewächsgattung aus der 24ſten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Algen, in welcher ſie mit einigen andern Gattungen eine eigne Gruppe bildet. Die hieher gehörigen Arten (es ſind deren 16 bekannt) erſcheinen im ſüßen und ſalzigen Waſſer, oft an andern Körpern anhängend, als einfache, flache, ſteife, gegliederte Fäden, deren zwei gewöhnlich der Länge nach zuſammen liegen; die Glieder ſind viereckig oder abgerundet, in der Mitte geſtreift oder punktirt, löſen ſich ſpäter von einander und hängen bloß mit den Ecken zuſammen. (Lyngb. hydroph. dan. 61. 62.) — Die zweifelhafte phanerogamiſche Gattung Diatoma *Lour.* nennt Candolle Petalotoma (ſ. d. Art.) (*Sprengel.*)

DIATOMEAE. Dieſe Gruppe der Algen charakteriſirt Agardh (Syst. alg. p. XII.) als verſchieden geſtaltete, flache, kryſtalliniſche, in Stücke ſich löſende Waſſergewächſe. Sie ſind meiſt nadel- oder keilförmig, oder viereckig, ſelten rundlich, ſteif, zerbrechlich; anfangs zu einem Parallelogramm oder einem Kreiſe oder Faden vereinigt; die Glieder löſen ſich, nachdem ſich zwei Fäden der Länge nach zuſammengelegt haben, und hängen nur noch mit den Ecken zuſammen. Die Die meiſten ſind mit Schleim umgeben, friſch meiſt gelbbraun, getrocknet olivengrün. Nach Agardh ſollen die Diatomeen durch ihre kryſtalliniſche Bildung den Übergang zu dem Mineralreiche bilden, wie die Noſtochinen und Confervinen ſich den niederſten Thieren nähern. Allein auch die Diatomeen zeigen zum Theil eine ſo große Ähnlichkeit mit einigen Infuſorien, daß es bei manchen Gattungen und Arten noch zweifelhaft iſt, ob ſie zu den Thieren oder Pflanzen zu rechnen ſind. Agardh zählt hieher die Gattungen Achnanthes *Ag.*, Frustulia *Ag.*, Meridion *Ag.*, Diatoma *Cand.*, Fragilaria *Lyngb.*, Melosira *Ag.*, Desmidium *Ag.*, Schizonema *Ag.* und als Anhang Gomphonema *Ag.*

Achnanthes *Ag.* (Syst. alg. p. XIII.) iſt eine der zweifelhaften Gattungen. Ebene, gegliederte, geſtielte, meiſt fahnenförmige Körperchen; die Glieder ſind in der Mitte gefleckt (die Verdauungswerkzeuge der Infuſionsthierchen) und hängen, wenn ſie ſich löſen, an den Ecken mit einander zuſammen. Die beiden bekannten Arten, Achn. brevipes *Ag.* (Fl. dan. 1840., Achn. adnata *Bory* ms., Echinella stipitata *Lyngb.* hydroph. t. 70.) mit zwei Flecken in jedem Gliede und ſehr kurzem Stielchen; und Achn. longipes *Ag.* (Conferva armillaris *Müll.* in Nya Handl. 1783. t. 3. f. 6. 7., Conf. stipitata Engl. bot. 1488.) kommen auf Algen in der Nordſee und wahrſcheinlich auch in andern Meeren vor. (*Sprengel.*)

DIATONISCH nennt man eine Tonreihe, die aus ganzen und aus großen halben Tönen beſteht, z. B. c d e f g a h c, oder cis dis eis fis gis ais his cis etc. Man pflegt eine ſolche Tonfolge auch wol die natürliche zu nennen. Die nähern Auseinanderſetzungen diatoniſcher Verhältniſſe, ihre Beziehung auf das Allegretoniſche ꝛc. werden am zweckmäßigſten unter den Artikeln Klanggeſchlecht und Tonleiter gegeben. (*G. W. Fink.*)

Digitized by Google

DIATRITARII (von διάτριτος, dreitägig) hießen diejenigen Ärzte, welche aus der Schule der Methodiker (100 vor Chr.) stammend, den Verlauf der hitzigen Fieber nach der dreitägigen Periode berechneten und auch nur am dritten Tage ihren Kranken Speise zu nehmen erlaubten. Diese Methode muß zu Galens Zeiten sehr gewöhnlich gewesen seyn, da er sie (Meth. med. ad Glauconem. L. I. c. II. Ed. *Kühn*. Vol. IX. p. 6.) den „πολυθρύλλητον διάτριτον" nennt (die viel besprochene dreitägige Periode). Cälius Aurelianus (ungefähr 230 n. Chr.) gibt uns nähere Bestimmungen hierüber. So sagt er z. B. ac. morbor. Libr. III. c. VIII. in curatione spasmorum: „Dehinc sine cibo facimus aegrotantes durare usque ad primam diatriton, si vires permiserint, somno cum silentio jacentes." Und chron. morb. L. I. c. V.: „Adhibenda cibi abstinentia usque ad primam diatriton, ac permittentibus viribus phlebotomia, si passio coegerit, intra diatriton." — Den Grund aber dieses Verfahrens gibt er in chron. morb. L. II. cap. XIII.: „Cibi abstinentia usque ad tertium diem non ob relaxanda corpora, sed quo altiora (viscera), quorum est officium accepta digerere immobilia perseverent." Indessen ist er kein unbedingter Nachfolger und Verfechter dieser Theorie; denn er sagt z. B. chron. morb. I. cap. V. in curat. maniae: „Adhibendam etiam immodicam abstinentiam, quam Graeci λοιμαγχίαν vocant, non advertentes, quia immodica cibi abstinentia vires corporis vexat, et aegrotantem naturali fortitudine desertam, adjutoria ferre non patitur, perdit etiam cibandi tempora, ex quo densata corpora saepe laxantur." Das weitere s. Hungerkur.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAULION hieß bei den Griechen das Solospiel der Flöten zwischen dem Chor, also das Ritornell nach dem Gesange und zwischen demselben. Im letzten Falle wäre es demnach unsern Zwischenspielen ähnlich, die der Organist zur Verbindung der melodischen Choralzeilen anwendet. (*G. W. Fink.*)

Diaulos s. Gymnastik der Griechen.

DIAZ, Bartholomäo, einer der geschicktesten und einflußreichsten Seefahrer des 15ten Jahrh., der durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Portugals ohnehin damals schon hoch gesteigerten Ruhm verherrlichen half, stammt aus einem edeln Geschlechte der Provinz Algarvien, und erblickte in einem Zeitpunkte das Licht der Welt, wo seine Nation nicht nur das ganze Mittelmeer beherrschte, sondern nebst Genua und Venedig den Welthandel an sich reißend, auch auf dem großen Ocean als Gebieterin den Dreizack schwang. Um das Jahr 1450 nämlich, als Florenz, das neue Athen unter den kleinern Staten Italiens zu blühen begann, Pisa sich den Sarazenen furchtbar machte, als die Medicis, Este, Gonzaga und Visconti die kleinen Republiken Florenz, Modena, Mantua und Mailand in ebenso viele Herzogthümer verwandelten, öffnete sich den Portugisen unter ihrem hochgebildeten Prinzen Heinrich „dem Seefahrer" eine neue ruhmwürdige Bahn. Den glänzenden vor Ceuta erfochtenen Siegen und der Wißbegierde des Infanten verdankt die Erdkunde die Entdeckung der Länder, welche sich vom Cap Nuñez oder Nun bis zum Cap Guardafui erstrecken, — ein nicht zu berechnender Gewinn, der später die genaue Kenntniß von Ostindien, von den Südregionen Asiens und die wiederholte Umseglung Afrikas zur Folge hatte. Bekannt sind die Leistungen eines Gilianez, Gonzalez Zarco, Tristan Paz Texeira (Porto Santa und Madeira), Gonzalo Velho Cabral (Santa Maria), Alonso Baldayo (Bai Angra de Ruyvos), Antonio Gonzalez (Ilha de Garzas, s. Miguel), Lanzerote (Senegal), Denys Fernandez (das grüne Vorgebirge), Pedro de Cintra (Guinea bis Cap Mesurado), Pedro Escobar (Goldküste), Fernando Po (Insel d. N.), Diego Cam (Congo), Alfonso d'Aveira (Benin). — Trotz dieser glücklichen Erfolge nahmen die Portugisen südlich vom Cap Negro in Benguela nichts in Besitz. Die Entdeckung der Kaffernküste und der Südspitze von Afrika war dem kühnsten Seefahrer seiner Nation vorbehalten. Diesen Ruhm behauptete damals, obgleich am Hofe König Johann II. erzogen, Bartholomäo Diaz. Im August d. J. 1486 erhielt er den Auftrag, mit zwei Schiffen, jedes zu 50 Tonnen, längs der Küste hinzusegeln, um die Staten des vielbesprochenen aber noch räthselhaften Priesters Johann aufzusuchen. Als er zu Sierra Parda unter dem 25° 50′ südl. Br. und 120 Meilen südlicher als der von seinen Vorgängern gesehene Punkt angekommen war, errichtete er ein großes Kreuz mit Portugals Wapen und nahm durch dieses einfache Mittel von dem Lande Besitz, dann lichtete er, sein Ziel unverrückt vor Augen haltend, die Anker aufs Neue, und berührte, gen Süden segelnd, von nun an das Land nicht mehr. Von einem Meersturme ergriffen ward er jedoch bald an eine Bucht getrieben, welcher er den Namen „dos Vagueros" oder der Hirten beilegte, weil er an der Küste viele Heerden mit ihren Hirten wahrgenommen. Dies war 40 Meilen östlich vom Cap, und somit hatte er, ohne es nur zu ahnen, Afrika's Südende umschifft. Seine Fahrt gegen Osten fortsetzend, gelangte er zu einer kleinen Insel, welcher er den Namen El pennol de la Cruz, oder Santa Cruz gab, weil man hier das zweite Kreuz errichtete. Von Zeit zu Zeit am festen Lande anlegend brauchte Diaz die Vorsicht, Neger, welche sich früher in Portugal aufgehalten und die portugisische Sprache erlernt hatten, in reicher Kleidung unter die Eingebornen zu schicken, um Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zu erregen. Mit allerlei Kaufmannswaren, Spielsachen und Kleinigkeiten sollten sie zugleich einen Tauschhandel eröffnen und bei dieser Gelegenheit Nachrichten über das Reich des Priester Johann einziehen. Allein die Küstenbewohner waren zu wild und zu furchtsam, um sich mit den Portugisen in Gespräche einzulassen und die Nachforschungen blieben fruchtlos. Als die zwei Fahrzeuge die kleinen in der Bai von Lagoa befindlichen Eilande, welche noch heute den Namen Ilheos da Cruz tragen, erreicht hatten, fing die Mannschaft an zu murren und verlangte mit barschem Ungestüm die Heimkehr; denn die Lebensmittel waren ver-

Digitized by Google

zehrt, und das Wachtschiff, welches der Bruder des Diaz befehligte und den Mundvorrath enthielt, war verschwunden. Mit ruhiger Stirne und festem Auge, aus dem die Entschlossenheit des Mannes blitzte, ermunterte er die Muthlosen und tadelte die Aufwiegler, indem er zugleich nur noch so lange sich zu gedulden bat, bis er 25 Meilen weiter gesegelt sei. „Wie könnte ich als Mann von Ehre, rief er aus, vor meinem Monarchen erscheinen, ohne meinen Zweck erreicht, ohne die Aufgabe unseres gemeinschaftlichen Strebens gelöst zu haben!" Seine edle Haltung und die Festigkeit seines Charakters machten einen so tiefen Eindruck auf das Schiffsvolk, daß es unverdrossen mit verdoppelten Kräften längs der Küste hinsteuerte, bis man zur Mündung eines Flusses gelangte, der „Rio de Infante" genannt wurde und heute den Namen „Groote Visch-River", d. h. der große Fischfluß, führt. Wie groß war die Freude, welche Bartholomäo's und seiner Gefährten Brust durchströmte, als sie auf dem Rückwege, mitten unter der Wuth der sich kreuzenden Orkane auf einmal dem Vorgebirge gegenüber standen, nach dem alle ihre Wünsche strebten. Dankbar zur Erde niederstürzend ließen sie ihr erstes Geschäft die Errichtung eines Kreuzes seyn, das sie dem heiligen Philippus widmeten, zum Andenken an die gewährte Rettung. Hier fanden sie auch das Nahrungsboot wieder, aber leider waren von der Mannschaft nur noch vier Leidensgefährten übrig; die andern hatten unter der Keule mißtrauischer Neger in Afrika's Sande ihr Grab gefunden. Nachdem Diaz im Hochgefühle seines errungenen Sieges die Lage des Vorgebirges nautisch bestimmt und die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft gehörig untersucht hatte, stach er freudig unter feierlichem Gesange seiner Leute zur Heimkehr in die See. Im Oktober 1487 kam er mit ganz durchlöcherten Schiffen, deren halbzertrümmerte Wracks ihn kaum noch in die heimathlichen Gewässer zu tragen vermochten, in Lissabon an. In seinem Berichte an den König Johann II. schilderte er nicht ohne Selbstgefühl die unendlichen Hindernisse, welche sich der Aufgabe seiner Lösung entgegengestemmt, die Umschiffung des Caps, das er wegen der vielen da überstandenen Stürme „Caba tormentoso, oder de los tormientos", d. h. Vorgebirge der Stürme, genannt, fast unmöglich gemacht und die Entdeckung von 300 Meilen der Küste, welcher entlang er gefahren, bis ans Unglaubliche erschwert haben. Der König nannte den für die Schifffahrt so hochwichtigen Punkt „Kap der guten Hoffnung", voll der festesten Überzeugung, daß diese Entdeckung dereinst der Schlüssel zur großen Eingangspforte des Orients seyn würde. In Anerkennung seiner Verdienste übergab ihm König Emanuel bei der großen Entdeckungsfahrt des unsterblichen Vasco di Gama 1497 das Kommando einer Caravele. Er kam diesmal jedoch nicht weiter als bis nach Mina auf der Küste von Guinea, von wo ihn der Großadmiral, als er in der Bai Santa Maria auf der Insel S. Jago (einer der Capverdischen Inseln) aufs neue die Anker lichtete, nach Portugal zurücksendete. Trotz mannigfacher Miskennung, die ihm sein halsstarriger Charakter zugezogen, ward er bei allen Unternehmungen der Portugisen zur See um Rath gefragt, weil ihn wenige seiner Landsleute an kaltblütiger Umsicht und Erfahrung übertrafen. Hätte er gründlichere Kenntnisse in der Mathematik, Geodäsie, Astronomie und höheren Nautik besessen, so würde Diaz fast allein den großen Weltfahrten der Portugisen, die am Ende des 15. Jahrhunderts recht eigentlich den Ocean beherrschten, den Weg vorgezeichnet und dann als Oberbefehlshaber die Expedition angeführt haben, wie er ohne dieselbe nur als Pilot in zweiter Rangordnung nutzen und glänzen konnte. In letzterer Eigenschaft begleitete er die Flotte des Don Pedro Alvarez Cabral, welcher, nachdem er die königliche Flagge aus den Händen seines Monarchen empfangen hatte, und nach damaligem Gebrauche von dem Bischofe von Viseu in der Kirche zu Belem eingesegnet worden war, auf seiner Fahrt nach Indien durch einen fürchterlichen Orkan weit nach Westen hin verschlagen und so an der Hand des Zufalls — nachdem er schon alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben, — zum Entdecker eines bisher ganz unbekannten Landes jenseit der Linie wurde. Dies Land war Brasilien, das er anfangs für eine Insel hielt, bis sich seinem erstaunten Blicke ein großes Continent zeigte, dessen rohe Einwohner an Gestalt, Farbe und Gesichtsbildung von den Afrikanern ganz verschieden waren. Auf Diaz Rath setzte er sogleich zwei Verbrecher, deren die portugisischen Seefahrer für solche Fälle gewöhnlich am Bord hatten, ans Land, um die Sprache der Eingebornen kennen zu lernen und die neue Gegend auszukundschaften. Hierauf ließ er in der Nachbarschaft des Hafens Porto seguro, der zugleich den Ort seiner Landung anzeigt, auf einer Anhöhe ein großes hölzernes Kreuz errichten und Messe lesen. Von diesem heiligen Zeichen erhielt das Land den Namen „Santa Cruz." Weil er von den Eingebornen mit Mistrauen aufgenommen worden und nichts über das neugefundene Land erfahren konnte, setzte er seine Fahrt nach Osten fort. Aber auch diese Reise war nicht glücklicher als die vorige. Durch die stets anhaltenden Stürme verlor er die Hälfte seiner Schiffe und einen großen Theil der Mannschaft, unter denen sich auch Bartholomäo Diaz befand. Der unheilvolle Todestag war der 29. Mai 1500. Der Ort des Unglücks, wo die vier Schiffe mit den kühnsten Seemännern von den Wogen des Meeres verschlungen wurden, soll die Heimath der Stürme — die Gegend um das Cap der guten Hoffnung — gewesen seyn.

Camoës spielt im 5ten Gesange (4te Strophe) auf den hochtragischen Untergang Bartholomäo's an, indem er dem am Kap hausenden Luftgeiste und Beherrscher der Stürme die Worte in den Mund legt;

Aqui espero tomar, se naõ me engano,
De quem me descobrio summa vingança;
E naõ se acabaró só nisto o dano
De vossa pertinace confiança:
Antes em vossas naos vereis cada ano
(Se he verdade o que meu juizo alcança)

Digitized by Google

Naufragios, perdicões de toda sorte,
Que o menor mal de todos seja a morte.

Hier hoff' ich einst an Jenem mich zu rächen,
Der, mich erkundend, meine Ruh gestöret,
Und nicht an ihm wird sich meinen Zürnen brechen,
Da hartrr Starrsinn All' Euch so bethöret.
Ihr sollt fortan, auf diesrr Merre Flächen,
(Wenn Wahrheit meines Geistes Ahnung höret)
So hohe Noth und Fahr der Schiffe sehen,
Daß Die noch glücklich sind, die untergehen.

So traurig das Schicksal des großen Seemannes war, so hatte doch sein ganzrs Leben, als ein ununterbrochenes Beispiel von Kraftübung, Muth und Entsagung viele in der Mathematik und dem Seewesen erfahrne Männer aufgefodert, an den Entdeckungszügen der Portugisen Theil zu nehmen. Besonders waren Teutsche, Niederländer und Italiäner sehr geschäftig, auf solchen Fahrten sich Erfahrung, Ruhm und Vermögen zu erwerben. Außer Jakob von Brügge und Wilhelm von Dagora, der den Namen Silveira annahm, waren die Nürnberger Patrizier Jobst von Hurter und Ritter Martin Bechaim, welcher schon früher mit Diego Cam eine Entdeckungsreise längs der afrikanischen Küste bis zum Flusse Zaïre unternommen hatte, mit Diaz auf das Innigste befreundet *). (*K. Falkenstein.*)

DIAZ. Außer dem Vorigen sind als Seefahrer denkwürdig: 1) Miguel Diaz aus Arragonien, welcher den Columbus auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Im J. 1485 erhielt er den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola (nachmals St. Domingo zu Hayti) zu untersuchen, und entdeckte die reichen Minen am Flusse Hayna, nachher noch andre, und veranlaßte die Gründung der Stadt Neu-Isabella, nachmals St. Domingo genannt, und wurde Kommandant der Festung. Als dem Bovadilla die Würde drs Columbus übertragen und dieser von jenrm gefesselt nach Spanien gesendet wurde, blieb er dem Columbus treu und wurde mit in dessrn Fall verwickelt. Nachdem aber Bovadilla zurückberufen worden, stellte Diego Columbus, des großen Seefahrers Bruder, Diaz als Lieutenant des Gouverneurs von Puerto Rico an. Bei nachmaligen neuen Widerwärtigkeiten ward er als Gefangener nach Spanien gebracht, und im Jahre 1512 zwar wieder eingesetzt, starb aber kurze Zeit darauf. — 2) Juan Diaz de Solis, aus Lebrira in Spanien gebürtig, begleitete im J. 1507 den Pinzon auf der Fahrt nach Westen, um die Küsten von Südamerika genauer kennen zu lernen. Im J. 1515 entdeckte er den Rio Janeiro in Brasilien und fand den la Platasfluß, ward aber an diesem von den Wilden erschlagen und gefressen. (*Robertson* hist. of Amer. I. 231.) — 3) Bernard Diaz del Castillo, geboren zu Medina del Campo, begleitete Cortez im J. 1519 nach Mexico, und bewies seine Tapferkeit in 119 Treffen und Schlachten. Nach der Unterwerfung Mexicos blieb er daselbst und erhielt zum Lohn für seine Dienste eine beträchtliche Länderei. Als er Gomaras Chronik (im J. 1552) las, verdroß es ihn, daß mit gänzlicher Übergehung seiner selbst und seiner Gefährten, dem Cortez allein der Ruhm der Eroberung zugesprochen war, und so schrieb er seine Historia verdadera de la conquista de Nueva España, die ein Mönch zu Madrid im J. 1632 herausgab. Man erkennt am Styl den altrn unstudirten Soldaten, findet aber durch seine Naivrtät und interessante Details sich angezogen und viele sonstige Angaben berichtigt. (*H.*)

DIAZ, Juan. Dieser Spanier, der im J. 1530 zu Paris Theologie studirte und 13 Jahre sich daselbst aufhielt, war mit den Schriften Luthers und Calvins bekannt geworden, suchte den letztern selbst in Genf auf, und schloß sich dann an Martin Bucer in Strasburg an, den er auch im J. 1546 nach Regensburg begleitete, wo sein Landsmann Malvenda, päpstlicher Geschäftsträger in Teutschland, sehr verwundert war ihn zu sehen. Er begab sich hierauf nach Neuburg an der Donau, wo bald darauf auch sein Bruder Alfons, Advokat am päpstlichen Hofe, eintraf, der ihm für den Fall seines Rücktrits zur katholischen Kirche eine Pension von 500 Dukaten anbot, die der römische Hof ihm zahlen würde. Da Diaz dies verweigerte, ließ der Bruder ihn durch einen von Rom mitgebrachten Henker ermorden (d. 26. März 1546). Die Protestanten wurden aufs äußerste erbittert, daß Karl V. den Brudermörder und dessen Gehilfen auf Verwendung des Papstes nach Rom entließ. (Thuanus.) (*H.*)

DIAZ. Spanische und portugisische Maler: 1) Gonzalo Diaz arbeitete gegen Ende des 15. Jahrh. zu Sevilla, wo in der Kathedrale noch jetzt ein Gemälde von ihm, die Geschichte der h. Magdalena darstellend, vorhanden ist. — 2) Francisco, lebte im 16. Jahrh. zu Toledo. — 3) Diego, ein Schüler des Francisco d'Espinosa, nach dessen Tode er die Aufsicht über die Schmelzöfen erhielt, welche Philipp II. hatte anlegen lassen zur Bereitung der farbigen Gläser für den Escorial. — 4) Francisco Gines, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., lebte in der Einsamkeit der Karthause Porta Coeli, in deren Kapitelsaal er einige Begebenheiten drs h. Bruno gemalt hat. — 5) Don Francisco, war einer der ersten, die im J. 1753 einen Preis von der Akademie erhielten. — 6) Gasparo, portugisischer Maler, war ein Schüler Michel Angelos und Rafaels. Man rühmt an seinen Figuren die richtige Zeichnung und den Ausdruck, und im Gemälde die Sanftheit seines Pinsels. (*H.*)

*) Nach Le Brets Geschichte von Venedig Th. 2. S. 226. war das Vorgebirge der guten Hoffnung in diesem Freistate lange vor Diaz bekannt. Paolo Toscanella, ein Florentiner, der im J. 1397 geboren ward, soll dasselbe gekannt und schon im J. 1474 einem seiner Freunde Martin, Domherrn aus Lissabon, als einen bisher unbesuchten Weg nach Indien vorgeschlagen haben. Doch fehlen über diese Behauptung urkundliche Beweise. Vergl. Sprengels Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungsreisen. Halle 1792. 8. S. 390. *Faria y Sousa*, Asia Portuguesa. Lisboa 1671. T. III. *Vandelli*, sobre algunas producoes das Conquistas in den Memorias oeconomicas de Lisboa. T. I. *Joao de Barros*, Decada primeira de Asia. Lisboa 1628. T. I. *Osorius* de rebus Eman. I. p. 15. *Tellesius* Vita Joan. II. reg. Lusit. p. 140. *Maffei*, hist. indic. l. 22.

Digitized by Google

DIAZ, Dichter. 1) Alfonso aus Sevilla, lebte zu Anfange des 11ten Jahrh., und ist Verfasser eines Gedichts von der heil. Agnes. (Sevilla 1611. 8.) — 2) Melchior, aus dem 16. Jahrh. Von ihm erschienen im J. 1776 zu Sevilla: Poesias de Mlch. Diaz de Toledo, poeta del siglo XVI, hasta ahora no conocido. — 3) Eduard, aus Porto gebürtig, hielt sich lange Zeit in Spanien auf, und wurde auch der spanischen Sprache völlig mächtig. Außer seinen vermischten (spanischen und portugisischen) Gedichten (Saragossa 1596), erschien von ihm (Madrid 1598) ein episches Gedicht in 21 Gesängen in Stanzen, dessen Gegenstand die Eroberung der kathol. Könige in Granada ist. — 3) Balthasar, portugisischer Dichter aus Madera, blindgeboren, zeichnete sich vornehmlich in den autos aus. Vom Anfange bis nach der Mitte des 17. Jahrh. erschienen deren viele von ihm. — 4) Francisco Diaz Gomez, geb. im J. 1745 zu Lissabon, wo sein Vater Krämer war, hatte sich in der Jugend den Wissenschaften gewidmet, ward ihnen aber entrissen und genöthigt, den kleinen Handel seines Vaters zu betreiben. In dieser ungünstigen Lage entsagte er aber seiner Liebe zur schönen Literatur nicht. Man hat mehre prosaische Schriften von ihm, und unter diesen eine gekrönte Preisschrift, welche die Akademie der Wissenschaften in den vierten Band ihrer Denkschriften aufnahm. Sie enthält eine beurtheilende Vergleichung des Styls von Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha und Camoens. Nach seinem Tode (im J. 1795) ließ die Akademie, zum Vortheil seiner Witwe und Kinder, seine Gedichte drucken (im J. 1799). Außer diesen sind zwei Tragödien von ihm erschienen: Elektra und Iphigenia. Ein beschreibendes Gedicht, die Jahreszeiten und ein episches, Heinrichs Eroberung von Ceuta, hinterließ er unvollendet. (*H.*)

DIAZEUXIS ist in der alten griechischen Musik die Sonderung zweier auf einander folgender Tetrachorde (s. Tetrachord). In der Regel sind nämlich diese dergestalt mit einander verbunden, daß der vierte oder der Schlußton des ersten den Anfangston des zweiten Tetrachords bildet. Sind aber die Tetrachorde nicht auf diese Weise an einander gereiht und fängt das folgende mit einem Tone höher an, so daß noch ein Ton dazwischen liegt, wodurch das erste vom zweiten getrennt wird, so erhielt diese Verknüpfungsart den Namen Diazeuxis. Z. B. e͡fga und h͡cde, zwischen welchen unser heutiges b liegt. (*G. W. Fink.*)

DIAZEUXIS *Don.* Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Perdicieen (Mutisieen) der Familie der Compositae. Char. Die Blüthen diöcisch, entweder alle Blümchen weiblich und die borstige Samenkrone in mehren Reihen, oder die Blümchen des Strahles weiblich, die der Scheibe männlich und die Borsten der Samenkrone in einer Reihe; die Antheren sind an der Spitze mit einem knorpeligen Anhange, an der Basis mit langen federigen Borsten versehen; die Achänien sind warzig-höckerig, dreieckig. Die beiden Arten D. latifolia *Don.* (*Linn.* transact. XVI. p. 250.) und D. triplinervia *Don.* sind südamerikanische Sträucher mit abwechselnden, gestielten, oben glänzenden, unten weißgrau-filzigen, unmerklich gezähnten Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden Blüthen. (*Sprengel.*)

DIAZONA *Savigny.* Eine Weichthiergattung aus der Ordnung der schalenlosen Acephelen und zwar der Ascidien, von Blainville (Manuel de Malacologie) mit Botryllus, von Cuvier (regne animal) mit Polyclinum verbunden. — Der gemeinschaftliche Körper der Thiere sitzt auf, ist gallertartig und bildet eine kreisähnliche Form; die Thiere, auf mehre concentrische Kreise vertheilt, stehen weit vor; die Kiemenöffnung ist in sechs regelmäßige, gleichgroße Strahlen gespalten, ebenso die Afteröffnung; das Brustsstück oder die Höhle, welche die Kiemen umschließt, ist länglich cylindrisch; der Kiemensack ist ungefaltet und auf ihm stehen einfache Fühlfäden; die Maschen des Respirationsnetzes sind mit Warzen besetzt; der untere Leibestheil ist kürzer als der obere, lang gestielt, die Leber wenig deutlich, der Eierstock einfach, aufsitzend. — Es ist nur eine Art bekannt D. violacea (*Savigny* Memoires sur les animaux sans vertèbres. part. II. fasc. I. p. 174. pl. 2. f. 3. pl. 12.). Der gemeinschaftliche Körper oder der Stamm, auf dem die Thiere sitzen, gleicht einem gallertartigen Polypenstamm. Er ist becherförmig, die Basis weiß, ins bläuliche ziehend; auf dem ganzen Umfange treten schön violett gefärbte Erhabenheiten heraus, an deren Spitzen man zwei genäherte, konische Öffnungen, mit lanzettförmigen und purpurfarbigen Strahlen bemerkt, in welchen die Thiere enthalten sind. Die ganze Höhe dieses Seekörpers ist 4 Zoll, der Durchmesser mißt 6 und die Länge der einzelnen Thiere beträgt 2 Zoll. Was den innern Bau betrifft, so ist derselbe nach Savigny folgender. Das, was er Hülle nennt, ist an der Wurzel mit einer Menge verästelter Gefäße versehen, deren letzte Äste violett und am Ende spindelförmig angeschwollen sind. Die umgebende Haut ist aschgrau, der Consistenz nach fast häutig an dem untern Theile, der sich in einem sehr kurzen Anhang endigt, die 15 oder 16 Fühlfäden sind schwach borstenförmig. Die Maschen des Kiemennetzes sind jede durch 3 oder 4 kleine Gefäße getheilt. Die Kiemenvene ist mit Fäden gesäumt. Der Magen ist klein, außen gestreift, innen mit wenig vortretenden zahlreichen, welligen Blättern besetzt, der untere Magenmund ist eingeschnürt und mit einer ringförmigen Klappe versehen. Der Darmkanal bildet Anfangs eine nicht drüsige Höhle und ist dann in den herabsteigenden Theil seiner Krümmung mit nach allen Richtungen zerstreut stehenden Drüsen besetzt, in dem aufsteigenden Theile werden diese deutlicher und gleichen dann kleinen, blinden, einfachen oder getheilten und gestielten Röhren. Der After ist gekräuselt, der Eierstock findet sich links dem Herzen gegenüber, die Eier sind mit einem durchscheinenden Rande umgeben. Diese Ascidie findet sich im mittelländischen Meere. (*D. Thon.*)

DIAZOSTER (διαζωστήρ von διαζώννυμι, umgürten oder durch Gürten absondern), Cingulum, Ver-

Digitized by Google

tebra praecingens [1]), der Umgürter [2]), oder das umschließende Rückenwirbelbein [3]), ist ein Eigenname des letzten Rückenwirbels, entweder, nach Th. Bartholinus, weil das Zwerchfell, welches Brust- und Unterleibshöhle trennt, sich an denselben heftet, oder weil er sich in der Gegend befindet, wo man sich gürtet (das διάζωμα oder διάζωσμα). Das Weitere über seine Structur s. Wirbelbein oder Vertebra. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIBARADANE, d. h. das Feueropfer, eine religiöse Zeremonie bei den Hindus, die einen Theil der täglichen Verehrung der Götter ausmacht. Der zur Verrichtung derselben bestimmte Bramane hält in einer Hand ein Glöckchen, womit er schellt, mit der andern aber eine mit Butter gefüllte kupferne Lampe, die er einige Mal um das verehrte Götterbild vor- und rückwärts im Bogen herumschwingt, während die Dewadasi unter beständigen Tänzen dem Gotte Loblieder singen. Die Anwesenden stehen dabei in tiefer Betrachtung mit gefalteten Händen und tragen dem Gotte ihre Anliegen vor. Darauf zerreißt der Bramane die Blumenkränze, welche das Idol schmücken, theilt die Stücken unter die Betenden aus und empfängt von ihnen die Opfer, welche sie der Gottheit darbringen. (*Richter.*)

Dibatis s. Dimatis.

Dibbie, See, s. Niger.

DIBDIN, Charles, ausgezeichneter britischer Theaterdichter, Componist und Schauspieler, wurde 1748 zu Southampton geboren. Seine Eltern hatten ihn zum geistlichen Stande bestimmt, allein seine Lieblingsneigung zur Musik hob ihn bald über den Willen eines aufgedrungenen Berufes hinaus. Nur der Tonkunst lebend, errichtete er noch jung ein kleines Theater, auf dem er zu gleicher Zeit der einzige Dichter, der einzige Schauspieler und der einzige Tonsetzer war. Diese künstlerische Dreieinigkeit brachte dem genialen Schöpfer im Anfange einen mehr geistigen Genuß als physische Nahrung. Späterhin genoß er das Glück, außerordentlich zu gefallen. Durch einen Actienverein wurde eigens für ihn das unter dem Namen Circus bekannte Theater in London erbaut. Er kann als Erfinder einer früher noch nicht gekannten Gattung von scenischer Unterhaltung angesehen werden, die aus Musik, Gesängen und Declamation bestand, und die er ohne fremde Hilfe selbst dichtete, componirte, sang und mimisch darstellte. Nach zwanzig Jahren artistischer Ausübung nöthigte ihn eine immer dringendere Geldverlegenheit, das mit so großer Vorliebe selbstgewählte Unternehmen aufzugeben und andere Beschäftigung zu suchen. Der Krieg mit Frankreich brach herein. Dibdin setzte die patriotischen Lieder beliebter Volksdichter in Musik und nährte sich auf diese Weise kümmerlich. Durch eine fast unglaubliche Mannigfaltigkeit, nicht selten aber auch durch Derbheit in seinen patriotischen Gesängen und durch die glückliche Naturgabe, jede Gelegenheit zu benutzen, um auf John Bull, d. i. die untere Volksklasse in England, einzuwirken, gelang es ihm, seine Landsleute während des langen und schweren Kampfes mit den Franzosen stets bei guter Laune zu erhalten. Er wußte, aller häuslichen Bedrängtheit ungeachtet, durch heitere Melodien in den Spottgedichten auf den Feind und durch tiefs ernste Musik in den Kriegsgesängen den brittischen Nationalcharakter so anzuregen, daß ihm die Regirung, um sein Verdienst zu lohnen, einen Jahrgehalt von 200 Pf. St. anwies, den er bis zu Pitts Tode genoß. Nach diesem für ihn und ganz England so niederschlagenden Trauerfalle waren seine Landsleute großmüthig genug, durch eine Subscriptionseröffnung den verwaiseten Künstler in seinem Alter vor Nahrungssorgen zu schützen. Er erhielt bis zu seinem Hinscheiden (den 25. Juli 1814) die Unterstützung fort, und das Kapital dieses Gnadengehaltes wurde alsdann Eigenthum seiner Witwe und Kinder. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste, Charles Dibdin, noch jung Miteigenthümer des unter dem Namen Sadlers Wells bekannten Londoner Theaters wurde, für welches er, mit dem Talente seines Vaters begabt, zahllose kleine Gelegenheitsgedichte geschrieben und in Musik gesetzt hat. — Ch. D's. des Vaters Dichtungen sind: 1) The Shepherd's artifice, Drama. 1765. 8. 2) Damon and Phillida, komische Oper nach Cibber. 1768. 8. 3) The Mischance, Melodram. 1772. 8. 4) The Ladle, Melodram. 1773. 8. 5) The wedding Ring, komische Oper. 1773. 8. 6) The deserter, Drama, mit eingelegten Musikstücken. 1773. 8. (Dieses Werk ist nichts anderes als eine fast worttreue Übersetzung von Sedaine's Deserteur, nur um manches abgekürzt, um dem Ganzen wenigstens in etwas das Gepräge einer Originaldichtung zu geben. 7) The Waterman, Oper. 1774. 8. 8) The cobbler, or a wife of ten thousand, Ballet. 1774. 8. 9) The two misers, musikalische Posse. 1775. 8. 10) The metamorphosis, komische Oper. 1776. 8. 11) The Seraglio, komische Oper. 1776. 8. 12) Poor Vulcan, Posse. 1778. 8. 13) The Gypsies, komische Oper. 1778. 8. 14) The Quaker, komische Oper. 1778. 8. 15) Rose and Colin, Operette. 1778. 8. 16) The wifes revenged, kom. Oper. 1778. 8. 17) Annette and Lubin. 1778. 8. (Dieses, sowie die zwei vorhergehenden Tonstücke sind aus französischen Motiven entlehnt.) 18) The Chelsea Pensionner, komische Oper. 1779. 8. 19) The Mirror, or Arlequin every where, Posse. 1779. 8. 20) The Shepherdess of the alps, komische Oper. 1780. 8. 21) Harlequin free mason, Drama. 1780. 8. 22) The Irlanders, komische Oper. 1781. 8. 23) The Mariage Act, Posse. 1781. 8. 24) The Graces, Melodram. 1782. 8. 25) The Certus, Abendphantasie. 1783. 8. 26) Harlequin, or the phantom of a day. 1783. 8. 27) The Lavenshire witches, Pantomime. 1783. 8. 28) Long odds, Abendmusik. 1783. 8. 29) Clump and Cudden, Drama. 1785. 8. 30) Liberty Hall, Melodram. 1783. 8. 31) The devil. 1785. 2 vol. 8. 32) The bystander. 1787. 4. 33) Musical tour. 1787. 4. 34) Harvest home, komische Oper. 1787. 8. 35) Hanna Hewitt, or female Crusoe, Roman. 1792. 3 Bde. 8. 36) The younger brother, Roman. 1793. 3 Bde. 8. 37) Histo-

1) *Thom. Bartholin.* Anatom libell. 4. c. 15. 2) Dessl. Zerlegung des menschl. Leibes, übers. von Wallner. S. 819. 3) *Kulmus* anatom. Tab., Anmerk. zu Tab. V.

Digitized by Google

ry of the Stage. 1793. 5 Vol. 8. 38) Songs. 4 Vol. in 12. 39) Professional life of Charles Dibdin (eine mit vielem Humor geschriebene Selbstbiographie). 1802. 4 Bde. 8. 40) Observations on a tour through England and Scotland. 1803. 8. 41) The harmonie preceptor, didaktisches Gedicht. 1804. 4. 42) Hery Hooka, Roman. 1806. 3 Bde. in 12. 43) The public undeceived, a statement of facts relative to the authors pension (ein Werk, welches ihm manche Unannehmlichkeit zugezogen hat). Zu den Opern: Dove in the city, Lionel and Clarissa, The Padlock, The Jubilee und The Cristmafs tale hat er die musikalische Begleitung geliefert. — Sein Sohn,

Thomas Dibdin, Bruder des jüngeren Charles Dibdin, wurde im J. 1771 geboren. Anfänglich für den Handelsstand bestimmt, lernte er bald die Annehmlichkeiten des Theaterlebens kennen und entschloß sich, gleich seinem Vater und Bruder, auf diesem Berufswege sein Heil zu versuchen. Wie sie plünderte er, ohne sich Gewissensbisse zu machen, eine Menge dramatischer Schriftsteller, deren Verdienst und Ruhm er sich ohne Mühe anzueignen wußte. Er befand sich im J. 1799 gerade als Schauspieler am Coventgarden-Theater, als der glänzende Erfolg eines seiner Stücke den Unternehmer bewog, ihm die Stelle des Theaterdichters anzubieten. Von nun an entsprangen alle Fest- und Gelegenheitsspiele, die man auf dieser Bühne sah, aus seiner Feder. Er beseilte, beschnitt und modelte noch überdies die Erzeugnisse Anderer nach dem Geschmacke der Zeit und nach der Laune des Publikums, mehr mit Rücksicht auf die Kasse als auf ästhetische Grundsätze. Später übernahm er die Leitung des Theaters von Surrey. Außer einer Menge Prologe und Epiloge, Arietten und Melodramen, die niemals gedruckt worden sind, ist Th. D. Verfasser folgender Werke: 1) The Mad Guardian. 1795. 8. 2) Mouth of the Nil. 1798. 8. 3) Naval pillar. 1799. 8. 4) The Volcano, Pantomime. 1799. 8. (hievon ist nur die Musik im Druck erschienen). 5) The horse and the widow, Posse nach dem Teutschen von A. v. Kotzebue. 1799. 8. 6) The Jew and the doctor, Posse. 1799. 8. 7) The birthday, Lustspiel nach Kotzebue. 1799. 8. 8) Five thousand a Year, Lustspiel. 1799. 8. 9) Il Bondocani, komische Oper. 1801. 8. (Übersetzung des Chalifen von Bagdad). 10) St Davids Day, Posse und Ballet. 1801. 8. 11) School for prejudice, Lustspiel. 1801. 8. 12) Harlequin's Almanac, Posse. 1801. 8. 13) Brazen mask, Ballet-Pantomime. 1802. 8. 14) Family quarrels, komische Oper. 1802. 8. 15) Harlequins habeas, Pantomime. 1802. 8. 16) Guilty or not Guilty, Lustspiel. 1804. 8. 17) Valentine and Orson, Melodram. 1804. 8. 18) The will for the deed, Lustspiel. 1805. 8. 19) Thirty thousand, Oper. 1805. 8. 20) Of age to morrow, musikalisches Intermezzo. 1805. 8. 21) Harlequin quicksilver, Posse. 1805. 8. 22) The Cabinet, komische Oper. 1805. 8. 24) The english fleet in 1742, komische Oper. 1805. 8. 24) Five miles off, Lustspiel. 1806. 8. 25) Mother Goose, Pantomime. 1806. 8. 26) The white plume, Melodram. 1806. 8. (wovon nur die Musik im Druck erschien). 27) Two faces under a hood, komische Oper. 1807. 8. 28) Bonifacio and Brigetina, Melodram nach dem Französischen des Martinville. 29) Harlequin in his element, Posse. 1808. 8. 30) Harlequin bedlar, Pantomime. 1809. 8. 31) Metrical history of England. 1813. 2 Bände. 8. Mit dieser Geschichte kann die schriftstellerische Laufbahn Thomas D's. als geschlossen betrachtet werden. (*K. Falkenstein.*)

DIBDIN, Thomas Frognall, einer der größten Bibliographen Englands und unserer Zeit, ist den meisten übereinstimmenden Nachrichten zufolge um das J. 1773 zu Kensington *) geboren. Nach gründlicher Vorbildung auf der Schule zu Eaton bezog er die Universität Cambridge, wo er Theologie studirte. Schon hier zeigte sich seine Vorliebe für Bibliographie, indem er die Zeit, welche ihm sein Berufsstudium frei ließ, am liebsten auf der Bibliothek zubrachte. Der große britische Bücherfreund Lord Spencer wußte seine Fähigkeiten zu beurtheilen, und berief ihn kurz nach seiner Ordinirung zum anglikanischen Geistlichen nach Althorp, dem Stammsitze der Familie Spencer, um dort den in seiner Art einzigen Schatz von Incunabeln und seltenen Drucken zu ordnen, zu beschreiben und durch alle nur möglichen Mittel zu bereichern. In dieser ländlichen Ruhe fand D. Gelegenheit und Muße, die zahlreichen, meist mit dem größten typographischen Luxus ausgestatteten Werke zu verfassen, denen er seinen weit verbreiteten Ruf verdankt. Schon im J. 1797 hat er zu London eine gründliche Beurtheilung des ersten Bandes von Blackstone's Rechtserläuterungen unter dem Titel: An Annalysis of the first volume of Blackstone's Commentaries herausgegeben. Es ist dies ein Großpapier in Kupfer gestochen, von dem nur 250 Exemplare abgezogen und hierauf die Platten zerstört worden sind. In dem nämlichen Jahre erschienen von ihm Gedichte (Poems etc. Lond. 1797. 8.), die noch seltener als obiges Werk geworden sind, indem die Auflage äußerst gering war und der Verfasser sich späterhin alle erdenkliche Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten. Seine dritte Schrift war der Erziehung des weiblichen Geschlechts gewidmet: A treatise on the education of daughters (nach dem Französischen des Fenelon). Lond. 1805. 8. Die Einleitung zur Kenntniß seltener und werthvoller Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker (Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the greek and latin Classics) Lond. 1802. 2 Vol. in 8. erlebte in 6 Jahren 3 Auflagen. Von der rein klassischen Literatur ging er zur bibliographischen über und versuchte sich im Entwerfen eines Bibliothekplanes für einen gebildeten Weltmann, der sich außer der Kenntniß der Literatur seines Vaterlandes besonders die Alterthumswissenschaft zum Zielpunkte seiner Studien setzt: Specimen bibliothecae Britannicae, Specimen of a digested Catalog of rare, curious, and usefull books of the english language, or appartaining to british literature and antiquities. Lond. 1808. 8. Von diesem Werke

*) Einer Stelle in s. Bibliogr. Decam. zufolge ist man versucht zu glauben, er sei von Geburt oder wenigstens von Abstammung ein Amerikaner.

Digitized by Google

sind nur 40 Exemplare in 8. und 18 Exemplare in 4. abgezogen worden. Im gleichen Jahre erschien sein Director (Lond. 1808. 2 Bde. 8.), worin er verschiedene Aufsätze verschiedener Verfasser sammelte und mit seinen Anmerkungen begleitete. Alles, was er selbst hinzuthat, hat D. mit dem Worte Bibliographiana bezeichnet. Er ließ zu gleicher Zeit ein vielgelesenes Gebetbuch von Francis Quarles: Judgment and mercy for afflicted souls, or meditations, soliloquies and prayers, neu auflegen und begleitete die Ausgabe mit der Biographie des Verfassers und einigen Proben seiner Gedichte. Hierauf erschien dessen Bibliomanie oder Bücherkrankheit, mit Nachrichten über die Entstehung, Geschichte, Kennzeichen und Heilung dieses Übels in Briefen an Richard Heber: The Bibliomania, or book madness, containing some account of the history, symptoms and cure of this fatal disease, in an epistle to R. Heber. Lond. 1809. 8. In der zweiten 1811 erschienenen Ausgabe erweiterte er seine Ansichten, und bezeichnete die Schrift sogar auf dem Titelblatte als „ein bibliographischer Roman von 6 Abtheilungen." Eigentlich ist ein ganz neues Werk daraus entstanden, das mit dem früheren nichts als den Gegenstand gemein hat. Da sich diese mit schönen Kupfern gezierte Auflage binnen Jahresfrist vergriffen hatte, stieg das Werk im Preise von 27 Schillingen sogleich auf 6 Guineen. Die allbekannte satyrisch-didaktische Schrift des Kanzlers Thomas Morus „die neue Insel Utopia," oder die beste Art, das Wohl aller Menschen zu begründen, welche Raphe Robinson 1551 in das Engländische übersetzt hat, gab er mit zahlreichen Noten, gelehrten Erläuterungen und schönen Holzschnitten u. d. T. heraus: A most pleasant work of the best state of a public weal, and of the new isle of Utopia, written in latin by Thomas More, and translated into english by Raphe Robinson, Cl. D. 1551; a new edition with copious notes and a few wood cuts by Th. F. Dibdin. Lond. 1809. 3 Vol. 8. Noch mehr Aufsehen aber machten seine „typographischen Alterthümer oder Geschichte der Buchdruckerkunst in England, Schottland und Irland u. s. w." (Typographical antiquities, or the history of printing in England, Scotland and Ireland, containing memoires of our printers, and a register of the book printed by them; beginn by Jos. Ames, considerably augmented by William Herbert and now greatly enlarged with copious notes, and illustrated with appropriate engravings, comprehending the history of english literature and a view of the progress of the art of Engraving in Great-Britain by rever. Th. F. D. Lond. 1810—1819. 4 Vol. in 4. m. Kupf. Dies reich ausgestattete und gelehrte Werk kann noch nicht als vollendet betrachtet werden; die Anlage desselben ist auf ungefähr 7—8 Bände berechnet. Von dem Gedichte: Bibliography, a Poem, Canto I. Lond. 1812. in 8. sind nur 50 Exemplare abgezogen worden. Mit großer Pracht ging auf Veranlassung des berühmtesten und reichsten Büchersammlers in Großbritannien, des um die Wissenschaft vielfach verdienten Lord Spencer, aus der Shakespeare-Presse die mit vielen Holzschnitten und trefflichen Facsimile's gezierte Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15th. Century and of many valuably first editions in the library of George John Earl Spencer. Lond. 1814—15. 4 Vol. gr. 8. (Das Ganze sollte aus 6 Bänden bestehen.) Zu diesem Verzeichniß bibliographischer Seltenheiten einer der bedeutendsten Privatbibliotheken der Welt erschien aus Dibdins Feder ein Supplementwerk u. d. T. Aedes Althorpianae, or a descriptive catalogue of pictures and of a portion of the library, in the ancestral residence of G. J. Earl Spencer at Althorp. Lond. 1821. gr. 8., welches in wohlgelungenen Kupfer- und Stahlstichen, sowol Familienbilder als andere Kunstgegenstände dieses uralten Stammsitzes der Gr. Spencer darstellt, welche ihren Ursprung, wie die Byron u. A. bis in die Zeiten Wilhelms des Eroberers zurück verfolgen. Was ihm in England die meisten Freunde und Bewunderer, zumal der Mitglieder des bekannten Roxburghclubbs zugezogen, ist sein „bibliographischer Decameron" (The bibliographical Decameron, or ten days pleasent discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engravings, typography and bibliography. Lond. 1817. 3 Vol. gr. in 8.), in welchem er, obwol nicht ohne selbstgefällige Schwatzhaftigkeit, Thatsachen, Anekdoten und interessante Nachweisungen über manche Zweige der Bibliothekwissenschaft mittheilt, die man in andern Werken vergeblich suchen dürfte. Jeder Tag bildet ein Zweiggespräch (denn das Werk ist in dramatischer Form abgefaßt). Der erste Tag gibt Auskunft über die älteste Geschichte der Kalligraphie und Malerkunst in Hinsicht auf Handschriften von der frühesten Zeit bis zum 16. Jahrhundert; der zweite und dritte sind den mit Holzschnitten gezierten Missalen und Breviarien des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewidmet; der vierte, fünfte, sechste und siebente handeln insgesamt von den berühmtesten Buchdruckern des Continents, von ihren Druckerzeichen, Devisen u. s. w., so wie von den ausgezeichnetsten neueren Typographen; der achte Dialog beschäftigt sich mit den Einbänden, äußern und innern Verzierungen der Bücher; der neunte handelt von den öffentlichen Versteigerungen und Privatkäufen bibliographischer Schätze, und der zehnte gibt eine geschichtliche Übersicht der bibliographischen Literatur von Teutschland, Italien und Frankreich. Den Beschluß macht eine Zusammenstellung der vorzüglichsten Bücherfreunde (Bibliophile) und Bücherkranken *) (Bibliomanen), welche ehedem in England lebten, oder auch noch leben. Im J. 1818 unternahm D. auf Kosten seines reichen Gönners und Patrons, Lord Spencer, eine gelehrte Reise durch Frankreich und Teutschland, mehr um Ankäufe von Manuscripten und seltenen Drucken für die Althorpische Bibliothek zu machen, als seine Kenntnisse zu bereichern oder das Gesamtgebiet der Bibliothekwissenschaft zu erweitern. In Begleitung seines Sohnes und des geschickten Zeichners Georg Lewis ging er am 14. April zu Schiffe, lan-

*) Schon das Alterthum kannte diese Krankheit: Venio nunc ad istius, quemadmodum ipse appellat, studium; ut amici ejus, morbum et insaniam (βιβλιομανίαν). Cic. in Verr. III. 1.

Digitized by Google

dete am 20. zu Dieppe und setzte von da seinen Weg über Rouen, Havre, Caen, Bayeux, St. Lo, Coutance, Vire (Geburtsort des erst in neuester Zeit aus der bisherigen Vergessenheit hervorgezogenen Sängers und Vaters der Vaudevire [gewöhnlich „Vaudeville"] Olivier Basselin), Falaise, Dreux und Versailles, nach Paris fort. Hier machte der vielerfahrene Bibliograph, das Münzkabinet nur flüchtig berührend, die Entdeckung, daß der im königl. Kupferstichkabinette (welches einen Theil der Bibliothèque du Roi ausmacht) befindliche Holzschnitt des h. Christoph, den man bisher für ein zweites Exemplar des berühmten mit der Jahrzahl 1423 versehenen und in Lord Spencers Besitz befindlichen Blattes hielt, ganz von dem berühmten Unicum in England verschieden sei. Ein genaues Facsimile des Pariser Exemplars, welches D. S. 143. mittheilt, verglichen mit der von Murr besorgten (angeblichen) Copie des ehemaligen Buxheimschen, jetzt Spencerschen Exemplars, die in *Jansen* essai sur la gravure en bois II, 107. zu finden ist, führt jetzt zu der Gewißheit, daß letztere nur eine Copie des viel jüngeren Pariser Blattes und vielleicht gar eine absichtliche Täuschung sei. Mit mehren Gelehrten der Welthauptstadt feierte D. am 17. Juni 1818 das jährliche Fest des Roxburghclubbs, welches zu der Stiftung der Société des bibliophiles in Paris Veranlassung gab, die unter Châteaugirons und Durand's de Lançons Leitung einen ausgedehnten Wirkungskreis gewonnen, in neuester Zeit aber sich wiederum aufgelöset hat. Über Nancy und Straßburg wanderte D. nach Teutschland, wo es ihm, was er in den meisten Bibliotheken Frankreichs vergebens versuchte, zuerst in Würtembergs Hauptstadt gelang, die seltene Sweynheimsche und Adamsche Ausgabe des Virgils vom J. 1471 gegen neue engländische Bücher einzutauschen. Von der öffentlichen Bibliothek zu Augsburg trug er sogar die Princeps des Horaz, Cicero's Briefe ed. Sweynheim 1469, die Radziwil'sche Bibel in polnischer Sprache vom J. 1563, eine dreihundertjährige Holzschnittplatte und mehre andere Seltenheiten gleichen Ranges, von denen nur die wichtigsten Doubletten waren, für baares britisches Gold von dannen. Über München, Freisingen, Landshut, wo er, sowie früher durch den wackern Versenmeyer in Ulm, für seine Kauflust durch abschlägige Antworten gedemüthigt wurde, kam er nach Salzburg, in welcher Stadt man weniger zart dachte, indem ihm das Kloster zu St. Peter für 40 Guinen Bücher verhandelte. Von da die Klöster Kremsmünster, St. Florian, Mölk und Göttweih und Melk besuchend, gelangte er nach Wien, dem äußersten Punkte seiner Reise, wo er in den unermeßlichen literarischen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek schwelgte, und dann über Regensburg, Nürnberg, Anspach, Heilbronn, Heidelberg und Mannheim nach Paris zurückkehrte. Nach einer Abwesenheit von 6½ Monaten betrat er mit einer reichen Ladung unterwegs angekaufter Kostbarkeiten den Boden von England wieder. Bald darauf machte er seine Beobachtungen in den Bibliographical, antiquarian, and picturesque tour in France and Germany. Lond. 1821. 3 Vol. gr. in 8. bekannt. Wenige Bücher sind mit solchem typographischem Luxus ausgestattet, als diese dem wissenschaftlichen Werthe nach kaum über die Mittelmäßigkeit sich erhebende Reisebeschreibung. Von allen bibliographischen Werken Dibdins ist dieses dem Gehalte nach vielleicht das schwächste; denn abgesehen davon, daß der gelehrte Bibliothekar sich häufig zur breitesten Schilderung trivialer Gewöhnlichkeiten in Gasthöfen u. dgl. veranlaßt fühlte, hing er auch selbst im Auffassen literarischer Schätze nicht selten an Äußerlichkeiten, beobachtete nur flüchtig und meist ohne geläuterten Geschmack und interessirte sich nur für solche Manuscripte, welche mit Miniaturen versehen sind. Unter den wirklich prachtvollen Kupfern findet man ebenso gut Stubenmädchen (wie dasjenige im Hôtel d'Angleterre zu Dieppe. B. I.) und Wirthstöchter, Bauerweiber (wie die zu Nürnberg, München, Bamberg u. s. w.), als Gelehrte und Künstler. Ausgezeichnet schön sind die Facsimiles seltener Handschriften und Drucke. Es wird behauptet, die Kosten dieses Werkes haben sich auf 6000 Pf. St. (ungefähr 140,000 Franken) belaufen. G. A. Crapelet hat dasselbe ins Französische übersetzt und in Briefform, mit zahlreichen Noten versehen, zu Paris 1825 in 4 Bänden in 8. herausgegeben. Der 9. und 30. Brief sind schon 1821 unter dem Titel erschienen: Lettre neuvième relative à la bibliothèque de Rouen, trad. de l'Angl. av. des notes par *M. Théodore Licquet*, Conservateur de cette bibliothèque. Paris 1821. in gr. 8. Lettre trentième concernant l'imprimerie et la librairie de Paris, tr. de l'Angl. av. d. notes par *G. A. Crapelet*, Imprimeur. Par. 1821. in gr. 8. Beide Übersetzer haben in ihren Anmerkungen die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt, welche sich D. in seinem Werke hat zu Schulden kommen lassen. Der Hauptfehler jedoch, den Crapelet außer dem gesuchten, schwindenden und mehr bizarren als originellen Style, der sich in sonderbaren Wendungen und auffallenden Bildern gefällt, an D. rügt, ist die unzarte Schwatzhaftigkeit, womit er in echtbritischem Wahne, Alles sagen zu dürfen, häufig die Grenzen des Anstandes überschreitet und Dinge offenbart, die ihm in freundschaftlichem Vertrauen mitgetheilt worden waren. Wie dem aber auch immer seyn möge, so kann man doch, wenn man nicht ungerecht seyn will, Hrn. D. große Kenntnisse in seinem Fache nicht absprechen, wie denn überhaupt seine Werke in der Büchersamlung eines Freundes der Bibliothekswissenschaft und der Literargeschichte nicht fehlen dürfen. Er besitzt ein durch die vielen Reisen sehr geübtes Auge, und hat der Doctor Theologiae, — ein Ehrentitel, den ihm noch der große Unbekannte von der Edinburger Universität verschaffte, — auf seiner schönen Pfründe, als königlicher Kaplan zu Kensington, die Bibliographie nicht mit der Gottesgelahrtheit oder einer andern Lieblingswissenschaft vertauscht, so läßt sich von seiner Feder noch viel Ausgezeichnetes in diesem Fache erwarten.

(*K. Falkenstein.*)

DIBDINS-INSEL, eine der Süd-Orkneys (s. d.) im südlichen Polarmeer. (*Leonhardi.*)

Dibio s. Dijon.

DIBOLIA *Latreille*. Eine aus Altica (richtiger

Haltica) gebildete, Illigers Altitarsus zum Theil entsprechende Käfergattung (*Cuvier* regne animal. ed. 2. V, 155.) mit folgenden Kennzeichen. Der Kopf ist zum größern Theile in den Thorax eingezogen und die hintern Schienen endigen in einen gabeligen Dorn. Es gehören hieher Altica Echii *Olivier* und occultans *Gyllenhal*. (*D. Thon.*)

DIBON, 1) eine Stadt, welche dem Könige der Amoriter Sihon gehörte, dessen Gebiet die Israeliten bei ihrem Zuge aus Ägypten eroberten (4. Mos. 21.). Moses theilte dasselbe dem Stamme Gad zu, welche Dibon wieder aufbauten (das. K. 32, 34.). Eusebius nennt es eine große Stadt am Flusse Arnon, der in der Bibel auch Gad genannt wird (2. Sam. 24, 5. 2. Kön. 10, 33.). Nach Burckhardt liegen die Trümmer derselben eine Stunde nördlich vom Arnon. Dibon Gad, welches als ein Lagerplatz der Israeliten auf ihrem Zuge vorkommt (4 Mos. 33, 45 fg.), ist vermuthlich mit diesem Dibon einerlei, was Cellarius (I, 653.) ohne Grund läugnet. — 2) Stadt im Stamme Juda (Nehem. 11, 25.), welche man für Debir oder Kiriath Sepher hält. (*H.*)

DIBOTHRIORHYNCHUS *Blainville*. Eine aus Bothriocephalus (s. d.) gesonderte Gattung Eingeweidewürmer (*Bremser* sur les vers vivans dans l'homme vivant trad. p. *Blainville*. Paris 1824. pl. 2. f. 4. und Dictionaire des sc. naturelles. tom. 57. p. 589.). Die Kennzeichen sind: Der Körper ziemlich kurz, sackförmig, zusammengedrückt, ungegliedert, hinten in einen vorstreckbaren durchbohrten kleinen Höcker, vorn in eine ziemlich große keilförmige Kopfanschwellung endigend, welche an ihren beiden breitesten Seiten mit einer starken Grube und einem zugerandeten, mit Haken versehenen Rüssel an dem Ende einer jeden versehen ist. Die Art, auf welche die Gattung begründet ist, D. Lepidopton (so steht a. a. O., es muß aber wol Lepidopi heißen, denn Gouan hat jenen Namen nicht!) fand sich im Darmkanal von Gouans Lepidopterus (Lepidopus!), der an den Küsten der Bretagne gefischt war. — Blainville sagt a. a. O. davon weiter: Es ist in die Augen fallend, daß er hinsichtlich der Form und selbst der innern Struktur mit den Echinorhynchen übereinkommt, besonders hinsichtlich der Kürze des Körpers und des Höckers, in den derselbe endigt; aber er entfernt sich von denselben, weil er eine deutliche Kopfanschwellung hat und diese Anschwellung nicht allein mit zwei Arten ausstreckbarer, kugeliger, mit Haken besetzter Rüssel, sondern auch mit zwei tiefen, seitlichen Gruben, welche dicke Lippen haben, von denen eine jede durch eine längslaufende schwache Erhabenheit in zwei getheilt, versehen ist, Charaktere, die nur in der Ordnung der Bothriocephalen vorkommen, so daß unsere Gattung vielleicht eine Zwischenordnung bilden müßte. Die drei oder vier beobachteten Individuen hatten 1½ Zoll Länge; sie hingen mit ihren Rüsseln an Bündeln ganz wie ein Wachsstock aufgerollter Askariden. (*D. Thon.*)

Dibothrius s. Bothriocephalus (Sect. I. Thl. XII. S. 95.).

Dibrachys s. Pyrrhichios.

DIBUTADES aus Sikyon, ein Töpfer, soll zu Korinth die ersten plastischen Werke verfertigt haben, und wird der erste Plastiker genannt [1]). Die altgriechische Kunst ahnete zwar die Form, allein sie mußte sich begnügen, es nur im Geiste und nicht mit den Augen zu sehen, bis die erfindsame Liebe ihrer Philosophie aus der Noth half und ihr zeigte, wie sie durch den Einfall der liebenden Jungfrau, und den glücklichen Versuch ihrer Hand die Erfindung der Umrisse, und in diesen den Anfang der Malerei machen konnte. So erklärt sich Grund [2]). Kurz, die Tochter des Dibutades, Cora oder Kora, die Jungfrau [3]), umzeichnete das Profil ihres schlummernden [4]), bald von ihr scheidenden Geliebten im Schatten gegen die Lampe an die Wand. Der Vater schneidet den Umriß aus und modellirt den Ausschnitt mit Thon, impressa argilla typum fecit, läßt das Thongebild am Feuer hart werden und stellt es unter den übrigen Töpferwaren aus. Seine Kunstgeschicklichkeit wird anerkannt, man stellt das Thonbild im Nymphäum zu Korinth auf, wo es bis zur Zerstörung der Stadt durch Mummius, 606 a. u., aufbewahrt wurde. So wird Zeichnung und Plastik in einer Stunde geboren [5]). Außerdem mischte Dibutades zuerst Töpfererde mit Backstein, oder wie Böttiger sagt, er bereitete rothgefärbte Terra cotta und zierte die Stirn der Hohlziegel am untern Rande des Daches mit Masken, zuerst nur flach, dann aber mehr hervorstehend, erhaben; also lagen schon Modelle (protypa) und Abformungen (eotypa) in der ersten Geschichte des ausgeschnittenen Profils. — Andere Zeichner und Plastiker gingen von Korinth aus. Demaratos floh vor der Tyrannei des Kypselos nach Italien und mehre Künstler begleiteten ihn, welche die Plastik im Lande verbreiteten. — Um das Zeitalter des Dibutades ungefähr anzugeben, setzt Plinius hinzu: Es gebe auch Einige, welche behaupteten, die beiden Samier, Rhökos und Theodoros hätten lange zuvor, ehe die Bakchiaden durch Kypselos aus Korinth vertrieben worden wären, die Plastik geübt. Es scheint, als denke er Dibutades Kunstblüthe nicht lange vor dieser Zeit und als seien die Demaratos begleitenden Künstler aus seiner Schule hervorgegangen. — Hier scheint Irrthum obzuwalten. Dibutades steht in seiner Zeit und Kunst weit von Rhökos und Theodoros. Diese waren Erfinder des Erz- und Eisengusses und Zeitgenossen des Krösos und Polykrates [6]). — War Dibutades wirklich Er-

1) *Plin.* XXXV, 43. Ältere und neuere Archäologen umfassen mit dem Namen Plastik, Statuirkunst, Bildschnitzkunst, Plastik, Modellirkunst und Toreutik, Bildgießkunst, oder sie bezeichnen mit Graphik, Zeichnenkunst und mit Plastik alle Künste, welche sich mit dem Nachbilden der menschlichen Gestalt beschäftigen. *Aelian.* V. H. IV, 4. Doch unterscheiden die Alten oft genau. Jacobs zu *Philostrat.* Imag. p. 195. Statim accurate distinguuntur diversae ejusdem artis partes, διτὸ τὸ πλάττειν, i. e. ars Promethea, quae limo utitur; tum statuaria et sculptura, gemmarum denique sculptura et caelatura, ἡ γλυφική. 2) Malerei der Griechen. Thl. 1. S. 237. 3) Nach *Athenagor.* legat. pr. Christ. 14. p. 59. 4) *Athenagoras* l. l. Wie er habe schlummern können, begreift Grund nicht. 5) Böttiger Ideen. S. 137. 6) Hirt in Böttigers Amathea. Bd. 1. S. 266. Welcker zu *Philostrat.* Imag. p. 196.

Digitized by Google

finder der Plaſtik? Was iſt von dieſem anmuthigen Mährchen zu halten? Hirt antwortet: Die Plaſtik erfindet ſich nicht; ſie iſt da. Sie iſt früher da, nämlich als Geſchäft des Ziegelſtreichers und des Töpfers, und Laune und Einfall und Zufall iſt es, wenn ein Töpfer wie Dibutades ſeine Arbeiten in Thon auf bildliche Gegenſtände überträgt. Von ſolchen rohen Anfängen geht die Kunſt aus. Der Erfinder der Plaſtik läßt ſich nicht angeben, wol aber der, welcher, wie Dibutades, zuerſt die Stien der Hohlziegel mit Masken zierte. (*Schinke.*)

Dic —, die unter Dic nicht befindlichen Artikel ſ. unter Dik.

DICAELUS *Bonelli*. Eine von Bonelli (Observations entomologiques II, 15.) aufgeſtellte Käfergattung, zur Familie der Carabicinen (*Dejean* Species des Coléoptères II, 281.) und der Tribus der Patellimanen gehörig. Die Kennzeichen ſind folgende: Die drei erſten Tarſenglieder der Vorderfüße ſind bei den Männchen erweitert, das letzte Palpenglied iſt mehr oder weniger beilförmig; die Fühler ſind fadenförmig; die Lefze iſt ſchmal, tritt ziemlich vor, iſt ausgerandet und hat in der Mitte einen Längseindruck; die Mandibeln ſtehen wenig vor, ſind innen nicht gezähnt, leicht gebogen und ſpitzig; in der Mitte der Ausrandung des Kinns fehlt der Zahn, der Kopf iſt eiförmig oder gerundet, der Thorax viereckig oder trapezoidiſch, faſt ſo breit als die Flügeldecken an der Wurzel, die letzteren ſind übrigens breit und nicht ſehr lang. — Außerdem iſt noch zu bemerken, daß die Augen meiſt wenig vorſtehen; die Flügeldecken verſchmälern ſich gegen das Ende, ſind ſtark geſtreift, faſt gefurcht und der Raum zwiſchen dem 6ten und 7ten Streifen bildet eine Art kielförmige Vorragung, welche von den Wurzelenden ausgeht und ſich bis faſt an die Naht erſtreckt. Die Füße ſind ziemlich ſtark, die Tarſen beſtehen aus mehr oder weniger langen Gliedern, die faſt dreieckig und am Ende geſpalten. — Die ſämtlichen Arten ſind dunkel gefärbt und alle im nördlichen Amerika einheimiſch. Dejean (a. a. O. und V, 685.) zählt 17 Arten auf.

Als Typus mag gelten D. chalybeus, *Dejean* (D. purpuratus? *Bonelli* l. c. n. 1. *Say* Transactions of the American phil. Soc. new Series. p. 67. n. 1. — D. violaceus? *Bonelli* l. c. 2. *Say* ib. n. 2.) 11½ Linie lang, 4¼ Linie breit. Er gleicht in der Form etwas dem Abax ovalis, iſt kurz und breit, oben violettſchwarz, mit mehr oder weniger hellem Purpurſchillee. Der vordere Theil des Kopfes iſt ſchwarz, der Thorax iſt viereckig, faſt grau, die Flügeldecken ſind gefurcht, die gedachte Vorragung bildet eine Seitenlinie; die untere Seite des Körpers iſt ſchwarz mit etwas violett, die Füße ſind ſchwarz. Er findet ſich in Louiſiana im nördlichen Amerika. Es iſt nicht zu beſtimmen, welcher der beiden Arten von Bonelli und Say er angehört, da beide Beſchreibungen nicht genau genug ſind. (*D. Thon.*)

Dicaeoma ſ. Puccinia.

DICAEUM *Cuvier*. Eine zur Ordnung Passeres (*Cuvier* regne animal. ed. 2. II.) und der Abtheilung tenuirostres gehörige, von Linné's Certhia geſonderte Vogelgattung, welche Boie (Iſis, XIX, 972.) unter die Sylviadae ſtellt, wohin ſie auch eher als zu Certhia zu gehören ſcheint. Temminck (Manuel d'Ornithol. ed. II. 1. Analys.) will jedoch die zu derſelben gehörigen Arten nicht von Meliphaga (Philedon) getrennt wiſſen und ſagt in Beziehung auf die abſondernden Kennzeichen: Tous les Philedons sont de l'Océanique et des mers les plus reculées de l'Inde. Les espèces du genre *Dicée* de *M. Cuvier*, y tiennent de si près, tant par la forme générale que par les caractères pris du bec, des pieds, des ailes, du plumage, et surtout de la langue terminée dans toutes en rudimens nombreux formant un pinceau, qu'il est impossible de les distinguer des *Philedons* du même auteur. On ne pourra sectionner ce genre très nombreux en espèces, qu'après une connaissance exacte des moeurs et des habitudes, ainsi que du genre de nourriture. Il suffit aujourd'hui de les avoir distraits des *Promerops*, des *Guêpiers*, des *Mainates*, des *Grimpereaux*, des *Merles* et des *Souimangas*, parmi lesquelles Gmelin, Latham et les auteurs ont confondu ces oiseaux. — Wir begnügen uns daher, die Kennzeichen nach Leſſon (Traité d'Ornithologie) und Cuvier anzugeben und die von beiden hieher gerechneten Arten namhaft zu machen. — Der Schnabel kurz, an der Baſis breit, zugeſpitzt, etwas bogig, mit eingezogenen, gezähnelten Rändern. Die Naſenlöcher klein, zugerundet, an der Naſenwurzel ſtehend; die Flügel von mittlerer Länge, die 4te und 5te Schwungfeder ſind die längſten; die Tarſen mittelmäßig hoch, geſchildet, die Zehen mittelmäßig lang; der Schwanz von mittlerer Länge oder kurz, etwas ausgerandet.

Dieſe Vögel gleichen ſich in der Geſtalt, leben auf den Inſeln des aſiatiſchen Archipels, klettern nicht und haben deshalb auch keine abgeriebenen Schwanzfedern. Ihre Federn ſind wie bei den Fliegenvögeln (Orthorhynchus) geſtellt, ſie haben nämlich Facetten, doch ohne metalliſche Farben. — Der Name der Gattung iſt aus Älian entlehnt, ohne daß dieſe in einer Beziehung zu dem von dieſem angeführten Vogel ſteht.

1) D. chrysorrheum *Temminck* (planch. col. 478. f. 1.). Oben olivengrün, unten weißlich, braun gefleckt, die unteren Deckfedern goldgelb. Vaterland Java.

2) D. erythronotos *Latham* (*Vieillot* Ois. dorée pl. 85. Soui-manga à dos rouge) 3½ Zoll lang. Oberkopf, Rücken, Hals, Steißfedern zinnoberroth, Flügel und Schwanz ſchwarz, Wangen, Seiten des Halſes bläulich, Vorderhals weiß, welche Farbe auf der Bruſt und an den Seiten des Bauches ins Graue zieht. Schnabel und Füße ſchwarz, Iris roth. Das Weibchen iſt dunkelbraun, Flügel und Schwanz ſind ſchwarzbraun. Nach Cuvier iſt Edwards Certhia cruentata (Glanures 81.) nur eine Altersvarietät. Vieillot zieht auch Sonnerats petit Grimpereau à dos rouge de Chine (Voyage aux Indes orientales. pl. 117. f. 1.) hieher.

3) D. aterrimum *Lesson* (l. c.). Ganz mattſchwarz, Flügel und Schwanz braun. Das Vaterland unbekannt.

4) D. rubrum *Gmelin* (ed. *Linn.* — D. atripes *Vieillot*. — Motacilla flammea *Sparmann* Mus. Carlson. tab. 98?). Kopf, Kehle, Bruſt und der ganze Unterkörper roth, der Unterbauch weiß, Flügel und

Digitized by Google

Schwanzfedern schwarz. — Cuvier (regne anim. ed. 2. I, 433.) zieht hieher: D. orythronotos *Vieillot* pl. 54. — Voigt (Überſetz. v. Cuv.). *Vaillant* Ois. d'Afrique pl. 136. — Dem erſteren ſcheint Lathams (Index ornith. Suppl. p. 17.) Certhia erythropygia (oben blaßbraun, unten grauweiß, Steiß und Kieferränder karmoiſinroth, Schnabel und Füße ſchwarz, von Neuſüdwallis) das Weibchen und Nectarinia rubricosa *Temm.* col. 108. f. 2. 3. — Nectarinia rubrocana *Vieill.* Ois. dor. 36. nicht verſchieden zu ſeyn.

4) D. rubriventer *Lesson* (l. c.). Oben ſchiefergrau, unten hellgrau, mitten auf dem Bauche ein rother Fleck. Vaterland?

5) D. griseum *Latham* (Certhia: — Dicaeum flavipes *Vieillot*. — Certhia (Dicaeum) taeniata *Cuvier*. — Grimpereau de la Chine, *Sonnerat* l. c. pl. 117. nr. 3.). Oberkopf, Hinterhals, Rücken, kleine Deckfedern der Flügel aſchgrau, Kehle, Bruſt und Bauch hellroſtroth, Flügelfedern roſtbraun, der Schwanz ſtaffelig, die mittleren Steuerfedern braun, am Ende mit einer ſchwarzen Binde, die ſeitlichen grau mit einer halbzirkelförmigen ſchwarzen Binde, die Iris roth, der Schnabel ſchwarz, die Füße gelb. Vaterland China.

6) D. atrogaster *Lesson* (l. c. — Motacilla hirundinacea *Shaw* Not. Misc. IV. p. 114.). Schwanz, Vorderhals und Bruſt glänzend roth, die Mitte des Bauches ſchwarz, die Seiten aſchgrau, die untern Deckfedern roth. Neuholland. Cuvier führt (a. a. O.) den von Shaw beſchriebenen Vogel als eigene Art auf, deren ſein Überſetzer nicht gedenkt.

7) D. Maugei *Lesson* (l. c.). Nur das Weibchen bekannt. Schnabel morgenroth, Gefieder oben grau, unten weiß, Wangen und Kehle roſtröthlich. Von Timor.

8) D. erythrothorax *Lesson* (Zoologie de la Coquille pl. 30. f. 1. 2.). Das Männchen oben bräunlich und olivenfarben, die Kehle weiß, auf der Bruſt ein morgenrother Fleck, die untern Deckfedern gelb; das Weibchen unten ſchiefergrau. Von Bontou, einer der Molukkeninſeln.

9) D. niger (! — nigrum) *Lesson* (l. c. Zoolog. de la Coquille I. p. 673. Centurie Zoolog. pl. 27.). Die größte Art der Gattung, 4 Zoll lang. Der ſtarke Schnabel oben ſchwarz, unten weiß. Flügel faſt ſo lang als der Schwanz, Füße bleifarben. Am Männchen ſind die obern Theile, Flügel und Schwanz blauſchwarz, bronzirtglänzend; der ganze Unterkörper iſt einfarbig ſchmutzig olivenfarben. Das Weibchen iſt oben olivenbraungrau, unten hell olivenfarben; Schwung- und Steuerfedern braun, mit Grün überlaufen. Von Neuguinea, nahe bei Dorey.

10) D. sanguinolentum *Temminck* (col. pl. 478. f. 2.). Der Rücken blauſchwarz, die Kehle weißlich, die Bruſt roth, der Bauch lederfarben. Von Java.

11) D. cantillans *Vieillot* (Grimpereau siffleur de la Chine *Sonnerat*. l. c. pl. 117. n. 2. — *Temminck* pl. col. 478. f. 3.). Kopf, Hinterhals, Flügel und Schwanz aſchgrau bläulich, ſo wie der Rücken, auf dem ein dreieckiger orangegelber Fleck; Kehle und Vorderhals heller; Bruſt und Bauch orangegelb, die Afterfedern heller, Schnabel und Füße ſchwarz, Iris roth. China.

12) D. rufescens *Vieillot* (*Le Vaillant* Ois. d'Afrique III. pl. 135. Le Crombec). Oberkörper, Kopf, Hinterhals, Flügel und Schwanz aſchbraun, Untertheile hell roſtfarben, am Bauche und unterm Schwanze dunkler, Füße roſtröthlich, Augen nußfarben, Schnabel hellbraun; das Weibchen gleichfarbig mit dem Männchen. Le Vaillant fand dieſe Vögel in den Mimoſen, an grünen Orangen, beſonders aber am Elephantenfluß.

13) D. chloronothos *Vieillot* (Ois. dor. II. pl. 28.) 3½ Zoll lang, Kopf, Hals, Kehle und Bruſt grau, mit grünlichen, ſchiefergrauen, weißen und roſtrothen Nüancen, die übrigen Körpertheile olivengrün. Der Schwanz gabelig, die Füße gelblich, die Krallen ſchwarz. Vieillot meint, Gmelins Certhia borbonica *Buffon* pl. enl. 681. f. 2. hieher ziehen zu können, den indeſſen Leſſon zu Nectarinia ſtellt.

Überhaupt ſcheint noch eine ſtrenge kritiſche Sichtung für dieſe Gattung nöthig. (*D. Thon.*)

DICALYX *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft. Char. Polygamiſche Blüthen. Ein doppelter Kelch: der äußere dreiblättrig, der innere fünfzähnig. Die Corolle fünftheilig (in der weiblichen Blüthe fehlend). Die Staubfäden in der Corolle eingefügt. Die einſamige Steinfrucht an der Baſis mit den drei Blättchen des äußeren Kelches umgeben, mit dem inneren Kelche gekrönt. Die einzige vom Pater Loureiro in den Bergwäldern Kochinchina's gefundene Art, D. cochinchinensis *Lour.* (Fl. coch. p. 816., ? Arbor rediviva *Rumph.* amb. V. t. 104.) iſt ein hoher Baum mit lanzettförmigen, gezähnten Blättern und weißen Blüthentrauben. Liefert Bauholz. (*Sprengel.*)

DICARYUM *Willd.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe und aus der Familie der Strychneen (Apocyneen). Char. Der Kelch fünfzähnig, ſtehenbleibend; die Corolle fünfzähnig, mit behaartem Rachen; die Staubfäden im Corollenrachen eingefügt; der Griffel einfach, mit ſtumpfer Narbe; die Steinfrucht zweiſamig, mit zweifächeriger Nuß. Die beiden Arten, welche Humboldt und Bonpland auf den columbiſchen Gebirgen gefunden und dem Willdenowſchen Herbarium mitgetheilt haben, ſind Bäume oder Sträucher: 1) D. subdentatum *W.* herb. (*Rom.* et *Sch.* syst. IV. p. 802.) mit elliptiſchen, etwas gezähnten, oben glänzenden Blättern und am Ende der Zweige ſtehenden Blüthentrauben; auf dem Berge Pichincha. 2) D. serrulatum *W.* mit ablangen, langzugeſpitzten, feingeſägten Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenriſpen; auf dem Berge Quindiu. (*Sprengel.*)

Dicasterium ſ. Gericht.

DICENTIUS, St., auch Dizantius genannt, aus adeligem Geſchlecht, war ſo fromm, daß er gewürdigt wurde, bei einer ſtreitigen Biſchofswahl durch ein Wunder zum Biſchof von Saintes erwählt zu werden. Als er nämlich in der Kirche erſchien, kam ſogleich ein Engel und gab ihm den Biſchofsſtab in die Hand. Das Wunder half ihm doch nicht lange; denn da die Leute ſich ſeinen ſcharfen Einrichtungen nicht fügen, er hingegen nicht davon ablaſſen wollte, warfen ſie ſich dergeſtalt gegen

Digitized by Google

ihn auf, daß er seine Stelle verließ, nach Tours ging und daselbst ein einsames Leben führte. Hier erhielt er bald eine besondere göttliche Offenbarung, die ihm ein bevorstehendes großes Unglück eröffnete, was bald über ganz Frankreich und besonders über Saintes kommen werde. Das bewog ihn, sogleich eine Reise nach Rom zu unternehmen, um die heil. Apostel Petrus und Paulus um Abwendung des bevorstehenden Unheils anzuflehen. Darauf wanderte er nach Saintes und ermahnte die Leute zur Besserung und zu ernstlichem Gebet. Die Undankbaren jagten ihn aber zum zweiten Male fort. Er ging also wieder nach Tours, wo er auch im 8. Jahrh. gestorben ist. Sein Leichnam wurde nach Ardes in Auvergne gebracht, wo man auf seinem Grabe reichliche Wunder erlebte. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 25. Junius. (*G. W. Fink.*)

DICERA. Eine von Menke (Synopsis Molluscorum) angenommene Abtheilung der Familie Helicea, in welche diejenigen Gattungen gehören, welche nur 2 Fühler haben, nämlich Vertigo und Partula. (*D. Thon.*)

Dicera *Forst.* s. Elaeocarpus.

DICERAS *Rudolphi*. Eine Gattung Eingeweidewürmer, welcher Rudolphi wegen ihres eigenthümlichen Baues einen bestimmten Platz im Systeme nicht angewiesen hat und die von Cuvier (regne animal. ed. 2.) ganz übergangen worden ist. Sie ward zuerst von Sulzer (Dissertation sur un ver nouvellement découvert et décrit sous le nom de Bicorne rude par *Charles Sulzer*. à Strasbourg et à Paris 1801. 4.) unter dem Namen Ditrachyceras, den Rudolphi wegen seiner Härte änderte, aufgestellt und nach einigen ihm in Weingeist zugekommenen Würmern beschrieben, und den Cysticis zugeordnet. Gegen diese Stellung erklärte sich indessen Rudolphi (Entozoorum historia I, 124.), war vielmehr der Meinung, daß, wenn dieses Thier wirklich den Entozoen beizuzählen, es vielmehr mit Echinorhynchus und Tetrarhynchus verbunden werden müsse. Darüber weiter unten.

Die Kennzeichen sind: der Körper eiförmig, zusammengedrückt, in eine schlaffe Haut gehüllt. Auf dem Kopfe steht ein getheiltes, mit Haaren rauh besetztes Horn. Die einzige Art ist

D. rude *Sulzer* (l. c. *Rudolphi* l. c. tab. 12. f. 5. — Cysticercus bicornis. Zeder Naturg.). Die Würmer wurden von einem 26jährigen Mädchen nach Gebrauch eines Abführungsmittels in Menge ausgeleert. Sie waren ungefähr 3 Linien lang, von welchem Maße die behaarten Hörner die Hälfte wegnahmen, der Körper war eine Linie breit. Am vorderen Theile stand ein getheiltes Horn, oder zwei Hörner auf einem gemeinschaftlichen, sehr kurzen Stiele; jene waren lang, mit Ausnahme der flachen Wurzel cylindrisch, vorn dünner, an der Spitze stumpf, bald gebogen, bald gerade oder auseinander gesperrt, rauh durch unregelmäßig büschelförmig oder einzeln stehende, verwirrte Haare, die unterm Mikroskop flach und pfriemenförmig erschienen. Der eiförmige Körper ging vorn in den gedachten Stiel über, mit welchem allein eine äußere, dünne, durchscheinende, warzige, oben mit ähnlichen Haaren einzeln besetzte Haut hier und da zusammengefallen und gefaltet, zusammenhing, nach deren Wegnahme der eiförmige, zusammengedrückte, an einem Rande dünnere, am andern stärkere, braune, höckerige (die Höcker sehr klein) Körper zum Vorschein kam. Er ging an der Spitze in eine Hervorragung über, aus welcher sowol der Stiel für die Hörner als auch ein cylindrischer, dünner, körperlanger Fortsatz herabhing, der an der Wurzel ein schmales, durchsichtiges Häutchen bildete, mit der andern Hälfte durch ein ganz dünnes Plättchen am Körper anhing. Innen zeigte der Körper sich mit einer wässerigen Feuchtigkeit gefüllt, die Wände so wie außen höckerig, und wo außen die Erhöhung stand, fand sich innen ebenfalls eine, welche hohl und an der Wurzel geschlossen war. Sowol die Wände des Körpers als des Hörnerstiels waren ziemlich dick und bestanden aus zwei zelligen Häuten, mit verschieden gestalteten Zellen; die Hörner aus einer ähnlichen schwammigen Materie. — Übrigens fanden sich unter der großen Menge nur 4 mit Hörnern versehene Individuen; von den andern meint Rudolphi, daß sie vielleicht nichts anderes als Eierstöcke einer Taenia gewesen seien.

Außer Sulzer hatte diesen Wurm zu beobachten, noch le Sauvage, Professor der Medizin zu Caen, Gelegenheit (Diction. class. d'hist. nat. V, 566.), indem eine seiner Kranken ebenfalls mit dem Stuhlgange eine Menge dieser Würmer ausleerte, von denen indessen nur 4 für den Arzt aufbewahrt wurden, der sie an die medizinische Akademie zu Paris einsandte. Übrigens ist durch diese neuere Beobachtung nichts weiteres als die wirkliche Existenz dieses Wurmes dargethan. (*D. Thon.*)

Diceras *Pers.* s. Diceros.

Dicerata s. Tritoniacea.

DICERATELLA *Bory de St. Vincent*. Eine Gattung mikroskopischer Thierchen aus der Familie der Trichodeen, welche nach dem Begründer folgende Kennzeichen haben. Der Körper ist einfach, frei (nicht aufsitzend) rund herum und selbst auf seiner Oberfläche mit Haaren besetzt, außerdem an dem einen Körperende mit zwei Tentakeln in Form kleiner Hörner oder Haken versehen. — Müller rechnete die zu denselben gezählten Arten zu Cercaria und Leucophra. Die Gattung scheint überhaupt etwas künstlich und Bory meint selbst, daß eine jede der beiden Arten allenfalls eine eigene Gattung bilden könnte.

1) D. triangularis *Bory*. Leucophra cornuta *Müller* Infusoria. Encycl. meth. Vers. pl. 11. f. 36—39.) findet sich zu Anfang des Winters in sumpfigem Wasser und die Individuen variiren viel, wechseln auch ihre Gestalt, so daß man sie für Vorticellen halten könnte. Die Form ist platt und wenn das Thier vollkommen ausgebreitet, so ist es vollkommen dreieckig, an der vorderen kleineren Seite mit 2 Hörnern versehen, hinten läuft es in eine, zwei, auch drei Spitzen aus. Die Farbe ist tiefgrün, und man unterscheidet im Innern drei oder vier Kügelchen. Wenn das Thier sich zusammenzieht, sind alle Haare (Wimpern) verborgen und es gleicht dann einem großen Volvox. Ein andermal nimt es eine dreieckige Gestalt an, läßt aber die Hörner nicht sehen, auch

Digitized by Google

die Haare nicht und man wird dann verſucht, es für ein Gonium zu halten. Beim gewöhnlichen Schwimmen kommen aber die Haare zum Vorſchein, die vorderen ſind gerade, die ſeitlichen nach hinten geneigt. Nach dem Tode gleichen beim Zerfallen die innern grünen Kügelchen Lagen von der ſogenannten Priſtleyiſchen grünen Materie. — Ehrenberg (Iſis 1833, 245.) iſt über dieſes Thier ebenfalls zweifelhaft, indem er Stentor polymorphus ſeines Syſtems mit einem? dazu anführt.

2) D. ovata (Cercaria ovata *Müller* Encycl. pl. 9. f. 17—18.). Aus der See! Selten. Wie mit kleinen, kurzen Haaren bedeckt, die man in kreisförmigen Binden ſtehend vermeint. Bräunlich. Deutlich von voriger Art verſchieden, indem die Hörner hinten ſtehen. Auch ſchwimmt es ganz eigenthümlich. — Bory hat hier falſch citirt, Müller hat keine C. ovata, ſondern die angeführten Figuren ſtellen C. hirta vor, welche nach Ehrenberg (a. a. O.) ſynonym mit Coleps hirta *Nitzsch.* (*D. Thon.*)

Diceratium *Lag.* ſ. Notoceras.

DICEREA *Eschholtz.* Eine aus Buprestis geſonderte Käfergattung (Eſchholtz zoologiſcher Atlas 1. S. 9.), welche der Begründer charakteriſirt: metathorace sulco lato; elytris attenuatis; ano maris bidentato, foeminae tridentato, und als dahin gehörige Arten angibt: B. berolinensis, aenea, alni, acuminata. Vergl. noch Buprestis. (*D. Thon.*)

DICERMA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linnéſchen Klaſſe und aus der Gruppe der Hedyſareen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, zweilippig: das obere Lippchen breiter, umgekehrteiförmig, ungetheilt, das untere dreiſpaltig; die Schmetterlingscorolle mit umgekehrteiförmigem Wimpel und ſtumpfem Kiele; die Gliederhülſe iſt mit dem Griffel gekrönt und beſteht aus zwei (oder drei) flachen, kreisrunden Gliedern. Die drei bekannten Arten ſind als Sträucher mit gedreiten Blättern und gelben Blumen in Oſtindien und China einheimiſch: 1) D. pulchellum *Cand.* (Lég. mém. VII. p. 326., Prodr. II. p. 339., Hedysarum pulch. *L.* sp. pl., Hed. trifoliatum frutescens *Burm.* thes. zeyl. t. 52., Phyllodium *Desv.* journ. de bot. III. p. 123. t. 5. f. 24.) in Oſtindien und China; 2) D. elegans *Cand.* (Hedysarum *Lour.*, Zornia *Pers.*) in China; 3) D. biarticulatum *Cand.* (Hedysarum *L.* sp. pl., Hed. trifoliatum etc. *Burm.* l. c. t. 50. f. 2.) in Oſtindien. Die Blüthen ſind bei 1. und 2. ährenförmig und mit großen Stützblättchen verſehen (Phyllodium *Desv. Cand.*), bei 3. traubenförmig und nackt (Aphyllodium *Cand.*). (*Sprengel.*)

Dicerobatis ſ. Raja.

DICEROS *Lour.* (Achimenes *Vahl.*). Der Name Achimenes (ſ. d. Art.), wurde zuerſt von Patrick Browne für eine Pflanzengattung angewendet, für welche jetzt der Willdenowſche Name Trevirania allgemein angenommen iſt. Nahe mit ihr verwandt iſt die Gattung Achimenes *Vahl.*, für welche Loureiros Name Diceros um ein Jahr älter iſt. Beide Gattungen gehören zu der zweiten Ordnung der 14ten Linnéſchen Klaſſe und zu der natürlichen Familie der Scrofularinen. Achimenes *Vahl.* hat folgenden Charakter: der Kelch fünftheilig, ſtehenbleibend, mit eiförmigen, zugeſpitzten, gleichen Fetzen; die Corolle glockenförmig, vierſpaltig, mit rundlichen Lappen, von denen der untere etwas länger; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Antheren paarweiſe zuſammenhängend, zweitheilig; der Griffel fadenförmig; die Narbe in zwei Platten getheilt; die Kapſel kugelig, zweifächerig, zweiklappig, mit kugeligem Mutterkuchen. Die beiden bekannten Arten 1) Ach. sesamoides *Vahl.* (Symb. II. p. 71., Diceras longifolius *Pers.* syn., Columnea longifolia *L.* sp. pl., Sesamum javanicum N. L. *Burm.* ind. p. 133., Bahel-Tsjulli Rheed. mal. IX. p. 2. t. 87.) in Oſtindien, und 2) Ach. cochinchinensis *Spr.* (Syst. II. p. 812., Diceros *Lour.* coch. p. 463., Columnea *Poir.* enc.) in Kochinchina, ſind perennirende Kräuter mit violetten Blumen. Die fleiſchigen Blätter der zweiten Art eſſen die Kochinchineſen als Salat. (*Sprengel.*)

DICHAETA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Muscides (Meigen ſyſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen Inſekten. VI. p. 61. t. 58. f. 1—6.) mit folgenden Kennzeichen. Fühler entfernt, etwas niedergedrückt, kurz, dreigliederig: drittes Glied länglich, zuſammengedrückt, an der Wurzel mit einſeitig gefiederter Rückenborſte. Untergeſicht etwas herabgehend, erhaben, borſtig, Stirne breit, borſtig. Augen rund, Hinterleib eirund, fünfringelig, bei dem Männchen an der Spitze mit langen Borſten. Flügel aufliegend; Queradern entfernt.

Die einzige Art D. caudata (*Fallén* Hydrom. 8. 1. Notiphila caudata) hat ein bräunlichgelbes Untergeſicht mit langen ſchwarzen Borſten, die Stirne iſt ſchwarzgrau, auf dem Scheitel ſtehen drei Punktaugen; die beiden erſten Fühlerglieder ſind braun, das dritte blaßgelb; der Leib iſt ſchwarzgrau, das Rückenſchild mit drei ſchwarzen Striemen. Die Beine ſind ſchwarzgrau mit gelben Füßen. Die Flügel ſind etwas grau. Dieſes, nur zwei Linien lange Inſekt findet ſich in Teutſchland im Auguſt auf Schirmblumen (Umbellen) doch ſelten. (*D. Thon.*)

DICHANTHIUM. Unter dieſem Namen ſtellte Willemet (Uſteri Annal. 18. S. 11.) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Gräſer auf. Sie ſoll ſich von Andropogon unterſcheiden durch zweiſpelzigen, einblumigen Kelch, einſpelzige Corolle des Zwitters und fehlende Corolle des geſchlechtsloſen Blümchens; iſt aber nicht aufgenommen worden. D. nodosum *Willem.* iſt Andropogon annulatus *Forsk.* (*Sprengel.*)

DICHAPETALUM. Eine von Aubert du Petit-Thouars geſtiftete Pflanzengattung, welche von Chailletia *Cand.* generiſch nicht verſchieden iſt. Die letztgenannte Gattung bildet nach R. Brown und Candolle eine eigne Familie, Chailletieae, welche, aus tropiſchen Bäumen und Sträuchern beſtehend, einige Verwandtſchaft, je nachdem man die Blumendecke als doppelt oder als einfach betrachtet, mit den Rhamneen,

Digitized by Google

Therebinthaceen und Rosaceen, oder mit den Sampdeen und Amentaceen zeigt. Bartling (Ord. nat. p. 101.) zieht sie als Gruppe zu den Ulmaceen (Celtideen). Candolle (Prodr. II. p. 57.) rechnet drei Gattungen zu den Chailletieen.

I. Chailletia *Cand.* (Ann. du Mus. 17. p. 153. t. 1.). So genannt nach dem Hauptmann Chaillet in Neufchatel, welcher mehre neue Beobachtungen über Schweizerpflanzen für die Flore française mittheilte. Fünfte Linnésche Klasse, zweite Ordnung. Char. Der Kelch fünflappig; fünf ausgerandete oder gespaltene Corollenblättchen; zwei bis drei freie oder verwachsene Griffel; eine zweifächerige Steinfrucht. 1) Ch. pedunculata *Cand.* in Cayenne; 2) Ch. timoriensis *Cand.* auf den Moukkischen Inseln; 3) Ch. Dichapetalum *R. Br.* (*Tuckey* voy. p. 24., Ch. fasciculata *Spr.* syst., Dichapetalum *Thouars* gen. n. 78., D. Thouarsianum *Röm.* et *Sch.* syst.) auf Madagaskar; 4) Ch. toxicaria und 5) Ch. erecta *Don.* (Edinb. phil. journ. 1824. p. 348.) in Sierra Leone.

II. Leucosia *Thouars* (gen. n. 79.). Fünfte Linnésche Klasse, erste Ordnung. Char. Der Kelch fünfspaltig; fünf Corollenblättchen, ein einfacher Griffel; die Steinfrucht dreieckig, mit knochenharter, runzliger Nuß. Die einzige Art, L. Thouarsiana *Röm.* et *Sch.* (Syst., Chailletia Leucosia *Spr.* syst.) wächst auf Madagaskar.

III. Tapura *Aubl.* (Rohria *Schreb.*). Fünfte Klasse, erste Ordnung. (Candolle gibt nur drei Staubfäden an, aber nach Aublet sind deren fünf, von ungleicher Länge vorhanden). Char. Der Kelch fünftheilig, mit ungleichen, gewimperten Lappen; drei Corollenblättchen an der Basis unter sich und mit den Staubfäden verwachsen, so daß sie eine eindlättrige Corolle darstellen: die beiden kürzeren sind zweis, das dritte längere ist dreilappig; der einfache Griffel theilt sich in drei stumpfe Narben. Die einzige Art T. guianensis *Aubl.* (Gui. I. p. 126. t. 48., Rohria petioliflora *W.* sp. pl., Chailletia sessiliflora *Cand.* Ann. du Mus. l. c. f. 2.) ist in Gujana einheimisch.

(*Sprengel.*)

DICHELES (*Lepelletier* und *Serville*). Eine aus Melolontha gesonderte Käfergattung (Encyclopédie method. Scarabéides. — *Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 568.), mit dieser zu den Pentameren und der Familie Lamellicornes gehörig. Der Körper ist kurz, schwach behaart, die Flügeldecken sind am Ende eingezogen, so daß sie ein längliches Dreieck bilden. Die hintern Füße sind zum Theil an den Körper anziehbar. Alle Tarsenklauen sind gleich groß und gespalten. Die Schenkel der Hinterfüße sind, wenigstens am Männchen, sehr dick, gezähnelt, auch die Schienbeine derselben sind stark und endigen in einen starken Haken. Das Kopfschild hat vorn drei stumpfe Zähnchen, der Endlappen der Maxillen ist am innern Rande gezähnelt. Typus der Gattung ist D. dentipes *Serville* (*Guérin* Iconographie. Insectes. pl. 25. f. 8.). Kupferbraun; der Körper vier Linien lang. (*D. Thon.*)

DICHELESTHIUM (*Hermann*, lil.). Eine Crustaceengattung, nach *Desmarest* (Consideration générale sur la classe des Crustacés. p. 336.) zur Unterklasse Entomostraca und der Ordnung Poecilopoda gehörig, von *Latreille* (*Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 199.) ebendahin und zur Tribus Lernaeiformes gezählt.

Ein ganz eigenthümliches Thier! Der Körper ist fast cylindrisch, hinten schmäler als vorn, aus 7 Segmenten bestehend, von denen das vordere, nach Hermann der Thorax, nach Desmarest der Kopf, viel größer als die übrigen, fast rhomboidal, vorn und hinten gestutzt ist. Die fadenförmigen Fühler bestehen aus 7 Gliedern, von denen das letzte das längste, schräg nach hinten an den Kopfseiten anliegt. Der Rüssel liegt unten in der Mitte dieses Kopfes, zwischen dem zweiten Fußpaar, und besteht aus einem cylindrischen, häutigen, hohlen, am Ende gerundeten Sangapparat und 6 Arten Palpen (nach Latreille vielspaltigen Füßen), von welchen 2 an der Wurzel dick, zweigliedrig, das letzte Glied gespalten, zwei andere sind schmächtig und dreigliedrig und zwei sehr kurz, ebenfalls dreigliedrig. Die Augen sind nicht deutlich zu unterscheiden. Füße sind zwölf vorhanden, sechs stehen unter dem Kopfe, vier unter dem zweiten Körpersegment, und zwei unterm dritten. Die erstern Füße, nach vorn gerichtet, sind hinter dem vordern Rande des Kopfes eingefügt und bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste mehr lang als breit, zum Theil von dem Kopfe bedeckt, vorn ein schräges Ende hat; die zwei folgenden sind sehr kurz, das letzte oder Endglied ist eiförmig und läuft am Ende in einen kurzen an der Basis schwächern Daumen aus, nebst einem Finger, der mit einer unterwärts gebogenen Klaue versehen. Die Füße des zweiten Paares bestehen aus einem ziemlich langen, unbewaffneten Schenkel und einem nach außen einzähnigen Schienbein, welches in mehre Haken ausläuft, die in zwei deutliche Massen gesondert sind. Die Füße des dritten Paares, gleich dem vorigen unter dem Kopfe stehend, zeigen ein stark angeschwollenes Glied (nach Hermann, der Schenkel), das bauchig, eiförmig, in einen spitzigen beweglichen Haken ausläuft. Das vierte und fünfte Fußpaar sitzen unter dem zweiten Körpersegment. Jedes von ihnen besteht aus einem platten, fast kreisförmigen Stücke, welches in zwei eiförmige Finger ausläuft, deren äußerer der größte und mit vielen Haken versehen ist. Das sechste Paar besteht aus einfachen, ungetheilten, gegen die Wurzel schmälern Füßen, welche flossenähnlich, oder wie kleine Platten eiförmig, auseinander stehend, unbeweglich, unter dem dritten Körpersegment sitzen und von denen Hermann glaubt, daß es vielleicht Ovarien seyn könnten. Der Hinterleib besteht aus sechs Segmenten, von denen das erste kurz, quermondförmig, an jeder Seite in eine stumpfe Warze ausläuft; das zweite ist ebenfalls kurz, doch weniger breit; das dritte fast viereckig, ist durch eine Quersurche in zwei Theile getheilt; das vierte ist dem dritten ähnlich, doch vollkommener viereckig; das fünfte so lang als die beiden andern zusammen, ist cylindrisch, in der Mitte stärker, gegen die beiden Enden

Digitized by Google

verschmälert und hinten weniger breit; das sechste endlich ist fast kreisrund, ziemlich klein, dreimal kürzer als das fünfte, verschmälert und am hintern Ende in zwei Anhängsel oder eiförmige Bläschen auslaufend, welche nur die Hälfte seiner Länge haben.

Die einzige bekannte Art ist D. Sturionis (*Hermann* mémoire aptérologique p. 125. pl. V. f. 7. 8.). Die ganze Länge dieses Thieres betrug sieben Linien, die Breite eine Linie; die Farbe war fleischfarben mit einer braunen Linie an jeder Seite des Körpers, in der Mitte des Kopfes anfangend und über alle Körpersegmente weglaufend, von denen das sechste heller als die übrigen. Das erste Fußpaar, blaß fleischfarben, ist unter den Körper gebogen, wenn sich das Thier desselben nicht zum Festhalten bedient. Hermann fand ein Dutzend dieser Thiere an Stöhren (Accipenser Sturio), die im Rhein gefangen waren. Sie faßen mit ihren Füßen sehr fest, und hatten sich ziemlich tief in die Haut, welche den knochigen Kiemenbogen dieser Fische bedeckt, eingebohrt. Abgelöst liefen sie recht munter umher.

Nordmann (Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. II. S. 41.) hat dieses Thier ebenfalls untersucht, und gesteht, daß Hermann seine Untersuchung mit Sorgfalt angestellt, und daß die Beschreibung, wenige Punkte, besonders was die Mundtheile betrifft, ausgenommen, eine vorzügliche genannt zu werden verdiene. Wir lassen seine weitern Angaben hier folgen.

Eigentliche Fußpaare sind bei Dichelesthium nicht mehr sieben, sondern nur fünf vorhanden, zu denen das am dritten Körpersegment befindliche, kaum als solche zu erkennende, ungegliederte und unförmliche Anhängselpaar allenfalls als das sechste hinzukommt.

Das erste am vordern Rande des rhomboidalen Kopfschildes stehende Paar ist das größte und längste, besteht aus vier von einander undeutlich geschiedenen Gliedern, und hat an der Spitze die Form einer Krebsscheere. Die beiden folgenden Paare verhalten sich im Ganzen wie bei Cecrops, mit der Ausnahme, daß das zweite längere und schmälere Glied des zweiten Fußpaares an der äußern Seite mit einigen unregelmäßigen Gliedern, und an der Spitze mit drei besonders eingegliederten Fortsätzen versehen ist, von welchen der längste einen einfachen, an der innern Seite nur mit einer kleinen Zuspitzung bewaffneten Haken vorstellt, der zweite, kleinere, eine doppelte Reihe sägeförmiger Zähne trägt, der dritte und kleinste endlich, der von der Spitze etwas entfernt ist, eine konische Hervorragung bildet. Die zwischen dem ersten und zweiten Fortsatze sich kenntlich machenden Haare haben, einzeln genommen, einen ansehnlichen Durchmesser, und können mit größerem Rechte als scheinbar abgeplattete Stacheln betrachtet werden.

Das vierte kleinere und das fünfte größere Fußpaar sitzen an dem zweiten Körpersegmente und entsprechen dem gefiederten Kiemenfußpaare bei Caligus und Dinemura. Ihr Basalglied ist von dreieckiger abgerundeter Gestalt, und trägt an seinem vordern Ende zur Seite einen kleinen Stachel. Das Schienbein ist doppelt, und zwar das äußere aus zwei Gliedern bestehend, von denen das erste längere und keulenförmige mit einem seitwärts gerichteten Stachel, das zweite kleinere und abgerundete dagegen mit fünf Borsten garnirt ist. Das innere Schienbein hat nur ein länglich rundes Glied und zwei Borsten. Der äußere Rand jedes Gliedes zeigt sich fein ausgezackt, und von den Schwimmstrahlen sieht man an jeder Borste nur noch kaum bemerkbare Spuren. Das sechste, an dem dritten Körpersegment seitlich gestellte und auswärts divergirende Stummel-Fußpaar haben einige Autoren für Trauben angesehen, was ohne Zweifel minder richtig ist, indem man an dessen äußerem abgerundeten Rande einige kleine hornige Spitzen wahrnimt, welche diesen Anhängseln die Bedeutung von Füßen geben.

Die zu den Mundwerkzeugen gehörigen Organe verhalten sich auch anders, als man bis jetzt angegeben hat. Hermann und nach ihm Desmarest (siehe oben) schreiben dem Thiere drei Paar Taster zu, was eine bedeutende Anomalie in Beziehung auf die analogen Theile der Gattung Cecrops gäbe, zumal in Folge dieser Annahme die in dem Saugrüssel liegenden Maxillen verschwinden und als das dritte äußerlich liegende Tasterpaar angesehen werden müßten. Die Winzigkeit der Gegenstände verursacht solche Ansichten.

Der ziemlich lange und dicke Saugrüssel ist konisch und steht, wie bei Cecrops u. s. w., zwischen dem zweiten Fußpaare; an der Spitze ist er verknorpelt und läßt hier eine Spur von Ober- und Unterlippe wahrnehmen. Die rundliche Mundöffnung wird von einer kurzen und dünnen Haut umgeben, welche franzenähnlich eingeschnitten und ausgezackt ist. Die langstieligen Maxillen bestehen aus drei deutlichen Gliedern, von welchen das Mittelstück das längste, das dritte hingegen, an dem elf starke und aus einer gelblich gefärbten, hornigen Masse bestehende Zähne befindlich sind, das kürzeste. An der Basis der Maxillen befestigt sich ein starkes, aus mehren einzelnen Fasern zusammengesetztes Muskelbündel. Nimt man die Maxillen heraus, so schlägt ihr mit den Zähnchen bewaffnetes, sonst in dem Saugrüssel nach innen umgebogenes Ende etwas nach außen um.

Das dem Saugrüssel zunächst stehende Tasterpaar, von der Länge des erstern, ist dick, lanzettförmig und am Ende in zwei lange und dünne, zugespitzte Schenkel gespalten, wogegen das zweite äußere Paar um ⅓ kürzer ist, aus zwei Gliedern besteht und mit zwei ungleich langen, kurzen Spitzen versehen ist. Zur Basis hängen die Maxillen mit den Tastern zusammen, so daß beim Herausschneiden der Taster die erstern durch den an der Wurzel des Saugrüssels gemachten Einschnitt aus dem letztern unverletzt mit herausgezogen werden, wodurch man in Versuchung kommt, mit Hermann drei Paar Taster anzunehmen.

Den sechs Exemplaren, welche Nordmann beobachtete, fehlten die Trauben oder Eiersäcke. Auch konnten an denen in Weingeist aufbewahrten Exemplaren Augen nicht wahrgenommen werden. (*D. Thon.*)

Digitized by Google

Dichiles s. Mammalia.

DICHILUS *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Loteen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fast glockenförmig, zweilippig, (daher der Gattungsname: τὸ χεῖλος die Lippe, δίς, δι, doppelt), die Oberlippe zwei-, die Unterlippe dreizähnig, die Zähne zugespitzt und gleich; der Wimpel der Schmetterlings-Corolle kürzer als der stumpfe Kiel, aber länger als die kaum aus dem Kelche hervorstehenden Segel; die Hülsenfrucht drehrundlich, mit dem Griffel gekrönt, sechs- bis achtsamig. Die vier bekannten Arten sind südafrikanische Kräuter oder Staudengewächse mit gedreiten Blättern, einzeln stehenden oder traubenförmigen Blüthen und gelben Corollen: 1) D. lebekkioides *Cand.* (Lég. mém. VI. p. 202. t. 35., Prodr. II. p. 136.), 2) D. hypotricha *Spr.* (Cur. post. p. 273.), 3) D. sericea * und 4) D. ciliata * (Suppl. p. 20.). (*Sprengel.*)

DICHLOSTOMA (*Rafinesque*). Eine von Rafinesque in seinem Precis de Somiologie, Palermo 1814. aufgestellte, sehr ungenügend charakterisirte Mäusegattung. Der Körper gallertartig, flach, der Mund unten, an einem der Körperenden, mit zwei Anhängseln versehen. Die einzige Art D. ellipticum lebt im sicilianischen Meere. (*D. Thon.*)

Dichobuni s. die Nachträge zu D.

DICHOLOPHUS (*Illig.*), Schreivogel. — [Çariama. (*Brisson*) — Microdactylus (*Geoffroy St. Hilaire*)]. Vogelsippe, deren Platz im Systeme, ihrer mannigfachen Verwandtschaften halber, sehr verschieden bestimmt worden. Die hieher gehörige Art gleicht in mancher Beziehung dem sogenannten Sekretär (Gypogeranus cristatus *Illig.*), den Laufkuckucken und ferner den stelzenfüßigen, den hühnerartigen und den straußähnlichen Vögeln. Als Unterscheidungsmerkmale sind angenommen: ein Schnabel, welcher länger als der Kopf, stark gekrümmt, bis unter die Augen gespalten, eine bis in die Mitte des Oberkiefers reichende Nasenöffnung, lange dünne Füße und vier kurze Zehen, von denen die vordern durch eine Schwimmhaut verbunden, ferner Flügel von mittelmäßiger Länge, an denen die fünfte bis siebente Schwungfeder die längsten. Diesen könnten noch die ganz eigenthümliche Struktur der langen weitstrahligen Federn, und die Superciliarborsten und die Reihe langer Federn von der Nasenöffnung bis an die Augen, als besonders in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten der äußern Bildung beigefügt werden. — Die Annäherung an die Raubvögel zeigt in osteologischer Hinsicht noch die Bildung verschiedener Kopfknochen.

Die einzige bekannte Art, die wir in Europa im gezähmten Zustande zu beobachten Gelegenheit hatten, Dicholophus cristatus *Illig.* Palamedea cristata *Gm.*, le Saria *Az.* Çariama der Brasilianer, hat nur zur Hälfte befiederte Schenkel, mit Tafeln belegte Ferse, ein großes Auge und einen Schwanz, welcher ungleich länger als die Flügel ist. Der Körper und Oberkopf sind weiß, Hals, Brust und Kehle weißlich braun. Über dem Auge befindet sich ein weißer Strich, die Füße sind orangefarben, die Nägel, welche mit Ausnahme der Mittelzehe etwas gekrümmt, schwarz, der Schnabel korallenroth, die Iris gelb. Charakter des Vogels ist ein durch Hilfe der Flügel beschleunigter Lauf, der es ihm in bewohnten Gegenden leicht macht, die Gebäude zu besteigen und das Fliegen fast entbehrlich macht. Er bewohnt in Südamerika steinreiche trockne Hügel am Rande der Waldungen, kommt meistens paarweise vor, und hat eine so starke Stimme, daß man ihn aus großer Entfernung vernimt. Zwischen den Geschlechtern ist kein Unterschied. Er ist scheu, zugleich aber leicht zu zähmen und lebt wie der verwandte Sekretär in Afrika, mit dem er auch im Gefieder große Ähnlichkeit hat, von Eidechsen und größern Insekten. Daneben soll er zu den nicht trinkenden Vögeln gehören. Sein Anstand ist gemessen und mit dem des Kranichs zu vergleichen. (*Boie.*)

Der Prinz von Neuwied *), dem ein männlicher Vogel nicht zu Gesicht kam, gibt von dem weiblichen eine genaue Beschreibung. Die Länge des Vogels beträgt 2 Fuß 6 Zoll 6 Linien, die Breite 1 Fuß 8 Zoll 9 Linien. — Was die innern Theile betrifft, so ist die Luftröhre desselben einfach gebildet, oben unter dem Larynx etwas breiter und vorn platt gedrückt, knorplich stark, nach unten hinab stets mehr verengert, mit sehr kleinem Bronchiallarynx; sie könnte vielleicht bei dem Männchen etwas abweichend gebildet seyn. Magen rundlich-eiförmig und muskulös. Sehnen der Beine merkwürdig stark, beinahe knöchern. Im Gelenke des Schenkel (femur) und Schienbeinknochens (tibia) befindet sich an letzterem eine merkwürdige Nebenkapsel, worin sich nicht die Kugel bewegt, sondern die mit Muskel ausgefüllt ist, also blos zur Befestigung der Schenkelmuskeln und zum schnellern oder vielmehr anhaltenden Laufe dient. (S. a. a. O. Taf. I. Fig. 5 und 6.)

Nach der Versicherung der brasilianischen Jäger trägt der männliche Vogel am Hinterkopfe ein Paar einzeln verlängerte 5 bis 6 Zoll lange Federn, schmal und gekrümmt mit kurzen Bärten. An den jungen Vögeln ist der Schnabel bräunlich und nicht schönroth, die Iris im Auge nicht weißlich, sondern feurig orangefarben.

Der Sariama lebt in den großen offenen Triften des innern Brasiliens, wo sanfte, mit Gras bewachsene Höhen oder Ebenen mit einzelnen Gesträuchen abwechseln, und ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet, da er, nach Azara, bis zum 31sten Grade südlicher Breite gefunden wird, obgleich in Paraguay selten. Für die Breite von Pernambuco, also für den 8ten Grad, beschreibt ihn Marcgrave, und der Prinz von Neuwied fand ihn zwischen dem 15ten und 16ten. Man beobachtete ihn gepaart, oder nach der Paarzeit familienweise, zu dreien oder vieren umhergehend, auch häufig schnellaufend. Sein Lauf gleicht dem des Truthahns, welchem er aus der Ferne gesehen, auch in der Gestalt ähnlich ist, obgleich er höhere Beine und einen schlankern Körper hat. Seine sehr laute, weit schallende Stimme, welche in vie-

*) Neuwied Abbild. zur Naturgesch. Brasiliens. Lief. 3. — Derselbe Beiträge. IV. S. 570.

Digitized by Google

len gleichartig auf einander folgenden, von der Höhe zur Tiefe herabsinkenden Tönen besteht, wird zu allen Tageszeiten in den ausgedehnten Campos Geraës gehört; oft rufen mehre zugleich und oft selbst im richtigen Accord. Zuweilen soll man diese Vögel auch auf der Spitze eines Strauches, und selbst eines mäßig hohen Baumes sitzen sehen, doch ist dies selten, und sie begeben sich sogleich auf die Erde, sobald Gefahr nahet, da sie sich derselben nur durch den Lauf, und nicht durch den Flug entziehen können. Sie sind sehr schüchtern, auch bekommt man sie selten zu sehen, obschon man ihre Stimme überall vernimt.

Die Nahrung des Sariama besteht vorzüglich in den Insekten des Campo, doch vertilgen sie auch viele Schlangen, Eidechsen und dergleichen. Der Prinz fand den Magen des von ihm erlegten gänzlich mit Heuschrecken (Gryllus) vollgepfropft. Überhaupt lebt der Sariama, wie sich der Prinz durch den Augenschein überzeugte, von den Insekten der trockenen Triften, die er bewohnt, ist also kein Sumpfvogel.

In der Paarungszeit streiten die Männchen heftig um die Weibchen, wovon der Prinz im Monat Februar selbst Augenzeuge war. Sie verfolgten sich in dem dichten Nebel des Morgens, und kamen ihm dann zufällig so nahe, daß er sie im schnellen Laufe mit weit geöffnetem Schnabel erblickte, auch ist dies ganz besonders der Fall, wenn das Männchen dem Weibchen nacheilt. Ihr Nest legen diese Vögel auf einem niedrigen oder mäßig hohen Baume an. Ein solches, welches der Prinz im Campo Geral bei Valo fand, konnte er stehend mit der Hand erreichen. Es bestand aus dürren Reisern, welche unordentlich quer über die Zweige gelegt waren. Diese Unterlage bedeckt der Vogel mit einer Schicht von Letten oder Kuhmist, auf welcher man alsdann zwei bis vier weißliche Eier finden soll. In dem von ihm am Ende des Februars beobachteten Neste befanden sich zwei noch ziemlich kleine, mit Flaumhaaren bedeckte Junge, deren Iris im Auge lebhaft orangenfarbig war, und welche eine kurze rauhe Lockstimme hören ließen. Sie lernen bald laufen.

Obgleich das Fleisch dieser Vögel weiß und wohlschmeckend, wie Hühnerfleisch ist, so werden sie doch nur selten gejagt. Da sie sehr schüchtern sind, so ist es nicht leicht, ihnen mit der Flinte beizukommen, und selbst die bei dem Neste von dem Prinzen verborgenen Jäger waren nicht so glücklich, diese Vögel zu überlisten. Sobald der Sariama etwas Fremdartiges bemerkt, verstummt seine Stimme sogleich, und im nächsten Augenblicke hört man ihn schon in weiter Entfernung, alsdann pflegt er sich auch gern in den Gebüschen zu verbergen. Die beste Art diesen Vogel zu jagen ist, wenn man ihn zu Pferde im Trabe verfolgt und nicht aus dem Auge läßt; denn anhaltend in weiten Kreisen von dem Gebüsche abgeschnitten und immer schnell laufend, ermüdet er endlich. Sowie der Jäger dieses bemerkt, reitet er auf den Vogel zu, welcher jetzt kleine Wendungen macht, und man wirft ihm nun entweder eine Schlinge um den Hals, oder schießt ihn von einem Baume herab, auf welchen er sich nach kurzem, niedrigen Fluge gesetzt hatte; gewöhnlich aber drückt er sich auf die Erde nieder und man ergreift ihn lebend mit der Hand. Der Prinz hatte lange vergebens mit seinen Jägern nach diesen Vögeln das Campo durchstrichen, bis ein rüstiger Pflanzer aus der Nachbarschaft sich zufällig mit seinem raschen Hengste bei ihm einfand. Er versprach, ihm sogleich den Anblick einer Sariamajagd zu verschaffen, ritt nach der eben hörbaren Stimme des Vogels hin, und jagte auch sogleich einen solchen auf. Mit Vergnügen und Ungeduld sahen sie, wie der Reiter im höchst schnellen Trabe unausgesetzt dem schnellen Vogel folgte, ihn höchst geschickt immer von den Gebüschen abschnitt und endlich die schöne Beute lebend überbrachte. (*D. Thon.*)

DICHONDRA *Forst.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle fast radförmig; zwei Griffel mit knopfförmigen Narben; zwei einsamige Schlauchfrüchte. Die sieben bekannten Arten dieser Gattung sind als kriechende, perennirende Kräuter mit abwechselnden, rundlichen Blättern und kleinen, einzeln in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthen in den heißen Ländern Amerika's, auf den Mascarenischen Inseln und auf Neuseeland einheimisch. 1) D. repens *Forst.* (Char. gen. t. 20., Steripha reniformis *Banks*, *Gärtn.* de fruct. t. 94., Sibthorpia evolvulacea *L.* fil. suppl.) in Neuseeland, Westindien, Südamerika und auf den Mascarenhas. Von dieser zuerst entdeckten Art sind die drei folgenden kaum specifisch verschieden. 2) D. sericea *Sw.* (Fl. ind. occ.) in Westindien. 3) D. peruviana *Pers.* syn. in Südamerika. 4) D. carolinensis *Michx.* (Fl. bor. am., Anonymos repens *Walt.* car., Demidofia repens *Gmel.* syst.) in Südkarolina. 5) D. argentea *Willd.* (Hort. ber. II. t. 81.) in Mexiko und Columbien. Zweifelhaft sind die beiden Arten: 6) D. repanda *W.* (*Röm.* et *Sch.* syst.) in Südamerika, und 7) D. cymbalariae folia *W.*, deren Vaterland unbekannt ist. (*Sprengel.*)

DICHONEMIA. Eine von Fr. Nees (Nov. Act. nat. cur. XIII. p. 11. t. 2.) aufgestellte, noch sehr zweifelhafte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse entweder nach Nees und Fries aus der Gruppe der Fadenpilze (Untergruppe Byssoidei) der natürlichen Familie der Pilze oder aus der Gruppe der Ulvaceen der Familie der Algen nach Sprengel. Char. Zweierlei Fäden sind zu einem hautartigen, filzigen, verschieden gefärbten Gewebe verflochten. Von den Fäden sind einige sehr dünn, ästig, durchscheinend, gegliedert, andere einfach, stärker und mit einer körnigen Masse angefüllt. Die einzige Art, D. aeruginosa *Fr. Nees* (Dichonema aeruginosum in tab., Bangia aeruginosa *Spr.* cur. post.) hat Blume auf Moosen in Java gefunden. Die Häute sind fast kreisrund, bläulich-spangrün, am Rande blaß und gefranzt. (*Sprengel.*)

DICHORISANDRA *Mikan.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse und aus der Familie der Commelineen. Char. Der Kelch unter dem Fruchtknoten dreiblättrig, mit nach innen gewölbten, gefärbten Blättchen, deren oberes brei-

Digitized by Google

ter ist; drei meist rundliche Corollenblättchen, deren unteres schmäler ist; die Staubfäden (zuweilen nur 5) an der Basis der Corollenblättchen eingefügt, nackt, sehr kurz, mit eiförmigen, aufrechten Antheren, von denen die drei obern mit der mittlern untern zusammenstoßen, während die beiden seitlichen untern abstehen; der Griffel säulenförmig, mit dreieckiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, vielsamig. Die fünf bekannten Arten: 1) D. thyrsiflora *Mik.* (Del. *Fl.* et *Faun.* Bras. t. 3., Bot. reg. 682.), 2) D. gracilis *Mart.* et *Nees* (nov. act. nat. cur. XI. t. 1.), 3) D. oxypetala *Hook.* (Bot. mag. 2721), 4) D. radicalis *Mart.* et *Nees* (l. c.) und 5) D. puberula *M.* et *N.* sind brasilische (das Vaterland von D. oxypetala ist noch unbekannt) perennirende, den Tradescantien sehr ähnliche Kräuter mit breiten, nervenreichen, an der Basis scheidenförmigen Blättern und traubenförmigen, am Ende des Stengels stehenden, selten blattlos aus der Wurzel herkommenden violetten Blüthentrauben. (*Sprengel.*)

Dichoreios s. Trochaeus.

DICHOSPORIUM *Nees.* Eine noch zweifelhafte Gewächsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe: Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Die Hülle der Sporidien (das Peridium) ist außen mit einer Schicht kleiner Körner (Sporidien?) umgeben; die Sporidien sind zusammengehäuft. Die einzige Art, D. aggregatum *Nees* (Syst. S. 105. T. 8. F. 99.), kommt als ein kleiner, weißer, rundlicher, ungestielter Pilz haufenweis auf alter Eichenrinde vor. Fries (Syst. myc. III. p. 490.), welcher nur trockne Exemplare dieses Pilzes gesehen hat, glaubt, daß D. mit Conoplea vereinigt werden muß und nennt die Art vorläufig Con. alba. Dagegen hält Fries die von Nees als Synonym angezogene Spumaria physaroides *Pers.* für verschieden. (S. Didynium.) (*Sprengel.*)

Dichostyles *Pal. Beauv.* s. Fimbristylis.

Dichotomaria s. Galaxaura und Liagora.

Dichotomie s. Eintheilung und Pflanze.

DICHROA *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der elften Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlichen Verwandtschaft. Char. Der Kelch röhrig, mit kurzem, vierzähnigem Saume; fünf lederartige, offenstehende Corollenblättchen; ungleiche, fadenförmige Staubfäden mit aufrechten, zweifächerigen, fast eiförmigen Antheren; drei bis vier dicke Griffel mit ausgerandeten Narben; die Beere vierfächerig, vielsamig. Die einzige vom Pater Loureiro auf den Gebirgen Kochinchinas und des südlichen China gefundene Art, D. febrifuga *Lour.* (Fl. coch. p. 369.) ist ein baumartiger (gegen neun Fuß hoher) Strauch mit geradem Stamme, ofenstehenden Zweigen, lanzettförmigen, unbehaarten, etwas gesägten, ungestielten, gegenüberstehenden Blättern und am Ende der Zweige stehenden Doldentrauben. Die Corolle ist außen weiß, innen blau (daher der Gattungsname: χρόω ich färbe, δις, δ doppelt). Die Blätter und Wurzeln werden in Kochinchina als ein gutes Mittel gegen Wechselfieber gerühmt. Frisch erregen sie Erbrechen. (*Sprengel.*)

DICHROCERUS *Rafinesque.* Eine von Rafinesque wie gewöhnlich sehr unvollkommen charakterisirte Wurmgattung (Precis desomiologie 1824. p. 31.). Der Körper fadenförmig, auf dem Kopfe zwei Augen und zwei Fühler, die Seiten wehrlos. Die einzige Art D. rubescens ist röthlich, der Kopf stumpf, das Schwanzende spitzig, die Körperringe mehr breit als lang. In dem sicilianischen Gewässern. (*D. Thon.*)

Dichroit s. Steinheilit.

Dichroma *Cav.* s. Ourisia.

DICHROMENA *Michx.* (Dichroma *Pers.*). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Meist knopfförmige Ähren sind mit breiten und langen Hüllblättern (drei bis sechs, oft unten anders gefärbt als oben: daher der Gattungsname) und die Geschlechtstheile statt jeder andern Bedeckung mit einem Schüppchen versehen; der Griffel ist an der Basis breit, oben gespalten; Borsten unterhalb des Fruchtknotens sind nicht vorhanden; die Karyopsis ist linsenförmig, runzlich. Zu der von Michaux als Typus der Gattung angesehenen Art, D. leucocephala *Michx.* (Fl. bor. am. I. p. 37., Schoenus stellatus *Sw.* prodr. fl. Ind. occ.), welche in Westindien, Carolina und Georgien einheimisch ist, sind neuerdings noch elf andere hinzugekommen. Sie sind alle auf die wärmern Länder Amerika's beschränkt, glatte oder behaarte Gräser mit perennirender Wurzel. Die schönste und am besten abgebildete ist D. longifolia *Spr.* (Syst. I. p. 203., Schoenus longifolius *Rudg.* guj. p. 14. t. 16.), in Guiana. (*Sprengel.*)

Dichromya s. Myodarii.

Dichtigkeit, Dichtigkeitsmesser (Manometer), s. Gewicht.

Dichterkrönung s. die Nachträge zu D.

DICHTKUNST könnte der Wortbedeutung nach hergeleitet werden von dichten, verdichten, für die sinnliche Auffassung hinstellen, also dadurch hervorbringen, schaffen, welches letztere der griechische Ausdruck Poesie bezeichnet. Sie wäre dadurch das Herrschende in allen Künsten, weil diese mit verschiedenen Mitteln das unsichtbare Reich der Gedanken und Gefühle zur Äußerlichkeit bringen, und nur dann vortrefflich sind, wenn sich in ihnen eine dem Schönen dienende schaffende Kraft, eine poetische, zeigt. Aber im engern Sinne bildet und schafft die Dichtkunst neben den übrigen Künsten und unterschieden von ihnen durch die Sprache, ergreift vermöge dieses Mittels das Gemüth und die Gedanken unmittelbar, wie das Wort des Redners, ihres Eindrucks gewiß, im mannichfaltigen Gedankenaustausch der Menschen. Wo demnach der letztere anhebt und fortgeht und steigt, da ist irgend eine Poesie und Dichtung, weswegen man auch von einer Poesie des Lebens gesprochen, ja das geistige Leben und Wirken wäre zuletzt diese selber.

Uns den sinnlichen Eindruck zu verstärken, Andere unwiderstehlich hinzureißen in denselben Schwung der Gedanken und Gefühle, welcher den dichtenden Künstler beseelt, hat sich die Poesie mit der Musik verbunden, einer Kunst, welche gleich der Rede denselben Gehörsinn in Anspruch nimt, auf die Gemüther entschieden wirkt, und bei Festen der Freude oder der Trauer, den Lichtpunkten

Digitized by Google

eines poetisch bewegten Lebens, durch Barden und Sänger eingeführt worden. Die poetische Sprache gewinnt das von Melodie und Rhythmus als Begleiterinnen, fügt sich ihren Foderungen, und ist nun ihrerseits eine gebundene, d. h. nach gewissen musikalischen Gesetzen geordnete Rede, zum Unterschiede von der ungebundenen Prosa ohne bestimmte Melodien und Rhythmen. In dieser Verbindung wird zur Dichtkunst auch eine Verskunst gehören, wiewol beide nicht dasselbe sind, und eine lebendig sinnliche Sprachdarstellung ohne Versmaß Statt finden kann, sowie das letztere ohne poetisch lebendigen Ausdruck. Hieße man nun wegen fleißiger Übung und reicher Ausbildung der rhythmischen Versmaße diejenigen Wortfolgen, welche in Versen gefaßt sind, ausschließlich Gedichte, im Gegensatz zur Prosa, als der verslosen Rede; so kann es Gedichte geben, welche kein Gedicht sind, und eine Prosa voll dichterischer Wirkung, also eine poetische, wie man dieselbe auch genannt. Zum Unterschiede von der Dichtkunst, wenn ihr die Verskunst als nothwendige Begleiterin zugesellt wird, entsteht alsdann eine schöne Redekunst, welche zwar nicht in Versen spricht, aber doch Gedanken und Gefühle durch dasselbe Mittel der Worte zur Äußerlichkeit und sinnlichen Auffassung bringt, und ebenso wol geeignet ist, Gemüther aufzuregen, zu besänftigen und überhaupt zu erfreuen, als jene.

Wie in allen Künsten ist es die Darstellung des Schönen, des in sich Vollendeten und Vollkommenen, wonach die Dichtkunst strebt, nicht zu finden in bloßen Worten, oder im bloßen Versmaß, sondern im bewegenden Geiste des Genius, im Instinkt seiner poetischen Natur und mittheilenden Kraft. Daß Einbildungskraft, eine hellfarbige Erinnerung oder Gegenwart von Vorstellungen, daß Phantasie, eine noch höhere Stufe derselben, in ein unberechnetes Ganze unendlicher Darstellungen sich verlierend, dem Dichter eigen seyn müsse, räumen selbst diejenigen ein, welche selber wenig Einbildungskraft und Phantasie besitzen und deswegen nur mit Mühe und mangelhaft die Werke der Dichtkunst auffassen. Sie vollständig zu würdigen, d. h. zu fassen und zu wissen, was sie sind, wird nur dem verwandten Genius gelingen, dessen innere Poesie von der äußern Einwirkung des Werks in der Tiefe aufgeregt wird, und allen einzelnen Theilen desselben lebendige Regung und Bewegung mittheilt. Eine gewisse jugendliche Frische scheint dazu erfoderlich, weswegen wir bei Individuen und Völkern, wenn sie alt werden, eine Abnahme des poetischen Genius und der poetischen Empfänglichkeit wahrnehmen und ein poetisches Zeitalter eigentlich das erste ist, welches den Menschen aufgeht und nicht ganz mit ihrer übrigen Ausbildung fortgeht, und mit dem Erbleichen seiner Farben selbst der Sprache manche sinnliche Gewalt raubt, sie also unpoetischer macht. Setzen wir hinzu, daß alle ersten Gefühle und Gedanken stärker seyn müssen als die zweiten, eine erste Liebe, eine erste Wehmuth, ein erster Wahrheitsfund, so sind hochalte Völker und Menschen zu bedauern, welche schon Unzähliges und Alles durchgefühlt und gedacht haben, denen die Dichtkunst daher nur das Alte, oder ein dem Alten höchst Ähnliches wiederbringen kann.

Hieraus wird ein Völker- und Zeitenunterschied der Dichtkunst begreiflich, der Vollkommeneres und Unvollkommeneres, und auch das Vollkommene in verschiedener Form und Wirkung aufzuweisen im Stande ist, und der den Geschmack, d. h. die Empfänglichkeit für Dichtwerke und die Theilnahme des Gemüths an ihren Darstellungen bestimmt. Wo Bedrängniß und Noth das Leben und Nebel die Berge verschatten, da gibt es andere Poesie, als in ungestörter Behaglichkeit unter heiterem Himmel; wo Despoten walten, erklingen die Töne des Dichters nicht wie in den Räumen republikanischer Freiheit. Es gibt für die Dichtkunst reichere und ärmere Individuen und Völker, jüngere und ältere, ernstere und fröhlichere. Griechenlands Dichtwerke tragen den Charakter seiner übrigen Kunst und seines ausgezeichneten Genius; man hat eine heitere Ruhe und Objektivität als Hauptmerkmale derselben hervorgehoben und als etwas Plastisches bezeichnet, wodurch die sichere Gestaltung, die Reinheit der Bedeutung, das ruhige Maß bei allem Reichthum der schaffenden Phantasie gemeint ist. Man könnte dies gleichfalls als eine Männlichkeit betrachten, die mit bestimmten Gedanken und Gefühlen fest das Leben beherrscht, die Unruhe und das schwankende Streben der Jugend überwunden hat, frei und selbständig das Schöne in sich aufnehmend und mit deutlicher Sprache Andern darstellend. Römische Kraft und Männlichkeit wäre dann der griechischen verwandt, dadurch auch der Geschmack des Volks, und ein lebendiges Gefühl dieser Verwandtschaft, welches an den festen ausgearbeiteten Werken der Griechen zum Bewußtseyn gelangte, hinderte vielleicht eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Dichtkunst welterobernder Herrscher. Anders war es bei den orientalischen Völkern; sie zeigen minder feste sinnliche Gestaltung ihrer Poesie, suchen mit tiefbewegtem Gemüth ein Entlegenes, Ungeheures, sind oft voll erhabener Gewalt der Rede, oft auch verloren ins Überschwengliche, Unfaßliche, Grenzenlose. Hier waltet weniger das Maß der männlichen Kraft, als das Übermaß jugendlicher Phantasie, und mit ihr ein Reichthum an Bildern, eine gewisse Weichheit der Empfindung, welche dem Jugendalter nicht unangemessen, aber dem Manne fremder ist. Der Geschmack liebt das Dunkle, Geheimnißvolle und übt sich mystisch und allegorisch an der Enträthselung desselben. So wie man Unrecht hätte, den Jüngling zu verdammen, weil er kein Mann ist, so wenig wird man auch die Form der orientalischen Dichtkunst widernatürlich oder unangemessen finden, weil ein anderer Genius in ihr schafft, als der hellenische; umgekehrt aber wird man ebenso wenig den Orient als das Urland alles poetischen Schönen betrachten wollen, und die Griechen abtrünnig von dem heiligen Wesen der Kunst nennen.

Die neuere Welt trägt in ihren Kunstbildungen nicht den antiken Charakter der Griechen, und hat nicht die überfließende Fülle des Orientalismus, obgleich ihre poetische Kraft mit der Kenntniß griechischer und römischer Werke erweckt und durch eine morgenländische Religionslehre beherrscht ist. Vielleicht ließe sich im Gegensatze zur Männlichkeit der Griechen von einer Weiblichkeit der Neuern reden, da es nach Richters Bemerkung auch einen weiblichen Genius gibt, dem gerade nicht Kraft und

Digitized by Google

Schwung des Geistes fehlt, der sie aber in anderer Weise und an andern Gegenständen zeigt, und dem gesamten historisch veränderten Leben des Abendlandes folgt. Entschiedene Einwirkung übte das Christenthum, seine übersinnliche Heiligkeit zerstörte den sinnlichen Körper des Heidenthums und schwebte mit innerer Rührung, Sehnsucht und Liebe über den Ruinen der alten Welt. Eine Jungfrau und Mutter samt dem göttlichen Knaben thront im Himmel und über der Kirche, sie wird verewigt von allen übrigen Künsten und vom Rhythmus des Dichters. Nicht immer blieb das Sanfte vorherrschend, auch das Große, selbst Hölle und jüngstes Gericht wurden darzustellen gewagt; aber doch ziehen durch diese gewaltigen Massen die Farben der Andacht, Zärtlichkeit und Demuth, welche weniger streng und bestimmt das Gemüth ergreifen, als die auf festem sinnlichen Boden einherschreitenden Gestalten des Alterthums. Sehnsüchtige Töne eines Petrarka wurden in Griechenland nur von einer Sappho vernommen. Als die alten leidenschaftlichen rachsüchtigen Götter den Himmel verlassen hatten und nur Sanftmuth und Liebe ihn einnahmen, da suchte und fand man auch das irdische Schöne mit Weichheit; und gleichwie die christlichen Tugenden weiblich waren, sanft duldend, gelassen entsagend, so waren auch die Bildungen der Poesie weiblich verfließender, rührend dämmernder, mehr die innere Welt der schwebenden Phantasie abschattend, als die bestimmte Gestalt des äußerlichen Wandels, mehr mit einem Charakter von Subjektivität als von Objektivität.

Auf diese Wahrnehmung stützt sich die Annahme des Klassischen und Romantischen in der Poesie, wovon jenes in großer Vollkommenheit sich auf griechischem Boden ausgebildet, und dadurch als einziges Muster der Kunstvollendung gegolten, dieses hingegen von Freunden und Bewunderern neuerer hievon abweichender Kunstwerke in Schutz genommen worden. Daß beide Formen wesentlich zur Ausbildung der Dichtkunst gehören und ihr einen eigenthümlichen Charakter ertheilen, ist unläugbar und durch die Geschichte bewiesen; es sei denn, daß man einseitig in der Zeiten- und Ländervollkommenheit des Griechischen allein das Wesen der Poesie erkennen und alles Romantische als Unpoesie verdammen wollte. Hiegegen aber möchte der Genius eines Dante und anderer spätern großen Dichter sich auflehnen und die Unempfänglichkeit derjenigen schalten, die an ihren Schatten sich versündigten. Auf der andern Seite, wenn man das Romantische als ein aller Poesie Wesentliches hingestellt und ohne den Charakter desselben kein Werk als poetisch gelten lassen wollen, so möchten umgekehrt die klassischen Dichter des Alterthums sich dagegen erheben. In dem Streite über diese beiden Gattungen von Poesie sind oft Mißverständnisse eingetreten, indem das Klassische eigentlich das Vollendete, in seiner Art Mangellose bedeutet, also der Ausdruck von allen spätern Dichtungen gelten muß, die als vollendet aufgefaßt und dem poetischen Sinne genügend angesehen werden können, mithin auch von romantischen Dichtungen, so daß die letztern zugleich klassisch sind, obwol nicht auf griechischem Boden erwachsen und minder plastisch oder objektiv, oder männlich, wie das Antike. Umgekehrt kann unter dem Romantischen jede freiere, den Pfad des gewöhnlichen Alltagslebens verlassende, auf Flügeln dahin schwebende Phantasie und deren Schöpfung verstanden werden, wo sodann erhellt, daß alles Klassische, d. h. in sich Vollendete und Mangellose der Poesie zugleich romantisch seyn muß, weil es sonst seinen poetischen Charakter verliert, sich nicht auf Poesie des Lebens, sondern auf kahle Prosa desselben bezieht, wodurch kein Gemüth in poetische Stimmung versetzt werden mag. Die griechischen Dichtungen werden in diesem Sinne auch romantisch seyn, obwol minder mystisch, oder subjektiv, oder weiblich, als die neuern. Ein gänzlicher Mangel solches Romantischen wäre vielleicht nur im absterbenden Alter eines Volkes zu erwarten, dem die poetischen Flügel niedersinken, und welches sich in seiner Ohnmacht mit welk gewordenen Blüthen matter Erinnerung begnügt. Hiebei bliebe allerdings einzuräumen, daß manche Werke der Dichtkunst vorzugsweise klassisch (antik-plastisch), andere hingegen vorzugsweise romantisch (modern-malerisch oder phantastisch) zu nennen wären, und ein Partikulargeschmack der Völker sich der einen oder andern Gattung mit ausschließlicher Gunst entgegenwendete, ein Universalgeschmack aber ohne Gunst oder Abgunst das Vorzügliche beider Gattungen zu schätzen verstände. Dem Klassischen (Antik-plastischen) würde dann ein strengeres Ebenmaß der Theile und eine bestimmter begrenzte äußere Form eigen seyn, dem Romantischen (Modern-subjektiven) ein freieres Verhältniß der Theile und etwas unbestimmt Zerflossenes, äußerlich weniger streng Begrenztes. Es beruht sehr darauf, wie man diese beiden Hauptgattungen des Klassischen und Romantischen in der Dichtkunst auffaßt, um darüber für das Urtheil und die poetische Bestrebung eine Ausgleichung oder einen bleibenden Gegensatz der Schulen herbeizuführen. (*Köppen.*)

DICHTUNGSARTEN. Die Quelle aller Poesie entspringt aus den ästhetischen Anlagen des menschlichen Gemüths, Einbildungskraft und Gefühl, und durch diese wirkt sie auf alle Vermögen des Gemüths, die sie sämtlich in Anspruch nimt. Was sie auch darstelle, so hat sie es nicht nur in einer malerischen und musikalisch-harmonischen Sprache darzustellen, sondern in Beziehung auf die Gemüthswelt, und dies ist allezeit die Hauptsache. Ohne sie fehlt der Poesie die Sele, die sich durch keine noch so schöne äußere Form ersetzen läßt. Alle ursprünglichen und wesentlichen Anlagen der menschlichen Natur machen die menschliche Gemüthswelt aus, und es gehören also dazu: Sinnlichkeit, Erkenntniß- und Denkvermögen, Gefühl, Begehrungs-Strebungsvermögen, und dieses in höchster Potenz: Wille. Mit den Vorstellungen, welche durch jedes dieser Vermögen zum Bewußtseyn gelangen, hat es nun zwar die Poesie überhaupt zu thun; allein sie kann auch die Gegenstände eines jeden dieser Vermögen insbesondere darstellen, und hienach zerfällt sie in verschiedene Klassen, welche man Dichtungsarten zu nennen pflegt, von denen jede etwas Eigenthümliches haben muß, ohne den allgemeinen Gat-

Digitized by Google

tungscharakter zu verlieren. Wenn man sich über die Anzahl dieser Dichtungsarten und den eigenthümlichen Charakter einer jeden bis zu dieser Stunde noch nicht hat vereinigen können, so lag dies blos daran, daß man das richtige Eintheilungsprincip nicht gefunden hatte. Dieses aber ist das ursachliche Verhältniß, in welchem das Darstellen zu dem Auffassen des einem jeden Gemüthsvermögen zukommenden Gegenstandes im Vorstellungsvermögen steht. Gegenstand der Sinnlichkeit ist die äußere Welt, die Natur als Erscheinung. Dieser kann nur aufgefaßt werden in der Anschauung; alles aber dieser gemäß (als Bild) Vorgestellte, kann nur dargestellt werden durch Beschreibung. Gegenstand des Denk- und Erkenntnißvermögens ist die durch Bildung von Begriffen und Ideen, Urtheilen und Schlüssen und deren gesetzmäßige Verbindung zu ermittelnde Wahrheit. Wahrheit, als Ergebniß des Denk- und Erkenntnißvermögens, kann nur dargestellt werden in Gemäßheit der zur Erkenntniß derselben nothwendigen Verbindung von Vorstellungen, in zusammenhängenden, genau und richtig gefolgerten, Gedankenreihen. Durch deren Mittheilung lehrt man. Eine Darstellung von Vorstellungen zu dem Zwecke der Erkenntniß einer Wahrheit wird daher lehrend — auch belehrend — seyn. Gegenstand des Gefühls sind die Zustände des Gemüths selbst. Diese lassen sich nicht anders darstellen als durch den Ausdruck der durch das Gefühl erregten Vorstellungen und deren eigenthümlichen Gang. Gegenstand des Begehrungs-Strebungsvermögens, des Willens, ist im Allgemeinen jeder Zweck, auf dessen Erreichung eine Absicht gerichtet ist, und zu dessen Erreichung Mittel angewendet werden müssen. Die Ergebnisse dieses Vermögens werden nur herbeigeführt durch Handlung, und Streben und Wollen offenbart sich uns nur durch Handeln. Hieraus folgt, daß alles, was hievon dargestellt werden soll, nur dargestellt werden kann nach den Vorstellungen, wie wir es von dem Streben und Wollen durch die Äußerung desselben, das Handeln erhalten haben. Diese Darstellung muß daher pragmatische Geschichte seyn. Eine solche kann nun aber dargestellt werden entweder als eine vergangene, und dann muß die Darstellung erzählend seyn, oder als in der Gegenwart sich ereignend, und dann läßt sie sich nur auffassen durch Anschauen der Handlung selbst, und nur dadurch darstellen, daß die Handlung zur Anschauung selbst gebracht wird. Hieraus ergeben sich als die einzig möglichen Dichtungsarten: 1) die beschreibende (malerische, pittoreske), 2) die didaktische, 3) die lyrische, 4) die epische und 5) die dramatische. Innerhalb des Kreises jeder dieser Dichtungsarten ist eine große Mannichfaltigkeit von poetischen Formen möglich. Diese machen nicht selbst Dichtungsarten aus, bedingen aber Unterarten und Spielarten, deren es in der antiken und modernen Poesie viele gibt. — Das Ausführlichere sehe man in den Artikeln, welche die einzelnen Dichtungsarten selbst behandeln. (*H.*)

Dickbäuche (*Grosses Ventres*) s. Land der Minetaren.

DICKINSON, William, geb. in England um das J. 1746 und blühend zu London um das J. 1780, arbeitete in schwarzer Kunst und Punktirmanier, und gehört zu denjenigen guten Künstlern, deren Blätter vorzüglich in guten Abdrücken gesucht werden. Er hat viel Bildnisse nach Correggio, van Dyck, Reynolds u. A. gestochen. (*A. Weise.*)

Dickinson (Geogr.) s. die Nachträge zu D.

Dicks, Nebenfluß des Kentucky (s. d.).

Dicksaft s. Extract.

DICKSON, 1) Adam, geb. zu Abermaly in der schottischen Landschaft Ost-Lothian, seit 1750 Prediger zu Duns in Südschottland (Berwikshire), und nachher zu Whittingham, zeichnete sich als Agronom aus. Sein Werk über den Ackerbau, von welchem 1764 der erste Band erschien, wird als das praktisch brauchbarste in diesem Zweige der engländischen Litteratur gerühmt. Nach seinem, durch einen Sturz mit dem Pferde verursachten, Tode (1776) erschien von ihm noch eine Schrift über den Ackerbau der Alten, die zu den besten Commentaren über die Scriptores rei rusticae gehört. — 2) James s. Dicksonia. (*H.*)

Dickson (Geogr.) s. d. Nachträge.

DICKSONIA. So nannte l'Heritier (Sert. angl. 30.) eine Pflanzengattung aus der 24. Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der echten Farrnkräuter, zu Ehren des Schotten James Dickson (geb. 1738, gest. in London 1822), welcher, ein Schwager Mungo Park's, früher Gärtner, dann Samen- und Kräuterhändler, sich vorzüglich um die Kenntniß der britischen Kryptogamen Verdienste erwarb. Er gab Abbildungen und Beschreibungen derselben (Plantarum cryptogamicarum Britanniae fascic. I—IV. Cum tabb. aen. XII. Lond. 1785—1801. 4.) heraus und schrieb einige Abhandlungen für die Linnean Transactions (Vol. I. II. und III.) — Char. Die rundlichen Kapselhäufchen stehen fast ganz am Rande des Laubes und sind mit zweiklappigen, sich nach außen öffnenden Schleierchen versehen. Kaulfuß (Syn. fil. p. 228.) trennt von D. die Gattung Balantium, indem er D. dadurch charakterisirt, daß die rundlichen Kapselhäufchen in den Buchten der Laublappen stehen und die kugeligen Schleierchen sich mit zerfetzter Mündung unregelmäßig öffnen (*Schkuhr* Fil. t. 130 b., 131.), während bei B. die abiang-linienförmigen (die Abbildung, *Kaulf.* syn. t. 1. f. 13. zeigt sie aber auch rundlich) Kapselhäufchen mehr an den Spitzen der Laublappen stehen und die nierenförmigen Schleierchen in zwei Klappen aufspringen. Die 23 bekannten Arten sind Farrnkräuter mit gefiedertem Laube; sie sind im tropischen und nördlichen Amerika, auf den Südsee-Inseln, in Japan, Nepal, Zeylon, auf den Mascarenhas, auf St. Helena, Madeira und den azorischen Inseln einheimisch. Einige davon, z. B. D. arborescens *Herit.* (l. c. 31.) auf St. Helena, haben baumartige Strünke. (*Sprengel.*)

Dicksteine s. Diamant.

DICLIDANTHERA *Martius.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Styraceen.

Digitized by Google

Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle trichterförmig mit fünfspaltigem Saume; die Antheren rundlich, ohne Staubfäden auf dem Rachen der Corolle sitzend, zweifächerig, sich in zwei Klappen öffnend (daher der Gattungsname: διπλίς, Doppelthür), von denen die innere sich ganz zurückschlägt, die äußere aufrecht stehen bleibt; der Griffel fadenförmig mit einfacher, scheibenförmig verdickter Narbe; die Beere ist kugelig, fünffächerig, fünfsamig. Die zwei von Martius in den Wäldern des tropischen Brasilien gefundenen Arten sind Sträucher oder kleine Bäume mit hartem, sprödem Holze, langen, oft herabhängenden Zweigen, zerstreuten, gestielten, ganzrandigen Blättern und traubenförmigen, mit Stützblättchen versehenen, gelblich weißen (getrocknet blaurothlichen) Blüthen. 1) D. penduliflora *Mart.* (Nov. gen. II. p. 140. t. 196.) in der Provinz Rio Negro; 2) D. laurifolia *Mart.* (l. c. p. 141. t. 197.) in der Provinz Rio de Janeiro. (*Sprengel.*)

DICLIDURUS *Maximilian v. Neuwied*, Klappenschwanz. Eine Gattung der Fledermäuse, nur nach einem einzigen Exemplar und noch dazu einem ausgestopften, von dem Prinzen von Neuwied (Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens II, 239.) begründet und beschrieben. Das Folgende ist daher nur ein Auszug aus dem Werke desselben.

Schneidezähne im Oberkiefer wahrscheinlich 2 (wegen des ausgebrochenen Intermaxillarknochens nicht genau zu bestimmen); im Unterkiefer 6, auf jeder Seite unmittelbar an den Eckzahn gereihet 3, in der Mitte befindet sich eine Lücke; sie sind klein, mit breiter dreimal eingekerbter Schneide. Eckzähne im Oberkiefer zwei, kegelförmig, vorwärts gerichtet, etwas zusammengedrückt, sanft gekrümmt, an ihrer hintern Seite mit einer zweiten kleinern Nebenspitze. Im Unterkiefer sind sie senkrecht gestellt, gerade, an ihrer vordern Basis mit einer erhabenen Leiste. Backenzähne im Oberkiefer auf jeder Seite 5; unmittelbar hinter dem Eckzahne ein kleines Lückenzähnchen, dann eine starke Lücke, hierauf 4 große Mahlzähne, mit langen starken Zackenspitzen; der vordere lang und kegelförmig, etwas gekrümmt, mit scharfer, einfacher Spitze, daher beinahe einem Eckzahne ähnlich; er hat einige kleine Nebenerhöhungen und ist von dem Eckzahne durch einen leeren Raum getrennt. Im Unterkiefer 5 Backenzähne auf jeder Seite, die beiden vordern mit einer einfachen, kegelförmigen Spitze und einigen kleinen Neckenhöckern. Der Unterkiefer länger als der obere; letzterer am Schädel vor und zwischen den beiden Augenhöhlen durch eine große elliptische Vertiefung ausgezeichnet, welche die Gesichtsknochen zu beiden Seiten vor die Orbita (Augenbogen) heraustreibt. Stirn und Scheitelknochen sind mit blasenartigen Erhöhungen aufgetrieben. — Zunge fleischig, ganzrandig, kürzer als der Unterkiefer, am größten Theile ihrer Unterfläche befestigt. — Anstatt eines Schwanzes laufen die Schwanzknochen mit mehren Gelenken in zwei äußerlich an der Haut des Körpers befestigte Hornstücke aus, welche ein aus 2 Klappen oder Kapseln zusammengesetztes Organ bilden. Die obere Klappe ist halbmondförmig, hornartig, scheibenförmig, mit etwas wulstig verdicktem Rande, dabei eine hohle Kapsel; die untere ist kleiner, etwas dreieckig, zugespitzt, gegen die obere horizontal angelegt, ebenfalls von der Haut gebildet, hohl. Diese beiden Hornstücke stehen mit ihrer größeren Fläche horizontal, lassen sich gegen oder aneinander bewegen und von einander entfernen und sind durch eine besondere feine Haut an ihrer Basis verschlossen oder von dem Körper getrennt. Der Schwanzknochen trit an die obere Kapsel. Flughaut wie an den übrigen Fledermäusen; ihr hinterer Rand zwischen den Hinterbeinen ist unter der Schwanzklappe hindurch gespannt.

Es ist nur eine einzige Art D. albus (Isis 1819. S. 1629. — Neuwied Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens I.) bekannt. Diese Fledermaus hat im Allgemeinen die Bildung unserer europäischen Arten; der Kopf ist ziemlich klein, der Körper mäßig breit, die Glieder ziemlich lang, dabei stark. Der Unterkiefer ist länger als der obere, die Nasenkuppe scheint durch eine senkrechte Furche ein wenig gespalten; die Augen scheinen nicht besonders klein; über ihnen entspringt das Ohr mit breiter Basis; sein oberer Theil war an dem Exemplare beschädigt, doch ist das äußere Ohr nicht besonders hoch; der Ohrdeckel ist breit und abgestumpft; die Arme sind stark und lang; die Flughaut ziemlich schmal; der Daumen ist mäßig lang, mit einem kurzen Nagel versehen und liegt bis an die Wurzel des letztern in einem vor dem Handgelenke und dem Zeigefinger hin ausgedehnten Streife der Flughaut. Der Zeigefinger ist stark, lang, aber nur aus einem Gliede bestehend, seine Haut ist an dem zweiten Gelenke des zweiten Fingers befestigt, welcher 3 Glieder und einen schmalen beinahe 3 Linien langen Nagel hat; der dritte und vierte Finger haben ein jeder drei Gelenke. Die Vorderarmröhre ist stark gebogen; der Schenkel ist kurz und größtentheils im Pelze verborgen; das Schienbein ist lang und schlank, der Fuß etwa halb so lang als der Sporn, mit fünf gleichen, sehr zierlichen Zehen und starken Krallennägeln; die Schwanzflughaut ist von den Enden der beiden Sporne in einen Bogen hinüber gespannt, dabei nur nahe am Körper behaart; die Seitenflughaut ist im Fußgelenke befestigt.

Der ganze Körper dieses Thieres ist mit einem zarten, sehr dichten, langen, etwas zottigen, weißlichen Haare bedeckt, welches auf dem Oberrücken 4 Linien in der Länge mißt. Die Behaarung fängt an der Nasenspitze an; die Seiten des Kopfs von der Nase bis zu dem Auge, der Lippenrand und das innere Ohr sind unbehaart und bräunlich gefärbt; das äußere Ohr scheint grossentheils, wenigstens an seiner Basis, behaart; die Flughäute sind nackt, mit Ausnahme eines weiß behaarten Streifes längs der unteren Seite des Vorderarms hin bis zwischen dem dritten und vierten Finger, des oberen Hautwinkels vor dem Ellenbogengelenk eines Theils der Flughaut in den Seiten des Körpers und der Schwanzflughaut zu den Seiten der Schwanzklappe; die weißen Haare des Körpers treten zu beiden Seiten der Schwanzklappe in zwei langen Büscheln etwas über die Schwanzflughaut herab. Flughäute hellbräunlich gefärbt, die Schwanzklappen schwärzlich braun wie die Füße und die Nägel.

Die ganze Länge dieses Thieres beträgt 2 Zoll 10 Li-

Digitized by Google

nien, die ganze Breite etwa zwiſchen 13 bis 14 Zoll (nach dem ausgeſtopften Exemplar).

Der Schädel dieſer merkwürdigen Fledermaus iſt ſonderbar gebildet. Seine Geſichtsknochen ſind, wie weiter oben geſagt, an drei verſchiedenen Stellen blaſenartig aufgetrieben, und vor und über den beiden Augenhöhlen befindet ſich eine große elliptiſche Vertiefung, welche quer über die Naſenknochen hinliegt und die Geſichtsknochen zu beiden Seiten vor die Augenhöhle heraustreibt; an dem ausgeſtopften Thiere waren alle die weichen, darin befindlich geweſenen Theile (vielleicht eine große Drüſe?) hinweggenommen, und die Haut zeigte an dieſer Stelle eine große Dünne oder Transparenz.

Die Jägee des Herrn Freyreiß fanden dieſe Fledermaus zwiſchen den großen Wedeln der zahmen Kokospalmen (Cocos nucifera) bei Canavieras an der Mündung des Rio Pardo, wo ſie ſich am Tage veebirgt. Man fand nur ein einziges Exemplae, welches ſich jetzt in dee zoologiſchen Samlung des Prinzen befindet. (*D. Thon.*)

DICLIPTERA. Eine Pflanzengattung, welche Juſſieu von Justicia trennte (Ann. du Mus. IX. p. 267. t. 23. f. 3.), aus der erſten Ordnung der zweiten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Acanthеen. Char. Dee Kelch vier- bis fünfſpaltig, mit Stützblättchen verſehen. Die Corolle zweilippig mit faſt ungetheilter Unterlippe; die Antheren zweifächerig; die Kapſel faſt kugelig, elaſtiſch zweiklappig, faſt einfächerig, mit zuletzt freier Scheidewand, auf welcher wenige Samen vermittelſt beſonderer Stielchen ſitzen. Von Justicia unterſcheidet ſich die Gattung beſonders durch die unvollkommene, freie Scheidewand, dee Samenkapſel. Auf dieſen Unterſchied machte ſchon Vahl (Symb. bot. II. p. 12. t. 26. f. d. e. f.) aufmerkſam, und König (Annals of bot. II. p. 189.) ſchlug ein Jahr vor Juſſieu den Namen Diapedium für die zu trennende Gattung vor. Bei Dicl. ſowol als bei Justicia ſind die beiden Fächer der Antheeen oft von einander getrennt, ſo daß ſie als zwei auf einem Staubfaden neben oder unter einander ſtehende Antheren erſcheinen; die Arten, welche dieſe Bildung zeigen, begriff Linné unter der neuerdings erloſchenen (vergl. *Vahl* l. c. p. 11.) Gattung Dianthera. Von der Gattung Dicl. ſind gegen dreißig Arten bekannt, welche, wie die Juſticien, in den tropiſchen Ländern von Aſien, Afrika, Amerika und auf den Südſeeinſeln einheimiſch ſind. (*Sprengel.*)

Diclytra *Cand.* ſ. Dielytra.

DICNEMON. Eine von Schwägrichen aufgeſtellte Gewächsgattung aus der 24. Linnéſchen Klaſſe und aus dee natürlichen Familie der Laubmooſe. Char. Die Kapſel adlang, cylindriſch, überhängend; der Mündungsbeſatz iſt einfach und beſteht aus ſechszehn ſoliden, über die Hälfte geſpaltenen, knotigen oder quergeſtreiften Zähnen; das Deckelchen iſt pfriemenförmig; die Haube mützenförmig; die Fruchtborſten ſtehen in den Blattachſeln. Die beiden Arten 1) D. calycinum *Schwägr.* (Suppl. II, 1. p. 126. t. 124., Leucodon calycinus *Hook.* musc. ex. t. 17.) und das zweifelhafte 2) D. rugosum *Schwägr.* (l. c. p. 127. t. 174., Leucodon rugosus *Hook.* l. c. t. 20.) in Neuholland, ſind kriechende Laubmooſe mit aufeechten Zweigen, und eiförmig-lanzettförmigen, nach innen gewölbten, dachziegelförmig über einandee liegenden Blättern. (*Sprengel.*)

DICOCCUM. Eine von Corda (Stuem Teutſchl. Fl. Heft 9. T. 55.) aufgeſtellte Gewächsgattung aus dee Gruppe der Staubpilze (Untergruppe: Tuberculariner) dee natürlichen Familie der Pilze. Char. Ungeſtielte Zwillingsſporidien ſind zu einer nackten Scheibe vereinigt. Von Schizoderma *Kunz.* unterſcheidet ſich Dic. nur durch die Zwillingsſporidien (Sp. mit einee Scheidewand), ein Unterſchied, der nicht bedeutend genug iſt, um eine neue Gattung zu begründen. D. minutissimum *Cord.* iſt ein ſehr kleiner Pilz, welchee auf altem Holze kleine, punktförmige, ſchwarze Häufchen bildet und ablange Sporidien hat. (*Sprengel.*)

DICOMA. Dieſe von Caſſini (Bull. philom. 1817 Janv., Dict. des sc. nat. XIII. p. 194.) geſtiftete Pflanzengattung rechnet Caſſini ſelbſt zu der erſten Ordnung der 19. Linnéſchen Klaſſe und zu der Gruppe dee Cynareen (Carlineae) der natürlichen Familie der Compositae. Nach Leſſing (Linnaea V. p. 277., Synops. Comp. p. 109.) gehört ſie abee zu dee dritten Ordnung dee 19. Linnéſchen Klaſſe und zu der Gruppe der Perdicieen (Mutisieae). Char. Ein glockenförmiger, gemeinſchaftlicher Kelch, deſſen Blättchen trockenhäutig und ſtechend ſind und dachziegelförmig über einander liegen; die Strahlenblümchen, wenn dergleichen vorhanden, ſind geſchlechtslos, zweilippig; die der Scheibe hermaphroditiſch, regelmäßig; die Antheren geſchwänzt, mit nach oben gerichteten Schwanzfetzen; die Samenkrone beſteht aus zwei oder mehren Reihen ungleicher Spreublättchen. Die ſechs Arten, welche Leſſing hieher zählt und in drei Untergattungen theilt, ſind afrikaniſche Sträucher und Staudengewächſe mit gabligen Äſten, an deren Enden die Blüthen einzeln ſtehen und mit abwechſelnden Blättern: I. Leucophyton *Less.*: 1) D. capensis *Less.* (l. c., Berkheya albida *Lichtenst.* in *Willd.* herb.), dee Trivialname iſt übel gewählt, da, mit Ausnahme dee folgenden, alle übrigen Arten am Vorgebirge der guten Hoffnung wachſen; 2) D. tomentosa *Cass.* (l. c.) am Senegal (?). II. Rhigiothamnus *Less.*: 3) D. radiata *Less.* (Leyssera picta *Thunb.* cap.). III. Macledium *Cass.*: 4) D. relhanioides *Less.*; 5) D. diacanthoides *Less.* (Elichrysum spinosum *Thunb.*, Nitelium rubescens *Cass.*); 6) D. Burmanni *Less.* (Xeranthemum ramosum etc. *Burm.* afr. p. 182. t. 67. f. 3., X. spinosum *L.*, Elichrysum spinosum *Willd.*). (*Sprengel.*)

Diconangia *Mitch.* ſ. Itea.

DICORYPHE *Thouars.* Dieſe Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der vierten Linnéſchen Klaſſe bildet nach R. Brown (*Abel's* Journ. p. 374.) mit Hamamelis eine eigene kleine Familie, zu welchee Candolle (Prodr. IV. p. 269.) noch die Gattung Trichocladus *Pers.* und die Forbergilleen Nuttall's als zweite Gruppe zieht. Die Hamamelideen ſind mit den Berbeeideen und Corneen verwandte, ſtrauchartige Gewächſe mit abwechſelnden, einfachen, geſtielten Blättern und zuſammengehäuften Zwitterblüthen. Der Kelch iſt mit dem Fruchtknoten verwachſen, mit vierſpaltigem, hinfälligem Saume. Die Corollenblättchen im Rachen des Kelches einge-

Digitized by Google

fügt, mit den Kelchabschnitten alternirend. Die Staubfäden mit den Corollenblättchen abwechselnd eingefügt. Die Antheren öffnen sich in zwei Längsklappen (wie bei den Berberideen und Laurinen). Zwei getrennte Griffel mit einfachen Narben. Die Kapsel zweifächerig, zweisamig, an der Spitze zweiklappig. Der gerade, umgekehrte Embryo liegt in der Längsaxe des fleischigen Eiweißkörpers. — Dicoryphe hat folgenden Charakter: Der Kelch röhrig, vierlappig, mit stehenbleibender Basis; vier Corollenblättchen; vier fruchtbare Staubfäden wechseln mit den Corollenblättchen ab, vier unfruchtbare, schuppenförmige stehen zwischen jenen. Die Antheren ablang, an der Spitze auf dem Staubfaden befestigt. Die zweihörnige (κορυφή, Spitze, δίς, δι, doppelt), fast achteckige Frucht besteht aus zwei verwachsenen, einsamigen, an der Spitze elastisch aufspringenden Kapseln. Die einzige von Aubert du Petit-Thouars bei Foulpoint auf Madagaskar entdeckte Art, D. stipulacea *Jaum.* (Exp. fam. II. p. 348., Dicoryphe *Thouars* Iles austr. d'Afr. p. 15. 31. t. 4., D. Thouarsii *R.* et *Sch.* syst.), ist ein kleiner Strauch mit dünnen, ruthenförmigen Zweigen, abwechselnden, kurzgestielten, ablangen, ganzrandigen Blättern, an deren Basis zwei breite, ungleiche Afterblättchen stehen und mit büschelförmigen, grünen Blüthen am Ende der Zweige. (*Sprengel.*)

DICOTYLES *Cuvier*, Nabelschwein. Eine von Linné zu Sus gezählte, von G. Fischer Notophorus genannte Säugethiergattung, zur Ordnung der Pachydermen gehörig.

In der obern Kinnlade stehen 4 aufrecht stehende Schneidezähne, in der untern 6 etwas nach vorn geneigte, im Ober- und Unterkiefer finden sich 2 kleine, dreieckig prismatische, etwas gebogene Eckzähne; ebenso stehen im Ober- und Unterkiefer 12 höckerige Mahlzähne, mit einem Worte, das ganze Gebiß gleicht dem der gewöhnlichen Schweine, nur daß die Eckzähne nicht oder doch kaum vortreten, an den hintern Füßen fehlt die äußere Zehe. Der Schwanz fehlt fast, in dessen Nähe aber steht oben auf dem Rücken die Öffnung einer eigenthümlichen Drüse. Die Mittelfußknochen der 2 großen Zehen sind wie bei den Wiederkäuern in eins verwachsen, auch ist der Magen in mehre Säcke getheilt. Nach Cuvier soll man bei ihnen die Aorta oft sehr aufgetrieben finden, aber an keiner bestimmten Stelle, so daß es scheint, als ob sie einer Art Aneurisma unterworfen wäre.

Diese Thiere gleichen in ihrem Äußern sowol als in ihrer Lebensweise unsern wilden Schweinen, deren Stelle sie in Südamerika vertreten. Es sind nur zwei Arten bekannt, welche Linné unter der gemeinschaftlichen Benennung Sus Tajassu als eine einzige aufstellte. Beide unterscheiden sich hauptsächlich durch den Zahnbau, der überdies noch Veranlassung gegeben hat, eine dritte Art aufzustellen, weshalb wir es hier am geeigneten Orte halten, dasjenige über die Zähne und den Zahnwechsel beizubringen, was Rengger (Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay S. 320.) darüber angibt.

Die Gestalt der Backenzähne ist bei den 2 Arten nicht ganz die nämliche. Beim Taytetu, Dicotyles torquatus zeigen die 3 ersten des Oberkiefers 3 Höcker, welche im Dreiecke stehen, und von denen der vordere größer ist als die 2 anderen, überdies einen höckerigen Ansatz nach hinten und innen, der beim ersten Zahne nur klein ist, beim 3ten hingegen beinahe einen ebenso großen Umfang hat als einer der Höcker; die 3 letzten Backenzähne haben jeder zwei Paare von Höckern. Im Unterkiefer zeigt der erste Backenzahn einen höheren und dickeren, vorderen und einen kleineren, hinteren Höcker, nebst einem kleinen Ansatze vorn an dem ersteren; der zweite Backenzahn besteht ebenfalls aus zwei Höckern, von denen der vordere durch einen tiefen Einschnitt in eine äußere und eine innere Hälfte getheilt ist; am 3ten bemerkt man 2 Paare von Höckern, von denen das hintere niedriger ist als das vordere, am 4ten und 5ten sind gleichfalls 2 Paare von Höckern, diese aber gleich hoch, vorhanden; ebenso ist der 6te Backenzahn gestaltet, außer daß er noch einen 5ten, einzeln stehenden Höcker nach hinten darbietet. In beiden Kinnladen nehmen die Backenzähne von vorn nach hinten an Größe zu.

Beim Tagnicati, Dicotyles labiatus, weicht die Gestalt der Backenzähne von denen des Taytetu in Folgendem ab: im Oberkiefer hat der 2te nur 2 Höcker, einen vorderen, in der Mitte eingeschnittenen und einen hinteren, der mehre kleine unregelmäßige Einschnitte zeigt, der 3te ist vierhöckerig, mit einem Ansatze eines 5ten Höckers zwischen den 2 hinteren. Im Unterkiefer ist der vordere Höcker des ersten Backenzahnes gleich dem des 2ten durch eine Kerbe getheilt; der 3te Backenzahn ist dem gleichnamigen des Oberkiefers ähnlich, und der 6te statt mit einem einzelnen Höcker, mit einem vierhöckerigen Absatze nach hinten versehen.

Der Milchzähne sind bei beiden Arten 26, wovon sich im Oberkiefer 12, nämlich 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 6 Backenzähne; im Unterkiefer 14, nämlich 6 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 6 Backenzähne vorfinden. Die oberen und unteren Schneidezähne sind in ihrer Gestalt den bleibenden ähnlich; die 4 Eckzähne hingegen sind in etwas kegelförmig, nur schwach von den Seiten zusammengedrückt, mit ihren Spitzen rückwärts gebogen und hinten mit einem scharfen Grate versehen, der von der Basis bis zur Spitze läuft. Der erste obere Backenzahn ist dreihöckerig, der 2te und der 3te vierhöckerig; der 1ste und der 2te untere sind ihren späteren Stellvertretern ähnlich, der 3te hingegen hat 3 Paare von Höckern; bei allen, außer dem ersten, finden sich aber und zwar in beiden Kinnladen, neben den Höckern noch eine Menge ganz kleiner Erhabenheiten.

Die Milchzähne treten in folgender Ordnung hervor: zuerst und zwar bald nach der Geburt, zeigen sich die 4 Eckzähne und mit ihnen die 2 äußersten, unteren Schneidezähne; erst wenn diese ganz zum Vorschein gekommen sind, bricht in jeder Kinnlade der 2te Backenzahn durch, dann folgen in der oberen alle 4 und in der unteren die 4 mittleren Schneidezähne, und zuletzt die 8 übrigen Backenzähne.

Das Alter, in welchem der Zahnwechsel vor sich geht, konnte Rengger nicht ermitteln, glaubt aber, daß er vor dem Ende des ersten Jahres geschehe. Ehe er aber beginnt, erscheint in beiden Kinnladen der 4te,

Digitized by Google

bleibende Backenzahn, der hiemit als der älteste Zahn im vollständigen Gebisse auch eine innen mehr abgeschliffene Mahlfläche darbietet, wie die übrigen Backenzähne.

1) D. labiatus *Cuvier*. Das Nabelschwein mit weißem Unterkiefer (*Geoffroy* et *Cuvier* mammifères fasc. 27. — Max. von Neuwied Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien II, 564. — Desf. Abbildungen. — Rengger Säugeth. v. Paraguay. S. 322. — D. albirostris *Illiger*. — Tagnicati *Azara* Essais I, 25. — Porco de queixada branca oder Porco do mato verdadeiro, an der Ostküste von Brasilien. — Kuräck bei den Botokuden, Ká-hié bei den Kamakans). Kennzeichen: Einfarbig schwarzbraun, der Unterkiefer weiß.

Es ist die größere von beiden Arten und mit steifen, rauhen Borstenhaaren bedeckt, die im Gesichte, mit Ausnahme einiger langen Borsten um die Schnauze und über den Augen, sowie an den Extremitäten kurz, auf dem Kopfe, dem Nacken und den Seiten des Rumpfes 2 bis 3, auf dem Rücken bis 4 Zoll lang sind. Sie stehen am Rumpfe in einem Winkel von beiläufig 45 Graden von der Haut ab, erheben sich auf dem Kopfe und dem Nacken beinahe senkrecht und liegen an den übrigen Theilen am Körper an. Auf dem Rücken erscheinen sie am dichtesten, stehen dünn am Bauche und fehlen beinahe ganz an der inneren Seite von der oberen Hälfte der Extremitäten. Die kürzeren Haare haben eine walzenförmige, die längeren eine schwertförmige Gestalt. Die vordere Seite des Rüssels, die untere des Schwanzes und ein kleiner Flecken an der äußeren Seite des Metatarsus sind nackt.

Die Farbe der Haare ist im Allgemeinen graulichschwarz, mit einem röthlichgelben Ringe in der Mitte derselben, der sich jedoch nicht bei allen vorfindet; an den Lippen und den hintern zwei Drittheilen des Unterkiefers sind sie weiß; die Borsten im Gesichte sind schwarz, und die nackten Theile so wie die Klauen bräunlichschwarz. Je älter das Thier wird, desto mehr verlieren sich bei ihm die röthlichgelben Ringe, und desto dunkler erscheinen seine Haare.

Die jungen Thiere weichen während der ersten Monate in ihrer Farbe ganz von den alten ab. Bei einem Säuglinge von 3 Wochen zeigen die Haare größtentheils wechselnde, braune und gelblichrothe Ringe; die Stirn und die Backen erscheinen ganz gelblichroth; auf dem Rückgrathe ist die Farbe etwas dunkler als an den Seiten des Rumpfes; der Bauch und die Extremitäten sind röthlichgelb, die Klauen röthlichgrau; von dem weißen Flecken, der sich bei den erwachsenen Individuen an der unteren Kinnlade vorfindet, ist noch keine Spur vorhanden. Mit zunehmendem Alter verlieren sich allmälig die hellen Farben, und nach Verlauf eines Jahres ist das Thier auf die oben beschriebene Weise bekleidet.

Etwas anders beschreibt der Prinz von Neuwied die Säuglinge dieses Thieres. Er sagt von ihnen: Sie sind sehr niedlich, mit hoher Stirn, noch ohne Zähne, doch bemerkt man schon den oberen und unteren Eckzahn, welche etwa 3 Linien lang sind; das Haar ist dichter, weicher und kürzer als an dem erwachsenen Thiere, von röthlichgelber, etwas schwärzlich gemischter Farbe, denn die Haare haben schwärzliche Wurzeln und lange, röthlich gelbbraune Spitzen, so daß diese letztere Farbe die herrschende ist; ein völlig schwarzbrauner Streif läuft über den Rücken hinab; die Beine sind rein und ungemischt hellgelb, so wie die Seiten des Kopfes; Stirn schwärzlich und gelblich gemischt; Augenlieder nackt und aschgrau; Ohren von außen hellgelblich behaart; Hufe röthlichgrau. — Ein solches junges Thierchen, welches Ende Februar gefangen wurde, hielt 15 Zoll in der Länge.

In den Maßen der alten Thiere weichen die beiden genannten Naturforscher etwas von einander ab, Rengger gibt nämlich die ganze Länge zu 39 Zoll, der Prinz zu 42 an.

Der Tagnicati hat etwas von dem Ansehen unseres Wildschweines; indessen sind bei demselben der Kopf und der Rumpf kürzer und dicker, die Extremitäten dagegen länger als beim letzteren. Die Nase läuft in einen kurzen, senkrecht abgeschnittenen Rüssel aus, auf dessen vorderer Fläche, welche beiläufig die Gestalt eines umgekehrten Herzens hat, die Nasenlöcher sich öffnen; der Mund ist nicht weit gespalten; die Augen sind klein, mit einer runden, schwarzen Pupille versehen, die Öffnung der Augenlieder ist länglich; die Ohren sind eiförmig, stehen am Kopfe aufrecht, mit der Spitze nach oben und in etwas nach außen gerichtet und zeigen viele Beweglichkeit. Die Stirn ist flach und läuft mit der Nase in einer Ebene fort; der Hals ist dick und kurz, ebenso der Rumpf; der Rückgrath krümmt sich in etwas nach oben; auf demselben erscheint ungefähr über dem ersten Lendenwirbel die einige Linien im Durchmesser haltende Mündung des Ausführungsganges einer Drüse, welche unmittelbar unter der Haut liegt und die Größe eines Taubeneies hat; diese Drüse sondert eine braune, honigartige Flüssigkeit ab, die zuweilen geruchlos, zuweilen aber einen der Ausdünstung des Negers ähnlichen Gestank von sich gibt. Die Extremitäten sind feiner gebaut als beim Wildschweine; an dem Vorderfuße finden sich 4, am Hinterfuße 3 Zehen, von denen aber vorn nur die 2 mittleren, hinten nur die 2 äußeren die Erde berühren. Der Schwanz ist sehr kurz, von oben nach unten etwas zusammengedrückt.

Bei ganz jungen Individuen ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und breiter als bei den ausgewachsenen; die Hirnschale erscheint nach oben stark gewölbt und nimt über die Hälfte des ganzen Schädels ein, während sie beim erwachsenen Thiere blos ein Drittheil desselben ausmacht. Mitten auf dem Rücken der Nase sieht man einen querlaufenden Eindruck, der sich später gänzlich verliert.

Der Magen des Tagnicati ist häutig. Seine Höhle wird der Quere nach durch 2 runzliche, ringförmige Falten der inneren Haut, von denen sich die eine gleich links der Cardia, die andere zwischen dieser und dem Pylorus vorfindet, in 3 Fächer getheilt. Die Öffnungen, durch welche diese mit einander in Verbindung stehen, haben einen Durchmesser von ungefähr 2 Zoll. Das mittlere Fach, in das sich die Speiseröhre ausmündet, ist das kleinste von den dreien; das rechte und das linke Fach sind beinahe gleich groß. Dieses letztere wird durch den blinden Sack gebildet, welcher auf seiner oberen und

Digitized by Google

unteren Fläche einen kegelförmigen, hohlen Anhang hat. Der Blinddarm ist ziemlich lang und spiralförmig gewunden.

Dieses Thier findet sich in allen waldreichen Gegenden von Paraguay sowie in allen von dem Prinzen von Neuwied bereisten Gegenden Brasiliens, überhaupt wol im größten Theile von Südamerika. Es lebt in Trupps von 10 bis 100 Individuen, die aber nicht, wie man erzählte, einen Anführer haben, sondern an deren Spitze bald diese bald jene erwachsene Männchen oder Weibchen sind. Solche Rudel traf der Prinz von Neuwied an einem Tage 14 und mehr. Sie ändern täglich ihren Aufenthaltsort, um ihrer Nahrung nachzuziehen, und unternehmen zuweilen sogar Wanderungen von 20 bis 60 Stunden. Rengger verfolgte in den Wäldern, wo das Paraguaykraut gewonnen wird, 3 Tage lang die Spuren eines solchen Trupps immer in der nämlichen Richtung. Auf diesen Zügen hält sie weder das offene Feld, das sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf; kommen sie zu einem Felde, so durcheilen sie dasselbe in vollem Laufe, stoßen sie auf einen Fluß oder einen Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, denselben zu durchschwimmen. Rengger sah sie über den Paraguaystrom setzen an Stellen, wo er mehr als ½ Stunde breit ist. Ihre Annäherung verkünden sie durch ein eigenes Geräusch, das vom Zusammenschlagen der Zähne herrührt. Sie gehen bald bei Tage bald bei Nacht ihrer Nahrung nach, welche vorzüglich in Früchten, die von den Bäumen heruntergefallen sind, und in Wurzeln besteht. Die letztern wühlen sie mit ihrem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein und zerstören die Pataten-, Melonen- und Maisfelder. Überdies sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, nackte Schnecken und Würmer fressen, von denen Rengger jedoch niemals Überreste in ihrem Magen gefunden hat. Während der Mittagsstunden ruhen sie gewöhnlich im Schatten des Waldes aus.

Der Wurf des Weibchens besteht in 2 Jungen, welche nach wenigen Tagen der Mutter folgen; ob aber dasselbe nur einmal oder, wie man häufig versichert hat, zweimal im Jahre werfe, konnte Rengger nicht ausmitteln, doch ist so viel gewiß, daß die Weibchen nicht alle zu gleicher Zeit ihre Jungen zur Welt bringen, denn er traf vom Anfang des Märzmonats bis in die Mitte des Augustmonats Säuglinge unter den Rudeln an.

Es ist in Paraguay eine allgemein verbreitete Sage, daß die Jungen, auch wenn sie schon laufen können, noch während einiger Zeit vermittelst ihres Nabelstrangs mit einander verbunden seien, und daß man nicht selten solche natürlich zusammengekuppelte Paare, die sich in einem Gesträuch verwickelten, gefangen habe. Wie viel Wahres in diesen Erzählungen liege, sagt Rengger, mag der Leser selbst beurtheilen.

Der junge Tagnicati läßt sich ohne Mühe zähmen und zwar so vollkommen, daß er eigentlich zum Hausthiere wird. Sein Hang zur Freiheit verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle trit die größte Anhänglichkeit an seinen neuen Wohnort und an die ihn umgebenden Thiere und Menschen. Er entfernt sich, wenn er allein ist, weder weit noch lange von der Wohnung, mit den übrigen Hausthieren verträgt er sich gut und spielt zuweilen mit ihnen, besonders aber ist er den Menschen zugethan, unter denen er lebt, er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie eine Zeit lang nicht gesehen hat, drückt beim Wiedersehen seine Freude durch Entgegenspringen und durch Grunzen aus, gehorcht ihrem Rufe, so wie er ihre Stimme hört, und begleitet sie Tage lang im Felde und im Walde. Fremde Personen, die sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt er durch Grunzen und durch Sträuben seiner Haare an; auf fremde Hunde, wenn sie nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und versetzt ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, die er indessen nicht wie der Eber durch Stoßen, sondern durch eigentliches Beißen beibringt.

Sein Gang, sein Lauf und seine Geberden sind denen unseres Wildschweins sehr ähnlich, hingegen zeigt er weder die Gefräßigkeit noch die Unreinlichkeit desselben, frißt nie mehr als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen, und sucht blos in der höchsten Hitze und dann nur beim Mangel an reinem Wasser, eine Pfütze auf, um sich darin herumzuwälzen. Er bringt auch im häuslichen Zustande nur einen kleinen Theil der Nacht schlafend zu, ruht aber immer während der Mittagsstunden aus.

Von seinen Sinnen scheint keiner sehr scharf zu seyn, der vorzüglichste unter ihnen ist wol das Gehör, auf dieses folgt der Geruch und dann das Gesicht. Freude, Furcht und Zorn drückt er durch verschiedene grunzende Laute aus.

Man versicherte Rengger in Paraguay, daß dieses Thier sich auch in der Gefangenschaft fortpflanze und dann jährlich 2 Junge werfe.

Das Fell dieses Nabelschweins wird in Paraguay blos zu Säcken und zu Riemen benutzt, sein Fleisch hingegen allgemein von der ärmern Volksklasse gegessen. Es hat nach Renggers Angabe einen angenehmen Geschmack, der aber von demjenigen des Schweinefleisches ganz verschieden ist, auch findet sich statt des Speckes nur eine dünne Lage von Fett, welches mit dem Kalbefett so ziemlich übereinkommt. Ist das Thier vor seinem Tode lange gehetzt worden, so nimt zuweilen das Fleisch etwas den Geruch der Flüssigkeit von der Rückendrüse an, wenn man diese nicht bald herunterschneidet; außerdem aber kann man das Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß man dann von jenem Geruche etwas am Fleische wahrnimt.

Nach dem Prinzen von Neuwied wird dieses Thier von den Wilden und namentlich von den Botokuden häufig gejagt. Sie sengen das erlegte am Feuer, lassen aber weder Kopf, Haut, noch Eingeweide verloren gehen, sondern essen alle Theile, und nur die härtesten Knochen bleiben übrig.

Der Tagnicati wird theils wegen seines Fleisches, theils auch wegen des Schadens, den er in den Pflanzungen anrichtet, häufig in Paraguay gejagt. Man sucht

Digitized by Google

ihn gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf und tödtet ihn entweder mit einem Schusse oder mit Lanzenstichen. Nach Azara sollte es gefährlich seyn, die Rudel dieser Nabelschweine anzugreifen; indeß versichert sowol Rengger als der Prinz von Neuwied, daß dies keineswegs der Fall sei, indem des letztern Jäger oft mehre von einem Rudel tödteten, ohne daß sich die andern zu widersetzen gewagt hätten. Indessen gibt Rengger zu, daß wol hier und da ein unbesonnener Jäger einige Wunden davongetragen haben möge, wenn er sich allein und zu Fuße einem starken Rudel entgegenstellte; jage man sie aber mit Hunden und greife sie nur von der Seite oder von hinten an, so sei für den Jäger keine Gefahr vorhanden, indem sie so schnell als möglich davon eilen und sich höchstens gegen schwächere Hunde vertheidigen. Wenn diese Thiere in Paraguay oft in eine Pflanzung einfallen, so gräbt man auf der Seite, wo sie dieselbe zu verlassen pflegen, eine breite 8 bis 9 Fuß tiefe Grube, wartet bis sie erscheinen und jagt sie dann mit Hunden und unter Geschrei auf die Grube zu, die, wenn das Rudel beträchtlich ist, zuweilen bis zur Hälfte von ihnen angefüllt wird, so daß Rengger z. B. einst 29 Stück in eine solche stürzen und darin von den Jägern mit Lanzenstichen tödten sah. Die Brasilianer fangen dies Thier in verdeckten Fallgruben, sind aber auch sehr im Beschleichen desselben geübt, fangen es auch, wie dies ebenso in Paraguay geschieht.

Von dem Jaguar und Cugnar werden die Nabelschweine stark verfolgt und ergreifen vor denselben die Flucht, wie Rengger selbst in Paraguay beobachtete, ob man gleich dort das Gegentheil behauptet.

2) D. torquatus *Cuvier*. Das Nabelschwein mit der Halsbinde (Tajaçú-Coaigoara, Marcgraf Brasil. 229. — Aper americanus *Brisson* regne animal. p. 111. — Pecari *Buffon*. — *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères fasc. 5. — Taytétu *Azara* I. p. 31. — Kaytetu an der Ostküste Brasiliens oder in der Lingoa Geral. — Ho-Kuaeng bei den Botokuden. — Tayetu Rengger a. a. O. 328. — Max. v. Neuw. a. a. O. 557.). — Kennzeichen: Die Haare weißlich und schwarz geringelt, eine breite, weißliche Binde von den Schultern an den Halsseiten herablaufend.

Die kleinere Art. Die Haare, mit denen der Tayetu bedeckt ist, haben, ihre Farbe und ihre durchgehends walzenförmige Gestalt ausgenommen, die nämliche Beschaffenheit wie die des Tagnicati, jedoch sind sie etwas kürzer und liegen näher am Körper an als bei diesem. Am Kopfe und am Rumpfe sind sie schwarz, mit zwischenlaufenden, graulich weißen Ringen; ein graulich weißer Streifen zieht sich unten vom Halse auf jeder Seite bis zum Widerriste; seine Breite beträgt anfangs bis 2 Zoll und nimt allmälig ab, so daß er spitz ausläuft; in seinem Laufe bildet er einen Bogen, dessen Convexität nach hinten sieht; die Extremitäten sind beinahe ganz schwarz.

Bei alten Individuen verliert sich zuweilen ein Theil der graulichweißen Ringe an den Haaren; selbst der vom Halse ausgehende, lichte Streifen ist bei ihnen oft kaum noch bemerkbar. Die Farbe der Säuglinge ist röthlichgelb, mit Braun gemischt.

Das Maß eines ausgewachsenen Weibchens ist 2 Fuß 10 Zoll, der Schwanz ist nur 8 Linien lang, die mittlere Höhe beträgt 1 Fuß 6 Zoll.

Was über den Körperbau des Tagnicati gesagt wurde, gilt auch vom Tayetu, nur mit dem Unterschiede, daß beim letztern der Rücken der Nase nicht eben, sondern seitwärts gewölbt ist, daß bei ihm der Kopf nach vorn spitzer zuläuft und die Extremitäten einen feinern Bau zeigen als beim Tagnicati, auch findet sich beim Säugling dieser Gattung kein querlaufender Eindruck in der Mitte des Nasenrückens, und die Absonderung der Rückendrüse verbreitet bei ihr zu allen Zeiten einen stinkenden Geruch.

Zwischen den Schädeln beider Thiere nimt man folgende Verschiedenheiten wahr: beim Tayetu sind die Nasenbeine der Länge nach schwach, der Quere nach stark gebogen, und ihre frei stehende Spitze ist kurz; beim Tagnicati hingegen erscheinen sie beinahe eben, in der Nähe der Nasenwurzel etwas concav und laufen in eine lange und schmale Spitze aus; beim erstern ist der Oberkiefer schmäler, das Jochbein hingegen mehr hervorragend als beim letzteren; beim Tayetu ist das foramen infraorbitale kreisförmig, und eine tiefe Furche des Oberkiefers erstreckt sich von ihm bis zur Wurzel des Eckzahns, beim Tagnicati stellt es blos eine verticale, halbmondförmige Spalte dar, und die Furche mangelt gänzlich; bei jenem hat der Grath, den die Scheitelbeine längs der Pfeilnath vor ihrer Vereinigung mit dem Hinterhauptbeine bilden, nicht nur eine verhältnißmäßig, sondern eine absolut größere Länge als bei diesem; endlich ist beim ersteren der untere Rand des Unterkiefers dünn, beim letzteren dick.

Der Tayetu kommt in Paraguay in allen größeren Waldungen vor. Er lebt entweder paarweise oder in kleinen Truppen von 4 bis 20 Individuen. Azara's Angabe, daß er sich nicht in den nämlichen Wäldern mit der vorhergehenden Gattung aufhalte, ist irrig; wahr hingegen ist, daß sich, wie er versichert, die Rudel beider Gattungen nie mit einander vermischen.

Die Lebensart des Tayetu sowol im Freien als im häuslichen Zustande stimmt mit derjenigen des Tagnicati beinahe ganz überein; nur zeigt der erstere mehr Furchtsamkeit, besucht weniger die Pflanzungen und bringt den Tag an verborgenern Stellen zu als der letztere. Nach dem Prinzen von Neuwied soll er in Brasilien gewöhnlich in dichten Gebüschen zwischen umgefallenen Baumstämmen, ja selbst in den an der Erde befindlichen Höhlungen alter fauler Urwaldstämme sich verbergen, wo er oft von den Jägern gefunden wird. Übrigens ist seine Nahrung und Lebensart wie die der andern Schweine, er wühlt wie diese in der Erde, um alle Arten von Wurzeln, Schämmen, Würmern, Maden und Früchten zu suchen.

Sein Fell und sein Fleisch werden in Paraguay wie die vom Tagnicati benutzt. An der Ostküste von Brasilien liebt man besonders das letztere und jagt ihn das

Digitized by Google

her vorzugsweise, wobei Hunde von großem Nutzen sind. Wenn man ihn jagt, so flüchtet er sich nicht selten in einen hohlen Stamm, oder unter die losen Wurzeln eines Baumes, und Rengger erzählt, daß er einst mit seiner Jagdgesellschaft in den nördlichen Urwäldern von Paraguay 15 Stück dieser Thiere aus einem solchen Versteck herausgeräuchert habe.

Diese Art hat dieselben Feinde wie die vorige.

(*D. Thon.*)

Dicraeïa *Thouars* s. Podostemon.

Dicranopteris *Bernh.* s. Gleichenia.

DICRANUM. Eine von Hedwig (Fund. II. p. 91. t. VIII. f. 41. 42.) so genannte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Laubmoose. Char. Die Fruchtborste in den Blattachseln oder am Ende der Zweige; die Kapsel cylindrisch, ablang, eiförmig, gekrümmt oder gerade, an der Basis zuweilen mit einer kropfförmigen Anschwellung; der Mündungsbesatz ist einfach und besteht aus 16 freien, ein wenig gekrümmten, soliden, gespaltenen Zähnen (daher der Gattungsname: δίκρανος, zweizinkige Gabel); die Haube ist halbirt (*Hook.* musc. brit. t. 2. 16—18.). Die Gattung Fissidens *Hedw.* unterscheidet sich nur dadurch, daß die Fetzen der Peristom-Zähne meist ungleich, breiter und von einander abstehend sind (bei Dicr. sind sie meist gleich, schmäler und parallel). Noch weniger von Bedeutung sind die Merkmale, durch welche Bridels Gattungen: Aegiceras (der Name ist übrigens schon von Gärtner für eine Phanerogamengattung verwendet), Ceratodon, Oncophorus, Cecalyphum und Octodiceras unterschieden sind. Es sind gegen 60 Arten der Gattung Dicr. bekannt, welche in Wäldern und Sümpfen über die ganze Erde vertheilt vorkommen. Am allgemeinsten verbreitet ist Dicr. glaucum *Hedw.* (*Schwägr.* Suppl. t. 48., *Hook.* musc. brit. t. 16., Sturm Teutschl. Fl.), welches in Europa, Afrika, Asien und Amerika, besonders in Nadelholzungen, dicke und breite, polsterartige, schimmelgrüne Rasen bildet, aber nur selten seine überhängenden Kapseln mit langzugespitzten Deckelchen trägt. (*Sprengel.*)

Dicrocerus und Dicrurus s. die Nachträge zu D.

DICTAMNUS (Diptam). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Diosmeen der natürlichen Familie der Rutaceen. Der Name (δίκταμον, δίκταμνος von dem Berge Dikte auf Kreta) findet sich bei Theophrast und Dioskorides für Origanum Dictamnus *L.* gebraucht; für unsere Gattung wendete ihn zuerst Brunfels (De simpl. III. p. 158 Dictamus) an, indem er den teutschen Diptam für den Dictamnus der Griechen hielt. Char. Der Kelch hinfällig, fünftheilig; fünf lanzettförmige, an der Basis verschmälerte Corollenblättchen, von denen die unteren abwärts gebogen sind; die Staubfäden gleichfalls nach unten gebogen, von ungleicher Länge, fadenförmig, oberhalb drüsig; der Griffel gefurcht, mit stumpfer Narbe; fünf mit einander verwachsene, lederartige, zweisamige Balgfrüchte, in denen elastisch aufspringende, zweiklappige Kapseln liegen; die Samen rund und glänzend schwarz (*Juss.* mém. du mus. 17. t. 18., Fraxinella *Gärtn.* de fruct. t. 69.). Die einzige bekannte Art, D. albus *L.* (Schkuhrs Handb. T. 114., Sturm Teutschl. Fl.) kommt in Bergwäldern des mittleren und südlichen Europa vor (in England findet sie sich nicht). Es ist ein Kraut mit perennirender, starker Wurzel, aufrechtem, bis fünf Fuß hohem, einfachem Stengel, abwechselnden, gefiederten Blättern, eiförmigen, scharf gesägten, glänzend grünen Blättchen und am Ende des Stengels stehender, kiedrig drüsiger Doldentraube. Die Corollenblättchen sind gewöhnlich rosenroth mit dunkelrothen Adern (D. Fraxinella Pers. α. purpurea *Cand.* prodr., D. Fraxinella *Link* en.), oder weiß (D. Fr. β. alba *Cand.*, D. albus *Link.*). Corollenblättchen und Kelchabschnitte arten zuweilen durch rückschreitende Bildung in Blätter aus (*Cand.* fl. fr. IV. p. 734.). Die Wurzel ist im frischen Zustande bitter und etwas aromatisch und wurde früher gegen mancherlei Krankheiten empfohlen. Die Blüthenstiele, Kelche, Staubfäden, Fruchtknoten und Fruchtbälge sind mit knopfförmigen, meistens gestielten Drüschen besetzt, welche ein stark riechendes (bisweilen nach Citronen, bisweilen aber bocksartig) ätherisches Öl enthalten. Dieses Öl und nicht, wie man sonst annahm, eine brennbare Atmosphäre, welche bei Gewitterluft die blühende Pflanze umgebe, entzündet sich leicht in ähnlicher Art, wie das Öl einer frischen Orangenschale, welche man nahe an einem brennenden Lichte drückt. (*Sprengel.*)

DICTATOR. Die Ernennung des ersten Dictators wird von Livius II, 18. und von Dionysius Hal. V, 63. 73. ins Jahr Roms 253 oder 9 Jahre nach Vertreibung der Tarquinier und Einführung des Consulats gesetzt. Die letzten Dictatoren aber waren L. Corn. Sulla und C. Jul. Cäsar, von welchen der erstere sich der Dictatur freilich erfolglos bediente, um durch Wiederherstellung der Aristokratie die römische Republik zu sichern oder zu retten, der andere aber und zwar mit besserem Erfolg, um die römische Republik für immer zu vernichten. Hieraus geht hervor, daß die Dictatur nicht zu allen Zeiten dasselbe galt und bedeutete, und es wird daher nöthig seyn, die Entwickelung derselben während der 450 Jahre, in welchen ihr Name gehört ward, historisch zu verfolgen; denn die späteren Cäsaren enthielten sich des Titels der Dictatoren, der nach dem Umsturz der alten Aristokratie allerdings auch schon bedeutungslos geworden war.

Die Abstammung des Namens Dictator ist ungewiß, denn schon die Alten waren darüber zweifelhaft; nach Varro (L. L. IV, 14.) kommt er davon, quod a consule *diceretur*; nach Andern (*Dion. Hal.* V, 73. und *Suet.* Jul. Caes. 77.) quod multa *ediceret* seu *dictaret*. Offenbar aber war dieses erst ein späterer Name, und gewiß älter war der Name magister populi, weil er in den alten Auguralbüchern und in den Gesetzen der 12 Tafeln (*Cic.* de legg. cons. III, 3.) so stand. Auch führt darauf, daß sein Gehilfe magister *equitum* hieß, wovon unten mehr. Desgleichen scheint

Digitized by Google

er praetor maximus geheißen zu haben, wenigstens möchte man dieses nach *Liv.* VII, 3. schließen.

Die Bedeutung der Dictatur und der Umfang der Macht derselben war in den verschiedenen Zeiten so verschieden und die Verhältnisse und die Umstände, unter welchen Dictatoren erwählt wurden, so abweichend von einander, die Urtheile der spätern Geschichtschreiber so schwankend darüber und zum Theil so unrichtig und ungenügend, daß wir uns nothwendig die Umstände genauer vergegenwärtigen müssen, unter welchen die Dictatur zuerst eingeführt ward.

Die römischen Könige, insonderheit die letzteren seit Tarquinius Priscus, waren sämtlich Begünstiger der römischen Plebs gewesen, d. h. derjenigen römischen Bürger, welche erst in Folge der glücklichen Kriege, die Tullus Hostilius, Ancus Marcius und Tarquinius Priscus geführt hatten, aus den eroberten Städten zur Vermehrung der Statskräfte Roms durch diese Könige in Rom angesiedelt worden waren. Diese Plebs, obschon aus größtentheils wohlhabenden, ja sogar reichen Bürgern bestehend, ward von den älteren und eigentlichen römischen Bürgern, den später sogenannten Patriciern (dem populus im eigentlichen Sinne), gehaßt und beneidet, ja sogar wegen ihrer Zahl und ihres bedeutenden Eigenthums gefürchtet; daher bemühten sich diese, die Plebs immer mehr in der Unterdrückung zu erhalten, in demselben Maße als die Könige sich bemühten, die Plebs zu heben, um dadurch den Übermuth der alten Bürger oder Patricier zu brechen, durch welche die königliche Macht auf eine sehr ängstliche Weise in Schranken gehalten wurde. So verdankte die Plebs zuerst ihr bürgerliches Ansehen und ihre Würdigkeit und Standesehre der Census-Verfassung des Servius Tullius, durch welche sie zwar den alten Bürgern nicht gleich gesetzt, doch so gestellt wurde, daß sie im Stande war, späterhin bei Begünstigung der Umstände sich völlig gleiche Rechte zu erkämpfen. Auch Tarquinius Superbus hatte nicht eigentlich die Plebs gedrückt, sondern sein Übermuth hatte vorzugsweise die Patricier getroffen, und ihr Haß war es, der, als eine Unthat eines Tarquiniers das allgemeine menschliche Gefühl auch der geringern Stände in Rom beleidigt hatte, dem Junius Brutus es möglich machte, den lange vorher gehegten und vorbereiteten Plan durch eine augenblickliche Theilnahme des ganzen Volkes auszuführen und nicht nur die Tarquinier zu verjagen, sondern das Königthum gänzlich abzuschaffen. Man hatte sich jedoch in einen sehr gefährlichen Kampf gestürzt, und es schien mehr als zweifelhaft, ob man seinen Zweck würde durchführen können. Als ein blutiger Krieg drohte, als Latiner und Etrusker sich bewaffneten, um die Tarquinier wieder herzustellen, ward die Plebs schwierig, da sie erkannte, daß sie ihrem Interesse entgegen gehandelt habe, indem sie mitgewirkt hatte zu der Vertreibung derer, denen allein sie ihre bürgerliche Geltung verdankte, und die Sache derer verfocht, von denen sie nur Kränkung und Unterdrückung erwarten durfte. Diese Stimmung des Volkes war denn die Ursache, daß schon im ersten Jahre der Republik der Consul Pub. Valerius Publicola sich bewogen fühlte, um die Plebs mit dem Consulate auszusöhnen, das Gesetz de provocatione in Vorschlag zu bringen, welches denn auch von den Comitien der Centurien beschlossen wurde, und welches bestimmte, daß auch den Plebejern das Recht zustehen sollte, in Fällen, die Leib und Leben angingen, von dem Spruche des Consuls an den großen Rath ihrer Gemeinde zu appelliren. Die Consuln hatten nämlich, eben wie die Könige, durch die lex curiata das Imperium, d. h. die Macht, Ungehorsam gegen ihre Befehle durch Todesstrafe, Züchtigung, Gefängniß und Geldbuße zu ahnden, auch gegen die Menschen ihres Standes; doch hatten diese letzteren das Recht sich vorbehalten, von dem Urtheilsspruche des Consuls an die Versamlung der Curien zu provociren. So hatte schon zur Zeit des Königthums Pub. Horatius von dem Todesurtheil der von Tullus Hostilius eingesetzten Duumvirn an die Volksgemeinde provocirt (*Liv.* I, 26.). Ein Gleiches sollte nun auch den Plebejern gestattet seyn, nämlich daß sie von dem Spruche des Consuls an ihre Gemeinde, d. h. an die Versamlung der plebejischen Tribus sollten appelliren dürfen. Doch sollte sich dieses Recht der Provocation nur bis auf eine Millie von der Stadt erstrecken; von dort an begann das unbeschränkte Imperium sowol über Patricier als Plebejer.

Dieses Recht der Provocation aber, welches man in der Gefahr des Augenblicks den Plebejern zugestanden hatte, schien den Patriciern eine viel zu große Gunst gegen einen Stand zu seyn, der es oft genug ausgesprochen hatte, daß man sich von ihm nicht viel Gutes zu versehen habe. Denn theils hemmte dieses Gesetz die Ausübung der consularischen Gewalt über die Mehrzahl des Volks, theils schien es auch gefährlich zu seyn, den Plebejern das Recht zuzugestehen, sich nach Tribus versammeln zu dürfen, und besonders den Vorstehern der Tribus, den Tribunen, die Unverletzlichkeit zu gewähren, ohne welche eine Versamlung der Tribus nicht denkbar gewesen wäre. Kaum hatte sich daher der römische Stat von den Schrecken des großen tuskischen Krieges und dem Verluste durch Porsena etwas erholt, so beschlossen die Patricier, den Plebejern die Provocation wieder zu entreißen. Auf einem gesetzlichen Wege konnte dieses nicht geschehen, denn die comitia centuriata möchten sich schwerlich entschlossen haben, ein Gesetz, das sie eben gegeben, wieder aufzuheben, wenigstens wagte man den Versuch nicht. Dagegen aber beschloß der Senat mit Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse, indem unaufhörliche Kriege mit Sabinern, Volskern, Aurunkern, Latinern die Römer beunruhigten und noch schwerere Kriege zu besorgen waren, für den Fall einer großen Noth oder wenn sonst gewöhnliche Mittel nicht ausreichten, eine neue gesetzliche Würde einzurichten, welche unter dem Namen der Dictatur 1) die Gewalt beider Consuln in einer einzigen Person vereinigte, welche 2) auf eine andere Person übergehen sollte als die jedesmaligen Consuln, welche 3) so hoch gestellt wäre, daß von dem Imperium des Dictators keine Provocation an die Gemeinde, so wenig der Curien als der Tribus, Statt finden

Digitized by Google

sollte, und welche 4) nur so lange dauern sollte, als der Nothstand dauerte, aber nie länger als 6 Monate. — Weiter also erstreckte sich die Macht des Dictators ursprünglich nicht, und selbst hierin ward sie nachmals noch beschränkt, und wenn gleich späterhin namentlich Sulla und Cäsar unter dem Deckmantel der Dictatur sich jegliche auch noch so willkürliche und ungesetzliche Verfügung herausnahmen, so fand das doch zur Zeit der alten Republik nicht Statt, und es ist nur ein Mißverständniß der früheren Verhältnisse, wenn Dio Cassius (*Zonaras* VII, 13.) und Dion. Hal. (V, 70. 73.) behaupten, daß die Macht des Dictators völlig unbeschränkt gewesen sei; vielmehr war und blieb der Hauptzweck der Dictatur, den Trotz der Plebs und den Schutz, den ihre Tribunen ihr gewähren konnten, zu brechen und den Patriciern ihr Übergewicht über die Plebejer zu sichern. Deshalb verschwand auch die Dictatur allmälig, nachdem beide Stände politisch ganz gleich gestellt waren, ward von da an nur noch zuweilen in Zeiten großer Noth zur Rettung des Stats benutzt und hörte späterhin, als man nur noch einen Unterschied zwischen Nobiles und Ignobiles in Rom kannte, gänzlich auf. Denn die Dictaturen des Sulla und Cäsar können gar nicht einmal hieher gerechnet werden.

Auch die Art, wie der Dictator gewählt wurde, machte denselben sogleich vom Senate abhängig. Denn wenn gleich die Ernennung des Dictators gesetzlich immer durch einen der Consuln geschah, und diesem auch wol in einzelnen unwichtigern Fällen (wovon unten) die Wahl des zu Ernennenden überlassen wurde, so konnte doch nie die Willkür eines einzelnen Wahlherrn königliche Macht verleihen, sondern die Erwählung geschah, wie wir aus den Ritualbüchern gewiß wissen, vom Senate mit der Zustimmung des populus, d. h. der in den Curien versammelten Patricier, ebenso wie früherhin die Könige vom Senate und dem populus erwählt und durch die lex curiata in ihre Würde eingesetzt wurden. Nur mochte, besonders in späterer Zeit, in sehr dringenden Fällen öfters die Einholung der Zustimmung der Curien umgangen werden und die Erwählung allein durch den Senat geschehen. Daß freilich auch die Consuln auf die Wahl einigen Einfluß hatten, daß sie wenigstens zustimmen mußten, geht aus der Natur der Sache hervor und liegt in dem Wesen der consularischen Macht, in deren Besitz der Consul, wenn er einen Dictator ernennen sollte, doch immer noch war. Daß im Anfange nur Patricier gewählt werden konnten, und vorzugsweise Consularen (wie Livius II. 18. ausdrücklich sagt), versteht sich ebenfalls von selbst. Später seit dem J. 398, als die Plebejer auch die Dictatur sich errungen hatten, änderte sich die Sache, und nun wurden auch die Dictaturen überhaupt seltner. Mit Ausnahme des Q. Fabius Maximus, zu Anfange des zweiten punischen Krieges, ward seit dem J. 503 auch für den Krieg kein Dictator mehr erwählt, und seit dem Anfange des makedonischen Krieges auch nicht mehr für die Haltung der Wahlcomitien. — So kam es denn, daß die später lebenden Geschichtschreiber die Dictatur gar nicht mehr aus eigner Erfahrung kannten; denn die Dictaturen des Sulla und Cäsar waren weiter nichts, als ein alter Name, hinter welchem jene eine willkürliche Gewalt versteckten; und daher denn die Ansicht bei den Schriftstellern, daß die Gewalt des Dictators viel weiter ausgebreitet gewesen sei, als es wirklich der Fall war.

Daß die Würde des Dictators ursprünglich eine bei den Latinern übliche Würde gewesen sei, scheint gewiß zu seyn; bei ihnen werden nämlich häufig Dictatoren einzelner Städte sowol, als des ganzen Bundes oder doch größerer Theile desselben mit unbeschränktem Oberbefehl im Kriege erwähnt. Dieses nun schien auch in Rom nachahmungswerth, besonders zu einer Zeit, wo Rom von allen Seiten her von kriegslustigen Nachbaren gedrängt wurde und die römische Plebs, in Schulden versinkend und gegen die Patricier erbittert, leicht für den Kriegsdienst sich widerspenstig bezeigen konnte. Auch mußte der Oberbefehl in der Hand eines einzigen Mannes immer mehr Nachdruck haben, als wenn zwei Consuln, die oft uneins oder doch durch verschiedene Ansichten geleitet waren, mit gleicher Macht in Rom geboten. So also fand die Ernennung eines Dictators Statt bei drohender Gefahr sowol von Innen als von Außen (quando duellum gravius discordiaeve civium escunt etc. *Cic.* de legg. III. 3.), oder bei Abwesenheit der Consuln, um die Wahlcomitien zu halten (*Liv.* VIII. 23.), oder für die Ergänzung des Senats (*Liv.* XXIII. 22.), oder zur Haltung von Spielen (*Liv.* VIII. 40.), oder zu andern gottesdienstlichen außerordentlichen Verrichtungen, zum Einschlagen eines Nagels in den Tempel des Jupiter Capitolinus, bei Seuchen (*Liv.* VII. 3. VIII. 18.), zu außerordentlichen richterlichen Zwecken (*Liv.* IX. 26.) und dergleichen. Weiter, als in den angeführten Fällen es bemerkt ist, erstreckte sich die Befugniß des Dictators nicht, und er hatte keine allgemeine administrative oder legislative Gewalt, sondern dieselbe war immer ihm bestimmt vom Senate vorgeschrieben und beschränkt auf einen einzelnen Fall und ein einzelnes Geschäft, nach dessen Beendigung es für ihn Pflicht war, seine Stelle sogleich wieder niederzulegen. Auch weil es gewöhnlich unglückliche Umstände des Stats waren, welche eine Dictatur nöthig machten, so war es unbürgerlich und frevelhaft, sich eine Dictatur zu wünschen. Daher liebten auch die Römer diese Würde nicht; zuerst war sie ein Schrecken für die Plebejer, und auch nachher, als schon beide Stände zu einem Volke verschmolzen waren, hatte diese Würde doch immer etwas Unpopuläres (Imperium suo ingenio vehemens) und wurde mehr oder weniger wie ein Königthum oder eine Tyrannei angesehen. Deshalb entzogen sich auch schon früher die Patricier der unbedingten Auctorität der dictatorischen Gewalt und machten ihr Recht der Appellation an die Curien geltend (*Festus* s. v. optima lex); und daß auch die Plebejer sich durch ihre Tribunen in Rom gegen die dictatorische Gewalt zu schützen und trotz derselben th-

Digitized by Google

ren Zweck in Rom zu erreichen vermochten, geht aus den Streitigkeiten über die licinischen Rogationen (im J. 378 bis 388) hervor. Auch war die Dictatur gesetzlich nur auf Italien beschränkt, und dies Gesetz wurde zum ersten Male im J. 505 im ersten punischen Kriege übertreten, wo A. Atilius Collatinus als Dictator den Krieg in Sicilien führte. Ja sogar war es dem Dictator nicht erlaubt, im Frieden ohne Genehmigung des Volkes ein Pferd zu besteigen (*Liv.* XXXIII. 14.). Die Insignien der dictatorischen Gewalt waren die der beiden Consuln zusammen genommen, daher 24 Lictoren mit Fasces und Beilen sogar in der Stadt, da jeder Consul, wenn auch abwechselnd, doch seine 12 Lictoren hatte. — Die Form für die Ernennung des Dictators war durch ein bestimmtes Gesetz vorgeschrieben; doch wissen wir weiter nichts davon, als daß sie bei stiller Nacht [nocte silentio] *) geschah. — Nur ein einziges Mal ward ein Dictator vom Volke in comitiis centuriatis erwählt, nämlich Q. Fab. Maximus nach der Schlacht am See Trasimenus im J. 537; doch ward dieser nicht Dictator, sondern nur Prodictator genannt.

Dem Dictator stand als Gehilfe zur Seite ein magister equitum, den bald der Dictator sich selbst willkürlich wählte, bald der Senat ernannte, bald das Volk (*Liv.* VII. 28. med.). Auch dieser war früher nur ein Patricier, erst seit dem J. 387 konnte auch ein Plebejer dazu gelangen. Dieser magister equitum, obschon er allerdings auch einen hohen Posten bekleidete, war jedoch unbedingt dem Befehle des Dictators unterworfen, und Ungehorsam von seiner Seite konnte vom Dictator mit dem Tode bestraft werden. Im Übrigen ist Alles, was die Verhältnisse des magister equitum genauer anbetrifft, sehr dunkel. Niebuhr I. S. 594. 2. A. meint, er sei vielleicht von den plebejischen Rittercenturien erwählt worden, was wol heißen soll, daß, wie der Dictator als magister populi die Patricier, ebenso der magister equitum die plebejischen Ritter in seiner Würde repräsentirt habe. Seine Insignien waren die des Prätors **).

(*Dr. U. J. H. Becker.*)

DICTATUM de consiliariis. Wir besitzen, außer den zuerst von Mirandus (1561) herausgegebenen Scholien zu Julians Novellenauszug (s. Julianus), zwei kleinere Abhandlungen über Justinianisches Recht, nämlich das Dictatum de consiliariis und die Collectio de tutoribus, zuerst hinter der Collatio Mosaicarum et Romanarum Legum von Peter Pithou. Paris 1573. 4. herausgegeben und dem Julian, aber fälschlich, zugeschrieben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören sie vielmehr jenem obengedachten Scholiasten des Julian an und sind dieselben zur Zeit des Exarchats in Italien, und zwar in Italien selbst abgefaßt; gewiß nicht in einer spätern, da es irrig ist, wenn man in dem Dictato de consiliariis eine von Irnerius abgefaßte Authentike erwähnt glaubt.

Merkwürdig sind diese Schriften dadurch, daß sie die Stellen aus den Pandekten und Codex stets nach der Zahl der Bücher und Titel anführen, und zwar so, daß diese Zahlen meistens richtig zutreffen, nur mit kleinen Abweichungen, die leicht auf Rechnung der Abschreiber gesetzt werden können. Wenn aber die Novellen citirt werden, so ist jederzeit Julians Novellenauszug gemeint. Der Verfasser hatte überdem vollständigere Handschriften des Codex als alle jetzt vorhandenen zu seinem Gebrauche, und zwar gerade solche, worin die griechischen Constitutionen standen, die in unsern Handschriften durchaus fehlen. (Vergl. *F. A. Biener* historia Authenticarum. Lips. 1807. p. 14—20., v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. II. S. 188 fgg.) (*Spangenberg.*)

Dictatur beim Reichstage s. Reichstag.

Dictatus Hildebrandini s. Gregor VII.

Diction s. Stil.

DICTUM DE OMNI ET NULLO heißt ein Grundsatz in der Syllogistik: Was der Gattung zukommt oder widerspricht, das kommt auch zu oder widerspricht allen Arten und Individuen derselben. Da nämlich jeder Gattungsbegriff durch seinen Inhalt ein gemeinschaftliches Merkmal aller der Gegenstände ist, die seinen Umfang ausmachen, so muß ein Prädikat, welches dem Gattungsbegriffe zukommt oder widerspricht, auch allen Gegenständen, auf welche sich jener Begriff selbst als Merkmal bezieht, zukommen oder widersprechen. — *Dictum de omni:* Quidquid valet de *omni*, valet etiam de aliquo. — *Dictum de nullo:* Quidquid valet de *nullo*, non valet etiam de aliquo. (*H.*)

Dictya s. Muscides.

DICTYDIUM *Schrad.* Eine Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe: Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Der Sporidienhalter (Sporangium) kugelig, gestielt; die obere Haut verschwindet bald; es bleibt ein Netz (δίκτυον, Netz) von gekrümmten Längsfasern und kleinen Querbalken, an welchen die nackten Sporidien haufenweise hängen. Die acht Arten, welche Fries (Syst. myc. III. p. 165.) aufzählt: 1) D. umbilicatum *Schrad.* (Nov. gen. I. p. 11. t. 4. f. 1., D. cernuum *Nees* syst. p. 120. t. 10. f. 117., Cribraria cernua *Pers.* syn. fil., Mucor cancellatus *Batsch*), 2) D. ambiguum *Schrad.* (l. c. f. 2.), 3) D. didermoides *Schumach.* (En. pl. Saell.), 4) D. trichioides *Fries* (Cribraria *Chev.*, Cr. coccinea *Pers.*, Trichia reticulata *Cand.*, Sphaerocarpus trichioides *Bull.* champ. t. 387. f. 2.), 5) D. splendens *Schrad.* (l. c. f. 5. 6., Cribraria *Pers.*), 6) D. microcarpum *Schrad.* (l. c. f. 3. 4., Cribraria *Pers.*), 7) D. micropus *Fries* und 8) D. venosum *Schrad.*

*) Cf. *Liv.* VIII, 23. IX, 38. *Dio Cass.* exc. XXXV. *Fest.* s. v. in sinistrum. *Velius Longus.* p. 2284 Putschii etc.

**) Vergl. Niebuhr röm. Gesch. 2te Ausg. I. S. 587—595. und Fr. Creuzer Abriß der röm. Antiquitäten. S. 171—177., bei welchem letztern eine sehr reichhaltige Literatur über diesen Gegenstand zu finden ist.

Digitized by Google

(l. c. t. 3. f. 6.) sind kleine Pilze, welche meist auf alten faulenden Baumstämmen, selten auf abgefallenem Laube vorkommen. Ihre Sporidien sind braunroth oder schmutzig gelb. (*Sprengel.*)

DICTYOLOMA *Adr. Juss.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Xanthoxyleen (Rutaceen?). Char. Der Kelch fünftheilig; die Corollenblättchen lanzettförmig, aufrecht, an der Spitze hakenförmig; fünf wollige Schüppchen tragen die pfriemenförmigen Staubfäden, welche durch eine Gliederung mit ihnen verbunden und auf dem Rücken der fast herzförmigen, zweifächerigen Antheren befestigt sind; der Griffel ist dick, mit fünf Furchen und fünflappiger Narbe; fünf zweiklappige, meist dreisamige Kapseln sind zusammengewachsen; die Samen sind nierenförmig, auf dem Rücken netzartig geflügelt (daher der Gattungsname: λῶμα, Rand, δίκτυον, Netz). Die einzige, von Adr. Jussieu nach dem italienischen, lange in Brasilien und Portugal lebenden Botaniker, Domen. Vandelli, benannte Art, D. Vandellianum *Adr. Juss.* (Mém. du Mus. 12. t. 24.), ist ein brasilianischer Baum mit gefiederten, am Rande drüsigen Blättern und seitlichen, filzigen, gabligen Doldentrauben. (*Sprengel.*)

DICTYONEMA *Ag.* Eine von Agardh (in *Kunth* syn. pl. aequ. I. p. 1., Syst. Alg. n. 44. p. 85.) aufgestellte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Confervinen der natürlichen Familie der Algen. Char. Spinnewebenartige Fäden sind zu einem unregelmäßigen Netze (νῆμα, Faden, δίκτυον, Netz) vereinigt. Von Hydrodictyon (wo die regelmäßigen Maschen aus einem Faden gebildet sind) unterscheidet sich Dictyonema nur durch unregelmäßige Maschen und die Vereinigung mehrer Fäden zu einem Gliede. Agardh rechnet nur eine Art mit Gewißheit hieher: 1) D. excentricum *Ag.* (l. c., Hydrodictyon *Spr.* syst.) mit leeren Maschen; auf feuchter Erde in Südamerika. Die zweite, sehr zweifelhafte Art 2) D. membranaceum *Ag.*, bei welcher die Maschen mit einem Häutchen überzogen sind, hat Gaudichaud auf Bäumen der marianischen Inseln gefunden; es ist vielleicht eine unvollkommene Flechte. (*Sprengel.*)

Dictyophora *Desv.* s. Hymenophallus.

Dictyoptera s. Insecta.

Dictyopteris *Lamour.* s. Rhodomela.

Dictyota *Lamour.* s. Zonaria.

DICTYS CRETENSIS, der angebliche Gefährte des berühmten Idomeneus, mit welchem er vor Troja zog und hier von Tag zu Tag die Begebenheiten aufgezeichnet haben soll, und so ein Werk über den trojanischen Krieg zu Stande brachte. Aber diese Geschichte des trojanischen Kampfes hat offenbar einen weit jüngern Verfasser, welcher den Namen des bekannten Gefährten des Idomeneus seinem Werke vorsetzte, um ihm dadurch Eingang und Empfehlung zu verschaffen, wie dies in so manchen Fällen geschah und bei so manchen Produkten späterer Zeit vorkommt. Dieser jüngere Verfasser, der unter dem Namen des Dictys Cretensis (sein wahrer Name soll, wie man vermuthet, Praxis oder Eupraxides gewesen seyn) als Verfasser jener Geschichte erscheint, gehört wahrscheinlich in die Zeit des Kaiser Nero, dem er sein Werk überreichte, oder doch wenigstens immerhin in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts; er war wol ein Cretenser und schrieb in Creta oder an einem andern Orte Griechenlands eine Geschichte des trojanischen Kriegs von der Geburt des Paris an bis zum Tode des Ulysses in 9 Büchern in griechischer Sprache, und nicht, wie man wol früher theilweise geglaubt hat, in punischer Sprache. Es muß das Werk in jener Zeit durch Darstellung und Inhalt große Aufmerksamkeit erregt und viele Leser und allgemeinen Beifall gefunden haben, da schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein uns sonst nicht näher bekannter Römer L. Septimius dasselbe ins Lateinische übersetzte, oder vielmehr eine freiere Übertragung oder Bearbeitung des griechischen Werkes lieferte, dessen neun Bücher in sechs zusammengezogen wurden. Doch scheint das griechische Werk fortwährend in Ansehen gestanden zu haben und selbst die Lieblingslektüre der spätern Griechen geworden zu seyn, indem die spätern Byzantiner, die Mythographen, Grammatiker und Scholiasten jener Zeit dasselbe höchst fleißig benutzt und excerpirt, ja ganze Stellen daraus abgeschrieben und in ihre Werke aufgenommen haben, wie außer Andern namentlich J. Malelas, Const. Manasses, die beiden Tzetzes, bei denen der Verfasser als ein hoher Weiser der Vorzeit erscheint; ja selbst für mehre teutsche Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts wurde Dictys durch den Guido von Columna, welcher die Schicksale der von Troja zurückkehrenden Helden aus diesem Werke entlehnte, Muster und Hauptquelle, bis er im 15ten Jahrhundert, um die Zeit des Wiederauflebens der klassischen Literatur, gänzlich verschwindet und nach der Versicherung des Constantinus Lascaris nirgends mehr bei den Griechen sich vorfand. Auf diese Weise ist das griechische Werk für uns verloren, die einzelnen Anführungen bei den bemerkten griechischen Autoren späterer Zeit abgerechnet. Aber die oben erwähnte lateinische Bearbeitung ist unter dem Titel: De bello Trojano, oder, wie in der Zuschrift steht, Ephemeris belli Trojani auf uns gekommen. Die völlige Übereinstimmung einzelner Stücke mit den bei Malelas u. A. aufbewahrten Fragmenten zeigt hinreichend die gemeinschaftliche Quelle und beweist zugleich die Treue, mit welcher im Ganzen wol die lateinische Übertragung veranstaltet ist, wie selbst die zahlreichen Gräcismen, die uns nur zu oft an das griechische Original erinnern, erkennen lassen. Die Zeit, in welche diese Übersetzung fällt, läßt sich wol aus der an Quintus Arcadius Rufinus gerichteten Zuschrift bestimmen, wenn anders dieselbe echt ist. Dann würde der Übersetzer Septimius unter Diocletian (von 284—313 n. Chr.) fallen, und, wie Perizonius vermuthet, vielleicht aus Haß gegen die Christen geleitet, das griechische Werk übersetzt haben; in keinem Falle aber kann er ein Zeitgenosse des Cornelius Nepos bei

Digitized by Google

ßen. Andere verlegen den Septimius in das Ende des zweiten Jahrhunderts, um die Zeit des Ulpianus und Paulus. Ein Hauptentscheidungsgrund muß hier allerdings die Sprache bilden, welche um so mehr alle Aufmerksamkeit verdient, als Septimius die besten ältern römischen Autoren nachzuahmen sich bestrebt und namentlich des Sallustius Latinität nicht ohne Glück nachzubilden gesucht hat, woraus zahlreiche Archaismen und ein Streben nach alterthümlichen Formen und Ausdrücken, welche dem Ganzen ein eigenthümliches Colorit geben und den Verfasser in dieser Hinsicht mit Gellius und Apulejus zusammenstellen, hervorgegangen ist. Der zahlreichen Gräcismen, die uns überall entgegentreten, haben wir bereits oben gedacht. Der Prolog, obwol gleichfalls aus dem Griechischen übersetzt, scheint in die Zeit nach Septimius zu gehören. — Der Inhalt dieser Geschichte, welche mit dem Raube der Helena beginnt und mit dem Tode des Ulyß endet, ist aus ältern, uns freilich nicht mehr zugänglichen Quellen geschöpft, und so erhält auch das Werk von dieser Seite eine Bedeutung und selbst eine große Wichtigkeit, da es von Homer in manchem abweicht, manches andere aus andern Quellen beibringt und so wesentliche Beiträge zur vollständigern Kenntniß eines nur höchst mangelhaft uns bekannten Sagenkreises liefert, namentlich für die ältern Cykliker bedeutende Supplemente darbietet, so sehr auch sonst hier Altes mit Neuem vermischt oder spätere Erfindungen der ältern Tradition sich beigemischt finden. Wir besitzen über Inhalt und Verfasser dieses Werkes eine vorzügliche Abhandlung von Perizonius, welche zuerst gedruckt in der Ausgabe von Smids (Amsterdam 1702) erschien: „De historia belli Trojani, quae Dictyos Cretensis nomen praefert, Graeca et ejus interprete Latino, Septimio hujusque aetate potissimum ac stylo.“ In neuester Zeit hat Niebuhr eine Untersuchung über dieses Werk, die Zeit seiner Abfassung und des Verfassers u. s. w. zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht (s. Jahns Jahrb. der Philol. 1827. Bd. V. S. 110.), deren befriedigende Lösung durch A. Dederich die Veranlassung zu einer neuen umfassenden Ausgabe dieses Autors gegeben hat, welche so eben zu Bonn unter folgendem Titel erschienen ist: Dictys Cretensis sive Lucii Septimii Ephemeridos belli Trojani libri sex, ad optt. libb. fidem recensuit, glossarium Septimianum, observationes historicas et indd. locupl. adjecit *Andreas Dederich*. Accedit Jac. Perizonii de Dictye Cretensi Dissertatio. Früherhin erschien Dictys meist mit der ähnlichen Schrift des Dares Phrygius zusammengedruckt, so in der seltenen Mailänder Ausgabe vom J. 1477 in 4., und in mehren andern danach im Ganzen veranstalteten und wenig veränderten Ausgaben des 16ten Jahrh. Eine neue Recension des Textes nach zwei noch nicht benutzten Handschriften lieferte Joseph Mercer in der im J. 1618 ex offic. Rob. Stephani in 4. erschienenen Ausgabe, die mehrmals nachgedruckt wurde. Darauf folgte die Pariser Ausgabe im Jahre 1680 in usum Delphini; interpretatione et notis illustravit Anna, Tanaquilli Fabri filia in 4., überhaupt eine der vorzüglichern Ausgaben dieser Samlung. In der im J. 1691 in 8. erschienenen Straßburger Ausgabe (cum nott. Jos. Merceri, Casp. Barthii, Ulr. Obrechti etc.) benutzte der Herausgeber Obrecht eine Straßburger Handschrift. Ein Abdruck der Pariser Ausgabe vom J. 1680 nebst den sämtlichen Noten der eben angeführten Straßburger und mit Hinzufügung des J. Iscanus, sowie der oben erwähnten trefflichen Abhandlung des Perizonius ist die zu Amsterdam 1702 in gr. 8. erschienene, von L. Smids besorgte Ausgabe, welche daher noch immer als Hauptausgabe dieses Autors zu betrachten ist. Eine teutsche Übersetzung erschien schon im J. 1536 zu Augsburg und wiederholt im J. 1540, im J. 1554 zu Basel. Aus neuerer Zeit ist außer mehren italienischen Übersetzungen eine französische von N. L. Achaaitre (nebst dem lateinischen Text und Noten) zu Paris 1813 in 2 Duodezbändchen, anzuführen. (Vergl. meine röm. Literaturgesch. §. 230.) (*Bachr.*)

DICUIL, Geograph des 9. Jahrhunderts, war in Irland (damals unter dem Namen Scotia bekannt) um das Jahr 780 geboren, wie aus einer Stelle seines Werkes hervorgeht, wo er sagt, daß er dasselbe im J. 825 geschrieben, und von Bemerkungen und Aufschlüssen spricht, die man ihm schon vor 30 Jahren mitgetheilt habe. Im 56sten Jahre seines Alters begann also seine wissenschaftliche Thätigkeit, durch welche er nicht wenig genützt hat. Es scheint, der Besitz einer alten Handschrift über die Ausdehnung und die Grenzen des römischen Reiches, wie es unter Kaiser Theodosius dem Großen war, habe in ihm, als Klostergeistlichen, der seine Zeit dem Studium der alten Klassiker widmete, den Entschluß zur Reife gebracht, einen Auszug aus jenem Werke zu machen und die verschiedenen Ansichten eines Solinus, Orosius, Isidorus und anderer Schriftsteller des Alterthums in ein Ganzes zu verarbeiten. Dieser Compilation fügte er noch mancherlei Beobachtungen bei, die er von reisenden Mönchen, mit denen er in Verbindung gekommen, in mündlicher Mittheilung erhalten und sorgfältig gesammelt hatte. So entstand das für die mittlere Erdkunde hochwichtige Buch: „De mensura orbis terrae“, welches lange vor seiner Bekanntwerdung durch den Druck noch als Manuscript von Welser, Isaak Voß, Salmasius, Harduin und Schöpflin beschrieben und als Hauptquelle angeführt wurde. Das Verdienst, dieses Werk der gelehrten Welt allgemein zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem für die Wissenschaft und Kunst rastlos thätigen A. Walckenaer in Paris, der dasselbe im Jahre 1807 mit den beiden Handschriften der Pariser Bibliothek sorgfältig verglichen und mit wörtlicher Beibehaltung des Textes dem Drucke übergeben hat: Dicuili liber de mensura orbis terrae ex duob. codd. mss. bibl. Imp. nunc primum in lucem editus a C. Athan. Walckenaer, Par. Didot 1807. 8. Die nöthigen Nachforschungen zur Verbesserung des Textes, der durch unkundige Abschreiber ganz entstellt ist, hat der Herausgeber, nach seiner Erklärung in der Vorrede, bis auf

Digitized by Google

andere Zeiten verschoben. Diesen Dienst hat aber sieben Jahre darauf der gelehrte Letronne (jetzt erster Beamter an der königl. Bibliothek zu Paris) dem fleißigen Samler Dicuil und der Wissenschaft geleistet, indem er den Text nicht nur von allen Fehlern säuberte, sondern mit erläuternden Anmerkungen versah: „Récherches géographiques et critiques sur le livre de Mensura orbis terrae par Dicuil, suivies du texte restitué par A. Létronne, Paris 1814. 8. Nach dieser Schrift bleibt auch dem emsigsten Handschriftenforscher über diesen Gegenstand höchstens nur eine Ährenlese übrig. Letronne hat die aphoristischen Sätze des irländischen Mönchs über die dunkelsten Stellen der mittelalterlichen Geographie beleuchtet und dadurch zum bessern Verständniß der Schriftsteller, denen sie entnommen sind, sowie der Erdansichten aus dem 9ten Jahrhundert nicht wenig beigetragen. Die erste Entdeckung von Island (dem „Thule," ultima Thule, der Alten) und der Faroër, sowie der Durchbruch des Kanals zwischen dem Nil und dem rothen Meere, sind durch die Messungen der Theodosianischen Gesandten und deren Zusammensteller erwiesen. Zur gleichen Zeit, als die erste Ausgabe des Dicuil erschien, hatte der gelehrte Geschichtschreiber Bredow die nämliche Arbeit schon zum Drucke fertig und war nicht wenig betrübt, sich von dem Franzosen überflügelt zu sehen. Auch Boissonade hat sich mit Dicuil, obwol mehr in philologischer Hinsicht, beschäftigt. In Italien aber hat er an Pistarelli, der kurz nach dem Erscheinen des Buches an dessen Herausgeber eine lange Epistel erließ (Turin 1810. 8.), und an Tozzetti und Morelli, den Vorstehern der Bibliotheken zu Florenz und Venedig, welche aus den ihrer Obhut anvertrauten Handschriften des Dicuilus Auszüge mittheilten, warme Verehrer gefunden. In der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindet sich ein sehr alter Pergamentcodex desselben, der aber nur sehr geringe Ausbeute gibt.

(*K. Falkenstein.*)

DID, im Slawischen das Kind, daher der Name des russischen Liebesgottes. (*Richter.*)

Didaktik, s. Unterricht.

DIDAKTISCHE POESIE (Lehrgedicht). Es haben mehre das didaktische Gedicht ebenso verdächtig gemacht, wie das beschreibende; aber anstatt wegen mislungener Gedichte dieser Art die ganze Gattung zu verwerfen, hätten sie an diesen nur zeigen sollen, wie man es nicht anzufangen habe, um bei didaktischem Vortrag den Zweck der Poesie nicht zu verfehlen. Sie würden dann drei Regeln daraus gezogen und zur Warnung aufgestellt haben 1) keinen Stoff zu wählen, der blos den Verstand beschäftigen kann, 2) einen streng wissenschaftlichen Vortrag zu vermeiden und 3) nicht zu glauben, daß mit dem sogenannten ornatus poeticus alles abgethan sei, denn es ist auch hier weniger um Poesie des Stils, als um den Stil der Poesie zu thun.

Wahrheiten sind im Allgemeinen der Stoff zu einem didaktischen Gedichte (s. Dichtungsarten). Dieses Stoffes aber muß sich die Einbildungskraft bemächtigen und Begeisterung für ihn bewirken, um eine ästhetische Stimmung des Gemüths dadurch hervorzubringen. Bei der Darstellung muß daher eine andere Methode, als die Lehrmethode des Verstandes, befolgt werden, und der Ausdruck darf des poetischen Colorits nicht ermangeln. Verstand und Vernunft sollen durch die Einbildungskraft auf das Gefühl wirken. An eine bestimmte Form ist das didaktische Gedicht dabei nicht gebunden, es kann dazu die epische, die dramatische und die lyrische gewählt werden. Dagegen hat die didaktische Poesie besondere Arten von Einkleidung, den Spruch (Gnome), den Brief, den Dialog; ja es sind für ihren Zweck eigenthümliche Dichtungen erfunden, die allegorischen: die Allegorie, die Parabel und die äsopische Fabel.

An einer Möglichkeit poetisch-didaktischer Poesie ist demnach nicht zu zweifeln, und mithin auch die didaktische Poesie als Dichtungsart nicht zu verwerfen, ebenso wenig aber das im engeren Sinne sogenannte Lehrgedicht. Solcher Lehrgedichte lassen sich drei Arten unterscheiden: 1) das philosophische, 2) das moralische, und 3) das scientivische oder artistische. Das philosophische behandelt überhaupt wichtige, für Menschheit, Menschenleben und Menschenglück allgemein interessante Gegenstände, zerfällt aber wieder in das ideale und das reale. Des philosophischen idealen Lehrgedichts Gegenstand sind Ideen der Vernunft: Gott, Welt, Menschheit, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit. Zu dieser Klasse gehören des Lucretius Gedicht de rerum natura, Pope's Versuch über den Menschen, Youngs Nachtgedanken, Racine über Religion, Haller über den Ursprung des Übels, Tiedge's Urania, Delille les trois regnes de la Nature. Gegenstand des philosophischen realen Lehrgedichtes sind Begriffe des Verstandes, die auf irgend eine Weise mit den Bedürfnissen des geistigen oder physischen Menschenlebens in näherem Zusammenhange stehen. Zu dieser Klasse gehören des Hesiodos Tage und Werke, Virgils Landbau, Armstrongs Kunst die Gesundheit zu erhalten, Neubecks Gesunddrunnen. Wie man sehr delikate Gegenstände dieser Art poetisch würdig behandeln könne, zeigt Fracastors Syphilis. Wielands Musarion, Schillers Künstler und Glocke können mit Recht zu dieser Klasse gezählt werden.

Bei dem moralischen Lehrgedicht ist es dem Dichter darum zu thun, einer auf die Veredlung der menschlichen Natur abzweckenden Wahrheit durch poetische Behandlung mehr Anschaulichkeit, oder irgend einem praktischen Satze eindringendere Wirksamkeit zu verschaffen. Zu dieser Klasse gehören die Gnomiker und Fabeldichter. Die ältesten teutschen in dieser Art sind der Winsbecke und die Winsbeckin, Meister Freydanks Bescheidenheit, der Strickere, Hugo von Trombergs Renner. Für die Neueren dienten besonders Pope's moralische Versuche zum Muster, und wir haben in dieser Art Lehrgedichte von Hagedorn, Gellert, Gemmingen u. A. Wieland hielt sich näher an de Bar. Aus späterer Zeit sind viele poetische Episteln hieher zu rechnen;

Digitized by Google

zum Theil wurde auch der Roman in dieses Gebiet gezogen, oft mit ebenso wenig Glück als die moralische Erzählung. Von Delille ist zu nennen le Malheur et la Pitié.

Die scientivischen oder artistischen Lehrgedichte sind es eigentlich, welche das Lehrgedicht überhaupt als unpoetisch in Verruf gebracht haben. Man hat deren eine Menge vom Aratos an über die Sternkunde bis auf Friedrich den Großen über die Kriegskunst und Darwin über Pflanzenkunde, fast über alle Wissenschaften und Künste. Da man auch Stoffe wie die Anatomie, die Chemie, die Krankheiten und ähnliche nicht verschmäht hat, so läßt sich erwarten, daß man einen Stoff, wie ihn die schönen Künste darbieten, um so lieber werde behandelt haben. An die Spitze von diesen könnte man Akanside's Pleasures of imagination stellen. Rapin, Marnezia, Masan und Delille wählten die Gartenkunst, Dufresnoy, Marsy, Watelet und Schreiber die Malerei, der letztere in seinem Gedicht: die Harmonie, die Musik; Hill, Dorat und Riccoboni die Schauspielkunst; Horaz, Vida, Boileau, Buckingham, Hayley, Menzini die Dichtkunst. Unter diesen Lehrgedichten sind alle die für verfehlte zu erklären, bei denen es auf einen förmlichen Unterricht angelegt ist. Man darf nur z. B. Vida und Boileau mit dem Briefe des Horaz vergleichen, um hinter das Geheimniß zu kommen, wie ein solches didaktisches Gedicht beschaffen seyn müsse, um nicht aus dem Gebiete der Poesie verwiesen zu werden. Ebendieser Horazische Brief aber mit seiner satyrisch-didaktischen Tendenz kann zugleich zum Beweise dienen, daß ein didaktisches Gedicht nicht blos im ernsten Tone gehalten zu seyn braucht, sondern daß der Ton desselben ebenso wol scherzend seyn und die Ironie sich durch das Ganze hindurch ziehen kann. Offenbar grenzt die Satyre am nächsten an das didaktische Gedicht, und manches Gedicht — wie z. B. die Blumen von Enk — dürfte seine rechte Stelle auf der Grenzscheide zwischen didaktischer und malerischer Poesie finden.

Göthe, obschon er in einem Aufsatze über das Lehrgedicht (Nachgelassene Werke IX. 151.) die didaktische Poesie die schulmeisterliche nennt und als eine Ab- und Nebenart bezeichnet, die in einer wahren Ästhetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte, spricht ihr doch übrigens keineswegs einen eignen Werth ab. „Dem näher und billig Betrachtenden, sagt er, fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben." Göthe hat dies selbst auch gethan, denn sein Gedicht: die Metamorphose der Pflanzen wird dadurch, daß er es unter die Elegien gestellt hat, nichts weniger als eine Ekloge, sondern ist ein durchaus didaktisches Gedicht. Dieses hätte ihn mistrauisch gegen seine Behauptung machen sollen, daß die didaktische Dichtungsart neben der lyrischen, epischen und dramatischen nicht bestehen könne, weil diese der Form nach unterschieden seien, jene aber von dem Inhalt ihren Namen habe. Als ob bei jenen nicht auch der Inhalt die Form bestimmte! Der Unterschied ist blos, daß das didaktische Gedicht nicht an eine Form gebunden ist. Göthe konnte seine Metamorphose ebenso wol ganz episch oder dialogisch vortragen, als er es im antiken elegischen Versmaß gethan hat, und sie blieb nichts desto weniger ein didaktisches Gedicht. (*H.*)

DIDASCALIA, *Διδασκαλίαι*. Der Ausdruck bezeichnet zuvörderst die öffentliche Aufführung eines Drama, einer Komödie, wie einer Tragödie, nach der bekannten, vom Aufführen eines Stücks gebrauchten Redensart: *διδάσκειν δρᾶμα*, docere fabulam, insofern der Verfasser des Stücks, der Dichter, selbst die zum öffentlichen Vortrag des Stücks bestimmten Personen die Art und Weise des Vortrags lehrte und so die ganze Aufführung leitete. Dann aber auch versteht man unter Didaskalien besonders die Verzeichnisse, welche über die Verfasser der einzelnen Dramen, über Zeit und Ort der Aufführung und den Erfolg derselben verbreitet waren, und woran dann weiter Angaben und Untersuchungen über den Inhalt des Stücks, Anordnung, Einrichtung und Plan desselben, sowie Ausführung und Darstellung sich knüpften, so daß die Didaskalien bald auch zu förmlichen Kritiken über die einzelnen dramatischen Versuche der griechischen Dichter führten. Es hatten sich mit Abfassung solcher Didaskalien selbst Dichter beschäftigt, und besonders in der spätern Zeit sehen wir die geachtetsten Grammatiker Alexandria's mit Abfassung solcher Schriften beschäftigt, deren Verlust eine höchst fühlbare Lücke in der griechischen Literatur zurückgelassen hat, da wir durch diese Didaskalien über so manche jetzt bestrittene, oder im Dunkel liegende Gegenstände des hellenischen Drama gewiß näher belehrt wären und eine vollkommnere Kenntniß des attischen Drama, der ganzen Einrichtung der Art und Weise der Aufführung u. dergl. m. daraus gewinnen könnten. Hatte doch selbst der berühmte Aristoteles solche Didaskalien geschrieben, und so werden uns später die Namen eines Dikäarchos, Kallimachos, Aristarchos, Krates u. A. genannt als Verfasser von Didaskalien, die aber leider sämmtlich untergegangen sind, und deren Verlust wir nicht genug beklagen können. Selbst dem latinischen Dichter Attius werden, obwol mit Unrecht, solche Didaskalien zugeschrieben. (*Bachr.*)

Didattium s. Dole.

DIDELPHYS (*Linné*), Beutelthier, Beutelratte. Eine Gattung aus der Ordnung Marsupialia (s. d. Art.), der sie in ihrem ersten Umfange entsprach, mit folgenden Kennzeichen. In der obern Kinnlade zehn kleine Schneidezähne, von welchen die mittlern etwas längere sind als die seitlichen und von diesen etwas abstehen; in der untern Kinnlade stehen acht Schneidezähne, die sehr klein, unter einander fast gleich, zusammengedrückt und stumpf sind; Eckzähne stehen in der obern und untern Kinnlade zwei, sie sind länger als die Schneidezähne und zusammengedrückt; Backenzähne finden sich in der obern und untern Kinnlade vierzehn, von denen

Digitized by Google

die drei vordern sogenannte falsche, dreieckige, zusammengedrückte, die vier hintern zackig sind und zwar die obern dreieckig, die untern länglich. Die Schnauze ist spitzig; die gefranzte Zunge ist mit rückwärts liegenden Stacheln besetzt; die Ohren sind groß, zugerundet und fast nackt; die Vorderfüße sind fünfzehig mit krallenförmigen Klauen, an den Hinterfüßen fehlt am Daumen der Nagel (daher sie auch pedimana genannt); am Bauche steht entweder ein die Zitzen bedeckender Sack, oder er ist blos durch eine Hautfalte an jeder Seite angedeutet; Zitzen sind sieben bis vierzehn vorhanden, die Ruthe der männlichen Eichel ist gabelförmig, der Schwanz, ein Wickelschwanz, ist zum Theil wenigstens nackt und beschuppt.

Diese Thiere, unter allen Beutelthieren die am längst bekannten, zeichnen sich auch sogleich durch ihr allgemeines Ansehen aus, was man mit einem französischen Schriftsteller kürzlichst dadurch charakterisiren kann, daß man ihnen einen Hechtsrachen, der bis unter die Augen gespalten ist, Fledermausohren, einen Schlangenschwanz und Affenfüße zuschreibt. Sie haben überhaupt kein empfehlendes Aussehen, es ist häßlich, und kündet zugleich großen Stumpfsinn an. Der Körper erscheint fast immer als schmutzig, weil das Haar, das meist weder wollig noch glatt ist, dadurch und durch seine düstern Farben nur einem kranken, struppigen Thier anzugehören scheint, die nackte, krankhaft fleischfarbene Haut um Maul und Augen, an den vier Füßen, am Schwanz und an den durchscheinenden Ohren hat meist ein grindiges Ansehen, und auf ihr stechen die schwarzen oder weißen, sehr langen Bartborsten, die bis an die stark vorspringenden, kleinen, roth oder schwarz eingefaßten Augen reichen, stark ab. Hiezu kommt ein stinkender Harngeruch, der von weiter unten zu beschreibenden Drüsen herrührt, und der noch durch die Gewohnheit verstärkt wird, daß das Thier bei Verfolgung oder sonst seinen Urin fahren läßt.

Hinsichtlich ihres innern Baues ist besonders des eigenthümlichen Knochens zu gedenken, der unter dem Namen des Beutelknochen (os marsupiale) bekannt ist; da er aber der ganzen Ordnung der Beutelthiere zukommt, so verweisen wir hinsichtlich aller anatomischen Einzelnheiten auf den bezüglichen Artikel Marsupialia.

Was die Lebensart und Fortpflanzung dieser Thiere überhaupt betrifft, so gibt hinsichtlich der in Paraguay wohnenden Arten Rengger Folgendes an, mit dem auch der Prinz von Neuwied im Ganzen übereinstimmt.

Diese Thiere bewohnen die Waldungen und die dichten Gebüsche, leben den größten Theil des Jahres hindurch allein, haben nicht immer ein bestimmtes Lager und halten sich nie lange in dem nämlichen Reviere auf. Es sind nächtliche Thiere, welche den Tag schlafend entweder in der verlassenen Höhle eines Gürtelthieres, oder auch im Gesträuch, in einem hohlen Baumstamme, selbst, da sie klettern können, auf Bäumen zubringen. Bei Nacht gehen sie theils auf der Erde, theils auf den Bäumen ihrer Nahrung nach, die, so viel man weiß, aus Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, großen Insekten und aus einigen Arten von Baumfrüchten besteht. Frisches Blut ist ihre Lieblingsspeise, sie besuchen daher nicht selten die Wohnungen und richten großen Schaden unter den Hühnern und Enten an, indem sie oft zehn bis zwanzig Stück davon tödten. Der übermäßige Genuß des Blutes versetzt sie aber, wie Rengger beobachtete, in einen Zustand von Trunkenheit, so daß man sie nicht selten des Morgens unter dem getödteten Geflügel oder wenigstens in der Nähe desselben schlafend antrifft. Eine Wirkung, die sie von Überfüllung des Magens durch andere Nahrung keineswegs erfahren.

Ihre Bewegungen sind langsam. Ihr gewöhnlicher Gang ist der Schritt, werden sie aber verfolgt, so entfliehen sie in kleinen Sätzen. Bäume besteigen sie mit einiger Mühe und klettern nur langsam zwischen den Ästen herum, wobei ihnen ihr Schwanz, obschon er durch seine Krümmung nach unten dem Wickelschwanze einiger Affen ähnlich ist, nur geringe Hilfe leistet, jedoch hängen sie sich zuweilen vermittelst desselben an einem Aste auf und bleiben Stunden lang ruhig in dieser Stellung.

Unter ihren Sinnen ist der Geruchssinn der schärfste, ihr Gehör, dessen Organ im Schädel nur einen ganz kleinen Raum einnimt, kann nur schwach seyn; noch schwächer ist ihr kleines Auge, das eine längliche, vertikale Pupille hat, bei Nacht nicht leuchtet und durch das Licht gänzlich geblendet wird.

Rengger hörte die Beutelratten nie andere Laute von sich geben, als eine Art von Schnäuzen, und das blos, wenn sie angegriffen oder mißhandelt wurden. Sie richten alsdann die Rückenhaare empor und verbreiten einen starken, dem Geruche des Knoblauchs ähnlichen Gestank, der aber nicht, wie Azara behauptet, vom Harne, sondern von der Absonderung jener oben gedachten zwei Drüsen herrührt, welche die Größe einer Haselnuß haben und an beiden Seiten des Mastdarms sitzen.

In der Mitte des Augustmonats scheint bei ihnen die Begattungszeit einzutreten, wenigstens trifft man in jenem Monate häufig die beiden Geschlechter bei einander an, und findet im darauf folgenden Monate trächtige Weibchen. Diese werfen, in Paraguay wenigstens, nur einmal im Jahr. Die Zahl ihrer Jungen ist weder bei allen Arten, noch jedesmal bei derselben Art die nämliche. Die größte Zahl wirft Didelphys Azarae, bei welcher Rengger vierzehn Junge, oft aber auch nur acht oder vier und einmal nur eins fand. Die Tragezeit dauert etwas mehr als drei Wochen. Anfangs des Weinmonats kommen die Jungen zur Welt und treten sogleich in den Beutel oder unter die Hautfalten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange in diesem Zustande bleiben, bis sie ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Dies geschieht nach funfzig und einigen Tagen, alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, an dem Pelze derselben festhalten, und so von ihr noch einige Zeit herumgetragen werden.

Genauere Beobachtungen über die Fortpflanzung

Digitized by Google

der Beutelratten zu machen, fand Rengger blos bei einigen Weibchen, wie Didelphys Azarae, Gelegenheit, indem er dieselben theils während ihrer Schwangerschaft, oder im Augenblicke des Gebährens zergliederte, theils nach der Geburt untersuchte. Die Tragezeit dieser Art fällt in den Herbstmonat und dauert etwa 25 Tage. Während dieser Zeit bemerkt man einen Zufluß der Säfte gegen die Wände des Beutels, ein Anschwellen seiner Ränder und eine Erweiterung derselben. Die Embryonen liegen zum Theil in den Hörnern, zum Theil in dem Körper des Uterus, nie aber in den henkelförmigen Fortsätzen desselben. Nach dem ersten Tage der Empfängniß erscheinen sie blos als gallertartige runde Körperchen, bei denen man, selbst durch das Vergrößerungsglas, keine Verbindung mit dem Uterus, wol aber, als erste Spur von Organisation, zuweilen einen feinen, blutigen Streifen bemerkt. Gegen das Ende der Tragezeit hingegen, wo die Embryonen eine Länge von beinahe sechs Linien erreicht haben, findet man sie von einer Haut umgeben und mit einem Nabelstrange versehen, der sich vermittelst mehrer Fasern an den Uterus ansetzt. An der Frucht selbst nimt man, auch mit unbewaffnetem Auge, deutlich den Kopf, die vier Extremitäten und den Schwanz wahr. Sie sind übrigens in diesem Zeitpunkte nicht alle gleich weit ausgebildet; es herrscht im Gegentheile unter ihnen eine Art von Stufenreihe, so daß diejenigen, welche den fallopischen Röhren am nächsten liegen, in ihrer Organisation auch am wenigsten vorgerückt sind. Über die Art, wie der Embryo aus der Gebärmutter in die Scheide gelangt, hat Rengger Folgendes beobachtet. Bei einem Weibchen, das er in den ersten Tagen des Weinmonats tödtete, fand er in dem verschlossenen Beutel zwei ganz kleine Junge, dann aber in dem linken henkelförmigen Fortsatze des Uterus einen ausgewachsenen Embryo, der von keinem Häutchen mehr umgeben war, und dessen Nabelstrang in keiner Verbindung mit den Wänden des Fortsatzes stand. In dem Körper der Gebärmutter lagen noch zwei andre Embryonen, deren Nabelstrang sich aber von demselben noch nicht abgelöst hatte. Übrigens war die Gebärmutter, sowie ihre Fortsätze, außer der größern Ausdehnung nicht im mindesten verändert. Die Embryonen treten also bei dieser Beutelratte aus dem Körper des Uterus in die henkelförmigen Fortsätze desselben, und erst von diesen in die Scheide, während sie nach Home's Angabe bei den Känguru's aus dem Körper des Uterus durch eine Öffnung, die sich während der Schwangerschaft im Grunde desselben bildet, unmittelbar in die Scheide treten.

Die Jungen werden, wie man sieht, nicht alle zugleich geboren; es verstrichen vielmehr drei bis vier Tage zwischen der Geburt des ersten und des letzten Jungen. Wie diese aber in den Beutel gelangen, hat Rengger nie beobachten können. Vielleicht wird, wie die mehrsten Naturforscher glauben, der Beutel vermittelst zweier Muskeln, welche von der Spina anterior superior ossis ilii über die Ossa marsupialia hin nach den Seiten desselben laufen, im Augenblicke der Geburt gegen die Scheide zurückgezogen, so daß die Jungen durch die Geburtsarbeit selbst in den Beutel geschoben werden.

Die neugebornen Thierchen sind und bleiben noch einige Zeit wahre Embryonen. Ihre Länge beträgt höchstens sechs Linien, ihr Körper ist nackt, der Kopf ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen groß, die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und der Mund hingegen offen, die Ohren in Quer- und Längsfalten zusammengelegt, die vordern Extremitäten sind über der Brust, die hintern über dem Bauche gekreuzt, und der Schwanz ist unter den Bauch gerollt. Sie zeigen auch auf äußere Reize nicht die geringste Bewegung. Nichts desto weniger findet man sie kurze Zeit, nachdem sie in den Beutel gelangt sind, an den Zitzen angesogen. Es ist nun kaum denkbar, bemerkt Rengger, daß Thiere in einem solchen Embryonenzustande ohne fremde Hilfe eine Zitze aufsuchen und fassen können, er vermuthet daher, daß sie von der Mutter an die Zitzen gelegt werden, wozu derselben ohne Zweifel ihre entgegensetzbaren Daumen dienen *).

Die Jungen bleiben nun beinahe zwei Monate in dem Beutel, ohne die Zitzen, ausgenommen in den letzten Tagen, zu verlassen. In den ersten zwei Wochen bemerkt man keine andere Veränderung an ihnen, als daß sie nach allen Maßen zunehmen, und daß sich die langen Borstenhaare um den Mund zu zeigen anfangen. Nach vier Wochen, wo sie ungefähr die Größe einer Hausmaus erreicht haben, trit der Pelz über den ganzen Körper hervor, und man sieht sie einige Bewegungen mit den Extremitäten machen. Nach Azara sollen sie sich in diesem Alter schon auf den Füßen halten können. Etwa in der siebenten Woche, wenn sie bald so groß wie eine Ratte sind, öffnen sich die Augen. Von der Zeit an hängen sie nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen und verlassen auch zuweilen den Beutel, kehren aber sogleich wieder in denselben zurück, sowie ihnen einige Gefahr droht. Bald aber verschließt ihnen die Mutter den Beutel, der sie nicht mehr alle fassen kann, und trägt sie dagegen während mehrer Tage, bis sie ihren Unterhalt selbst zu finden im Stande sind, mit sich auf dem Rücken und den obern Theilen der Extremitäten herum, wo sich dieselben an den Haaren festhalten.

Während der ersten Tage nach der Geburt sondern die Milchdrüsen blos eine durchsichtige, in etwas klebrige, jedoch vermittelst Säuren gerinnbare Flüssigkeit ab, die man in dem Magen der Jungen findet, später wird diese Flüssigkeit immer trüber und endlich zu wahrer Milch. Haben die Jungen einmal die Zitzen verlassen, so hören sie auf zu saugen, und die Mutter theilt dafür ihre Beute mit ihnen, besonders wenn diese in Vögeln oder Eiern besteht.

Rengger erwähnt noch einer Beobachtung, welche der ihm befreundete Doktor Parlet bei einem säugenden Weibchen der genannten Beutelthierart gemacht haben wollte. Weder dieser, noch er selbst hatten nämlich je erfahren können, wie die Säuglinge sich ihres Kothes

*) Collie (Zoolog. Journ. nr. XVIII.) will bei einer Art Känguru gesehen haben, daß beim Gebären die Embryonen wie eine Schnecke in den Beutel krochen, also doch eine Bewegung haben und machen müssen.

Digitized by Google

und Harnes entledigten. Parlet beobachtete nun ein Weibchen 5 Wochen lang und sagte, daß die Jungen während der ersten Tage nach der Geburt keinen Koth von sich geben, und daß dieses erst geschehe, wenn dieselben wenigstens 24 Tage alt seien, wo dann die Mutter von Zeit zu Zeit ihren Beutel zu dem Ende öffne. So viel, setzt Rengger hinzu, sei wenigstens gewiß, daß man in dem Beutel des säugenden Weibchens der genannten Art nie zurückgebliebenen Koth finde.

Alle drei Arten von Beutelratten Paraguay's lassen sich nach Rengger einigermaßen zähmen, d. h. sie gewöhnen sich an den Menschen in soweit, daß man sie berühren und selbst herumtragen kann, ohne von ihnen gebissen zu werden. Nie aber lernen sie ihren Wärter kennen und zeigen überhaupt auch nicht die geringste Intelligenz, was schon ihr im Verhältniß zum übrigen Kopfe kleiner Hirnkasten und ihr Gesichtswinkel, der nicht mehr als 17 Grad beträgt, vermuthen läßt. Übrigens, sagt Rengger, fällt es in Paraguay nicht leicht jemanden ein, eine Beutelratte aufzuziehen und zu zähmen, indem ihr Ansehen dafür zu häßlich und der Geruch, den sie von sich geben, zu abschreckend ist, auch weil sie mit Recht als die gefährlichsten Feinde des zahmen Geflügels angesehen werden, dem sie selbst im häuslichen Zustande fortwährend begierig nachstellen.

Ihr Fell und ihr Fleisch werden in Paraguay nicht benutzt, die Indianer von Großchaco hingegen genießen das letztere. Allein des Schadens wegen, den sie häufig unter dem Federvieh anrichten, werden sie überall von Menschen verfolgt. Sie werden entweder in Fallen gefangen, oder man lauert ihnen des Nachts auf und trit, so wie sie sich dem Hühnerhofe nähern, ihnen plötzlich mit einem Lichte entgegen, dadurch wissen sie nicht zu entfliehen und werden leicht todt geschlagen.

Die Arten dieser Gattung werden nach Temminck (Monographies de Mammalogie. Paris 1827. 4.) zweckmäßig in 2 Sectionen zerfällt.

A. Die Weibchen im erwachsenen Zustande mit einer vollkommenen, sehr weiten Zitzentasche, die bei den jüngeren Individuen ins dessen weniger deutlich (an den Häuten junger Thiere aber schwer zu bemerken) ist.

1) D. virginiana *Shaw* (*Temminck* l. c. p. 71. — *Shaw* general. zoolog. I. t. 107. — D. marsupialis, Schreber Säugethiere. t. 145. * Taf. 145 schlecht, gehört zu cancrivora. — Marsupiale americanum — Opossum. *Catesby* Carol. p. 120. c. f. — *Barton* facts etc. relative to generation of the Opossum of North America. Lond. 1809. — Philander virginianus, Tiedemann Zool. I, 421. — Virginian Opossum *Pennant* Synopsis. — Sarigue des Illinois u. S. à long poils *Buffon*. Sarigue à oreilles bicolores, *Cuvier* regne animal. I. Gute Abbild. in *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères von Männchen und Weibchen). Die Sarigue, das Opossum, die virginische Beutelratte, das Manicou.

Kennzeichen: Die gewöhnlichste Größe ist die eines Kaninchens, aber die Erwachsenen, wenn sie stark sind, erreichen die Größe der wilden Katze. Der Schwanz kürzer als der Körper mit dem Kopfe, an der Wurzel mit sehr langen Haaren besetzt, übrigens aber bis an die Spitze mit einem kurzen, dünnen, weißen Haare bedeckt; die Schnauze sehr lang, spitzig, die Nasenkuppe gelblich fleischfarben; die Nase sehr tief gespalten; die Zehen aller Füße sehr lang und tief gespalten; nur die Spitze der Ohren gelblich.

Das ganze Thier erscheint als weiß, reines Weiß findet sich indessen nur am Kopfe, am Halse, am Nacken und an den untern Theilen; der Pelz auf diesen Körpertheilen ist kurz, wollig, sehr dichtstehend; ein Kreis von hellbraunen Haaren umgibt die Augen, aber der übrige Theil des Kopfes und die meisten Schnurrhaare sind weiß. Der Pelz besteht übrigens wie bei Didelphys Azarae und cancrivora aus 2 Haarsorten, ein dichter Wollpelz bedeckt unmittelbar die Haut, die eigentlichen Haare sind lang, bart und bedecken jenen. Der Körper scheint mit den Wurzeln der Glieder und des Schwanzes nur eine Masse zu bilden, so sehr werden diese Theile durch die langen, dichtstehenden Haare verdeckt. Der Wollpelz oder das Wollhaar ist ungefähr anderthalb Zoll lang, an der Wurzel weiß, an der Spitze tiefbraun, die langen oder sogenannten Seidenhaare (Borstenhaare) sind an 3 Zoll lang und auf dem Rückgrathe hinab oft noch länger. Sie sind in ihrer ganzen Länge rein weiß, und da sie über den Wollpelz mit ihren Spitzen vorragen, so machen sie, daß das Thier weiß behaart erscheint und das Braun nur mehr oder weniger durchblickt. Solche lange, weiße Haare stehen auch an der Wurzel des Schwanzes, der übrigens in seiner größten Länge mit einem ganz kurzen, weißen Haare bedeckt ist, welches die kleinen, weißlichen Schuppen, welche auf diesem Theile sitzen, nur schwach versteckt. Die vier Extremitäten sind kastanienbraun, aber die feinen Spitzen der Haare sind oft weiß. Das Ohr ist groß, an der Wurzel schwarz, an der Spitze gelblich. Das Auge ist von einem braunen oder kastanienbraunen Ringe umgeben; die Nasenspitze ist gelblich fleischfarben; die Schnurrhaare sind theils weiß, theils tief kastanienbraun.

Bei einem erwachsenen Männchen betrug die ganze Länge 20 — 21 Zoll, wovon 8 Zoll auf den Schwanz kommen; die Entfernung vom vorderen Augenrande bis zur Nase beträgt 1 Zoll 6 Linien, die Länge der Vorderfüße von der Ferse bis an die Wurzel des Nagels der längsten Zehe 1 Zoll 6 Linien. — Ein kleineres, doch nach den Zähnen zu urtheilen, erwachsenes Weibchen war nur 17 Zoll lang, davon der Schwanz 7 Zoll 6 Linien, die Entfernung des Auges von der Nase 1 Zoll 4 Linien wegnahm.

Junge Thiere haben mehr Weiß als die Alten, auch sind sie mehr mit Wollhaar bedeckt als diese; überhaupt ist ihr Pelz dichter.

Das Vaterland ist das nördliche Amerika, von Mexico bis an die nördlichen Provinzen der vereinigten Staten. Die Nahrung besteht in Fleisch, Früchten, Wurzeln, auch soll es dem Hausgeflügel gefährlich werden. Das Fleisch wird gegessen, und die Wilden verwenden die Wollhaare zu Geweben.

2) D. Azarae. *Temminck* (l. c. p. 30. — Dict.

Digitized by Google

class. d'hist. nat. planch. 148. f. 1. — Micouré premier. Azara I, 244 *). — Rengger a. a. O. S. 223.). Das Gamba.

Kennzeichen: Größe eines Kaninchens; Schnauze lang; Schwanz so lang als Körper, Hals und ein Theil des Kopfes, seine Spitze reicht bis über die Augen, die Wurzel desselben sehr behaart, der nackte Theil mit deutlichen, rauhen, über einander liegenden Schuppen bedeckt; zwischen den Schuppen einzelne, sehr kurze Haare, welche auf dem mit weißen Schuppen bedeckten Theile schwarz sind; der Nasenrücken gerade; die Ohren von mittlerer Länge, an der Wurzel oft gelblich; die Seidenhaare immer in ihrer ganzen Länge weiß.

Der Pelz dieser Beutelratte besteht vorzüglich aus dichtstehenden, weich anzufühlenden Wollhaaren, die am Kopfe und an den Füßen kürzer sind als am übrigen Körper, dann auch aus wenigen, steifen, rauh anzufühlenden, etwa 2 Zoll langen Borstenhaaren, welche sich blos auf dem Rücken, an den Seiten und am behaarten Theile des Schwanzes vorfinden. An der Schnauze hinter den Mundwinkeln und über den Augen stehen mehre starke Borsten, von denen einige mehr als 3 Zoll lang sind. Die Nasenspitze, die Ohren und die Fußsohlen sind nackt. Der Schwanz ist blos an seinem obern Drittheile behaart, von da bis zur Spitze bemerkt man nur einzelne, kurze, steife Borstenhaare, die unter den Schuppen, mit denen der ganze Schwanz bedeckt ist, hervorstehen.

Die Farbe der Wollhaare ist am Kopfe größtentheils gelblichweiß, über die Mitte desselben läuft vom Hinterhaupte bis zur Nasenwurzel ein schwärzlichbrauner Streifen, ein anderer von der nämlichen Farbe erstreckt sich von jedem Ohre nach dem Auge, umgibt dieses und setzt sich noch bis gegen die Schnauze hin fort. Die Farbe des Rückens und der Seiten ist braun mit Weiß gemischt. Die Wollhaare sind nämlich weißlichgelb mit schwarzer Spitze, die Borstenhaare hingegen in ihrer ganzen Länge weiß. Der Bauch ist größtentheils schwarz und nur gegen den After hin röthlichbraun. Die 4 Füße, der behaarte Theil des Schwanzes und die Borstenhaare im Gesichte haben eine schwarze Farbe. Die Nasenspitze ist fleischfarben, die Ohren sind an ihrer untern Hälfte schwarz, an ihrer oberen röthlichweiß; von dieser letzteren Farbe ist auch die untere Hälfte des Schwanzes, der übrige unbehaarte Theil hingegen ist gleich dem behaarten schwarz. Die Nägel sind fleischfarben.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet kein Unterschied in der Farbe Statt, hingegen trifft man bei dieser Art einige Farbenabänderungen an. So sah Rengger Individuen, denen der schwarze Streif vom Ohre bis gegen die Schnauze mangelte, und wo nur das Auge eingefaßt war; bei andern finden sich die Wollhaare nur an ihrer äußersten Spitze schwarz gefärbt, so daß bei jeder Bewegung des Thieres die weißlichgelbe Farbe zum Vorschein kommt und der Pelz alsdann eher weiß als braun erscheint.

Die Maße dieser Beutelratte sind 2 Fuß 3 Zoll ganze Länge, 4 Zoll 2 Linien Länge des Kopfes, 11 Zoll Länge des Rumpfes, 11 Zoll 10 Linien Länge des Schwanzes, 7 Zoll 8 Linien mittlere Höhe. Die Ohren sind 14 Linien hoch und ebenso breit.

In ihrer äußern Gestalt steht diese Art ganz der vorigen gleich, jedoch findet sich bei ihr zwischen dem Daumen und der zweiten Zehe eine Haut, welche dieselben längs des ersten Gliedes mit einander verbindet, was bei jener Art nicht der Fall ist (Rengger).

Man findet diese Art im ganzen südlichen Amerika, auch nach Temminck in Brasilien, indessen erwähnt der Prinz von Neuwied ihrer nur in sofern, als er die von ihm beschriebene Art für eine andere erklärt (s. w. u.), indem er bei seinem Gamba Didelphys cancrivora citirt. Seine folgende Art, welche Fischer, nach Lesson, zu der eben beschriebenen zählt, weicht in Färbung, namentlich aber auch in den Maßen zu bedeutend ab, als daß man eine solche Vereinigung gut heißen könnte, um so mehr, als der Prinz selbst über sie noch zweifelhaft ist, dem doch die Vergleichung mit andern Arten zu Gebote stand.

3) D. aurita *Neuwied* (Beiträge II, 395.).

Kennzeichen: Färbung und Bildung D. cancrivora sehr ähnlich, allein Kopf und Ohren weit größer, der Schwanz länger, die Stirn mehr eingedrückt.

Die Beschreibung ist blos von einem alten Weibchen entnommen. Das Ohr ist höher als an der genannten Art, groß, beinahe scheibenförmig, breit, oben abgerundet, nackt und schwarzbraun gefärbt. Die Zunge ist ganz so, wie sie Azara bei der vorigen Art beschreibt, der Gaumen ist mit erhöhten Querreifen versehen.

Die Beine sind ziemlich schlank, die Vorderfüße mit 5 ziemlich kurzen Zehen versehen, wovon die innerste die kürzeste ist. Nägel, Zehen und Daumen der Hinterfüße sind gebildet wie an D. cancrivora. Der Schwanz ist größtentheils nackt und mit Hautschuppen bedeckt, an seiner Wurzel etwa 2 Zoll lang behaart. Der Beutel dieses weiblichen Thieres war weit und enthielt 9 Zitzen, welche wenig sichtbar waren.

Der ganze Körper ist wie bei D. cancrivora zunächst der Haut mit einem wolligen Haare bedeckt und darüber mit langen, dünnen Stachelhaaren versehen, welche indessen bei den Thieren dieser Gattung im Sommer oft fehlen und nur auf dem Rücken vorhanden sind. Der Kopf und die 4 Beine sind mehr schwarzbraun gefärbt als bei D. cancrivora, der erstere zeigt von der Gegend zwischen den Augen bis über den Scheitel hinauf einen schwarzbraunen Streif, ein ähnlicher, mehr undeutlicher zieht vom Auge nach dem Ohre hinauf, und die Gegend zwischen diesen 3 dunkeln Streifen ist bläßer gefärbt, denn hier blickt die gelblichgraue Wolle des Pelzes zwischen den dunklern Haarspitzen hindurch. An den Seiten des Kopfes und Halses haben die Haare eine etwas rostgelbliche Mischung, das dichte, wollige Haar am Körper ist weißgraulich, dessen Spitzen schwärzlichbraun, in demselben sind einzelne, lange, weißliche Haare vertheilt. Auf dem Rücken herrscht mehr das schwärzlichbraune Haar, die innere Seite der Beine, so wie die Gegend des

*) *Fischer* Synops. mamm. hat unrichtig D. Azarae mit aurita *Wied.* vereinigt, s. unten.

Digitized by Google

Beutels sind ein wenig mehr rothgelblich gemischt. Der nackte Theil des Schwanzes ist an der Wurzelhälfte schwärzlichbraun oder dunkelgraubraun, an der Spitzenhälfte weißlich oder gelblichweißgrau gefärbt.

Die Maße dieser Art sind folgende: Ganze Länge 29 Zoll 11 Linien, Länge des Körpers 15 Zoll 11 Linien, Länge des Schwanzes 14 Zoll, Länge des Kopfes 4 Zoll 2 Linien, Höhe des äußeren Ohres 1 Zoll 10 Linien.

Das einzige Exemplar ward zu Villa Viçoza am Flusse Peruhype im Monat Juni erhalten, wo es sehr fett war.

Diese Art lebt in den Wäldern und Gebüschen, nähert sich bei Nacht wie D. cancrivora den Wohnungen, um zu rauben, und hat ebendenselben unangenehmen Geruch.

4) D. marsupialis *Linné* (ed. XII. et cancrivora ed. XIII. — Magnus Philander orientalis, *Seba* Thes. I. t. 38. f. 1. — Schreber Taf. 145. (ohne *) gut, aber schlecht ill. — Grand Sarigue ou Crabier *Buffon.* — Unter Molucca Opossum beschreibt Shaw (General Zoology) nach Temminck Phalangista ursina, gibt dazu eine Figur von D. Quica, rechnet zu dieser als Varietät D. cancrivora und gibt deren Figur nach Seba t. 39. — Max. von Neuwied Beiträge II, 387. — Carigueya Marcgraf Bras. 222. — Le Sarigue Crabier ou Pian *Geoffr.* et *Cuvier* Mammif. — *Temminck* l. c. pl. V. — Gambá (so wie andere Arten) an der Ostküste von Brasilien, Ntiunn-tiú botokudisch (andere Arten von ihnen ebenso genannt). Der Krabbenfresser, das Gamba.

Kennzeichen: Größe einer Katze; Kopf und Schnauze bedeutend lang; Nasenspitze schwarz; Schwanz etwas länger als Körper und Kopf, an der Wurzel behaart, auf dem nackten Theile mit deutlichen, rauhen, auf einander liegenden Schuppen bedeckt, zwischen den Schuppen sitzen einzelne, sehr kurze Haare, welche auf dem obern, mit schwarzen Schuppen bedeckten Theile schwarz, auf dem mit weißen bedeckten Schuppentheile weiß sind; die Schnauze ist lang, sehr spitzig; der Nasenrücken gewölbt; die Ohren lang, einfarbig; die langen Seidenhaare sind an der Wurzel immer weiß, übrigens tief schwarz. Am Skelett sind die 3 Nackenwirbel, welche dem Atlas unmittelbar folgen, mit sehr dicken und breiten Dornfortsätzen versehen, ihre Fläche ist eben und sie sitzen dicht an einander.

Der Pelz besteht wie gewöhnlich aus zweierlei Haaren, der Wollpelz ist kurz, die Seidenhaare sind lang und steif, jener ist weiß oder weißlich, und die langen, borstigen Seidenhaare sind von der Wurzel bis an die Mitte weiß, von da bis an die Spitze tief schwarzbraun, am dichtesten und längsten finden sie sich auf dem Rücken, oben auf dem Kopfe und an der Schwanzwurzel, an den andern Körpertheilen sieht man das Wollhaar zwischen den wenigen Seidenhaaren durch; die äußere Seite so wie die innere der 4 Gliedmaßen ist durchaus mit kurzen, ganz schwarzen Haaren besetzt; der ganze Kopf und die Schnauze sind ziemlich schwärzlichbraun, mit kurzen Haaren bedeckt, die Haare auf dem Schädel sind ebenfalls zweifarbig, indem die Wurzel derselben weißlich, die Spitze schwarz ist, wodurch auf diesem Theile ein tiefes Schwarzgelb entsteht. Ein helleres solches Gelb zeigt sich an den unteren Körpertheilen, wo man nur sehr wenige schwarze Haare bemerkt und der gelbliche Wollpelz durchscheint. Der Schwanz ist mit rauhen Schuppen bedeckt, der behaarte Theil ist ziemlich lang, der nackte doppelfarbig, die Hälfte nach der Wurzel zu schwarz, die andere Hälfte weiß.

Von der vorstehenden Temminckschen Beschreibung weicht diejenige ab, welche der Prinz von Neuwied von einem weiblichen Thiere mittheilt, welche wir deshalb hier folgen lassen.

Gestalt rattenartig, etwas dick; Kopf schmal, zugespitzt; Nase etwas rüsselförmig verlängert; Nasenkuppe durch eine senkrechte Mittelrinne ein wenig gespalten; am Oberkiefer befinden sich lange, schwarze Bartborsten, und auf den Backen stehen ähnliche, welche aus einem gemeinschaftlichen Punkte entspringen; diejenigen, welche unter dem Unterkiefer stehen, sind weißlich- oder gelblichbraun gefärbt. Das Auge ist rattenartig schwarz; Ohren wie an der Ratte, nackt, ziemlich breit, oben abgerundet, schwarzbraun gefärbt, einen Zoll und eine Linie hoch. Die Füße sind stark, mit zusammengedrückten, weißlichen Krallennägeln, die an den Vorderfüßen kürzer sind als an den hinteren; der Daum der Hinterhände ist lang und stark, ohne Nagel, sein vorderes Glied etwas platt gedrückt. Der Schwanz ist an der Wurzel 2 Zoll 4 Linien weit wie der übrige Körper behaart, alsdann nackt, mit Hautschuppen und einzelnen kleinen Borsten besetzt; der Beutel ist geräumig und enthielt im September 10 nackte kleine Junge, doch waren mehre Zitzen vorhanden.

Das die Haut unmittelbar bedeckende Haar ist am ganzen Thiere eine dichte, schmutzig blaßgrauliche Wolle, deren Haare schwärzliche Spitzen zeigen, aus dieser unteren Wolle treten lange, gelblichweiße Stachelhaare hervor, die an ihrer Wurzel weiß, an der Spitze aber gelblich gefärbt sind, wodurch das Thier ein weißlich und schwarzbraun gemischtes Ansehen erhält; der Kopf ist etwas mehr schwarzbräunlich überlaufen, ebenso Oberhals und Rücken, wenn man an dem letzteren die weißlichen Stachelhaare wegnimt, welche an Kopf und Hals gänzlich fehlen. Mehr oder weniger deutlich bemerkt man an dem Kopfe 3 undeutliche, schwärzlichbraune Streifen, wovon der eine über die Mitte der Stirn hinauf, von den beiden andern aber ein jeder durch das Auge nach dem Ohre hinaufzieht, wodurch über dem erstern eine etwas hellere Farbe entsteht. Die Grundfarbe der Wolle des Kopfes ist etwas mehr gelblich als am übrigen Körper. Der Kopf des männlichen Thieres scheint dunkler gefärbt zu seyn als der des Weibchens. An den 4 Beinen herrscht die schwarzbraune Farbe; der Pelz ist hier kürzer und mit einzelnen, weißen Haaren gemischt; Schwanz an der Wurzelhälfte seines nackten Theiles schwarzbräunlich, an der Spitzenhälfte aber bläßer oder weißlich, auch sind auf diese Art seine einzelnen Borsten verschieden gefärbt. Dabei bemerkt der Prinz noch, daß man diese Art in der kalten Jahreszeit mit völlig weißen Haaren finde.

Digitized by Google

Nach der Angabe des Prinzen sind Männchen und Weibchen nicht bedeutend verschieden, doch schien letzteres etwas heller gefärbt; nach Temminck aber unterscheiden sich die Männchen durch den vorderen falschen Mahlzahn, der ausnehmend klein ist, so daß besonders der untere kaum über das Zahnfleisch vortrete.

Die Jungen werden vollkommen nackt geboren, zu der Zeit aber, wenn sie die Tasche der Mutter verlassen, sind sie mit einem kurzen, glatten, nur aus Seidenhaaren bestehenden Pelze, der mehr oder weniger tief kastanienbraun ist, bedeckt, die Wollhaare erscheinen erst dann, wenn das Thier die Hälfte seines Wachsthums erreicht hat.

Nach Temminck maß ein ganz altes Männchen 2 Fuß 5 Zoll, wovon der Schwanz 15 Zoll, dessen behaarter Theil 2 Zoll 3 Linien wegnahm. Die ganze Länge des von dem Prinzen von Neuwied beschriebenen Weibchens betrug 26 Zoll 2½ Linie, davon der Schwanz 11 Zoll 2½ Linie, die behaarte Schwanzwurzel 2 Zoll 4 Linien, die Höhe des Ohres über dem Kopfe 13 Linien.

Nach dem Prinzen von Neuwied ist diese Art die gemeinste in den von ihm bereisten Gegenden, und scheint über den größten Theil von Südamerika verbreitet, da man es von Cayenne bis südlicher als Rio de Janeiro findet. Dennoch scheint es weder Azara, noch Molina, noch Rengger gefunden zu haben. Mit dem nordamerikanischen Beutelthiere, D. virginiana, hat es in Gestalt und Färbung große Ähnlichkeit, weshalb es oft mit demselben verwechselt worden ist.

In den meisten Gegenden Brasiliens kennt man dies Thier unter dem Namen Gamba. Der Prinz erhielt sein Exemplar im Monat September mit nackten Jungen. Diese Art ist in vielen Gegenden Brasiliens höchst gemein in den Wäldern, entflieht nicht besonders schnell, steigt geschickt auf Bäume und ist beißig wie eine Ratte. Übrigens ist es ein gefräßiges, wenig Nahrungsmittel verschmähendes Thier, es schleicht sich in die Hühnerhöfe und raubt das Federvieh und die Eier. Daß es mehr von Krabben leben soll als die übrigen Beutelthiere, scheint dem Prinzen von Neuwied unwahrscheinlich, da er in den Magen dieser Thiere nie Theile von Krabben fand.

Man fängt dieses Thier oft in der Schlagfalle. Es geht nicht blos bei Nacht aus, denn der Prinz fand es bei seinen Jagdexcursionen oft bei Tage, wo es in den großen Wäldern in Bewegung war, ob dieses gleich in bewohnten Gegenden seltener vorkommen mag. In der kalten Jahreszeit wird es sehr fett und hat alsdann sein langes, weißliches Haar in größter Vollkommenheit, weshalb es nach der Versicherung der brasilianischen Jäger in der kalten Zeit weit mehr weißlich gefärbt ist, als in der heißen, wo es mager ist. Die Botokuden essen das Gamba ohne Widerwillen, so wie die Neger, es wird hingegen von den Europäern und ihren Abkömmlingen des Geruches halber verabscheut. Sein Fleisch hat man mit dem des Hasen vergleichen wollen, allein es kann wol höchstens mit dem einer Ratte Ähnlichkeit haben.

5) D. Quica *Natterer* im Mus. Viennens. (*Temminck* l. c. 36.).

Kennzeichen: Größe eines jungen Iltis; der Schwanz länger als der Kopf und Körper, an der Wurzel stark, bei den Männchen fast so stark als der Körper, bei dem Weibchen weniger stark, der behaarte Theil beträgt etwas weniger als ein Drittheil der ganzen Länge desselben, der nackte Theil endigt immer in eine mehr oder weniger lange, weiße Stelle.

An dem Männchen sind alle obern Theile des Körpers und der Gliedmaßen, sowie ungefähr ein Drittheil des Schwanzes mäusegrau. Indem alle Haare aschgrau und schwärzlich geringelt sind, das Schwarz aber gegen die Spitze vorherrscht, meint man, wenn man das Thier von vorne ansieht, daß sein Pelz ganz mäusefarben, betrachtet man es aber von der Seite, so gleicht es mehr dem grauen Eichhörnchen von Carolina; die Kehle, alle untern Theile und die innere Seite der Gliedmaßen sind rein weiß; die Augen sind mit einem schwarzen Kreise umgeben, über welchem ein weißer Fleck steht, wie bei dem Opossum; unterhalb der Augen steht ebenfalls ein weißer, weißlicher oder auch hell rosträthlicher Fleck; die Schnauze und eine Längslinie auf dem Nasenrücken sind dunkelgrau; der nackte Theil des Schwanzes ist in der ersten Hälfte schwarz, in der zweiten oder Endhälfte weiß; die Ohren sind groß, eiförmig und mehr oder weniger zweifarbig.

An dem Weibchen sind alle obern Theile des Körpers, die Schwanzwurzel schwarzgelb mit einem schwachen Silberglanz, je nachdem das Licht auffällt; der Pelz ist übrigens aschgrau, in den Seiten und auf der äußern Seite der Glieder heller; das Kinn und die innere Seite der Glieder sind weiß; auf dem Bauche zeigt sich ein grau rosträthlicher Anstrich; die ganze Gegend der Tasche ist tief rostroth; der Scheitel und die Schnauze sind schwarz oder schwärzlich, und 3 große, weiße oder weißliche Flecken stehen über, hinter und unter den Augen, deren Augenkreise schwarz eingefaßt sind.

An den Jungen ist der Pelz mehr mit Gelbroth oder Braun überlaufen, die Flecken sind nicht so deutlich gezeichnet als bei den Erwachsenen, der Schwanz endigt aber immer weiß in mehr oder minderer Ausdehnung.

Die mittlere Länge, von einer großen Anzahl Exemplare abgenommen, ist im Ganzen 22 Zoll, wovon der Schwanz 11 bis 12 Zoll wegnimt; der behaarte Theil desselben mißt am Weibchen 2 Zoll 9 Linien, bei dem Männchen oft 3 Zoll 6 Linien, das nackte, weiße Ende ist 3 bis 5 Zoll lang.

Diese Art ist nicht etwa neu, sondern nur neu hergestellt, indem sie früher mit dem Opossum häufig verwechselt wurde.

Diese Art bewohnt Brasilien, sie lebt auf Bäumen, fängt kleine Vögel und Insekten, frißt aber auch Früchte. In der Gefangenschaft ernährt man sie mit Fleisch, am Tage rollt sie sich kugelförmig im Schlafe zusammen, sie saucht wie das Frettchen und scheint ihre Schlupfwinkel nur des Nachts zu verlassen.

6) D. Opossum *Linné* (*Temminck* l. c. p. 40. — Schreber Säugethiere. t. 146. A. B. genaue Abbildung

Digitized by Google

von Männchen und Weibchen. Sarigue opossum *Buffon* vol. 50. pl. 45. 46. Sarigue quatre oeil *Cuvier*.). Das Opoſſum.

Kennzeichen: Größer als das europäiſche Eichhörnchen; Schwanz etwas kürzer als Körper und Kopf, oder von derſelben Länge, bis an ſeine Wurzel ſchmächtig; der behaarte Theil ziemlich ausgedehnt, der nackte Theil mit Schuppen bedeckt; der Pelz ſeidenartig, fein, nicht ſehr dicht, lebhaft roſtroth; die Schnauze ſehr ſpitzig, der Naſenrücken gerade.

Der Pelz auf allen obern Theilen des Körpers und an der behaarten Schwanzwurzel lebhaft roſt- oder zimmtroth, lebhafter bei dem Männchen als bei dem Weibchen. Dieſelbe Farbe herrſcht auch auf dem Kopfe und unter den Augen, geht aber gegen den Mundwinkel ins Weißliche über, auch verliert das Roſtroth gegen den untern Theil der 4 Gliedmaßen ſeine Reinheit. Über dem Auge ſteht ein großer, weißer Fleck und hinter dem Ohre ein ähnlicher; der untere Theil der Wangen, die innere Seite der 4 Gliedmaßen und alle unteren Theile des Körpers ſind gelblichweiß; das Auge iſt von einem Kreiſe eingefaßt, der dieſelbe roſtrothe Farbe hat wie der Rücken, und dieſes Roſtroth weicht immer durch eine ſtärkere Tiefe von der Farbe derjenigen Haare ab, welche den Naſenrücken bedecken; der nackte Theil des Schwanzes iſt braun, die Spitze deſſelben weiß.

An den Jungen iſt die Farbe mehr röthlich ſtatt lebhaft roſtroth, und das Weibchen iſt immer größer als das Männchen. Die ganze Länge des Männchens beträgt 17 bis 18 Zoll, wovon der Schwanz 8 bis 8½ Zoll wegnimt; die behaarte Wurzel des Schwanzes iſt 2 Zoll lang. Die ganze Länge alter Weibchen beträgt 19 Zoll, wovon der Schwanz 9½ wegnimt; der behaarte Theil des letzteren iſt 2 Zoll 1 Linie lang. Der Schädel dieſer Art iſt von dem der D. Quica ſchwer zu unterſcheiden, da er dieſelbe Anzahl von Zähnen und ziemlich dieſelbe Form hat; indeſſen bildet beim Opoſſum der Naſenrücken eine geneigte, aber gerade mit der Stirn in einer Ebene liegende Linie, beim Quica dagegen iſt er gewölbt und bildet einen Bogen, deſſen größte Höhe in der Mitte iſt.

Dieſes Thier iſt im ganzen mittägigen Amerika verbreitet, es iſt ſehr häufig in Guiana und in Surinam wol gemein, dagegen ſcheint es in Braſilien ſelten. Nach der Unterſuchung todter Exemplare mag es meiſt von Vögeln leben.

7) D. myosuros *Temminck* (l. c. p. 38. — Neuwied Beiträge II, 400. — D. nudicaudata *Geoffroy* — Jupati, [franzöſ.] in der Lingoa Geral und bei den braſilianiſchen Portugieſen. Ntiähäm bei den Botokuden). Das Schupati mit dem Rattenſchwanze.

Kennzeichen: Größe des Quica; der Schwanz dem der gemeinen Ratte ähnlich, zweifarbig, dünn, viel länger als Körper und Kopf, mit kurzer, behaarter Wurzel; die Ohren ſehr groß, faſt rund; die Schnauze ſehr ſpitzig.

Der Pelz weich, dicht, aber ſehr kurz, von einer melirten Farbe, faſt ſo wie bei der Wanderratte, indem die Haare an der Wurzel aſchfarben, an der Spitze tiefbraun und gelbroſtröthlich bunt ſind. Diejenigen, welche auf der Mittellinie des Rückens ſtehen, ſind dunkler als der Pelz in den Seiten und an der äußern Seite der Gliedmaßen. Oben auf dem Schädel und von den Naſenlöchern bis an die Wurzel der Ohren zeigen ſich 3 ſchwärzliche Binden; über den Augen ſteht ein kleiner, gelbröthlicher Fleck und unter demſelben ein anderer, der viel größer iſt und ſich bis an die Lippenwinkel zieht. Die Seiten des Körpers und des Halſes, ſowie der äußere Rand der Schenkel ſind gelbroſtröthlich, die untern Theile ſind weiß, ſchwach roſtröthlich überlaufen oder auch ſchmutzig weiß, oder iſabellfarben. Die Ohren ſind ſehr groß, faſt rund, nackt, an der Wurzel hellgelblich, übrigens ſchwärzlich; hinter den Ohren an ihrer Wurzel ſteht ein kleiner, roſtrother Fleck. Der Schwanz iſt lang, ſchmächtig, gegen das Ende ſehr dünn, an der Wurzel ſehr wenig behaart und bis auf 3 Zoll von der Spitze, welche weiß iſt, mit glatten Schuppen beſetzt. Die größten Individuen haben eine ſchwarze Platte auf dem Scheitel, die ſich vom Hinterhaupte bis auf den Naſenrücken erſtreckt; auch ein Kreis um die Augen und ein Fleck vor denſelben iſt ſchwarz.

Nach des Prinzen von Neuwied an friſchen Exemplaren genommenen Ausmeſſungen beträgt die ganze Länge 25 Zoll 2 Linien, wovon der Schwanz 13 Zoll 2 Linien wegnimt; die Höhe des äußern Ohres beträgt etwa 11 Linien.

Temminck iſt nicht gewiß darüber, ob die von Geoffroy bezeichnete Art D. nudicaudata die ſeinige iſt, weil es in der im Dict. d'hist. nat. mitgetheilten Beſchreibung heißt, daß das Thier keine Taſche habe, daß aber Junge an den Zitzen gehangen hätten. Indeſſen war das im Pariſer Muſeum aufbewahrte Exemplar wirklich ein junges Thier der gegenwärtigen Art. Was aber den angeführten Umſtand anbetrifft, ſo macht er bei der Gelegenheit auf die Betrügereien der Naturalienhändler aufmerkſam, welche Junge, oft verſchiedener Art, künſtlich, oft nicht einmal an Weibchen, ſondern an Männchen, denen die Geſchlechtstheile weggeſchnitten und zwar ſowol an Exemplare, die in Weingeiſt aufbewahrt ſind, als an ausgeſtopfte anheften.

Die gegenwärtige Art lebt in Braſilien, wo ſie ziemlich gemein ſeyn ſoll, ſeltener iſt ſie in den andern Theilen des ſüdlichen Amerika; nach dem Prinzen von Neuwied wird ſie in jenem Lande gegeſſen, lebt wie die übrigen Arten, iſt aber ſchneller und zierlicher in ihren Bewegungen.

8) D. Philander *Linné* (Schreber t. 147. gute Abbildung des Weibchens iſt nach *Temminck* l. c. p. 44. pl. VI. Skelett, das einzige Synonym, das mit Sicherheit angeführt werden kann, indem ſtarke Vermengungen mit andern Arten Statt gefunden haben. Cuviers Cagopollin gehört aber wahrſcheinlich hieher.).

Kennzeichen: Größe des Opoſſum; der Kopf ſehr kurz; die Schnauze ſtumpf; die Naſenlöcher durch eine tiefe Furche getrennt; eine tiefroſtrothe Binde zieht ſich von den Naſenlöchern bis auf den Hinterkopf; die Augen ſtehen in einem aſchfarbenen Flecke; die Ohren ſind nackt, eiförmig und ſtehen aus einander; der Schwanz iſt viel länger als Körper und Kopf, an der Wurzel mit

Digitized by Google

buſchigem Haare beſetzt, übrigens ganz nackt, mit braunen Flecken auf weißem Grunde. Die Rippen dieſer Art ſind doppelt ſo breit als bei andern Arten.

Ein weiches, wolliges, dicht ſtehendes Haar bedeckt bei dieſer Art den ganzen Körper und erſtreckt ſich bis auf den Schwanz; die Ohren ſind groß, ſtehen weit von einander, ſind am obern Theile eiförmig; der hellaſchgraubraune Fleck, welcher die Augen umgibt, erſtreckt ſich bis an die Naſenlöcher; der ganze Hinterkopf, die Seiten des Naſenrückens und die Wangen ſind faſt weiß; auf allen übrigen obern Theilen des Körpers und an der Schwanzwurzel iſt bei dem Männchen der Pelz hellroſtgelb, mehr gelblich in den Seiten und am behaarten Theile unter dem Schwanze, alle übrigen untern Theile ſind weiß; die Schnurrhaare und die langen Haare über den Augen ſind tiefroſtroth, die Ohren, der nackte Theil der Füße und ein Theil des Schwanzes ſind röthlichbraun. Am Weibchen iſt der Pelz graugelb und roſtröthlich, der innere Theil der Zitzentaſche iſt mit roſtrothem Haare beſetzt, und alle untern Theile ſind ſchmutzigweiß; ein Viertel des nackten Schwanztheiles iſt braun, das andere iſt braun und weiß marmorirt, und der übrige Theil bis ans Ende ganz weiß. Die Weibchen ſind immer größer als die Männchen.

Die ganze Länge beträgt bei dem Männchen 13½ Zoll, davon nimt der Schwanz 8½ weg, deſſen behaarter Theil 1 Zoll 9 Linien mißt. Weibchen maßen 22 Zoll, der Schwanz 13 und deſſen behaarter Theil 2 Zoll 9 Linien.

Die Jungen im früheren Alter ſind aſchfarben mit einem braunen Streifen auf dem Naſenrücken und weißer Schwanzſpitze. Man unterſcheidet ſie leicht von den Jungen anderer Arten durch ihre ſtumpfe Schnauze.

Dieſe Art findet ſich im ſüdlichen Amerika, am häufigſten wol in Surinam. Als Nahrung ergab ſich aus den bei der Section gefundenen Überreſten, daß dieſelbe in Vögeln beſteht *).

B. Die Weibchen haben keine Taſche; ſie iſt durch eine Hautfalte am Bauche erſetzt, die erwachſeneren Jungen ſteigen auf den Rücken der Mutter und halten ſich mit ihrem Schwanze feſt.

9) D. cinerea *Max. von Neuwied* (Beitr. II, 406. — *Temminck* l. c. 46. — Abbildung z. Naturg. Braſil. — Jupati in der Lingoa Geral und bei den braſilianiſchen Portugieſen. Ntiahäm bei den Botokuden). Das aſchgraue Schupati.

Kennzeichen: Größe etwa die der Hausratte; der Kopf klein, die Schnauze ſehr kurz, die Ohren an der Wurzel etwas eingeſchnürt, nackt; der Schwanz viel länger als Körper und Kopf, ſehr dünn, an der Wurzel ſtark behaart, übrigens ganz nackt, am Ende über die Hälfte weiß.

Da der Prinz von Neuwied bemerkt, daß die Beſchreibung Temmincks nach ausgeſtopften Exemplaren nicht ganz genau ſei, ſo geben wir lieber die ſeinige.

Am Männchen iſt der Kopf zugeſpitzt, mit nackter, fleiſchrother Naſe und einer von einer Furche getheilten Naſenkuppe; die Augen ſind groß, glänzend ſchwarz, vortretend wie bei den Ratten; am Oberkiefer befinden ſich lange, feine, ſchwarze Bartborſten; Ohren groß, nackt, ſehr glänzend, breit eiförmig geformt.

Die Zunge iſt lang, walzenförmig, läßt ſich beinahe 6 Linien weit aus dem Munde hervorziehen und iſt mit feinen, ſeidenartig erſcheinenden Papillen beſetzt; in den Mund zurückgezogen, liegt ſie mit Querrunzeln.

Die Geſtalt des Körpers gleicht etwas der des Myoxus Glis. Die Vorderfüße ſind rund und klein, ihre Zehen kurz und ziemlich gleich lang, die innerſte iſt die kürzeſte, die nächſtfolgende und die äußere ſind gleich lang, die beiden mittleren ſind am längſten und einander gleich. Die Ballen des Nagelgliedes treten vor und ſind ſo lang als die feinen, gekrümmten Krallennägel. Die Hinterhände ſind klein, rundlich, mit kurzen Fingern, aber größeren, zuſammengedrückten Krallennägeln und einem getrennten, ſtumpfen Daumen, der keinen ſichtbaren Nagel hat. Der Schwanz iſt länger als der Körper, an der Wurzel beinahe 2 Zoll lang dicht behaart wie der übrige Körper, alsdann aber iſt er ſehr glatt, ohne alle Borſten, blos mit einer ſehr zart geſchuppten, beinahe chagrinartigen Haut bedeckt; an ſeinem greifenden Ende iſt er nach unten mit einigen Querfalten bezeichnet.

Bei dem männlichen Thiere liegen die Teſtikel frei unter dem Leibe vor dem After; ſie ſind mit gelblichem Pelze bedeckt, und die Ruthe trit aus der Afteröffnung hervor.

Der ganze Körper iſt mit einem feinen, äußerſt dichten, etwa 6 bis 7 Linien langen, ſanften und wolligen Haare bedeckt; Backen, Kinn, Kehle, Bruſt, Bauch, After und innere Seite der Beine ſind ſchön dunkelröthlichgelb oder röthlichiſabellfarben, eine ſchöne Färbung, welche ſich bei den für zoologiſche Samlungen präparirten Fellen gänzlich verliert und in ein fahles, gelbliches Grauweiß verblaßt. Alle obern Theile ſind röthlichaſchgrau, indem die aſchgrauen Haare grauröthliche Spitzen haben. Die Augen ſind ſchwärzlich eingefaßt. Der Fuß mit den Zehen iſt nackt und fleiſchroth, nur mit einzelnen, feinen Seidenhärchen beſetzt. Der Schwanz iſt an ſeinem nackten Theile in ſeiner größten Ausdehnung von fleiſchrother Farbe, an der Wurzel, wo die Behaarung endet, 1 Zoll 4 Linien lang dunkelblaugrau gefärbt.

Die ganze Länge des Thieres beträgt 14 Zoll 8 Linien, davon der Schwanz 8 Zoll 3 Linien wegnimt. Das Ohr iſt an der äußern Seite 10 Linien hoch.

Dieſes Beutelthier lebt im öſtlichen Braſilien. Es raubt ſtark und beißt in den Ställen gleich dem Marder und Wieſel eine Menge von Hühnern todt, ſaugt ihnen das Blut aus und verzehrt auch die Eier. Demnächſt ſoll es auch geſchickt klettern. Es hat einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch, unterſcheidet ſich aber ſonſt in der Lebensweiſe nicht von den verwandten Arten.

10) D. crassicaudata *Desmarest* (Mammal. 257 393. — Micouré troisième ou à grosse queue. *Azara*

*) Hier würde ſich Desmareſt's D. grisea (Dict. des Sc. nat. 47. p. 593) oder Azara's Micouré quatrième ou à longue queue einordnen, die wir als zu wenig bekannt übergehen.

Digitized by Google

I. p. 284. *Rengger* l. c. 226.). Temminck hat dieſes Beutelthier, als ihm unbekannt, vorläufig übergangen, Rengger gibt aber davon folgende Notizen.

Bei dieſer Art ſind die Borſtenhaare ganz verſchwunden, und der Pelz beſteht allein aus ſehr kurzen und ſehr weich anzufühlenden Wollhaaren. Blos um den Mund herum ſtehen einige 3½ Zoll lange Borſten. Die Schnauzenſpitze, die Ohren, die Fußſohlen ſind nackt, die zwei letzten Drittheile des Schwanzes beinahe haarlos.

Der Kopf mit Ausnahme der Naſe und der obern Kinnlade, der Nacken, der Rücken, die Seiten des Körpers bis gegen das Fußgelenk hinab und das erſte Drittheil des Schwanzes haben eine bräunlichgelbe, zuweilen auch eine bräunlichrothe Farbe. Die Naſe, die obere Kinnlade und die Füße ſind braun, der Bauch und die innere Seite der 4 Extremitäten gelblichgrau oder röthlichgrau. Die wenigen Haare an den 2 letzten Drittheilen des Schwanzes ſind ſchwarz, ausgenommen an der Spitze, wo ſie weiß ſind. Die nackten Theile des Körpers ſind graulichbraun.

Dieſe Beutelratte hat folgende Maße: 3 Zoll Länge des Kopfes; 8 Zoll 6 Linien Länge des Rumpfes; 10 Zoll Länge des Schwanzes; 5 Zoll 9 Linien mittlere Höhe.

Außer den angegebenen Kennzeichen unterſcheidet ſie ſich noch von den andern Arten durch einen breitern und höhern Kopf, eine weniger ſpitz zulaufende Schnauze und einen dickern Hals und Rumpf, beſonders aber durch ihren dicken Schwanz, welcher an der Wurzel beinahe 1¾ Zoll im Durchmeſſer hat. In ganz Paraguay, aber nicht häufig.

11) D. dorsigera *Linné* (ed. XII. XIII. — Schreber Säugethiere. Taf. 150. ſehr ſchlecht. — Alle andern Citate ſehr zweifelhaft, nach *Temminck* l. c. p. 48.).

Kennzeichen: Größe und Geſtalt der gemeinen Ratte; der Schwanz 1½ Zoll länger als Körper und Kopf, der behaarte Theil deſſelben ziemlich lang, der nackte Theil einfarbig braun; die Augen ſtehen in einem dunkelkaſtanienbraunen Flecke, der ſich bis auf die Oberlippe verlängert; auf dem Naſenrücken und der Stirn ſteht ein gelblicher Streif. Der Pelz iſt dicht und fein, aber kurz; die Haare haben zwei Farben, an der Wurzel ſind ſie dunkelgrau, an der Spitze graubraun oder gelbbräunlich, welche Farbe auf allen obern Theilen herrſcht und ſo ganz genau die Färbung der Wanderratte darſtellt. Der die Augen umgebende, braune Fleck erſtreckt ſich mehr vorn nach der Schnauze als hinter das Auge und bildet unter dem Auge gewiſſermaßen nur eine Augenbraune. Die weißliche Farbe vom Naſenrücken und von der Stirne zwiſchen den Augen herrſcht auch auf den Wangen, auf der äußern Seite der Vorderbeine und auf den Füßen. Der nackte Theil des Schwanzes iſt durchaus haarlos, ſchuppig und überall braun. Die ganze Länge beträgt 12½ Zoll, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimt, deſſen haariger Theil 11 Linien lang iſt. — Das Vaterland iſt hauptſächlich Surinam.

Dieſe Art iſt namentlich als die berüchtigte Äneasratte bekannt, welche man in allen naturhiſtoriſchen Bilder- und Kinderbüchern abgebildet findet, aber wie ſchon aus der Überſchrift dieſer zweiten Abtheilung hervorgeht, keineswegs die einzige iſt, welche ihre Jungen auf dem Rücken trägt, indem alle Arten dieſer Abtheilung dieſelbe Gewohnheit haben.

12) D. murina *Linné* (*Temminck* p. 50. — Schreber Säugethiere. t. 149. bis aufs Kolorit gut. — La Marmose *Buffon* 10. t. 52. 53. — Wied Beiträge. II. 1811. — Derſelbe Abbildungen. — Japuti im öſtlichen Braſilien, Ntiähäm bei den Botokuden.). Das mäuſeartige Beutelthier. Kennzeichen: Größe des Haſelſchläfers (Myoxus nitela); der Schwanz etwas länger als Körper und Kopf, der behaarte Theil deſſelben ſehr kurz, der nackte Theil einfärbig röthlichweiß (an ausgeſtopften Exemplaren gelb); die Augen ſtehen in einem kaſtanienbraunen Flecke, der ſich bis auf die Oberlippe erſtreckt. Der Pelz dicht und fein, kurz und nicht reich, die Haare an der Wurzel tief aſchgrau, an der Spitze roſtgelblich oder gelblich, manchmal auch rein roſtroth, daher erſcheinen die obern Theile und die äußere Seite der vier Extremitäten hell röthlichgelb, gelblich, oder lebhaft roſtfarben mit Aſchgrau meſirt, je nachdem die Haare mehr oder weniger anliegen; der Kopf iſt hellgelblich, alle untern Theile und die Wangen ſind ſchön weiß mit leichtem, gelbem Anflug; die behaarte Schwanzwurzel iſt wie der Rücken gefärbt. Die Weibchen ſind etwas größer als die Männchen, die Jungen erkennt man ſchon bald nach der Geburt an dem kaſtanienbraunen Fleck und an ihrem röthlichen Fell. Die ganze Länge beträgt 10 Zoll und einige Linien, wovon der Schwanz über 6 Zoll wegnimt. Dieſe Art iſt über das ganze ſüdliche Amerika verbreitet, lebt wie die andern von Vögeln und Inſekten u. ſ. w.

13) D. tricolor *Geoffroy* (Catalog. des Mammif. p. 144. — D. brachyura *Pallas* act. Petropol. 1780. tom. II. t. 5. — Le Touan *Buffon*. — Micouré cinquième ou à queue courte *Azara*. — *Temminck* l. c. p. 53.)

Kennzeichen: Körper größer wie D. dorsigera; der Schwanz halb ſo lang als Körper und Kopf, dick und breit an der Wurzel und faſt der ganzen Länge nach breit gedrückt, unten und an der Spitze faſt nackt, oben mit Haaren bedeckt. Der ganze Oberkörper, die obere Seite des Halſes und des Kopfes mit ſchwärzlichem Haar bedeckt, deſſen Spitzen etwas ins Grauliche ziehen. Dieſe ſchwärzliche Farbe herrſcht auf dem ganzen Rücken bis in die Seiten, ſie bildet auf dem Scheitel des Kopfes eine Längsbinde und endet an den Naſenlöchern; die Wangen, die Kehle, die Seiten des Halſes, die Körperſeiten und die äußere Seite der vier Gliedmaßen ſind brennend roſtroth; die Bruſt und alle untern Theile ſind rein weiß; der Schwanz iſt oben mit langen, ebenfalls roſtrothen Haaren bedeckt, unten aber mit ſo kurzen, daß er hier, ſowie an der Spitze nackt erſcheint. Das Scrotum der Männchen ſchleift faſt an der Erde, übrigens weichen ſie in der Färbung nicht von den Weibchen ab.

Erwachſene Exemplare ſind 8 Zoll 5 bis 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll wegnimt. Dieſe Art

Digitized by Google

lebt in Guiana, besonders aber in Cayenne, in Wäldern und scheint sich nach den Ergebnissen der Sektion von Insekten zu nähren. Auch kommt sie in Paraguay vor *).

14) D. brachyura *Linné* ed. *Gm.* (Schreber t. 181. fig. *Sebae* t. 31. f. 1. *Temminck* l. c. p. 53.).

Kennzeichen: Größe des Haselschläfers; Schwanz halb so lang als Kopf und Körper; Ohren von mittlerer Größe, rund; Schnauze kurz, etwas stumpf; der Schwanz nur an der Wurzel behaart, der übrige Theil mit ganz kurzen Haaren bedeckt. Der Pelz kurz, weich, die obern Theile des Kopfes und Halses graugelblich, fast so, wie bei der Wanderratte; die Wangen, die Seiten des Halses, die Körperseiten, die Schenkel und die Schwanzwurzel lebhaft rostfarben; alle untern Theile rostgelb, die Füße weißlich, der Schwanz an der Wurzel dick, aber spitzig auslaufend. Die ganze Länge 6 Zoll 6 Linien, wovon der Schwanz 2 Zoll 3 Linien wegnimt. In Guiana und sonst im südlichen Amerika einheimisch, am häufigsten aber wol in Brasilien.

15) D. lanigera *Desmarest* (Mammal. 258. — *Rengger* p. 225. — Micouré second ou laineux *Azara*. I. 275.).

Temminck hat diese Art, als ihm unbekannt, übergangen, wir nehmen daher Folgendes aus Rengger auf.

Diese Beutelratte scheint beim ersten Anblick nur mit einer Art von Haaren bedeckt zu seyn. Untersucht man aber diese näher, so findet man sowol Woll- als Borstenhaare, die sich jedoch blos dadurch von einander unterscheiden, daß die letztern etwas weniger biegsam sind als die erstern. Beide sind äußerst weich anzufühlen, am Kopfe kurz, am übrigen Körper hingegen lang, besonders sind sie dies auf dem Rücken und an den Schenkeln, wo sie eine Länge von mehr als einem Zoll erreichen. Über der Oberlippe und hinter den Mundwinkeln sitzen mehre 3 Zoll lange, feine Borsten. Die Spitze der Schnauze, die Ohren, mit Ausnahme der untern Hälfte ihrer Seite, das Scrotum und die Fußsohlen sind nackt. Vom Schwanze ist das zweite Drittheil blos auf der untern Seite behaart, das letzte Drittheil aber ganz haarlos. Die vorherrschende Farbe am Kopfe, auf dem Rücken, an den Seiten des Rumpfes und an dem behaarten Theile des Schwanzes ist die lichtbraune, rings um die Augen, an den Seiten des Halses und an der äußern Seite der vier Extremitäten geht sie ins Röthlichbraune über; von dem obern Theile der Stirn bis gegen die Nasenspitze hin läuft ein schwarzer Streif, und längs der Unterlippe ein feiner, weißer Saum. Der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten sind röthlichweiß, die Borsten im Gesichte schwarz. Die Spitze der Nase und das Scrotum sind fleischfarben, die Ohren und die Fußsohlen veilchenblau, mit Grau gemischt, der unbehaarte Theil des Schwanzes röthlichweiß.

Die beiden Geschlechter sind einander in der Farbe ganz gleich. Die Maße sind: 2 Zoll 4 Linien Länge des Kopfes, 6 Zoll 6 Linien Länge des Rumpfes, ein Fuß ein Zoll 6 Linien Länge des Schwanzes.

Die Ohren laufen bei dieser Art spitziger zu als bei D. Azarae, ihre Höhe beträgt nämlich beinahe einen Zoll, ihre Breite ungefähr die Hälfte. Am Schwanze sind die Rücken- und Querfortsätze der Wirbel so lang, daß sie demselben eine dreieckige Gestalt geben. Vaterland Paraguay.

Als letzte Art wäre noch anzuführen D. pusilla *Desmarest* (Micouré sixième ou nain *Azara*), da sie indessen zu wenig bekannt ist, so übergehen wir sie. (*D. Thon.*)

DIDELTA. So nannte L'Heritier (Stirp. nov. p. 55. t. 28.) eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Radiaten (nach Cassini aus der Gruppe der Arctotideen, nach Lessing aus der Untergruppe Arctotideen der Gruppe der Cynareen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Eine dreitheilige, offenstehende Blüthenhülle, der gemeinschaftliche Kelch vieltheilig, mit lanzettförmigen, abwechselnd kürzern Fetzen; die mittelsten Blümchen sind männlich, die Strahlenblümchen geschlechtslos, zwischen beiden stehen die allein fruchtbaren Zwitterblümchen; der Fruchtboden ist wabenartig-löcherig, im Umfange borstig, die Samen einschließend, bisweilen zuletzt in (meist vier) dreieckige Stücke zerfallend (daher der Gattungsname Doppelbeta); die Samenkrone besteht aus langzugespitzten, gefranzt-federigen Spreublättchen, welche an der Basis bisweilen zu einem häutigen Rande verwachsen sind. Die fünf bekannten Arten sind als Sträucher oder Kräuter mit einzeln stehenden, gelben Blüthen am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch. 1) D. spinosum *Ait.* (Hort. Kew. ed. 1. III, 256., *Wendl.* obs. t. 4. f. 32., Polymnia *L.* fil., Choristea *Thunb.*, Favonium *Gärtn.* II. p. 431. t. 174., Breteullia *Buc'hoz*), 2) D. carnosum *Ait.* (l. c., D. tetragoniaefolia *Herit.* l. c., D. capensis *Lam.* enc. ill. 705., Choristea carnosa *Thunb.*, Polymnia *L.* fil.), 3) D. tomentosum *Lessing* (Syn. comp. p. 61.), 4) D. cernuum *Lessing* (l. c. 62., Cuspidia — Aspidalis — araneosa *Gärtn.* II. p. 454. t. 171., Gorteria cernua *L.* fil., Berkheya *R. Br.*), 5) D. annuum *Less.* (l. c.) (*Sprengel.*)

DIDEMNUM *) *Savigny*, (von *δίς* und *δῆμος*, oder *δήμιον*). Eine Molluskengattung aus der Klasse

*) In Fischers Synopsis folgt nun aus Kuhls Beiträgen zur Zoologie. 1820. S. 63. D. tristriata, wozu derselbe mit? Sorex brasiliensis *Geoffroy* Ann. XVII. anzieht. Diese letzte Stelle können wir leider nicht vergleichen, müssen aber auch sonst Anstand nehmen, die Art hier aufzuführen, da Temminck, dem ganz gewiß Kuhls Arbeit bekannt war, ihrer mit keinem Worte gedenkt, sie auch im Dict. class. nicht erwähnt wird, eine Abbildung derselben nicht existirt, das Thier daher wahrscheinlich einer andern Gattung angehört, was ja wol Lichtenstein gelegentlich entscheiden wird.

*) Damit man uns nicht den Vorwurf mache, allerlei Gattungsnamen vergessen zu haben, sehen wir uns genöthigt, wie schon öfter, ein Beispiel von dem Leichtsinn französischer Naturforscher, selbst der Koryphäen, in der Nomenclatur und Behand-

Digitized by Google

Tunicata, der Ordnung Tethya, der Familie Botryllacea (*Menke* Synops. mollusc. ed. 2. 123.). Sie ward von Savigny in seinem Werke Memoires sur les animaux sans vertebres II. partie, aufgestellt und Taf. 4. Fig. 3. Taf. 20. Fig. 1. abgebildet. Er sagt von derselben: der Stamm ist undurchsichtig, pilzig oder schwammig. Er überzieht die Steugel der Madreporen mehr oder weniger; die Rinden, welche er bildet, sind sowol von innen als von außen milchweiß. Ihre Oberfläche ist mit vorstehenden Warzen bedeckt, die in 6 Strahlen zerspalten sind und beinahe im Quincunx stehen. Die Polypen, d. h. die bewohnenden Thiere, sind gelb und sehr klein, kaum so dick als zwei Mohnkörner und nehmen nur zwei Fächer ein. Für Bauch und Eierstock ist nur ein Fach. — Der Mund dieses Polypen gleicht einem Trichter, sein Saum oder oberer Rand ist in sechs sehr einfache, von einander stehende, spitzige Zähne getheilt. Die Brust kurz, rundlich, quergefurcht, Rücken sehr gewölbt, durch eine Längsrinne getheilt. Die Brust unterhalb der Wölbung ausgeschweift, zeigt den After an seiner gewöhnlichen Stelle; dann verlängert sie sich zu einem Faden, an dem der Bauch hängt, welcher also wie bei Polyclinum gestielt ist; er ist aber noch einmal so groß als die Brust. Er liegt fast horizontal und ist von elliptischer Form; der ventriculus abdominalis füllt den obern und hintern Platz darin aus. Dieser ist eiförmig und fleischig. Der Dickdarm geht bis zum Boden des Bauches hinab, biegt sich nach vorn um, steigt wieder gegen den Stiel hinauf und geht durch diesen zum After. Der runde Eierstock hängt nicht und liegt an der linken Seite des Bauches, über den er merklich vorragt; er enthält sehr kleine Körnchen, über deren Lage Savigny nicht zur Gewißheit kommen konnte. — Die Art D. candidum, a. a. O. abgebildet, findet sich im Meerbusen von Suez, nach Bory auch an den spanischen Küsten.

(*D. Thon.*)

DIDERMA *Pers.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Trichogasteres, Haarbauchpilze, nach Fries: Myxogasteres, Schleimbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Ein doppeltes Behältniß schließt die Sporidien (Keimkörner) ein; die äußere Hülle ist abgesondert, krustenartig, brüchig, die innere dünnhäutig, verschwindend; die rußfarbigen Sporidien hängen an Flocken, welche in dem Grunde oder an einem Mittelsäulchen des Behälters befestigt sind. Die 29 Arten, welche Fries (Syst. myc. III. p. 98.) aufzählt, kommen an vielen Orten, besonders in Wäldern, auf Baumstämmen und abgefallenem Laube vor. Sie zeigen sich anfangs als ein formloser, meist gelblicher Schleim oder Schaum, welcher trocknet und die Unterlage (hypothallus) des Pilzchens bildet. Aus dieser erhebt sich das gestielte oder ungestielte, meist runde Sporidienbehältniß (sporangium, peridium). Nach dem Verschwinden des innern Häutchens und nach dem Fehlen des Mittelsäulchens hat Link die Gattungen Leangium, Leocarpus und Cionium (z. Th. zu Didymium) getrennt, welche Fries wiederum vereinigt hat. Gute Abbildungen von Diderma sind zu finden: Pers. obs. myc. l. t. 3. f. 7., Sturm Deutschl. Fl. III. T. 6. 39., Fl. dan. 1778. 1979., Nees Syst. T. 9. F. 105. F. 109. (Leangium) und F. 110. (Leocarpus).

(*Sprengel.*)

DIDEROT, Denis, einer der vorzüglichsten französischen Encyklopädisten, und sowol des Umfanges seiner Kenntnisse, als seines hellen Kopfes wegen allgemein geschätzt, war im Oktober 1713 zu Langres in der Champagne geboren. Seiner Aufnahme in den Orden der Jesuiten, denen er seine erste Bildung verdankte, trat sein Vater entgegen, der eine Messerfabrik hatte und es ungern sah, daß sein Sohn Anlagen und Neigung zeigte, ein Gelehrter zu werden. Doch schickte er ihn zur Vollendung seiner Studien nach Paris. Mit dem Wunsche, daß er sich der Jurisprudenz widmen möchte, übergab er ihn der Leitung eines dortigen Anwalts. Aber Diderot vermochte keiner Fakultätswissenschaft Geschmack abzugewinnen. Statt Akten zu lesen, beschäftigte er sich mit der Lektüre belletristischer Schriften. In seinen Talenten suchte er die Hilfsmittel, als der Unwille seines Vaters ihm jede fernere Unterstützung versagte. Fleißig beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik, Philosophie und mit den schönen Wissenschaften. Er ertheilte Unterricht in der Mathematik und sicherte sich dadurch eine leidliche Subsistenz. Sein Geist und seine Kenntnisse brachten ihn bald in Verbindung mit den besten Köpfen in Paris. Aber auch von denen, die seinen Geist nicht beurtheilen konnten, ward er als ein rechtlicher Mann geschätzt. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine Pensées philosophiques (Paris 1746. 12.). Diese gegen die christliche Religion gerichtete Broschüre fand viele Leser. Gleichzeitig gab Diderot mit Eidous und Toussaint ein Dictionnaire universel de Medecine in 6 Foliobänden heraus. Ermuthigt durch den Beifall, den dies Werk fand, gerieth er auf den Gedanken, in der Form eines universellen Realwörterbuchs gewissermaßen ein summarisches Archiv der Kenntnisse zu veranstalten, die der menschliche Geist sich bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben hatte. In der Ausführung dieser Idee, bei welcher ihn Daubenton, Rousseau, Marmontel, le Blond und andere französische Gelehrte, besonders auch d'Alembert, unterstützten, ließ er sich durch keine Schwierigkeiten

---

lung der Gegenstände selbst, zu geben. Im Diction. classiq. (!) d'hist. nat. steht von *Bory de St. Vincent:* „Didemne ou (!) Didemnon, Didemnum *Polyp.* (!!) *Savigny* a établi sous ce nom un genre voisin des Alcyons etc.", letztere gehören zu den Polypen. S. hat aber eben gezeigt, daß D. zu den Ascidien, Mollusken gehöre und aus dem alten Genus Alcyoneum, als ganz anders organisirt, gesondert werden müsse! — *Blainville* Manuel de Malacol. p. 587. schreibt: Didermum (!) *Sav.* und *Rang* Manuel de l'hist. nat. des Mollusques schreibt ihm dies richtig nach. Bei Cuvier (regne anim. ed. 2.) sucht man die Gattung vergebens im Register, sie steht aber als Didemnum III. p. 169. in einer Note. Im Dict. des Scienc. nat. Vol. XIII., der 1819 erschien, fehlt aber die Gattung ganz, obgleich Savigny's Arbeit 1816 schon gedruckt war, eine Anzeige davon sich schon in Okens Isis 1818 findet.

Digitized by Google

schrecken. Bei diesem weitumfassenden Unternehmen unterzog er sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel. Auch in andern Fächern füllte er als Redakteur manche von seinen Mitarbeitern gelassene Lücke aus [1]). Aber bei aller Mühe, die er sich gab, konnte doch eigentlich nur der Dilettantengeist, der das Interessanteste auf dem kürzesten Wege sucht, aber sich gewöhnlich mit dem Oberflächlichen begnügt, bei einem Werke dieser Art seine Rechnung finden. Der Gewinn, den ihm eine zwanzigjährige Anstrengung abwarf, war so unbedeutend, daß Diderot sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Doch ward ihm von der Kaiserin Katharina II., welche sie kaufte, der Nießbrauch derselben auf Lebenszeit gelassen. Während ihn die Redaktion der Encyklopädie beschäftigte und manche Unannehmlichkeiten den Druck jenes Werkes oft Jahre lang hemmten, machte er sich durch die Bijoux indiscrets als Romanschriftsteller und durch den Fils naturel und den Père de famille als Lustspieldichter bekannt. Beide Stücke wurden unter dem Titel: Theatre de Diderot oft gedruckt, unter andern zu Paris 1758 und zu Amsterdam 1771 2. Bd. 12. [2]) und von einer Abhandlung über die dramatische Kunst begleitet, die manche scharfsinnige Anmerkungen enthält. Nach dem Engländer Stanyan hatte er im J. 1743 eine Histoire de Grèce in 3 Duodezbänden bearbeitet. Die Resultate seiner philosophischen und mathematischen Studien legte D. in den Jahren 1745 bis 1748 in den Principes de la philosophie morale und in den Memoires sur differens sujets de Mathematique nieder. Aber die freien Gedanken, die er (im J. 1749) in seinen Lettres sur les aveugles, à l'usage de ceux, qui voient, geäußert hatte, zogen ihm eine sechsmonatliche Verhaftung in Vincennes zu. Philosophischen Inhalts waren die (im J. 1754) geschriebenen Pensies sur l'interpretation de la nature und der Code de la nature, der ein Jahr später erschien. Sein Werk: De l'education publique zeichnete sich vortheilhaft aus unter den Schriften, welche durch Rousseau's Emil und die Aufhebung des Jesuitenordens veranlaßt wurden. Außer einem Leben des Seneca, seinem letzten Werke, schrieb er noch zwei moralische Erzählungen: Les deux amis de Bourbonne und Entretien d'un père avec ses enfans, ou du danger, de se mettre au dessus des loix. Sie wurden im Jahre 1773 durch eine Übersetzung Geßners auch dem teutschen Publikum bekannt [3]).

Als Diderot um jene Zeit nach Petersburg reiste, ward er dort von der Kaiserin Katharina II. mit Wohlwollen aufgenommen. Einen minder freundlichen Empfang bereitete ihm sein Landsmann, der berühmte Bildhauer Falconet. Diderot starb, nachdem er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin geworden war, zu Paris im Jahre 1784. Über seinen Charakter herrschen verschiedene Meinungen. Seine Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennützigen und biedern Mann, während er von seinen Feinden der Hinterlist und des Eigennutzes beschuldigt wird. Manche Blößen gab er sich durch die literarische Fehde, in die er in den letzten Jahren mit Rousseau gerieth, durch den er verläumdet zu seyn glaubte. Wie ungerecht dieser Verdacht war, bewies die ehrenvolle Art, mit welcher ihn Rousseau im zweiten Theile seiner Confessions erwähnte [4]). Aus Diderots Nachlasse erschienen sein Essai sur la peinture (teutsch von K. F. Cramer, unter dem Titel: Versuche über die Malerei. Riga 1797. 8.), die Abdication d'un roi de la fère, voll demokratischer Gesinnungen, und die Romane: Jacques le Fataliste, und la Religieuse. Jenen übersetzte W. Ch. S. Mylius unter der Überschrift: Jakob und sein Herr (Berlin 1792. 2 Theile. 8.), diesen K. F. Cramer, unter dem Titel: die Nonne (Riga 1797. 8.). Noch ist hier ein nachgelassenes Werk Diderots zu erwähnen, welches Göthe unter dem Titel: Rameau's Neffe, ein Dialog, aus der französischen Handschrift übersetzte und mit Anmerkungen begleitete [5]).

Ästhetischen, philosophischen und moralischen Inhalts war der größere Theil von Diderots Werken. Auch seine Schauspiele waren gewissermaßen Resultate seiner Philosophie. Sich über die Regeln des Geschmacks hinwegzusetzen machte ihm keine Bedenklichkeit. Aber er hatte, wenn auch wenig poetisches Gefühl, doch für moralische Verhältnisse einen feinen Takt, den er vielleicht nur in seinem Romane: les bijoux indescrets, verletzte, und zugleich ein seltenes Talent, die natürliche Sprache des gemeinen Lebens in seinen Schriften nachzuahmen. Dies gelang ihm besonders in seinem Père de famille und in dem Fils naturel. Das Interesse und den Effekt dieser beiden Schauspiele berechnete er

1) Der Titel des Werks lautet: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des metiers, par une société de gens de lettres, mis en ordre et publié par Mr. *Diderot*, et quant à la partie mathematique par Mr. *d'Alembert*. Paris 1751—1765. 17 Vol. Fol., nebst 11 Bänden alphabetisch geordneter und mit einer Erläuterung begleiteter Kupfer. Im Jahre 1776 erschien zu Amsterdam ein Supplément à l'Encyclopédie in 4 Bänden und im J. 1780 zu Paris eine Table analytique et raisonnée des matières contenues dans le Dictionnaire encyclopédique et dans son supplément in 2 Bänden in Fol. 2) Diderots Theater (Der Hausvater und der natürliche Sohn) aus dem Französischen übersetzt von G. E. Lessing. Berlin 1781. 2 Bände. 8. Auch die unlängst erwähnten Bijoux indiscrets wurden von J. L. W. Meyer ins Teutsche übertragen, unter dem Titel: der Verräther. Berlin und Braunschweig 1793. 2 Bde. 8.

3) Das Original erschien zu Zürich 1773 unter dem Titel: Contes moraux et nouvelles ou Idylles de Mr. *D...* et *Gessner*. 4) „Quique né bon", sagt Rousseau in seinen Briefen, „et avec une âme franche, *Diderot* avoit un mal penchant à mésinterpréter les discours et les actions de ses amis. Les plus ingénues explications ne faisoient que fournir à son esprit de nouvelles interprétations à leur charge." 5) Leipzig 1805. 8. Vergl. den Freimüthigen 1805. Nr. 104. S. 413 u. f. Allgem. Lit. Zeit. 1805. Bd. 4. Nr. 326. S. 529 u. f. Die Handschrift nahm der Verleger von Diderots Werken, nach Göthe's eignen Äußerungen (Kunst und Alterthum. Bd. 4. Heft 1. S. 159 — 161. Heft 3. S. 145 — 150.) zurück und ließ sie erst mehre Jahre später zu Paris 1821 unter dem Titel drucken: Le Neveu de Rameau, Dialogue, ouvrage posthume et inedit par *Diderot*. Vergl. Göthe's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1828. S. 371 — 374.

Digitized by Google

auf moralische Rührung. Er brachte zuerst den Naturalismus und Moralismus auf die französische Bühne, der nachher auch auf teutschen Theatern Eingang fand. Doch während er in der rührenden Gattung das Höchste erreichte, entfernte er sich, blind gegen das Ideale in der Kunst, zugleich am weitesten von dem wahren Begriffe der dramatischen Poesie. Aber so oft er auch das Ziel seiner Bestrebungen verfehlte, ließ sich doch in seinem Discours sur le beau und in seiner Lettre sur la poésie dramatique, an seinen Freund, den Baron Grimm gerichtet, der helle Kopf nicht verkennen, der tiefer als die meisten französischen Ästhetiker in das Innere der Kunst einzudringen strebte. Ohne die häufige Verwechselung des ästhetischen Interesse mit dem moralischen würde er noch weiter vorgedrungen seyn im Gebiete des Schönen. Aber sein Fortschreiten hinderte theils der Mangel an poetischem Gefühl, theils die Anhänglichkeit an die oberflächliche, damals in Frankreich geltende Modephilosophie. So führte er, befangen in dem Streben, etwas Neues und Paradoxes vertheidigen zu wollen, durch seine ästhetischen Urtheile oft mehr Verwirrung als eigentliche Aufklärung und Berichtigung falscher Begriffe herbei. Doch ist manches aus Diderots Schriften für den zu lernen, der sich nicht durch seine Sophismen blenden läßt und in seinen Gedanken das Wahre von dem Falschen gehörig zu sondern weiß. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes kleidete er fast alle seine Schriften, die physikalischen und mathematischen ausgenommen, in einen enthusiastischen, oft declamatorischen Styl, der wenig von der männlichen Ruhe hat, welche der didaktische Vortrag verlangt. Aber trotz der Dunkelheit, die man ihm mitunter vorgeworfen hat, sind mehre seiner Schriften, besonders einige Romane, welche aus seinem Nachlasse gedruckt wurden, meisterhafte, sinnvolle Gemälde des menschlichen Gemüths und Gefühls.

Diderots Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: Oeuvres de *Denis Diderot*, publiées sur les manuscrits de l'auteur par *J. A. Naigeon*. Paris 1798. 15 Vol. 8. Ibid. 1800. 15 Vol. 12. Ibid. 1818. 7 Vol. 8. Unter dem Titel: Memoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de feu Mr. *Diderot*, beschrieb seine Tochter, Madame de Vandeul, sein Leben. Dieser Aufsatz ist auch in Schellings allgemeiner Zeitschrift von Teutschen für Teutsche (Nürnberg 1813. Bd. 1. Heft 2.) mitgetheilt worden [6]). (*Heinr. Döring.*)

DIDESMUS. Eine von Desvaux aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung (Synclistae) der 15. Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Kreuzblumenpflanzen. Char. Das geschlossene Schötchen besteht aus zwei ein- bis zweisamigen Gliedern, von denen das untere an der Spitze abgestutzt, das obere mit dem Griffel gekrönt ist; die Samen sind herabhängend, mit zusammengefalteten Kotyledonen. Die sehr nahe verwandten Gattungen Rapistrum *Boerh.* und Cakile *Serap.* unterscheiden sich nur dadurch, daß Cak. flache Kotyledonen und Rap. in jedem Gliede des Schötchens nur einen, im oberen aufrechten, im unteren herabhängenden Samen hat. Die vier bekannten Arten sind wenig verbreitete, im Gebiete des Mittelmeeres wachsende Sommergewächse mit halbgefiederten oder gefiederten Blättern: 1) D. aegyptius *Desv.* (Journ. de bot. III. p. 160. t. 25. f. 11., Deless. ic. sel. II. t. 92., Myagrum *L.*, Bunias virgata *Sibth.* et *Sm.*, Cakile aeg. *Spr.*) in Ägypten und auf den griechischen Inseln; 2) D. tenuifolius *Cand.* (Syst. II. p. 659., Bunias *Sm.*, Cakile striata Herit. ms.) auf den griechischen Inseln; 3) D. bipinnatus *Cand.* (l. c., Sinapis *Desf.*, Cakile *Spr.*) auf dem Atlas, und zweifelhaft 4) D. pinnatus *Cand.* (l. c., Myagrum *Russel*) bei Aleppo. (*Sprengel.*)

DIDI, Diti, in der indischen Myth. eine von den 13 Gemahlinnen des Kaschapa und also von den 50 Töchtern des Daksha. Der Name bedeutet Nacht, Finsterniß, und daher kommt sie immer im Gegensatze ihrer Schwester und Mitgattin des Kaschapa, der Aditi, der Nichtnacht, d. h. des Tages, vor. Sie war die Mutter der bösen Dämonen, der Rakschasas oder Asuras, wie Aditi die der guten Dewetas. Den Ursprung der erstern erzählt der Mythus im Bagavadam so: Da sie keine Kinder hatte, so sehnte sie sich so nach solchen, daß ihr Gemahl einst ein Opfer unterbrechen mußte, um ihr Verlangen zu befriedigen. Nachher schämte sie sich ihrer Zudringlichkeit und verfiel in tiefe Trauer, welche indessen das Gefühl der Schwangerschaft endlich milderte. Der Gemahl aber verkündete ihr als Strafe, sie werde nach einer hundertjährigen Schwangerschaft zwei Riesen gebären, die durch ihre Bosheit die Frommen quälen und zuletzt von Wischnu getödtet werden würden; doch würde einer von ihnen einen Sohn zeugen, der durch Tugend zur Glückseligkeit gelange. Sie gebar nun nach vollendeter Zeit die beiden Riesen, indem zugleich ein Feuer aus ihrem Leibe strömte, das die Welt zu verbrennen drohte. Die Kinder bekamen die Namen Erunien oder Eruna Kaschapa und Eruniakschen, beide zusammen aber kommen unter dem Namen der Dityas oder Daityas, d. h. der finstern Dämonen, vor. Über das hervorstürzende Feuer waren alle Götter erschrocken und erkundigten sich bei Brama, woher diese furchtbaren Riesen kämen. Dieser antwortete: Einige fromme Büßer wollten einst den Wischnu besuchen, wurden aber von den Thürhütern seines Palastes nicht vorgelassen. Deswegen belegten sie dieselben mit dem Fluche, als Rakschasas geboren zu werden. Wischnu bestätigte die Strafe und erklärte, sie würden in 3 Wiedergeburten seine Feinde seyn und von ihm getödtet werden. Der Diti Kinder sind nun diese Thürhüter. In der ersten Geburt ward Eruniakschen von Wischnu als Eber, und Erunien in seinem Awatar als Manulöwe getödtet. In der zweiten Geburt waren sie Ravana

6) Vergl. außerdem Desessarts Dictionnaire de tous les ecrivains français etc. Paris 1800. Vol. II. A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur. Th. 2. Abth. 1. S. 284 u. f. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 6. S. 370 u. f. Ideler und Nolte Handbuch der französischen Sprache und Literatur. Prosaischer Theil. (7te Auflage). Berlin 1825. S. 272 u. f. Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur. Th. 3. S. 179. 207. Th. 4. S. 8. 148. Baurs neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 1. S. 903 u. f.

Digitized by Google

und Kumbakarnen und erlitten den Tod durch Wischnu als Rama; in der dritten aber waren sie Sissubolen und Dandawatren und fanden durch Krischna-Wischnu ihren Untergang. Damit waren denn ihre Leiden beendigt, und sie gelangten wieder zur Seligkeit. Auch die Kinder dieser Riesen gehörten mit zu den Ditya's. Zwei andere Mythen von der Diti sehe man unter den Art. Dewandren und Garudha. (*Richter.*)

Didia Clara s. Didius.

DIDIA LEX, eine der römischen Leges sumptuariae vom Jahre 611 d. St. Sie bezog sich genau auf die 18 Jahre frühere Lex Fannia, indem sie verordnete, daß erstens nicht Rom allein, sondern ganz Italien an das Fannische Gesetz gebunden seyn solle, und daß zweitens die Strafen desselben nicht allein die Gastgeber, sondern auch die Gäste treffen sollten, welche übergroßen Gelagen beigewohnt. (*Macrobius* Saturn. II, 13. — *Frid. Platner* de legibus Romanorum sumtuariis diss. I. II. Lips. 1751—52. *Abr. Boxmann* de legibus Romanorum sumtuariis. Lugd. Bat. 1816. 4.)

Man darf mit diesem Gesetze die Lex Caecilia Didia vom Jahr 656 d. St. nicht verwechseln, deren Cicero Philipp. V, 3., pro domo 20. und ad Attic. II, 9. gedenkt. Auf diese Stellen gestützt, hat man bald, wie z. B. Manutius, das Daseyn zweier verschiedener Gesetze behauptet, bald, wie z. B. Ernesti und Bach, dem einen, welches man angenommen, zwei ganz verschiedene Capitel beigelegt, von denen das erstere sich auf die Promulgation der Gesetzesvorschläge bezogen, das zweite die Verbindung zweier verschiedener Gegenstände in einem und demselben Gesetze verboten haben soll. (Vergl. *Chr. Gottl. Einert* de lege Caecilia Didia. Lips. 1769. 4.) Daß aber viele Gesetze der Römer ihrem Inhalte nach mannigfach waren (Leges saturae, wie Festus sie nennt), unterliegt keinem Zweifel. Die Lex Caecilia et Didia verordnete nur, wie bereits Zimmermann (Rechtsgeschichte I. S. 82. Note 5.) richtig bemerkt hat, daß über die verschiedenen Bestimmungen einer Lex abgesondert votirt werden solle, um klar die Willensmeinung der Votanten übersehen zu können („— Quae est quaero alia vis, quae sententia legis Caeciliae et Didiae, nisi haec, ne populo necesse sit in conjunctis rebus compluribus aut id quod nolit accipere, aut id quod velit repudiare?"). (*Pernice.*)

DIDIER, St., 1) kleine Stadt im Departement der Ober-Loire an der Semene mit 3200 Einwohnern, hat Fabriken von Bändern, Taschentüchern und Papier. Sie ist die Hauptstadt eines Kantons von 7 Gemeinden mit 10460 Einwohnern. — 2) Kleine Stadt im Departement der Rhone. — 3) Didier sur Arboux im Departement der Saone und Loire, zwei Meilen von Autun. (*H.*)

Didigua s. Digba.

DIDISCUS *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Hydrokotylinen der natürlichen Familie der Doldenpflanzen. Char. Die Dolde einfach, mit vielblättriger Hülle; die Blüthen polygamisch; die Corollenblättchen groß und flach; die Frucht (das Doppel-Achenium) zusammengedrückt, kreisrund, höckerig, mit zwei Saftgängen (nach Candolle sind dies Rippen, sie erscheinen aber mehr als Saftgänge bei der zweiten Art) auf jeder Seite; der Blüthenstiel geht unverändert durch die beiden Achenien und trägt das Rudiment des Kelches, eine drüsige Scheibe und die beiden stumpfen Griffel. Trachymene *Rudg.* unterscheidet sich nur dadurch, daß die Frucht schwächer zusammengedrückt und elliptisch ist. Die beiden bekannten Arten wachsen als Kräuter in Neuholland. 1) D. coeruleus *Hook.* (Bot. mag. 2875., Hügelia coer. *Reichenb.* consp., hort. t. 201. nach dem Baron Hügel, welcher die Pflanze zuerst in Teutschland kultivirte, Didiscus cyaneus *Cand.* omb. p. 28. t. 4., Trachymene cyanea *Cunningh.* ms., Tr. coerulea *Grah.*, *Lindl.* bot. reg. 1225.), ein drüsig-haariges, aufrechtes (bis 3′ hohes) oberhalb ästiges Sommergewächs, mit gestielten unteren, aufsitzenden oberen, doppelt halbgefiederten Blättern, zwei- bis dreizähnigen linien- oder keilförmigen Fetzen und langgestielten Dolden. Dies Gewächs ist seit dem Jahre 1828 von England aus über den Continent verbreitet und durch seine schönen himmelblauen Dolden eine Zierde unserer Gärten geworden. 2) D. albiflorus *Cand.* (Prodr. IV. p. 72., Trachymene incisa *Rudg.* in *Linn.* transact. X. p. 300. t. 21. f. 2.), ein perennirendes, glattes Kraut mit langgestielten, handförmig getheilten Wurzelblättern, deren Fetzen an der Spitze breit und ringeschnitten gezähnt sind, mit wenigen, kleinen Stengelblättern und weißen Blumen. (*Sprengel.*)

DIDIUS (Δίδιος). Aus dem plebejischen Geschlechte der Didier (gens Didia) haben mehre zu Rom die höchsten Statswürden erlangt und sich rühmlichst ausgezeichnet. — 1) Titus Didius verwaltete als Prätor die Provinz Illyrien zur Zeit des makedonischen Krieges im J. R. 640. C. Porcius Cato als damaliger Consul war nach Makedonien gesendet, um die thrakische Völkerschaft der Skordisker, die in Makedonien eingefallen war, zu vertreiben, erlitt aber eine so ungeheure Niederlage, daß er vom ganzen Heere nur sich allein gerettet hatte. Da nun die Skordisker weit umher alles verherrten, brach Didius aus seiner Provinz auf und rettete die Ehre des römischen Namens. Er trieb die Skordisker nach Thrakien zurück, und dafür wurde ihm die Ehre des Triumphs zuerkannt (Flor. III, 4.). Im J. R. 655 war Didius Consul mit Q. Cäcilius Metellus, gab als solcher die lex Caecilia Didia (s. Didia lex) und erhielt im folgenden Jahre das diesseitige Hispanien zur Provinz, in welcher er mit Hilfe seines Tribunen Sertorius die Empörung der Landeseinwohner dämpfte, durch eine Grausamkeit aber (im J. R. 660) seinen Ruhm befleckte. Der römische Feldherr M. Marius hatte fünf Jahre vorher bei Kolenda eine Kolonie von Celtiberern gestiftet, die der Mangel zwang, vom Raube zu leben. Didius bewog sie, ihre Besitzungen zu verlassen, indem er ihnen dafür die Ländereien des von ihm eroberten Kolenda versprach. Seinem Worte vertrauend kamen die Unglücklichen ins römische Lager. Didius ließ hier Männer, Weiber und Kinder von ein-

Digitized by Google

ander sondern und gab nun seinen Soldaten den Befehl, alle ohne Unterschied niederzuhauen (*Appian.* de reb. hisp. 100.). Die Celtiberer, aufs äußerste hierüber erbittert, griffen zu den Waffen, und es kam zu einer mörderischen Schlacht, nach welcher Didius durch eine Kriegslist den Kampf beendigte (*Front.* Strat. V, 12.). Fünf Jahre nach seinem Consulate kehrte er nach Rom zurück und erhielt — nach solchen Thaten, wie Appian sagt, — einen Triumph. In dem marsischen oder Bundesgenossenkriege (im J. R. 664—66) wird er unter den berühmtesten Feldherrn der Römer genannt. Er war in diesem Kriege Legat des Consuls (Sextus) Lucius Julius Cäsar (*Appian.* de bell. civil. I, 40.), und eroberte Herkulaneum (*Vell. Pat.* II, 16.). Von mehren Münzen mit seinem Namen s. *Rasche* Lex. rei num. II, 261 fgg. *Bimardi* diss. de vita, rebus gestis et numis T. Didii Cos. et gente Didia.

2) T. Didius, vielleicht des Vorigen Sohn, war mit L. Cotta und C. Norbanus im J. R. 659 Volkstribun. Nach einer Nachricht bei Cicero (Orat. II, 47.) nahmen er und L. Cotta in der Anklage gegen Cäpio (s. Caepio, Thl. XIV. S. 34. Num. 7.) sich dessen an, wurden aber mit Gewalt von der Rednerbühne vertrieben.

3) C. Didius war ein Unterfeldherr Cäsars im spanischen Kriege gegen die Söhne des Pompejus und befehligte die Flotte zu Gadis. Er schlug zur See den Varus, zerstörte die Flotte des Pompejus, fand aber hier auch selbst seinen Tod. — S. Pompejus. — (*Hirt.* de bello hisp. 37. 40. *Dio Cass.* B. 40 fgg.)

4) Unter des Claudius Regirung finden wir A. Didius Gallus als Feldherrn gegen Mithradates (*Tac.* Ann. XII, 15.), und nachher im J. R. 804, n. Chr. 51, ward ihm die Verwaltung der römischen Provinz in Britannien übertragen (das. 40. XIV, 29. *Agricola* 14.).

5) Ein Didius (oder Vidius?) Scäva erlag, als die Vitellianer den Sabinus im Capitolium belageet und dieses erstürmt hatten, im J. R. 823, n. Chr. 70. (*Tacit.* Hist. III, 73.)

6) Didius Julianus aus Mailand, der Sohn des Petronius Didius Severus und der Claea Ämilia, Urenkel des berühmten Rechtsgeleheten Salvius Julianus, der zweimal Consul gewesen war (s. die Geschlechtstafel von Gruner zu *Aur. Vict.* de Caesar. 19.), wurde bei Domitia Lucilla, der Mutter des Maecus Antoninus, erzogen und gelangte durch dessen Einwirkung zu der Würde des Quästors, Ädilis, Peätors und Consuls (im J. R. 932, n. Chr. 179), worauf er als Proconsul Afrika als Peovinz verwaltete. Nachdem der Kaiser Pertinax im J. R. 946, n. Chr. 193, war ermordet worden, erreichte die Schändlichkeit der Peätorianer den höchsten Gipfel, indem die Mörder des Kaisers den Thron feil boten. Sulpicianus, des Ermordeten Schwiegervater, feilschte darum, und für eine Summe von etwas mehr als 1300 Thalern für jeden Soldaten ward er ihm zugesprochen. Noch waren die Römer so tief nicht gesunken, daß ein solcher Handel sie nicht hätte empören sollen. In kriegerischem Aufzuge mußten die Prätorianer den von ihnen erwählten Kaiser, den das Volk auch darum haßte, weil es ihn im Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung gegen Pertinax hatte, zu dem Senate führen, aber während des Zuges sich stets mit den Schilden decken, um von den auf sie geschleuderten Steinen nicht erschlagen zu werden. Der eingeschüchterte Senat indeß erkannte den neuen Kaiser an, den das Volk mit Schmähungen überhäufte; selbst die angebotenen Geschenke, womit er es zu besänftigen hoffte, wies es mit Verachtung zurück. Nicht lange aber erfreute sich Didius der erkauften Hoheit. Zwei Heere an verschiedenen Punkten des Reichs riefen ein jedes seinen Oberfeldherrn zum Kaiser aus, das zu Antiochien den Pescennius Niger, das zu Illyrien den Severus. Dieser, dem Schauplatz seiner künftigen Hoheit näher, eilte sofort nach Rom, wo Didius nur sehr schwache Gegenanstalten getroffen hatte. Da die schändlichen Peätorianer ihn treulos verließen, blieb der Senat nicht zurück, erklärte ihn des Throns verlustig und verurtheilte ihn zum Tode. So endete ein neuer Mord am 1. Jun. 193 n. Chr., 66 Tage nach deren Antrit, seine Regirung. (*Dio Cass.* 73, 11 fgg. — mit Behutsamkeit zu benutzen, da er des Didius persönlicher Feind war. — *Herodian.* 2, 6 fgg. *Aur. Victor.* a. a. O. *Spartianus. Orosius* 7, 16. *Zosimus* 1, 7. *Zonaras* 12, 7. *Xiphil.* 73, 11 fgg. *Eutrop.* 8, 17.)

Sowol über seinen Namen als über seinen Charakter und sein Ende sind die Angaben der Geschichtschreiber sehr abweichend. Was den ersten betrifft, so war sein vollständiger Name: Marcus Didius Salvius Julianus; als Kaiser aber führete er den Namen: Marcus Didius Commodus Severus Julianus. Bei den Geschichtschreibern kommt er als Julianus, als Didius Julianus und Salvius Julianus vor, auf Münzen als Didius Julianus, Imp. Caes. M. Did. Com., Im. Caes. M. Did. Julian. Aug., Did. Sev. Julian. Aug. [s. *Rasche* Lex. r. num. II, 264 fgg.] *). Über seinen Charakter findet man ganz entgegengesetzte Urtheile. Nach Herodian war er ein Schwelger, nach Spartian ein Filz; nach Dio grausam, nach Spartian gütig. Nach Einigen ward er auf Befehl des Senats hingerichtet, nach Andern fiel er entweder durch Severus selbst oder auf dessen Befehl. Seine Regirungszeit wird auf die verschiedenste Art, von 2 bis zu 7 Monaten angegeben. (*H.*)

DIDO, eigentlich Elissa, der Name der in der Sage und besonders durch Virgils Dichtung berühmt gewordenen Stifterin von Karthago. Der Name Dido soll Mörderin des Gemahls (*Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. 295.) oder tapfere Frau (*Serv.* ad *Aen.* I, 340. cfr. *Meziriac.* ad *Ovid.* T. II. p. 152.) bedeuten und wurde ihr daher erst später beigelegt. Richtiger scheint die Ableitung von דוד, bewegt, beunruhigt seyn, daher so viel als vagari, herumschweifen, wandern. Das Etym. magn. p. 272 u. 247. Lips. sagt ausdrücklich,

*) Von Münzen auf seine Tochter Didia Clara, die schönste Jungfrau ihrer Zeit, geschlagen, s. das. 263. Ihr und ihrer Mutter hatte der Senat den Titel Augusta zuerkannt.

Digitized by Google

Dido habe den Namen διὰ τὸ πολλὰ πλανηθῆναι, und beruft sich dabei auf die phönikische Sprache. Virgil nennt sie eine Tochter des Belos, aber dieser Name ist nur Titel und bezeichnet Heer, König, daher bestimmen denn Andere, der Vater habe Mulgo, Malgo (Malgonos, Malgenos, Margenul, Mathres, Mattes) geheißen. S. Commentt. ad *Justin.* 4. Nach dem Tode des Vaters, erzählt Justin, habe sie mit dem Bruder Pygmalion zugleich über Tyrus heerschen sollen, das Volk aber habe dem erstern allein den Thron übergeben und Elissa, eine Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit, sich mit ihrem Oheim von Mutterseite, Acerbas (Sicharbas bei Andern, bei Virgil Sichäos), dem Oberpriester des Herkules und dem ersten nach dem Könige, durch die innigste Liebe ihm verbunden, vermählt. Acerbas sei im Besitze großer Reichthümer gewesen, habe aber diese aus Furcht vor der Habsucht des Pygmalion in der Erde verborgen. Ihm dessen sei doch die Sage von dessen Schätzen dem Pygmalion zu Ohren gekommen und, gereizt von Geldgier, habe er denselben entweder auf der Jagd oder selbst vor dem Altare der Götter ermorden lassen. Der Elissa sei in der Nacht der Geist des Erschlagenen erschienen, habe sie von der Freveltat benachrichtigt, den verborgenen Ort seiner Schätze ihr entdeckt und ihr mit denselben zu fliehen gerathen. Diese habe nun ihren Abscheu gegen den Mörder verborgen, ein heiteres Gesicht gezeigt, sich aber insgeheim mit mehren Mißvergnügten, die zu den vornehmsten Tyriern gehörten, zur heimlichen Flucht verbunden und nun den Bruder gebeten, er möchte ihr erlauben, mit ihrem ganzen Vermögen in seinen Palast in Neu-Tyrus zu ziehen, damit das Haus des Gatten in Alt-Tyrus nicht länger ihren Schmerz erneuere. Pygmalion, sehr zufrieden, seinen Zweck so leicht erreichen zu können, habe ihr Leute und Schiffe zur Überfahrt zugesendet. Nun habe Dido ihre sämtlichen Güter glücklich an Bord gebracht, zugleich aber auch mehre mit Sand gefüllte Säcke, die aber nach ihrer Aussage das Gold des Gemahls enthalten sollten. Als nun das Schiff die Höhe gewonnen, habe sie unter dem Vorwande, den Manen des Gemahls das schuldige Todtenopfer zu bringen, den Dienern des Königs befohlen, jene Säcke ins Meer zu werfen, während sie weinend den abgeschiedenen Geist des Gemahls angerufen, er möge freundlich das als Sühnopfer empfangen, was die Ursache seines Todes gewesen sei. Darauf habe sie sich zu den Dienern des Königs mit den Worten gewendet: Ich weiß, daß ich nun von der Hand meines Bruders sterben muß, und erwünscht kommt mir der Tod, da er mich wieder mit dem Gatten vereint; aber euch wird harte Strafe treffen, daß ihr meinem Befehle gehorsam gewesen seid. Wollt ihr euch retten, so müßt ihr mit mir nach einem fernen Lande fliehen. Dadurch bewogen, hätten nun die Diener gemeinschaftliche Sache mit ihr gemacht, auch die übrigen Mißvergnügten sich eingeschifft, und nachdem man dem Herkules ein Opfer gebracht, um seinen Beistand zu erflehen, sei die Flotte abgesegelt und zuerst in Kypros gelandet. Hier herrschte die Sitte, junge Mädchen nach der Küste zu schicken, um sich hier von den ankommenden Fremden eine Mitgift zur künftigen Vermählung zu verdienen und zugleich der Venus Libationen zu beingen, damit sie für die übrige Zeit ihre Keuschheit schütze. Von diesen Mädchen habe Elissa 80 rauben und auf die Schiffe bringen lassen, um mit der jungen Mannschaft auf denselben vermählt zu werden, damit es der zu stiftenden Kolonie nicht an Nachkommen fehle. Auch Jupiters Priester habe auf der Götter Rath mit seiner Familie sich zur Fürstin gesellt, und so wären denn die Verbündeten nach Afrika gekommen, wo sich Elissa die Freundschaft der Eingebornen zu erwerben gesucht und von ihnen zum Ansiedelungsplatz für die ermüdete Mannschaft so viel Land gekauft habe, als man mit einem Stierfell bedecken könnte. Sie habe aber die Haut in so dünne Riemen zerschnitten, daß damit ein ziemliches Stück Land hätte umzogen werden können. Die Eingebornen hätten sich den Trug gefallen lassen und gegen einen jährlichen Tribut den Platz abgetreten. Davon sei denn in der Folge derselbe Byrsa genannt worden. Eigentlich aber hieß der Platz im Phönikischen Bosra, Festung, woraus denn die Griechen späterhin Byrsa machten und dabei an die Ochsenhaut dachten. Es entstand also wahrscheinlich die Fabel aus dem Namen. Die Phönikier bauten sich nun daselbst an, errichteten wahrscheinlich zum eigenen Schutze erst einige Verschanzungen, und nachdem sie die Zuneigung der alten Bewohner und den begünstigenden Beistand anderer frühere angelegter Kolonien aus der Heimath erhalten, so gründeten sie die Stadt Karthago (Karchedon, Kartharda), welche bald zum Haupte eines blühenden Reiches sich erhob. Dies geschah nach der Sage schon unter Dido, und gereizt von dem Glanze des neuen Staates, berief Jarbas, König der Maxitaner, zehn der vornehmsten Punier zu sich und verlangte unter Androhung des Krieges Elissa zur Gemahlin. Aber die Abgesandten kannten die treue Liebe der Königin zu dem gestorbenen Gemahl und scheueten sich, ihr nach der Rückkehr den Antrag offen vorzulegen. Sie bedienten sich also einer List und sagten, der König wünsche jemand zu haben, der ihm und seinem Volke ein gesitteteres, edleres Leben lehre. Aber wo, meinten sie, werde man einen solchen finden, der von seinen Freunden und Landsleuten sich trennen und zu rohen Barbaren übergehen würde? Ei, sagte tadelnd Elissa, wer sein Vaterland liebt, dem man ja selbst im Nothfalle sein Leben schuldig ist, der wird sich nicht weigern, für das Wohl desselben auch ein hartes Loos zu übernehmen. Wohl, sagten die Abgesandten, Du bist selbst die, welche der König wünscht, darum handle auch nun Deinem Ausspruche gemäß. Elissa sah sich so durch ihre eigenen Worte gefangen und gab endlich unter Thränen die Antwort, sie werde dahin gehen, wohin ihr und des Vaterlandes Schicksal sie hinriefe. Sie verlangte nun drei Monate Frist, wendete diese zu Opfern an, gleichsam um dadurch den Geist ihres Gemahls mit der neuen Vermählung auszusöhnen, errichtete dann am äußersten Theile der Stadt einen Scheiterhaufen, um hier das Haupttodtenopfer zu bringen, ließ eine Menge Opferthiere versammeln, nahm ein Schwert, bestieg den Holzstoß und, indem sie zu dem

Digitized by Google

unten versammelten Volke hinabrief, sie werde zu ihrem Gemahle gehen, stieß sie sich das Eisen in die Brust und endete so ihr Leben. Die Karthager verehrten sie nun als Göttin. So lauten alte Sagen, die von Justin und Andern berichtet werden. Anders erzählt die Sage Virgil in seinem bekannten Gedichte. Mit ihrer Schwester Anna war Dido der Grausamkeit ihres Bruders entflohen und eben mit dem Aufbau der neuen Stadt beschäftigt, als Äneas auf seiner Fahrt nach Italien durch Stürme, welche der Zorn der Juno erweckt hatte, verschlagen, an der Küste von Libyen landete. Auf der Mutter Flehen hat Jupiter schon die Herzen der Punier günstig gestimmt, freundlich nimt ihn und seine Gefährten die Königin auf, und um desto mehr die Sicherheit ihrer Lieblinge zu sichern, sendet die göttliche Mutter in des jungen Askanios Gestalt den Liebesgott ab, um bei dem festlichen Mahle, das Dido den Fremden gab, ihr Herz mit Liebe gegen den theuern Sohn zu erfüllen. Auf einer Jagd werden Dido und Äneas vom Gefolge getrennt, und ein Ungewitter treibt sie, in einer Höhle einen Schutzort zu suchen, wo sie, von niemand als den Nymphen gesehen, die Mysterien Hymens feiern. Aber Jarbas, der Gätuler König, Zeus Sohn, der schon lange vergebens um die Liebe der Fürstin sich beworben, hört von der neuen Verbindung und flehet zum Vater, den verhaßten Bund nicht zu gestatten. Zeus also eingedenk, daß das Schicksal dem Äneas ein ganz anderes Land zur zweiten Heimath bestimme, sendet den Hermes zu ihm und befiehlt ihm, nicht länger an Libyens Küste zu verweilen, sondern nach Italien abzugehen. Er gehorcht dem Befehle des Gottes, so sehr auch Dido's Schicksal ihn schmerzt, macht insgeheim Anstalten zur Abreise und verschließt den Bitten und Vorwürfen der Königin sein Ohr. Aber ihre Liebe kann die Treulosigkeit nicht überleben. Kaum hat die Flotte das Ufer verlassen, so besteigt sie den schon vorher errichteten Scheiterhaufen und stößt sich des Äneas Schwert in die Brust. Als Äneas nachher in der Unterwelt auch ihren Schatten erblickte, wollte er sich entschuldigen, aber mit zornigem Blicke eilte sie von ihm weg zum Sichäus. Aus der Meldung des Servius ad *Aen.* IV, 682., daß Andere die Anna zur Geliebten des Äneas machten, läßt sich schließen, daß schon vor Virgil die Sage von einer Landung der geflüchteten Troer in Afrika bearbeitet worden sei.

Bekanntlich wird die Gründung Karthago's nach der gemeinen Meinung viel später als die Zerstörung Troja's gesetzt, und Virgil ist daher eines bedeutenden Anachronismus beschuldigt worden. Aber den Dichter muß man wol nach einem andern Maßstabe messen als den Historiker, und überdies wäre noch die Frage, ob Virgil ein so guter Chronologe war, daß er über die Zeit der Stiftung des karthagischen Stats so genau belehrt seyn konnte. Die Angaben der Alten weichen so bedeutend ab, daß sie von 50 oder 37 vor dem trojanischen Kriege bis 323 nach demselben variiren, während die Epoche des genannten Krieges selbst nicht einmal genau bekannt ist. Überhaupt entstand wol Karthago nicht durch eine einzige Ansiedlung, sondern bildete sich durch mehre, die in verschiedenen Zeiten auf einander folgten. Zuerst sollen Tzoros und Karchedon sich in der Gegend angebauet haben, aber beides sind Städte, als deren Stifter man Personen gleiches Namens dichtete. *Appian.* Punic. pr. Bei den spätern Angaben wird Dido genannt. Virgil kannte wol schwerlich alle diese Epochen. Er wußte im Allgemeinen, Karthago sei bedeutend älter als Rom, und eine tyrische Prinzessin die Gründerin; auch kannte er gewiß die Sage vom Jarbas und Elissa's romantischem Tode; endlich hatte er auch wol schon Vorgänger, wie aus der obigen Bemerkung des Servius erhellet, die zwar nicht die Elissa selbst, aber doch ihre Schwester Anna zur Geliebten des Äneas machten und jenen Tod der Verzweiflung von ihr erzählten. Daß aber Äneas überhaupt nach Italien kommt, lag in der Natur selbst, denn in gewissen Jahreszeiten wehen in der Gegend von Unteritalien hartnäckige und heftige Nordwestwinde, welche die von Osten her kommenden Schiffe nach Süden treiben, daher auch die Niederlassungen der Griechen in den ältern Zeiten niemals auf der nähern Ostküste Italiens, sondern auf der entferntern Westküste geschahen, weil die Schiffe immer gegen Süden getrieben, also genöthigt wurden, um den Fuß von Italien oder auch um Sicilien herum zu schiffen und sich dann wieder östlich nach der Westküste zu wenden. So war denn ein Verschlagen nach Afrika ganz natürlich, und mit welcher für die Römer interessanteren Person konnte wol der Dichter seinen Helden zusammenkommen lassen, als mit der Gründerin eines States, der in Roms Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte? Dies würde schon der Fall gewesen seyn, wenn die Geschichte rein von Virgil erfunden worden wäre; aber wahrscheinlich war schon eine ähnliche Sage im Munde des Volks vorhanden und, indem er sie benutzte, konnte er um so weniger gegen den gemeinen Glauben verstoßen. Man sehe den ersten Excursus von Heyne zum 4. Buche der Äneis: de Didone ejusque amoribus et aetate.

Bei dem Anonymus de mulier. quae bello clar. in Bibl. d. a. L. u. Kst. St. 6. S. 15 ꝛc. wird auch die Geschichte der Dido erzählt; sie ist wahrscheinlich aus Timäos de rebus Siculis et Romanis entlehnt. Die Fürstin heißt hier Theiosso, welches mit dem phönikischen Elissa übereinstimmen soll. Vergl. Etym. M. Phavor. in *Aidw.* Bei Eusebios (Chron.) heißt sie Origo, vielleicht der Römer Virago. Man sehe über die Etymol. des Namens Bochart Kanaan und *Hendreich* de rep. Carth. p. 25. Auch Philistos hatte über die Geschichte der Dido geschrieben, und ihm folgen Appian, Justin und Andere. Philistos war ein heftiger Gegner des Timäos, daher so große Verschiedenheit in der Geschichte der Dido. (*Richter.*)

Dido s. Lesghier.

DIDONIS (*Hübner*). Eine Tagschmetterlingsgattung aus *Linné* Danais festivis und *Fabricius* Gattung Biblis gesondert, kenntlich an den eingekerbten Hinterflügeln und daß alle Flügel braun, mit zierlichen Flecken. Es gehören hieher Papilio Vitellia *Cramer* nitl. Kapell. 349. E. F. und Biblis *Fabr.* Hype-

Digitized by Google

ria *Cramer* 236. E. F. Vergl. Hübners Verzeichniß bekannter Schmetterlinge. S. 17. (*D. Thon.*)

DIDONTA (*Schumacher*). Eine Weichthiergattung, aus Solen (s. d. Art.) gesondert, von Menke wieder zu Solen gezogen, aufgestellt in Schumachers Essai d'un nouveau Système des habitations des vers testacés. p. 125. mit folgenden Kennzeichen. Die fast eiförmige Schale ist in die Länge gezogen, bauchig, an beiden Enden etwas offen stehend. Das Gewinde hat an jeder Schale einen kegelförmigen, etwas gebogenen, wechselseitig eingreifenden Zahn; am Schloßrande (in margine cardinali) ist eine linienförmige Furche und die Lefze (nympha) ist mehr oder weniger vorragend oder wulstig. Typus der Gattung ist D. bicarinata l. c. t. 6. f. 2. Solen minutus *Chemnitz.* VI. t. 6. f. 51. 52. (*D. Thon.*)

DIDOT, François-Ambroise, das älteste bekannte Glied dieser berühmten Buchdruckerfamilie war schon der Sohn eines Buchhändlers und Buchdruckers François Didot. Mit ihm beginnt der wohlverdiente Ruf der Didot. Geboren im Januar 1730, war er gerade ins Jünglingsalter getreten, als die Baskervilleschen Ausgaben der Klassiker das Interesse der gelehrten und eleganten Welt in hohem Grade in Anspruch nahmen. Für die typographische Kunst leidenschaftlich eingenommen, fühlte er frühzeitig, was Frankreich noch einzuholen habe, um dem großen britischen Vorbilde und seinem Nebenbuhler in Spanien, dem durch die Prachtausgaben der Bibel, des mozarabischen Missals, Don Quichotte's und der spanischen Übersetzung des Sallust berühmt gewordenen Joachim Ibarra, gleichzukommen. Ein edler Wettstreit erhob sich nun zwischen Didot, Ibarra und dem Italiäner Bodoni. So kann das Leben des Erstern, der durch seine mechanischen Kenntnisse, vor allem aber durch seinen unermüdeten Eifer für das einmal erwählte Fach, — man kann wol sagen — durch sein Genie, die Schriftschneide- und Schriftgießekunst auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit steigerte, eine Geschichte der Typographie jener Epoche genannt werden. Seit den Etiennes und Elzevirs war nur wenig für die wichtigste aller Erfindungen geschehen. Kaum hatten jene großen Männer einige ihrer würdige Nachahmer gefunden. In der Schneide- oder Gravirmethode der Lettern folgte man gemeiniglich den Vorbildern Garamonds. Enthusiastisch für seine Kunst eingenommen, übte er sich Tag und Nacht im Zeichnen der Typen, suchte das Charakteristische einer jeden Schrift mit dem Gefälligen in der Form zu vereinigen und ruhte nicht, bis er das richtige Verhältniß der Stärke zur Größe u. s. w. aufgefunden. Dann ließ er dieselben nach seinen Zeichnungen stechen, errichtete eine Schriftgießerei und gab mittelst des von ihm erfundenen „Typometers" der Charaktere die genaueste und nie sich verändernde Proportion. Nach acht Monaten unausgesetzter Arbeit, voll mühsamer Versuche, gelang es ihm im Jahre 1777 der Druckerpresse eine Genauigkeit zu ertheilen, welche allein im Stande war, seinen Werken den Ruf zu verschaffen, den sie bis auf den heutigen Tag noch behaupten. Selbst für die Verbesserung des Druckpapiers hat er entschiedene Verdienste, indem er weder Mühe noch Kosten scheute, die Papiermühlen Frankreichs zu bereisen und eine neue Verfertigungsmethode einzuführen. Die Ehre der Erfindung der Presse mit einem Drucke ist ihm ungerechter Weise von Anisson Duperon, damaligem Vorsteher der königl. Druckerei, streitig gemacht worden. Es war dem fleißigen D. weniger schwer, zum Ruhme des französischen Gewerbfleißes beizutragen, als bei den einfachen Handwerksleuten die Abneigung zu überwinden, welche die tägliche Beschäftigungsweise den auffallenden Benennungen der Charaktere „Cicero" „h. Augustin" entgegengesetzt ward. Vergebens suchte D. allgemeine, für alle Zeiten und Sprachen geltende Namen der Lettern zu begründen. Das Vorurtheil siegte auch hier. Das Velinpapier, welches von den Engländern schon längst, und besonders von Baskerville zum Drucke des Virgil (1757), angewendet worden, war damals in Frankreich noch unbekannt. Der Zufall führte Fr. A. Didot einige Bogen in die Hände. Sogleich schrieb er an unternehmende Fabrikanten nach Annonay, um sie zu Nachahmungen dieses Erzeugnisses auf seine Kosten zu ermuntern. Nach mehrfachen Versuchen erhielt er endlich im J. 1781 sehr schönes Velinpapier, auf welches er zuerst Delille's Gedichte und ein Werk der Frau von Montesson druckte. Bald darauf folgten Prachtausgaben von Congi's Pastoralium de Daphnide e Chloe. 1778. 2 Vol. 8.; — Dei diletti e delle Pene. 1780. 4 Vol. 8.; — Tom Jones, by H. Fielding. 1780. 4 Vol. 8.; — Aminta. 1781. 12.; — Il pastor fido. 1782. 8.; — La Gerusalemme liberata. 1784. 2 Vol. gr. 4. (die sogenannte Monsieurausgabe); — Isocratis opera omnia, graece et latine. 1782. 3 Vol. 8.; — Collection des moralistes. 1782 — 1795. 18 Vol. 12.; — L'Art de vérifier les dates. 1783—1787. 3 Vol. Fol.; — Oeuvres d'Homère, traduites par Bitaubé. 1787—1788. 12 Vol. 8. Hier verdienen noch eine Menge Drucke erwähnt zu werden, von denen, weil sie für Privatpersonen ausgeführt wurden und niemals zum Buchhandel bestimmt waren, nur sehr wenige (zum Theil nur 25 oder gar nur 12) Exemplare abgezogen worden sind; als: Recueil de Vers à Adelaïde; — Poésies de Mme d'Hondetot; — Colomb dans les fers; — Portefeuille du Vicomte de Wall; — Opere del Stefano Zannowich; — Poésies francaises d'un Prince étranger. Als Muster einer gelungenen typographischen Ausführung ist der „Catalogue des livres de M. Mérard de St. Just" in Frankreich noch sehr geschätzt und gesucht. Zu gebildet, um sich bei seinen Leistungen blos an die Schönheit der Formen zu halten, widmete Fr. A. Didot auch der Korrektheit des Textes eine unermüdete Sorgfalt. Dieses Verdienst, welches alle aus seiner Presse hervorgegangenen Erzeugnisse auszeichnete, zog endlich die Aufmerksamkeit des Hofes auf Didot. Durch ein vom Könige Ludwig XVI. unter dem 1sten April 1783 eigenhändig vollzogenes Anstellungsdekret als königl. Buchdrucker, erhielt er den Auftrag, eine für den Unterricht des Dauphins bestimmte Sammlung von Klassikern zu drucken. Diese erschien in drei

Digitized by Google

Ausgaben: 32 Bände in 4., 17 Bände in 8. und 18 Bände in 16., von denen Bossuets Werke, Telemach und die Bibel vorzugsweise bemerkt zu werden verdienen. Nichts konnte zu jener Zeit mit diesen Drucken verglichen werden. Peter Didot setzte die Samlung in der Folgezeit bis zu 31 Bänden fort. Für den Grafen von Artois, jetzigen Exkönig Karl X., druckte er eine Auswahl von Schriften, welche 64 Bände in 16. anfüllten. Fr. A. Didot hinterließ die Fortsetzung seines Geschäftes seinen zwei Söhnen, welche des Vaters Ruhm noch vergrößern halfen. Der ältere, Peter, erhielt die Druckerei, und der jüngere, Firmin, die Schriftgießerei. Als der thätige Greis in den Händen solcher Gehilfen seine Schöpfung wachsen und gedeihen sah, trat er am 11. Julius 1804 in seinem 75sten Jahre heiter zur ewigen Ruhe ein. Kindliche Liebe setzte ihm folgende Grabschrift: „Simple dans ses moeurs, généreux, probe, laborieux et plus jaloux d'acquerir l'estime publique que d'amasser des richesses."

Didot **der Ältere** (L'Ainé), Peter, geboren zu Paris im Januar 1761, war von dem nämlichen Enthusiasmus für die Buchdruckerkunst beseelt, wie sein Vater Fr. A. Didot. Kurz nach des letztern Tode setzte er die für den Dauphin bestimmte Collection des Classics latins et français in 4. fort und erweiterte dieselbe bis auf 31 Bände. Bodoni's Ruhm hatte unterdessen den höchsten Gipfel erreicht. Mit Orden und Titeln geschmückt schien er durch seine kostbaren Ausgaben alle Buchdrucker herausfodern zu wollen. Peter Didot war schon der größte Typograph Frankreichs, — er wollte nun auch der erste in Europa werden. Mitten unter den Stürmen eines bitter geführten Meinungskampfes und den Gefahren, welche seiner Vaterstadt von außen her drohten, faßte er den Plan zu seiner Suite von Prachtausgaben in Folio. Weder politische Ereignisse noch Geldopfer vermochten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Schon im J. 1797 erhielt er von dem Ministerium des Innern das früher für die königliche Druckerei bestimmte Lokal im Louvre. Sein Virgil, der erste Autor der Samlung, erschien im J. 1798 in 2 Bänden in Fol.; darauf folgte Horaz 1799 in 1 B. Fol.; — endlich Racine 1802. 3 Bände in Fol. Dieses Prachtwerk ist durch die zu Paris niedergesetzte Kunst-Jury für „La plus belle production typographique de tous les pays et de tous les ages" erklärt worden. Zur Anerkennung wurde ihm die große goldene Medaille zuerkannt. Nicht minder ausgezeichnet sind dessen Fables de Lafontaine. 1802. 2 Vol. Fol.; — Oeuvres de Boileau. 1819. 2 Vol. Fol., welche Ausgabe er dem Könige widmete. Die geschicktesten Zeichner und Kupferstecher wurden aufgeboten, um dieses Werk mit allen Mitteln ihrer Kunst zu krönen. Nur 250 Exemplare sind davon abgezogen worden. Von den zahlreichen aus seiner Presse hervorgegangenen Werken sind besonders bemerkenswerth: Le voyage en Egypte par M. Denon. 1808—1817. 2 Vol. gr. Fol.; — L'Iconographie grecque et romaine de Mr. Visconti. 4 Vol. Fol.; — Le voyage pittoresque dans l'ancienne France, par M. Nodier, Taylor et de Cailleux. 1820. gr. Fol.; — La Collection des Classics français et latins. in 8. et in 32. publiée chez M. Lefebvre; — Sylloge poetarum graecorum. 32.; — Collection des meilleurs ouvrages écrits en langue française, dédiée aux amateurs de l'art typographique. 8. Zu dem ausgezeichneten Rufe als Buchdrucker wollte er noch den eines Schriftgießers hinzufügen. Dies Ziel vor Augen, wendete er zwei Jahre seines Lebens daran, um unter seinen Augen durch Vibert die Typen von 18 verschiedenen Charakteren in einem Ebenmaße und in neuer Abstufung schneiden zu lassen. Mit diesen neuen Schriften druckte er im J. 1819 Boileau's Werke und Voltaire's Henriade, von welcher letztern er jedoch nicht mehr als 125 Exemplare in Folio abziehen ließ, weshalb diese Ausgabe jetzt schon eine bibliographische Seltenheit ist. Wie sein Vater, so suchte auch er seinen Ausgaben durch Regelmäßigkeit und Nettheit des Satzes einen erhöhten Werth zu verleihen. Ihm gebührt nebenbei der Ruhm, der willkürlichen Anwendung des accent grave und accent aigu in der französischen Sprache durch Erfindung eines neuen Lautzeichens, welches die Mitte zwischen diesen beiden hält, und das er „Accent droit" nennt, gesteuert und somit seinem Mutteridiom als Schriftsprache einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben. Als Schriftsteller hat er folgende Werke bekannt gemacht: 1) Epitres sur les progrès de l'Imprimerie, welche Schrift er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Firmin Didot verfaßte und schon im J. 1784 zur Preisbewerbung an die französische Akademie einsendete; 2) Cléomène, ou tableau abrégé des passions, extrait d'un manuscrit trouvé chez les Caloyers du mont Athos. 1785. 16.; 3) Le Somnambule, oeuvres posthumes en prose et en vers, ou l'on trouve l'histoire générale d'une Ile très-singulière, découverte aux grandes Indes. 1786. 8. (auch an dieser didaktisch-satyrischen Schrift hat sein Bruder Firmin Antheil); — 4) Epître sur les progrès de l'Imprimerie. 1786. 12.; — 5) Essai de fables nouvelles, dédiées au Roi, suivies de poésies diverses et d'une épitre sur les progrès de l'imprimérie. 1786. 12. (Dieses Werkchen von 150 Seiten ist wegen seiner zahlreichen Anmerkungen für die Geschichte der Buchdruckerkunst und Zubereitung des Velinpapiers von hoher Wichtigkeit. Die Benennung des letztern rührt von Peter Didot her, weil das nach dem Muster des britischen Schriftgießers Caslon, dessen Probehefte ihm im J. 1779 zuerst zu Gesicht gekommen waren, auf Didot's Rath von Johannot, Vater und Sohn, in Annonay verfertigte Papier ohne Adern und Fabrikzeichen, dem Pergamente ähnlich sah. Er zeigt in dem ohne alle Leidenschaft geschriebenen Anhange, daß sowol die Herren Pierres und Moutard, Buchdrucker in Paris, als Herr Réveillon zum Theil in eignen Broschüren (1783), zum Theil im Journal de Paris (4. Okt. 1785) sich die Ehre, die ersten Drucker und Fabrikanten dieses schönen Papiers zu seyn, fälschlicher Weise angemaßt haben. Auf eine Vorstellung Didot's beim Minister d'Ormesson erhielten Johannot und Montgolfier, dem der Zufall ein Messingdrahtsieb, wie es die Knopfmanufakturisten in Lyon gebrauchen, in die Hände gespielt hatte, und der damit ein riefenloses Papier von 39 Zoll Länge und 26 Zoll Breite zu verfertigen im Stande war, eine goldne

Digitized by Google

Medaille, und Réveillon war genöthigt, seine Ansprüche aufzugeben). — 6) Le Comte de Tersan, histoire presque véritable. 1787. 8. — 7) L'Ami des jeunes demoiselles, suivie d'une épître aux Célibataires. 1789. 8. — 8) Traduction en vers du premier livre des Odes d'Horace etc. 1796. 12. — 9) Inscriptions morales, ou recueil de quatrins moraux. 1806. 12. (zweite Ausgabe. 1807. 12.). 10) Des poésies légères, sous le titre de Specimen de nouveaux caractères de la fonderie et de l'imprimerie de P. D. l'Aîné. 1819. 8.; — Essai d'un nouveau caractère, offrant un essai lyrique (nichts anders als ein Anhang zum frühern Werke, aus drei Oden bestehend). — 12) Les Amours de Didon et sa mort, ou le 4ème livre de l'Énéide de Virgile, traduit en vers français. 1822. 8. — 13) Petit livre de fables pour les enfants. 1824. 12. Auch als Gelehrter verdient Peter Didot der ältere alle Achtung. Vor den Ausgaben des Horaz und Virgil stehen lateinische Vorreden von ihm, und viele Journale enthalten Aufsätze in Versen und in Prosa. Fast alle Regirungen ertheilten ihm Ehrenbezeugungen, z. B. die französische Republik, Napoleon, Ludwig XVIII. Letzterer ertheilte ihm den Orden des heil. Michael. Das sehr stark betriebene Geschäft des Vaters setzt sein Sohn Jules Didot fort, und die Thätigkeit dieses Mannes läßt erwarten, daß der alte Ruhm der Familie duech ihn nur erhöht werden kann.

Didot, Firmin, zweitter Sohn des Fr. Ambr. Didot, geboren zu Paris, machte sich frühzeitig durch seinen Eifer für die Wissenschaften und durch den feinen Geschmack im Zeichnen und Graviren bekannt. Die Typen zu einigen Ausgaben seines Vaters sind von seiner Hand geschnitten. Im J. 1789 überließ der Vater die Schriftgießerei ganz seiner Leitung, und er hob dieselbe durch Genie und anhaltenden Fleiß zu einer noch nie erreichten Höhe. Die schönen Ausgaben des Horaz und Racine, welche seines Bruders Namen auf dem Titel führen, sind Werke seines Grabstichels. Ihm verdankt man die in so mancher Hinsicht höchst nützliche Kunst, die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Druckseiten in solide Massen zu verwandeln. Denn wie unläugbar die Buchdruckerkunst durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit oder eigentlich zuerst zu geistigem Leben gelangte, so ist doch eben diese Beweglichkeit nicht selten auch Ursache, daß sich, so oft ein Buch neu aufgelegt wird, neue Druckfehler einschleichen, indem sich die leichten Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen, von dem Drucker häufig an den unrechten Ort wieder eingesetzt werden. Diese Unvollkommenheiten machten sich besonders bei astronomischen und mathematischen Werken und besonders solchen, die aus lauter Zahlen bestehen, höchst fühlbar. Firmin Didot dachte daher, als er Callet's Logarithmen zu drucken im Begriffe war, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dies Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler während des Drucks unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehengebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, wodurch die Form nach und nach ganz fehlerfrei gemacht wird. Diese auf solche Weise verbundenen Letteen nannte Firmin Didot Stereotypen, von dem griechischen Worte στερεός, fest, feststehend, und τύπος, Form, Gestalt. Den ersten Versuch machte er mit Callet's logarithmischen Tabellen (Paris 1795). So scheint die Buchdruckerkunst, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln (aus einem Stück Holz geschnitten, xylographische Drucke) ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchste Vollkommenheit erreichen zu wollen. Wie keine Erfindung auf einmal gemacht wurde, sondern nach und nach Verbesserung an Verbesserung sich reihte, so geschah es auch mit der stehenden Schrift. Schon seit mehr als 100 Jahren soll man, neuern Forschungen zufolge, in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Jan van der Mey, der Vater des bekannten Malers dieses Namens, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Leyden lebte, wird von Einigen für den eigentlichen Erfinder der Stereotypen gehalten. Die Buchhändler S. und J. Luchtmanns in Leyden sollen jetzt noch die Formen (mit unbeweglichen Lettern) zu einer holländischen Bibel in Quart besitzen, welche von jenem Mey gedruckt und in starker Auflage abgezogen worden ist. Mit ihm ging aber die Stereotypirkunst in Holland wieder verloren, oder fand wenigstens keine Nachahmer, welches letztere die größere Kostspieligkeit vermuthen ließe. Ist auch vielleicht die Annahme, daß der Schottländer Ged schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit gegossenen Platten gedruckt habe, nicht ganz ungegründet, so gebührt Didot doch der Ruhm, die Stereotypirung allgemein gemacht und verbessert zu haben. Seine Methode ist: von gewöhnlichen auf gewöhnliche Weise gesetzten Letteen, die sich höchstens durch ein härteres Material und ihre Kürze von den übrigen unterscheiden, werden Druckbogen abgezogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, die Patrizen-Lettern können, nachdem sie obigen Dienst geleistet, wieder aus einander genommen und anderweit benutzt werden. Die Matrize klatscht man aber auf eine Teigmasse ab, die sich hierauf verhärtet und mittelst einer untergelegten messingenen Platte dem Drucke Widerstand leistet. Hechan, Herand, Renouard, Tauchnitz und Graf Schlabendorf haben dies Verfahren in der Folge noch vereinfacht, indem sie mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen, die wie die übrigen Druckletteen aussahen, nur mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen, in die zum Drucke dienenden Stereotyp-Columnen abformten. Im J. 1797

Digitized by Google

erhielt er ein Privilegium von den Directoren der Republik, welches ihm der Kaiser Napoleon 1806 wegen einer Erfindung, durch bewegliche Typen alle Arten von Schrift nachzuahmen, erneuerte. In der Vorrede zu seiner Übersetzung der Hirtengedichte Virgils in gebundener Rede gab er davon die erste Probe. Fast bei allen öffentlichen Ausstellungen der Kunst- und Gewerbserzeugnisse erhielt F. D. die goldene Medaille. Er ward nach und nach zum Hofbuchdrucker, zum Mitgliede der Ehrenlegion und 1817 sogar zum Präsidenten eines Wahlcollegiums der Seine ernannt. Im J. 1823 ließ er sich ein neues Privilegium für die Erfindung der Methode, geographische Karten typographisch zu behandeln, ertheilen. In demselben Jahre theilte er bei der Ausstellung den ersten Versuch mit, der allgemeinen Beifall erndtete. Seit 1819 sind seine beiden älteren Söhne, Ambrosius und Hyacinth, Theilnehmer an dem großen Geschäfte, welches sich in die Gravir- und Gießanstalt, in die Druckerei und Buchhandlung und endlich in die Papierfabriken theilt, deren er einige in dem Departement der Eure besitzt, und deren Leitung er dem jüngsten Sohne, Friedrich Firmin D., anvertraut hat. Von den Ausgaben, welche D's. Ruf begründen halfen, sind besonders bemerkenswerth: 1) Les Luisiades de Camoëns, en Portuguais. Par. 1817. in 4., welche den gelehrten Don Jose de Souza zum Herausgeber hatte. 2) La Henriade, (herausg. v. Daunou). Par. 1819. in 4. 3) Le Salluste. 1819. in Fol. Unter seinen eigenen literarischen Werken verdienen herausgehoben zu werden: 1) Premier Chant de Tyrtée, traduit en vers français. 1800. in 4. 2) Lettre à mon frère P. Didot, sur les perfectionnements de l'art typographique. in 8. 3) Les Bucoliques de Virgil, trad. en vers français, précédées de plusieures Idylles de Théocrite, de Bion et de Moschus. 1806. in 8. und in 12. (zweite Ausg. 1823. in 12.). 4) Annibal, tragédie en 5 Actes et en vers. 1817. in 8. (zweite Ausg. auf 3 Acte reducirt. 1820. in 8.). 5) Poésies diverses. 1822—26. 2 Voll. in 12. (Sie enthalten die neue Ausgabe des Hannibal, die Bukoliken, die tyrtäischen Gesänge, die 16 ersten Idyllen des Theokrit und die „Königin von Portugal," ein Trauerspiel, das 1823 zuerst auf dem Odeon-Theater gegeben und 1824 in 8. gedruckt wurde.) 6) Notice sur Robert et Henri Etienne.

Didot, Ambroise Firmin, ältester Sohn Firmin D's., geb. zu Paris 1790, half von früher Jugend an seinem rastlos thätigen Vater in dem großen Geschäfte und widmete sich besonders der Gravirkunst, worin er Ausgezeichnetes leistete. Bald aber fand er sich zu den Wissenschaften hingezogen und lernte einsehen, daß eine klassische Bildung besonders für den Buchhändler, den Obermundschenken der Literatur, der vermittelnd zwischen dem Schriftsteller und dem Publikum dasteht, unentbehrlich sei. Unter des berühmten A. Corai's Leitung studirte er griechisch. Der Umgang mit diesem und manchen anderen in Paris lebenden Griechen erregte in ihm den Wunsch, das alte Hellas — die Wiege der Kultur — zu bereisen. Im Jahre 1816 besuchte er im Gefolge des Herzogs von Richelieu, damaligen Botschafters Frankreichs bei der ottomannischen Pforte, zuerst Ägypten, dann Syrien und Kleinasien, wo er sich längere Zeit verweilte, um die Schule von Cydonia zu besuchen und durchwanderte alsdann ganz Makedonien, Attika und Morea. Nach Frankreich zurückgekehrt, übergab ihm sein Vater die Leitung eines Theils des Geschäftes auf eigene Rechnung, wobei er sich nicht minder geschickt und thätig als die übrigen Glieder der Familie bewies. Bei der Gewerbeausstellung von 1823 wurde ihm nebst seinem Bruder Hyacinth die Auszeichnung eines Ehrendiploms und der goldenen Medaille zu Theil. Bei aller Thätigkeit für seinen Beruf fand er dennoch Zeit zu literarischen Versuchen mancherlei Art. Schon 1821 gab er „Notes d'un voyage fait dans le Levant" in einem Octavbande heraus. Seine Druckerei ist eine der produktivsten in Europa. In dem Jahre 1825 allein hat sie nahe an 500000 Bände hervorgebracht.

Didot, Henry, Sohn des Pierre François D., zeichnet sich als Schriftstecher aus. Sein erster größerer Versuch waren die Typen zu der Prachtausgabe der „Nachfolgung Christi," welche sein Vater 1788 in Folio herausgab. Schon damals wurde er unter die ersten Künstler dieses Faches in seinem Vaterlande gezählt. Aber auch die Schriftgießerei gewann durch ihn an Vollkommenheit. Das frühere Verfahren, das noch jetzt in den gewöhnlichen Gießereien angewendet wird, bringt nur einen Buchstaben auf einmal hervor. Wie aber die Handgriffe sich niemals gleich bleiben, sondern je nach Maßgabe des Individuums und der von ihm angewendeten Kraftäußerung sich bald stärker, bald schwächer äußern, ebenso dringt sich auf der andern Seite bei der Mangelhaftigkeit der Form dem Gießer die Nothwendigkeit auf, mehre derselben für einen und den nämlichen Guß anzuwenden, wodurch man aber alsdann immer Gefahr läuft, Typen von verschiedener Stärke, Höhe und Breite zu erhalten. Lange dachte er auf Mittel zur Entfernung dieses Übelstandes. Nach zehnjährigen, mühevollen Versuchen gelang es ihm endlich, den Guß der Typen durch geistreiche mechanische Combination mittelst einer einzigen Vorrichtung zu vervielfältigen. Seit mehren Jahren ist diese Schriftgieß-Methode, welche er „Polyamatype" nennt, in vollster Thätigkeit. Durch diese Erfindung ist er im Stande, binnen 8—10 Tagen vollständige Assortimente von Lettern zu liefern, deren Ausführung auf gewöhnlichem Wege ehedem 2—3 Monate erfodert hätte. Der erste Druck in dieser Manier ist die Beauzée'sche Übersetzung der „Nachfolgung Christi" (Paris 1816. in 8.). Mannigfache Ehrenbezeugungen wurden dem Erfinder zu Theil.

Didot Saint-Leger (N.) steht als Erfinder des sogenannten „papier mécanique" in Frankreich sowie im Auslande und besonders in Großbritannien, wo er bald sehr viele Nachahmer fand, in hohem Ansehen. Die Direction der Industrieausstellung von 1819 krönte sein Verdienst um diesen wichtigen Zweig des Gewerbsfleißes mit der goldenen Denkmünze. (*K. Falkenstein.*)

DIDURI. Diese iberische Völkerschaft setzt Plinius (H. N. 6, 11.) an die albanische Grenze an der

Digitized by Google

Vorderſeite des Gebirges, Ptolemäus aber (5, 9.) in das aſiatiſche Sarmatien zwiſchen den Kaukaſus und die Ceraunſchen Gebirge. (*H.*)

DIDUS *Linné*, Vogelſippe, deren Platz im natürlichen Syſtem zweifelhaft iſt, da man zu wenig über die hieher gezählten Arten weiß. Temminck bildet aus ihr in Verbindung mit Apterix *Shaw* ſeine 16te Ordnung, die der Inertes oder trägen Vögel, Cuvier erwähnt ihrer bei den Struthionideu, Wagler ordnet ſie ſeiner Ordnung der Reiger unter. Linné macht ſie zur erſten ſeiner Ordnung der hühnerartigen Vögel und gibt folgende Charakteriſtik: Schnabel in der Mitte ſchmäler mit zwei Querrunzeln, beide Kinnladen an der Spitze gekrümmt; Geſicht bis über die Augen hinaus unbefiedert. Die drei hieher gezählten Arten ſind: 1) D. ineptus (Dronte), durch eine bei Cluſius im exotic. auctuar. p. 99. mitgetheilte Beſchreibung holländiſcher Schifffahrer und ein vielfältig kopirtes Oelgemälde aus jener Zeit bekannt. Der Vogel ſoll die Inſeln Bourbon und Isle de France bewohnt haben, woſelbſt indeſſen keine Spur von ihm übrig geblieben, und ſcheint zu den ſonderbarſten Geſtaltungen der Vogelwelt gehört zu haben. Die einzigen Reſte früher nach England gebrachter Exemplare ſind ein im britiſchen Muſeum aufbewahrter Fuß und Bruchſtücke eines Kopfes im Asmolnaniſchen zu Oxford. Der Schnabel gleicht dem der Alken und Albatroſſe, der Fuß dem der Pinguinen, iſt indeſſen ohne Schwimmhaut, Kennzeichen, die ihn dem Strauß unähnlich machen. Nach der angeführten Tafel ſind die Ferſen der ſtarken Beine von mittlerer Länge, den Schwanz bildet ein Büſchel von Federn. Die Farbe iſt grau und die Geſtalt im hohen Grade plump und unterſetzt. — Ob die Art zu den von der Erde verſchwundenen gehört oder die fernen Regionen des Südpols bewohnt, wird die Zukunft lehren.

2) D. solitarius nach dem verdächtigen Zeugniſſe von Leguat voyag. 1. p. 98. in das Syſtem aufgenommen.

3) D. nazarenus ſoll ſich durch den Mangel der 4ten Zehe vom Dronte unterſcheiden und dieſelbe Gegend bewohnt und bei einer Schiffsmannſchaft, welche das Fleiſch dieſer Vögel verzehrte, Erbrechen erregt haben. Höchſt wahrſcheinlich eine bloße Nominalspecies. (*Boie.*)

DIDYMA, τὰ *Δίδυμα* Stephanos, Strabon 9. S. 421. 11. S. 518., Herodot 6, 19., Konon 33., Pauſan. 2, 10. 5, 13. 7, 2., war ein Ort im Gebiete der Stadt Miletos (Herod. 1, 92. Pauſan. 7, 5.), zwanzig Stadien vom Meere (Plin. H. N. 5, 31., dazu Strab. 14. S. 634.) und dem Hafen Panormos (Herod. 1, 157., Pauſan. 5, 7.), der deswegen auch der phöbeiſche genannt wird (*Anthol. Palat.* I. p. 498.), in der Nähe des Vorgebirges Poſeidion und ſüdlich von der Stadt Miletos, aber nicht 180 Stadien entfernt, wie Plinius anführt, ſondern höchſtens 100 Stadien. Der Stadiasmos (ed. Gail. p. 489.) hat vom Vorgebirge Poſeidion bis zum Hafen Panormos 40 Stadien und vom Hafen bis Miletos 80 Stadien; alſo kann auch Didyma nicht viel über 80 Stadien von der Stadt entfernt geweſen ſeyn. Strabon kann daher ſagen, zu Lande und zur See ſei es nicht weit bis zur Stadt geweſen. Auch zeigen die Ruinen ungefähr zwei geographiſche Meilen. In Didyma befand ſich der berühmte Tempel und das Orakel des Apollon mit dem Beinamen „der Didymäiſche — *Διδυμαῖος* und *Διδυμεύς* — (Etymol. und Strab. 14. S. 634.). Dieſes Orakel war nächſt dem delphiſchen das bedeutendſte bei den Hellenen (Konon Kap. 33.) und wurde unterhalten von einer berühmten Prieſterfamilie, den Branchiden. Daher erhielt der Ort ſelbſt den Namen Branchidä — *αἱ Βραγχίδαι* — (Strab. 14. S. 634. 17. S. 814. Pauſan. 1, 16.), und das Orakel kommt unter dem Namen *θεὸς ὁ ἐν Βραγχίδῃσι* und *ἱερὸν ἐν Βραγχίδῃσι* (Herodot 1, 92. 2, 159. 5, 36.) vor. Der Name Branchiden wurde abgeleitet von dem Stammvater des Geſchlechtes und angeblichen Gründer des Orakels zu Didyma, Namens Branchos. Über die Abſtammung dieſes Branchos ſind die Sagen ſehr verſchieden. Denn nach Strabon (9. S. 421.) war er ein Abkömmling des Delphiers Machäreus, welcher den Neoptolemos erſchlagen hatte; nach Varro (de rebb. divin. bei Lactant. ad Statii Theb. 8, 198.) war er ein Sohn des Smikros und Enkel des Olos; nach Konon ein Enkel des Delphiers Demokles. Darin aber ſtimmen alle überein, daß er ſeinen Urſprung aus Delphi ableitete, auf ſeltſame Weiſe als dreizehnjähriger Knabe nach Miletos kam, dort bei einem Milesier Aufnahme fand, mit deſſen Söhnen Schafe weidete und vom Apollon geliebt durch einen Kuß deſſelben die Gabe der Weiſſagung empfing. Ein anderer Knabe wurde von dem mileſiſchen Tyrannen Leodamas unter andern Weihgeſchenken aus der karyſtiſchen Beute dem Orakel des Branchos geſchenkt. Dieſer machte ihn dann zum Verkündiger ſeiner Sprüche und nannte ihn Euangelos. Von ihm ging das mileſiſche Geſchlecht der Euangeliden aus (Konon Kap. 44.). So lautet die Sage. Was ſich Hiſtoriſches über das didymäiſche Orakel ſagen läßt, geht auf Folgendes hinaus.

Der Tempel und das Orakel waren älter als die Einwanderung und Anſiedelung der Joner in Aſien (Pauſan. 7, 2.). Ephoros (bei Strabon 14. S. 634.) berichtete aber, daß die Altſtadt Miletos eine kretiſche Kolonie, von Sarpedon dahin geführt, ſei, die Neuſtadt aber von dem Neleus mit den Jonern angelegt wurde. Daher iſt das didymäiſche Heiligthum als ein urſprünglich kretiſches anzuſehn. Dafür zeugt auch, daß Apollon in Didyma mit dem Zeus verbunden erſcheint, weshalb Kallimachos beide Götter Didyma's Ahnherrn nennt (*Fragm.* S. 427. ed. Ern.). So mag denn der Name Didyma ſelbſt wegen dieſer Vereinigung beider entſtanden ſeyn. Wie nun aber Kreta überhaupt mit Delphi in enger Verbindung ſteht (vergl. den Art. Delphi), ſo ſtammen auch die Branchiden zu Didyma von Delphi her. Es hatte aber der didymäiſche Kultus wirklich die größte Ähnlichkeit mit dem delphiſchen. Auch dort ſprach ein Weib — *χρησμῳδὸς* —

Digitized by Google

die Orakelsprüche aus, und die Begeisterung empfing sie durch die aus einer Quelle aufsteigenden Dünste (*Jamblich.* de myster. 3, 11. Strab. 17. S. 814.).

Die Wichtigkeit und den Reichthum des Orakels bezeugt Herodotos an verschiedenen Stellen. Auch nach Didyma sandte der König Krösos seine Boten, um den Gott über den ihm bevorstehenden Krieg mit dem Perser Kyros zu befragen (Her. 1, 46.), und Weihgeschenke von demselben Gewicht und derselben Art sandte er nach Didyma wie nach Delphi (Her. 1, 92.). Sogar in Ägypten wurde dieses Orakel gekannt und geschätzt, und der König Necho weihte das Kleid, in welchem er seine Siege in Syrien erfochten hatte, nach Didyma (Her. 2, 159.). Auch ein ägyptischer Löwe, welcher sich in der Nähe des Tempels fand, scheint diese Verbindung mit Ägypten zu bezeugen. Vornehmlich aber stand dieses Heiligthum bei den Äolern und Jonern in großem Ansehn (Her. 1, 157.). Die Tempelschätze waren daher sehr groß, und deshalb rieth der Geschichtschreiber Hekatäos beim Ausbruche des Aufstandes der Joner gegen die Perser unter Aristagoras den Milesiern, die Weihgeschenke des Krösos aus dem Tempel zu nehmen und sie zur Verstärkung ihrer Seemacht zu verwenden (Herod. 5, 36.); aber dazu konnten sich die Milesier nicht entschließen. Als nun der König Dareios die Joner wieder unterworfen und die Stadt Miletos erobert hatte, so beraubte er den Tempel seiner Schätze und verbrannte ihn (Herod. 6, 19.). Es behaupten zwar Strabon (14. S. 634), Curtius (7, 5.), Suidas und andere, daß Xerxes den Tempel geplündert und verbrannt habe, aber wir erkennen aus Strabon (17. S. 814.) die Quelle, aus welcher dieser Irrthum geflossen ist; es war nämlich der Geschichtschreiber Kallisthenes, ein Zeitgenosse des Makedoniers Alexandros, der aber in dieser Angabe jedenfalls weniger Glauben verdient als Herodotos. Auch lag eine Verwechselung des Xerxes mit dem Dareios sehr nahe, da jener in der Folge die Bildsäule des Apollon wegführen ließ. Kallisthenes aber erzählte außerdem noch, daß der persische König die Branchiden, die ihm den Schatz ausgeliefert hatten, mit sich genommen und in Sogdiana angesiedelt habe; Alexandros jedoch habe ihre Nachkommen zur Strafe für den von ihren Vorfahren begangenen Verrath niederhauen lassen (Strab. 11. S. 518. *Plut.* de sera num. vind.).

Der Tempel zu Didyma, welcher mit dem Hafen Panormos durch eine auf beiden Seiten mit Statuen geschmückte heilige Straße in Verbindung stand, lag auf einer sanft ansteigenden Höhe, von welcher sich eine weite Aussicht über die flache Umgegend darbietet. Die ansehnlichen Ruinen, deren genaue Beschreibung wir der Gesellschaft der Dilettanti in den Jonian Antiquities verdanken, sprechen noch jetzt von dem Umfange und der Pracht des Didymäons, welches von Strabon der größte von allen Tempeln genannt wird und von Vitruvius (praef. lib. 7.) zu den vier ausgezeichnetsten Bauwerken gezählt und den Tempeln zu Ephesos und Eleusis zur Seite gesetzt wird. Diese Bemerkungen können aber nur von dem zweiten Tempel, der nach dem von den Persern verbrannten wieder erbaut wurde, gelten. Diesen Bau leiteten nach Olymp. 71 = 490 vor Chr. Geb. Päonios von Ephesos und Daphnis von Miletos. Es war aber dieser Tempel ein Dipteros, Dekastylos und Hypäthros, im ionischen Styl erbaut und über 162 Fuß breit; doch ist er nie ganz vollendet worden (Pausan. 7, 5.). Die Statue für diesen Tempel war ein kolossaler, ehrner Apollon Philesios vom ältern Kanachos aus Sikyon (Pausan. 2, 10.) und wahrscheinlich zwischen Olymp. 71. und 75,2 gearbeitet. Die Statue hatte auf der ausgestreckten rechten Hand ein Hirschkalb, in der herabhängenden linken einen Bogen. Xerxes nahm diese Bildsäule Olymp. 75,2 = 479 vor Chr. Geb., unter dem Vorwande, die Milesier hätten in der Seeschlacht gegen die Athenäer absichtlich ihre Schuldigkeit nicht gethan, weg und ließ sie nach Ekbatana bringen (Pausan. 8, 46.). Seleukos Nikator schickte sie in der Folge den Milesiern wieder zurück (Pausan. 1, 16.). Daß bei dem Heiligthume von alter Zeit her ein Asyl bestand, sehen wir aus Tacitus (ann. 3, 63.), zugleich aber auch, daß der Kaiser Tiberius dieses Asyl beschränkte. Das Orakel erhielt sich noch bis in späte Zeit; wenigstens führt Sozomenos (hist. eccl. 1, 17.) einen Ausspruch desselben an, den es dem Licinius, als er gegen Constantinus zu Felde zog, ertheilte. Indessen erfahren wir ebenfalls durch den Sozomenos (5, 30.), daß zu jener Zeit schon in der Nähe des Didymäons christliche Kirchen entstanden, gegen welche der Kaiser Julianus strenge Befehle ergehen ließ. (S. noch Didymi.) (*L. Zander.*)

DIDYMAEUS, *Διδυμαῖος* oder *Διδυμεύς*, der Zwilling, ein Beiname Apollons entweder als Zwillingsbruder der Artemis (Schol. Aristoph. Lysistr. 1283) oder von dem Orte Didyma im milesischen Gebiete, wo er verehrt wurde (Paus. II. 10, 4. und VII. 2.; cfr. adnot. in ed. Siebel.). Vergl. Branchos und Didyma. (*Richter.*)

DIDYMANDRA *Willd.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 16ten Linnéschen Klasse (nach Willdenow aus der ersten Ordnung der 23sten Klasse) und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft (vielleicht an die Trikocken sich anschließend). Char. Polygamische Blüthenkätzchen; Kelch und Corolle viertheilig; ein einziger Staubfaden trägt an der Spitze zwei Antheren; drei sehr kurze Griffel; eine dreifächerige, dreisamige Beere. Die einzige Art, welche Ruiz und Pavon in den peruanischen Wäldern fanden, D. purpurea *W.* (Sp. pl., Synzyganthera purpurea *R.* et *P.* prodr. fl. per. p. 137. t. 30.), ist ein gegen 40′ hoher Baum mit ablang-lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern und purpurrothen Blüthen. (*Sprengel.*)

DIDYMELES (Didymomeles). Eine von Aubert du Petit-Thouars (Pl. des îles austr. d'Afr. p. 9. t. 1.) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 22sten Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Die männlichen Blüthen bilden eine zusammengesetzte Ähre; statt des Kelches und der Corolle stehen um die beiden ungestielten, an der Basis verbundenen Antheren zwei Schüppchen. Die weiblichen Blüthen stehen in einer einfachen Traube; Kelch und Corolle fehlen gänzlich; zwei dicke, stumpfe, zurückge-

Digitized by Google

schlagene Narben sitzen unmittelbar auf den beiden verwachsenen Fruchtknoten; die einsamigen Steinfrüchte (meist zwei beisammenstehend) haben eine lederartige Schlaue, die Schale der Nuß ist hart und netzförmig gegadert, der Embryo umgekehrt, mit dicken (sehr bittern) Samenlappen, der Eiweißkörper fehlt. Den Namen hat Thouars wegen der großen Einfachheit der Blüthen gewählt: sie bestehen nämlich nur aus beiderlei Geschlechtstheilen; daher Doppelglied (δίδυμος, μέλος). Die einzige Art, welche er auf Madagaskar gefunden, D. madagascarensis *Thouars* (Anthaea excelsa *Noronh.* ms.) ist ein mäßig hoher, glatter Baum mit abstehenden Zweigen, abwechselnden, gestielten, elliptischen, an beiden Enden verschmälerten, etwas fleischigen Blättern, kleinen, über den Blattachseln stehenden, gelblichgrünen Blüthen und eiförmigen (1½ Zoll langen) Steinfrüchten. (*Sprengel.*)

DIDYMI, Δίδυμοι, Zwillinge, hießen die Göttergeschwister Apollon und Artemis, und von diesem Beinamen erhielten, außer dem milesischen Didyma (s. dieses), noch mehre Örter und Inseln ihre Namen, Didyma, Didyme, Didymi. 1) Didyma in Kleinasien in Lykien, welches aber bei Plinius, Stephanus u. A. Sidyma heißt. — 2) Didyme, nach dem Itiner. Antonini in Oberägypten, 24 römische Meilen von Koptus, zwischen Phönikon und Aphrodito. — 3) Didymi, Flecken in Argolis, nicht weit von Asine, auf dem Gebirge an der Küste, mit einem Tempel des Apollon, des Poseidon und der Demeter (Paus. 2, 36.). — Zweifelhaft, ob von Apollon, oder weil man sie gleichsam als Zwillinge betrachtete, hießen mehre Inseln Didymae: 4) Zwei Inseln im lykischen Meere (Plin. V. 35.) und 5) vor Troas (das. 38.). — 6) Eine der 7 liparischen Inseln, bei Mela u. A. Didyme, hat nach Strabon (VI. p. 276.) den Namen von ihrer Gestalt, weil sie eine Doppelinsel schien; jetzt Salini (s. dieses), nach Mannert Panaria. — 7) Didyma, die doppelte, war im Alterthum ein Name von Cadix, nach Strabon 3, S. 169. (S. Gades.) (*H.*)

DIDYMIUM *Schrad.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Trichogasteres, Myxogasteres *Fr.*) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Das Sporenbehältniß ist weißgrau, rundlich, gestielt, oder stiellos, dünnhäutig, unregelmäßig aufreißend, die äußere Rinde, welche anfangs von der innern nicht getrennt ist, löst sich in kleienartigen Schüppchen oder mehligen Zotten ab; die rußschwarzen Sporidien hängen an Flocken, welche auf der innern Wand des Sporenbehälters oder auch auf einem Mittelsäulchen festsitzen. Den am nächsten stehenden Gattungen Diderma und Physarum fehlt die kleienartige Bedeckung, außerdem hat Diderma im vollkommenen Zustande eine doppelte Haut des Sporenbehälters, und bei Physarum fehlt das Mittelsäulchen immer. Fries (Syst. myc. III. p. 114.) hat 27 Arten aufgenommen, welche meist gesellig auf Baumstämmen, abgefallenem Laube und Moosen, besonders in Wäldern, vorkommen und wie die verwandten Gattungen anfangs schleim- oder schaumartige, kleine Polster bilden. S. Abb. *Schrad.* nov. gen. t. 5. f. 5. 6. t. 6. f. 2. 3. Nees Syst. t. 9. f. 104. 106. (Cionium) f. 107. (Physarum), *Alb.* et *Schw.* fung. nisk. t. 4. f. 5. (Diderma), Sturm Teutschl. fl. III. t. 742. 43. (Cionium und Physarum). (*Sprengel.*)

DIDYMOCARPUS. Unter diesem Namen stellten Wallich und Jack (Mal. misc.) I. und *Linn.* transact. XIV. p. 32. t. 2. f. 2.) eine Pflanzengattung auf, welche im Wesentlichen mit Rottlera (Röttlera) *Vahl* (Enum. I. p. 87.) übereinstimmt. Da dieser letztere Name schon früher von Roxburgh einer andern Gattung gegeben worden, so schlug Sprengel (Anl. zur Kenntniß der Gew. 2te Aufl. II. S. 402.) dafür den Namen Henckelia (s. d. Art.) vor. Bei Henckelia *Spr.* (Rottlera *Vahl*, Didymocarpus *Wall.*, Streptocarpus *Lindl.*) schlagen, wie bei Gratiola u. a., von vier Staubfäden regelmäßig zwei fehl; sie gehört daher zur ersten Ordnung der zweiten Linnéschen Klasse. In der natürlichen Methode wird H. mit der unläugbar nahe stehenden Gattung Gratiola am passendsten der Familie der Scrofularien beigesellt. Jack (a. a. O.) stellte für Didym. und einige andere Gattungen eine eigene Familie, Cyrtandreen, auf, welche Don (Edinb. phil. journ. VII. p. 83.) Didymocarpeae genannt, und Bartling (Ord. nat. p. 185.) als Gruppe zu den Acantheen gestellt hat. Hooker (Bot. mag. p. 3005.) zählt sie zu den Bignonieen. Zu dem Char. der Gattung Henckelia (s. d. Art.) ist nur eine genauere Bestimmung der Frucht zu fügen. Die Kapsel ist langgestreckt, pfriemenförmig (bei Rottlera *Vahl* eiförmig, langzugespitzt), zweifächerig, in zwei Klappen auf dem Rücken aufspringend; die Mutterkuchen sind längs der Mitte auf der Scheidewand angewachsen, mit den freien Rändern nach innen umgebogen, so daß die Frucht im Querdurchschnitte fast vierfächerig und wie aus zwei Kapseln zusammengewachsen erscheint (daher Wallichs Name Didym. Zwillingsfrucht). Bei einer Art ist die Kapsel spiralförmig gewunden (Streptocarpus *Lindl.*, Drehfrucht). Die Samen sind sehr klein und zahlreich. Es sind gegen 20 Arten dieser Gattung bekannt, welche als perennirende Kräuter, selten als Sträucher mit dreiten, runzlichen Blättern, Blüthenschäften oder Stengeln und bläulichen oder röthlichen Blumen in Nepal, Ostindien und auf den dahin gehörigen Inseln einheimisch sind. Zwei derselben, H. oblonga und aromatica *Spr.* (Cur. post. p. 13., Didymocarpus *Wall.* in *Don* prodr. fl. nep. p. 123.) sind in Wallichs Prachtwerke (Plant. as. rar. III. t. 140. 141.) vortrefflich abgebildet. Eine einzige Art, H. Rexii *Spr.* (Streptocarpus *Lindl.* bot. reg. 1173., Didymocarpus *Hook.* ex. fl. 227., Loddig. bot. cab., Bot. mag. 3005.) wächst im südlichen Afrika. Der englische Reisende Bowie hat diese schöne Pflanze im Jahre 1818 in den Wäldern eines dortigen Pflanzers, G. Stex, gefunden und die Samen mit nach England gebracht; jetzt ist sie eine Zierde der meisten europäischen Glashäuser. (*Sprengel.*)

DIDYMOCHITON *Blum.* Eine Pflanzengattung aus der achten Ordnung (Decandria) der 16ten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Melieen. Char. Der Kelch klein, fünfblättrig, die Blättchen dach-

Digitized by Google

ziegelförmig über einander liegend; fünf an der Basis mit der Staubfädenröhre fest verwachsene, oberhalb offenstehende Corollenblättchen; die Staubfäden sind zu einer langen Röhre, welche innen die Antheren trägt, zusammengewachsen; der Griffel ist fadenförmig, mit knopfförmiger Narbe; die Rindenbeere enthält in jedem der zwei bis drei Fächer einen Samen ohne Eiweißkörper; der Embryo hat sehr dicke Kotyledonen. Die einzige Art, welche Blume in den Waldgebirgen Java's entdeckt hat, D. nutans *Blum.* (Bydr. tot de Fl. van Nederl. Ind. III. p. 177.), ist ein Strauch mit unpaar-gefiederten, drei- bis vierpaarigen Blättern, ablang-lanzettförmigen, unten am Mittelnerven feinbehaarten Blättchen und rispenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenähren. (*Sprengel.*)

DIDYMOCHLAENA. Eine von Desvaux gestiftete Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der echten Farrenkräuter (Polypodieen R. Br.). Char. Die ablangen, doppelten Kapselhäufchen sitzen meist unten am Rande des Laubes; die Schleierchen sind elliptisch, fast schildförmig, zwischen den Kapselhäufchen in der Mitte der Länge nach angewachsen, am Rande frei. Diplazium *Sw.* unterscheidet sich nur durch linienförmige Kapselhäufchen, welche längs den Adern des Laubes sitzen und durch schmälere Schleierchen. Die einzige bekannte Art, D. sinuosa *Desv.* (Berl. Mag. V. S. 303. T. 7. F. 6., Aspidium lunulatum *Houtt.*, truncatulum *Sw.*, squamatum *Willd.*, cultratum *Presl.*, Diplazium pulcherrimum *Radd.*) wächst in Ost- und Westindien und in Brasilien. Der Strunk ist dicht mit Spreublättchen bedeckt, das Laub doppelt gefiedert, die Blättchen sind rhomboidisch-ablang, stumpf, glatt, an der Spitze gezähnt. (*Sprengel.*)

DIDYMOCRATER *Mart.* Eine Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (nach Fries aus der Gruppe der Fadenpilze, Untergruppe Mucores) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Zwei feinhäutige, glockenförmige Sporenbehälter stehen zu beiden Seiten am Ende eines sehr feinen, einfachen, gegliederten Fädchens, sie haben eine kreisförmige Öffnung, aus welcher die kugeligen Sporidien herausfallen. Die beiden von Martius entdeckten Arten: 1) D. obscurus *Mart.* (Nov. act. nat. cur. X. p. 509. t. 46. f. 8.) mit braunrothen Sporenbehältern, auf faulem Holze am Madeirafluſſe in Brasilien und 2) D. elegans *Mart.* (Fl. crypt. erlang. p. 363., l. c. p. 510. t. 46. f. 8. *) mit blaugrauen Sporenbehältern, auf schlecht getrockneten Pflanzen eines Herbariums in Erlangen gefunden, sind sehr kleine, gesellige, schimmelartige Pilze. — Die Gattung Diamphora *Mart.* ist wenig verschieden: der feine, gegliederte Faden theilt sich oberhalb in zwei nach außen gekrümmte Äste, deren jeder ein cylindrisches, feinhäutiges, mit einem Deckelchen versehenes Sporenbehältniß trägt; die Sporidien sind sowol einfache, kugelige, als elliptische Zwillingssporidien. Diesen sehr kleinen Schimmel hat Martius in einer Art, D. bicolor *Mart.* (l. c. t. 9., Didymocrater *Spr.* syst. veg.), mit braunrothen Sporenbehältern und heller gefärbten Deckelchen auf den faulenden Früchten einer brasilischen Joncquetia gefunden. (*Sprengel.*)

DIDYMODON. Unter diesem Namen (Zwillingszahn) stellte Hedwig (Laubmoose III. S. 10. T. 3.) eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Laubmoose auf, welche früher zu Trichostomum gerechnet wurde. Char. Die Kapsel cylindrisch, ablang oder eiförmig, aufrecht oder überhängend; der Mündungsbesatz besteht aus sechszehn (seltner aus acht) Paaren aufrechter, linien-lanzettförmiger Zähne; das Deckelchen ist lang zugespitzt; die Haube halbirt; die Fruchtborste steht am Ende der Zweige (S. *Hook.* musc. brit. t. 20.). Es sind achtzehn Arten dieser Gattung bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet, auf Baumstämmen, Felsen und feuchter Erde vorkommen. Am häufigsten findet sich in der gemäßigten Zone D. purpureus *Hook.* (l. c., Ceratodon *Brid.* bryol. II. t. 8., Dicranum purpureum *Hedw.* sp. posth. t. 36., Engl. bot. 2262.), welcher auf Lehmboden, besonders in Wäldern, oft große Flächen bedeckt und an seinen purpurrothen Fruchtborsten leicht kenntlich ist. — Cynontodium *Hedw.* (Spec. posth. p. 57. t. 9., Cynodontium *Schwägr.* suppl. I. p. 110. t. 28. 29., Swartzia *Brid* musc.) unterscheidet sich nur durch ein meist kürzeres, konisches Deckelchen und zuweilen durchlöcherte Zähne, Ceratodon *Brid.* (Bryol. p. 480. t. 8.) durch zuletzt tief gefurchte Kapsel und Zähne, welche paarweise vermittelst kleiner Querbalken verbunden sind, Pilopogon *Brid.* (Bryol. p. 519. t. 5.) durch gewimperten untern Rand der Haube und Plaubelia *Brid.* (l. c. p. 522. t. 8.) durch ungleiche Zähne von unbestimmter Anzahl, welche unterhalb zu einem Häutchen verwachsen sind. (*Sprengel.*)

Didymomeles *Spr.* s. Didymeles *Thouars.*

DIDYMOSPORIUM *Nees.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Staubpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Dunkelfarbige (braune oder schwarze) Häufchen von elliptischen, mit einer Querscheidewand versehenen Sporidien (Zwillingssporidien) brechen bald aus einer Unterlage, bald unmittelbar aus der Oberhaut (von welcher sie bisweilen blasenartig bedeckt bleiben) vollkommnerer Gewächse hervor. Stilbospora *Pers.* unterscheidet sich nur durch mehre Scheidewände der Sporen. Die fünf bekannten Arten sind kleine Staubpilze, welche manchen Sphärien sehr ähnlich sind. 1) D. complanatum *Nees* (Syst. S. 33. F. 29., Stilbospora didyma und conglutinata *Link*, St. fugax *Schm.* et *Kunz.*) auf abgestorbenen Zweigen, besonders der gemeinen Birke, 2) D. elevatum *Link.* (D. betulinum *Grev.* crypt. scot. t. 273., Melanconium bet. *Schm.* et *Kunz.*, Stilbospora spermatodes *Link.*) auch auf Birkenzweigen, 3) D. profusum *Grev.* (Stilbospora *Grev.* l. c. t. 212. f. 1.) auf Buchen- und Ahornzweigen, 4) D. truncatum *Corda* (Sturm Deutschl. Fl. III. 7. T. 23. auf Johannisbeerzweigen, 5) D. bullatum *Fr.* (Syst. III. p. 487., Uredo bull. *Pers.* obs. I. p. 98. t. 5. f. 9., Bullaria Umbelliferarum *Cand.* fl. fr., Stilbospora und Puccinia

Digitized by Google

bull. *Link.*) auf dürren Stengeln verſchiedener Doldenpflanzen. (*Sprengel.*)

DIDYMOTEICHOS (*Διδυμότειχος*), Zwillingskaſtell in Thrakien, kommt als ſehr feſt im 12. und 13. Jahrhundert vor; jetzt Demotica (ſiehe dieſes), welches der verdorbene Name davon iſt. (Pocoke III. 203. *Motraye* voyages. II. 153.) (*H.*)

DIDYMUS. Von mehren gleichnamigen iſt der alexandriniſche Grammatiker, der wegen ſeines unermüdlichen Fleißes den Beinamen *χαλκέντερος* [1]), und wegen der Menge ſeiner Schriften *βιβλιολάθας* führt [2]), der berühmteſte [3]). Sein Vater, ebenfalls Didymus genannt, lebte vom Handel mit geſalzenen oder getrockneten Fiſchen [4]); der Sohn, wie es ſcheint, von ſeiner Gelehrſamkeit. Die Umſtände ſeines Lebens kennen wir nicht, außer daß es in die Zeit des Triumvirates von Antonius und Octavianus fiel und bis in die Regirung Auguſts dauerte [5]); das Übrige lag in ſeinen Schriften, deren Zahl von den Einen auf 4000, von den Andern auf mehr als 3500 angegeben wird [6]). Den größten Ruhm brachten ihm Commentare über die homeriſchen Gedichte, und die kleinen Scholien, welche vormals den Namen des Didymus führten, enthalten Auszüge daraus, unter dieſen aber Vieles, was ſpätern Urſprungs und geringen Gehaltes iſt [7]). Daß Didymus bei ſeinen homeriſchen Studien ſich an die Meinungen Ariſtarchs hielt, erhellt aus der ihm von den Alten beigelegten Benennung eines *γραμματικὸς Ἀριστάρχειος* [8]); und die in den Scholien von ihm gebrauchten Worte: *τὰ Διδύμου περὶ τῆς Ἀριστάρχειον διορθώσεως* [9]) ſind hierauf zu beziehen. Auch andern Dichtern hatte er ſeinen Fleiß zugewendet [10]); unter den lyriſchen namentlich dem Pindarus und Bacchylides; unter den Dramatikern dem Jon, Phrynichus und Ariſtophanes [11]); ferner den Rednern Demoſthenes, Iſäus und Hyperides [12]). Aus gleichen Studien war eine Samlung von Wörtern der tragiſchen und komiſchen Dichter [13]) hervorgegangen, welche wenigſtens 26 Bücher füllte; eine andere von Worten ungewiſſer Bedeutung [14]), und eine von verfälſchten oder verderbten Ausdrücken [15]). Eine Schrift über die Maße der Steine und Hölzer hat ſich in mehren Handſchriften erhalten und iſt vor nicht langer Zeit aus der ambroſianiſchen Bibliothek an das Licht geſtellt worden [16]). Endlich liegt ſeine Samlung von Sprichwörtern in 13 Büchern dem Werke des Zenobius zum Grunde [17]); und ein anderes Werk, das ſich auf die Geſetze Solons bezog, wird von Plutarch [18]) erwähnt. Einem andern Didymus aber ſcheint das Werk über die Landwirthſchaft (*Γεωπονικά*) anzugehören, aus welchem ſich in den Geoponicis des Caſſianus Baſſus gegen 70 Stellen erhalten haben [19]). Ein Zögling des alexandriniſchen Grammatikers war Apian, welcher in Rom unter dem Kaiſer Tiberius lehrte [20]), und ein Schüler von ihm der Grammatiker Heraklides Pontikus [21]). (*F. Jacobs.*)

DIDYMUS, der jüngere, aus Alexandria, Grammatiker und Sophiſt, lehrte die Redekunſt (*ἰσοφιστεύσαι*) zu Rom. Er ſchrieb über die Orthographie und Verſimilia (*πιθανά*), nebſt vielen andern, nach Suidas Zeugniſſe vortrefflichen Schriften (*Suid.* T. I. p. 574.).

Didymus, mit dem Beinamen Klaudius, ein Grammatiker. Er ſchrieb über die Analogie der lat. Sprache (*περὶ τῆς παρὰ Ῥωμαίοις ἀναλογίας*), über die von Thukydides gegen die Analogie begangenen Fehler (*περὶ τῶν ἡμαρτημένων παρὰ τὴν ἀναλογίαν Θουκυδίδῃ*) und einiges andere (*Suid.* l. c.), worunter ein Auszug aus dem Grammatiker Herakleon gehört [*ἐπιτομὴ τοῦ Ἡρακλέωνος*] *), von welchem genauere Kunde mangelt.

---

1) Aënoventrum oder aënocordum, nach *Casaubon.* Animad. ad Athen. IV. 7. p. 262. mit Anſpielung auf den homeriſchen Ausdruck *χάλκεον ἦτορ ἔχων.* 2) Athen. IV. p. 139. C. *βιβλιολάθας διὰ τὸ πλῆθος ὧν ἐκδέδωκε συγγραμμάτων.* Coray's Einfall *βιβλιοπλάθον* zu leſen, iſt ebenſo wenig zu billigen, als *βιβλιοθήκη*, worauf Spalding z. Quintilian Inst. Or. I. 8. 19. verfiel. Die richtige Bedeutung von *βιβλιολάθας* erhellt aus den Worten Quintilians a. a. O. Grammaticorum commentarii, vix ipsis, qui composuerunt, satis noti. Nam Didymo, quo nemo plura scripsit, accidisse compertum est, ut, quum historiae cuidam tanquam vanae repugnaret, ipsius proferretur liber, qui eam continebat. 3) Siehe von ihm *Suid.* T. I. p. 574. *Eudoc.* p. 133. *Jonsii* Hist. Phil. III. 8. 5. p. 9. f. *Fabric.* B. Gr. I. p. 387. VI. p. 868. 4) *ταριχοπώλης. Suid.* 5) *γεγονὼς ἐπὶ Ἀντωνίου καὶ Κλεοπάτρας καὶ ἕως Αὐγούστου. Suid.* 6) Die eine Zahl gibt Demetrius beim Athen. IV. p. 139. C. und Suidas an; die größere Seneca Epist. 88, 32. 7) Sie ſind zuerſt von Jan. Laſcaris Rom 1517. Fol. herausgegeben. S. darüber *Fabr.* B. Gr. I. p. 387 sq. 8) *Suidas.* 9) S. Schol. Venet. II. *γ.* 10. und II. *σ.* am Schluſſe. In Beziehung hierauf ſagt *Villoison* Anecd. T. II. p. 283. (Didymus) laudatur in Homericis Scholiis Marcianis, in quibus servatur magna pars hujus operis. Vergl. Prolegg. ad Homer. p. XXXI. und *F. A. Wolf* Prolegg. p. CCLXX. daß aber ein Fragment von Didymus ariſtarchiſcher Recenſion von Villoiſon herausgegeben worden (ſ. Schöll's Geſch. der griech. Literat. 2. Th. S. 551) iſt ein Irrthum. 10) *περὶ λυρικῶν ποιητῶν.* Etym. m. in *προσφόλαι.* p. 626. *ὕμνος.* p. 704. Seine *ἐξήγησιν πινδαρικὴν* führt Lactant. Div. inst. I. 22. an. S. *Böckh* Praef. ad Schol. Pindar. p. XVII. f. Die *ὑπομνήματα* zu den *ἐπινικίοις* des Bacchylides erwähnt Ammon. *Νηρεΐδες.* Eustath. Od. *α.* p. 1954. 5. Neue Fragm. Bacchyl. S. 9.

11) *ἐξηγήσεις* und *ἀντεξηγήσεις* über den Jon. Athen. XI. p. 468. D. XIV. 634. E. Vergl. *Schweigh.* Anim. T. VII. p. 460. *ἐξήγησις τῶν Φρυνίχου δραμάτων.* Athen. IX. 371. F. Die *ὑπομνήματα* über den Ariſtophanes werden in den Scholien öfters erwähnt. 12) S. *Harpocr. γαμήλια. ὀξυθύμια.* 13) *λέξεις κωμικὰς* erwähnt *Hesych.* Ep. ad Eulog. S. *Ruhnk.* Praef. ad Hesych. T. II. p. IX. s. *τραγικὴ λέξις*; von dieſer führt Harpokration in *ξηραλοιφεῖν* das 28ſte Buch an. 14) *ἀποροουμένης λέξεως*, wenigſtens 7 Bücher. Harpocr. *διρμισής.* 15) *περὶ παραφθορίας λέξεως.* Athen. IX. 368. B. 16) *μέτρα μαρμάρων καὶ παντοίων ξύλων*, von Angelo Majo edirt als Anhang zu den Bruchſtücken der Ilias. Mediol. 1819. Fol. 17) Nach dem Titel: *παροιμίαι Ζηνοβίου ἐκ τῶν Ταῤῥαίου καὶ Διδύμου.* S. Phot. Bibl. cod. 279. p. 530. ed. Bekk. *Suid.* in *Ζηνόβιος.* 18. *ἡ περὶ τῶν ἀξόνων τῶν Σόλωνος ἀναγραφὴ πρὸς Ἀσκληπιάδην. Plut.* Vit. Solon. c. 1. 19) S. *Needham* Prolegg. ad Geopon. p. LVI. f. ed. Nicl. 20) *Suid. Ἀπίων. Διδύμου τοῦ μεγάλου ὀνομασθέντος.* 21) *Suid. Ἡρακλείδης.* Dieſer Heraklides, der auch Dichter war, wird bisweilen mit dem weit ältern verwechſelt, der zur Zeit Philipps und Alexanders des Gr. lebte. S. *Roulez.* Comm. de Vita et Script. Heraclid. Pont. Lovan. 1828. p. 107.

*) Dieſer Commentator Homers wird öfters in den Venetiſchen Scholien und beim Euſtathius erwähnt. Ohne Grund will Joſ. Barnes ihm die kleinen Homeriſchen Scholien beilegen. S. *Fabr.* Bibl. Gr. T. I. p. 513. Ein Bruchſtück *ἐκ τῆς Διδύμου ἐπιτομῆς* philoſophiſchen Inhaltes hat ſich beim Jo. Ste-

Digitized by Google

— Endlich erwähnt Suidas noch einen vierten Didymus, einen Sohn des Heraklides, welcher ebenfalls ein Grammatiker, dabei aber auch ein Musiker **) und nicht ohne Talent für die Lyrik war. Diese Talente scheinen ihn mit dem Kaiser Nero in Verbindung gebracht zu haben. (*F. Iacobs.*)

DIDYMUS, der Blinde (caecus), folgte auf Macarius [1]) als Vorsteher der katechetischen Schule zu Alexandria [2]). Obwol er schon im vierten Lebensjahre [3]) gänzlich erblindete, so gelangte er doch durch Anstrengung und künstliche Mittel, unterstützt von einem frühzeitig und anhaltend gebildeten Gedächtnisse, zu umfassenden Kenntnissen selbst in solchen Wissenschaften, welche den Gebrauch der Augen zu fordern scheinen, namentlich den mathematischen. Mit den Schriftzügen machte er sich bekannt vermittelst hölzerner Tafeln, in welche dieselben waren eingeschnitten worden; mit dem Inhalte der heiligen Schriften wurde er durch Anhören vorgelesener Perikopen so vertraut, daß er die ganze h. Schrift *κατὰ λέξιν* soll inne gehabt haben. Daher wurde es ihm denn auch möglich, die meisten Bücher derselben in Commentarien auszulegen, welche neben dem grammatischen zugleich auch den allegorischen Sinn erläuterten [4]). Seine exegetischen Bestrebungen brachten ihn in nähere Verbindung mit Hieronymus, welcher seinen Unterricht auf kurze Zeit zu Alexandria benutzte, und auf dessen Antrieb er einige seiner biblischen Commentarien verfaßte. Doch hatten die origenistischen Streitigkeiten zur Folge, daß Hieronymus, früher sein größter Bewunderer, sich später von ihm entfernte und seine Rechtgläubigkeit verdächtigte [5]). Treuer schloß sich Ruffinus an ihn an, welcher zugleich mit Hieronymus früher sein Zuhörer gewesen war [6]) und auch bei dogmatischen Streitfragen sich sein Gutachten einholte [7]). Es zeigt sich aus diesen Verhandlungen, daß Didymus die Präexistenzhypothese des Origenes zur Auflösung der Räthsel in der Theodicee benutzte. Denn auf die Frage: warum so viele Kinder frühzeitig hingerafft würden? hatte er die Antwort bereit: da sie nicht viel gesündigt hätten, so genüge es, wenn sie von dem Gefängnisse des Leibes nur so eben berührt würden. Indessen unterschied er sich von den früheren Origenisten nicht allein dadurch, daß er die Trinität im Sinne der rechtgläubigen Kirche festhielt und namentlich den h. Geist nicht, wie es bei den Origenisten der Fall war, unter die Geschöpfe rechnete; sondern auch durch eine größere philosophische Vielseitigkeit, indem er neben dem Platonismus auch aristotelische Syllogismen benutzte, um die Wahrheit wider ihre Feinde zu vertheidigen [8]). Dadurch wurde er insonderheit den Arianern, indem er sie mit ihren eigenen Waffen von dem Standpunkte des nicänischen Glaubens aus bestritt, einer der gefährlichsten Widersacher [9]).

Neben seinem Eifer für die Wissenschaft glänzte er auch unter den Beförderern des asketischen Lebens, und stand daher in hoher Achtung bei den ägyptischen Mönchsgesellschaften. Insonderheit war der große Antonius, der Vater der Mönche, sein Verehrer. Als dieser auf Veranlassung der arianischen Streitigkeiten unter des Constantius Regirung sich aus seiner Wüste nach Alexandria begeben hatte, brach er, voll Verwunderung über die Tiefe des Geistes, welche er bei Didymus vorfand, gegen ihn in die Worte aus: „Du darfst dich nicht des schweren noch bekümmern, mein Didymus, daß du der Augen entbehrst, womit Eidechsen und Mäuse und verächtliche Thiere begabt sind. Du bist vielmehr hoch beseligt und beglückt, da du Augen ähnlich denen der Engel hast, mit welchen du das Göttliche klar erkennst und die wahrhafte Wissenschaft genau erblickst [10])." Palladius, einer der Schüler des Didymus, setzte ihm daher auch ein Denkmal unter seinen Lebensbeschreibungen der Mönche [11]).

Über die Zeitverhältnisse, in welchen er blühte, ergibt sich durch Combination Folgendes. Als Hieronymus im vierzehnten Jahre des Theodosius d. Gr. sein Verzeichniß der Kirchenschriftsteller verfaßte, d. i. im J. 392, lebte er noch zu Alexandria als ein mehr denn drei und achtzigjähriger Greis [12]). Nach Palladius aber a. a. O. erreichte er das fünf und achtzigste Lebensjahr. Danach fällt also sein Tod in das J. 394, seine Geburt in das J. 309. Als Antonius, welcher im J. 356 starb, ihn unter den arianischen Streitigkeiten zu Alexandria besuchte, hatte er schon einen großen Ruf als Lehrer erlangt [13]). Demnach scheint er der katechetischen Schule daselbst fast ein halbes Jahrhundert hindurch vorgestanden zu haben.

Ungeachtet aber Didymus von allen seinen Zeitgenossen, von den ehrwürdigsten und rechtgläubigsten Lehrern der Kirche und von einer Reihenfolge dankbarer Schüler als ein Wunder nicht nur an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, sondern auch als ein Pfeiler der Rechtgläubigkeit und als Musterbild eines frommen Lebenswandels gepriesen wurde; so galt er doch den Spätern wegen seiner Hinneigung zum Origenismus als ein verdächtiger Leh-

---

bäus Floril. Tit. 103. (*περὶ Κυβαιμονίας.*). 28. p. 557. erhalten. **) *μουσικὸς ἦν λίαν καὶ πρὸς μέλη ἐπιτήδειος. Suid. ἐς τὸ ἄκρον μουσικὸς καὶ πρὸς μέλη λίαν ἐπιτήδειος. Eudocia* p. 133.

1) Vergl. *Philippi* Sidetae fragm. b. *Dodwell* Dissertt. Cypr. p. 488. 2) *προϊστάμενος ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τοῦ ἱεροῦ διδασκαλείου τῶν ἱερῶν μαθημάτων. Sozom.* H. e. III, 25. Scholae ecclesiasticae doctor. *Ruff.* H. e. II, 7. 3) *Palladius* Hist. Laus. c. 4. 4) Dies liegt angedeutet in den Worten Theodorets H. e. IV, 29: *τῆς θείας γραφῆς μεμάθηκεν, οὐ μόνον τὰ γράμματα, ἀλλὰ καὶ τὰ τούτων νοήματα.* 5) *Hieron.* adv. Ruff. L. II. (Opp. ed. Mart. T. IV. P. II. Col. 407. 409.): *Didymus*... in Trinitate catholicus est.... in aliis dogmatibus apertissime in Origenis scita concedit, et quod omnes ecclesiae reprobant, catholice et pie dictum esse defendit. Vergl. L. III. col. 463. 6) *Ruff.* H. e. II, 7. 7) *Hieron.* adv. Ruff. l. c. Col. 464.

8) *Theodoret.* l. c. *Didymi* fragm. ap. Jo. Damasc. in Parall. ss. Opp. T. II. p. 787: *λέγομεν... φιλόσοφον ἄρειον... τὸν μηδενὸς τεχνικοῦ συλλογισμοῦ παραμελήσαντα.* 9) *Socrates* H. e. IV, 25. *μέγιστος συνήγορος τῆς ὀρθῆς πίστεως ἐμφύτευτο Δίδυμος, πρὸς τοὺς Ἀρειανοὺς ἅπαντῶν, καὶ σοφίσματα ἀνελέων αὐτῶν, καὶ τοὺς κλοιδῆλους καὶ δολεροὺς αὐτῶν λόγους ἐξελέγχων.* 10) *Socr.* IV, 25. *Sozom.* III, 15. *Hieron.* Ep. 100. ad Castrutium Opp. T. IV. P. II. Col. 802. 11) Hist. Laus. c. 4. 12) *Hieron.* in Catal. c. 109. 13) *Socr.* IV, 25, wo die Chronologie fodert, mit Lewch zu lesen *ἤδη πρότερον ἢ κατὰ τὸν Ὀρόντου χρόνον.*

Digitized by Google

rer, und die Erneuerung der origenistischen Streitigkeiten führte seine Verdammung auf mehren ökumenischen Synoden herbei [14]).

Die Schriften, welche die Alten von Didymus erwähnen, gehören in die Gebiete der Schriftauslegung und der thetisch-antithetischen Glaubenslehre. Von seinen Commentarien zu den heiligen Schriften führt Hieronymus [15]) folgende namentlich an:

1) Zu dem ganzen Psalter [16]).

2) Zu dem Hiob. (Bruchstücke daraus in der Catene des Nicetas.)

3) Zu Jesaia achtzehn Sectionen (tomos decem et octo). (Fragmente bei *Jo. Damasc.* Parall. SS. T. II. p. 341. 781.)

4) Zum Hosea drei Bücher (libros tres), welche an Hieronymus gerichtet waren [17]).

5) Zum Zacharias, gleichfalls auf die Bitte des Hieronymus, fünf Bücher.

Außerdem enthält die Catene des Theod. Peltanus (Antverpiae 1614. 8.) auch einige Bruchstücke seiner Auslegung der salomonischen Schriften.

In diesen Auslegungsschriften folgte er, nach einer Andeutung des Hieronymus [18]), auch darin der Methode des Origenes, daß er die in den Hexaplis zusammengestellten griechischen Übersetzungen fleißig unter einander verglich und erläuterte. Daher ist es in kritischer Hinsicht zu bedauern, daß sie sich bis auf kurze und unsichere Bruchstücke verloren haben. Von seinen Auslegungsschriften zum N. T. erwähnt Hieronymus im Verzeichnisse nur Commentarien zu den beiden Evangelien des Matthäus und Johannes [19]). Aber nach seinen anderweitigen zerstreuten Andeutungen umfaßten dieselben sicher auch noch den ersten Brief an die Korinthier [20]), den an die Galater [21]) und den an die Epheser [22]). Außerdem zeigen Bruchstücke, welche Joh. Christoph Wolf gesammelt und erläutert [23]) hat, daß er auch die Apostelgeschichte commentirte. Endlich war Cassiodorus zum Besitze eines griechischen Codex gelangt, welcher eine Auslegung des Didymus zu den sieben kanonischen Briefen [24]) enthielt, die er zum Gebrauche seiner Mönche von Epiphanius Scholasticus, dem Verf. der historia tripartita, in die lateinische Sprache übersetzen ließ [25]). Nach dieser lateinischen Übersetzung, oder vielmehr Bearbeitung, wurde dieser kurze Commentar aufgenommen in die Bibliotheken der Kirchenväter [26]). Gfr. Christ. Friedr. Lücke entdeckte längere Bruchstücke des griechischen Originals in den Scholien zweier Moskauer Handschriften zu den katholischen Briefen, welche Christ. von Matthäi in seiner Ausgabe des N. T. ans Licht gestellt und mit den Siglen D und H versehen hatte. Mit diesen Originalbruchstücken, nach einem sehr verbesserten Texte und mit einer Untersuchung ihrer Echtheit und ihres dogmatisch-exegetisch-kritischen Charakters versehen, sind von ihm in drei Programmen die Commentarien zu den drei Johanneischen und den beiden Petrinischen Briefen vollständig herausgegeben worden [27]). In kritischer Hinsicht weckte der Zweifel, welcher in diesen Commentarien an der Echtheit des zweiten Briefes Petri ausgesprochen wird [28]), das ungegründete Bedenken, Didymus habe dieselben entweder gar nicht, oder doch nicht diese Stelle derselben verfaßt, welche ihren Ursprung jedenfalls einem Andern verdanke, da er anderswo zwei kanonische Briefe des Petrus anerkenne. Der Zusammenhang aber zeigt, daß es ein dogmatischer Scrupel war, welcher ihn seine anderweitigen Urtheile vergessen und eine Meinung Anderer beibringen ließ, welche ihn am leichtesten von jenem Scrupel befreien konnte. Aber da jener Anstoß selbst aus dem Standpunkte des Origenismus hervorging, so führt ebendies wieder auf den Origenisten Didymus zurück. Die Erklärung selbst ist in diesem Commentar keine fortlaufende und gleichmäßige, sondern umfaßt nur einzelne wichtigere und schwierigere Stellen, welche bald umständlich ausgelegt, bald durch kurze Noten erläutert werden. Ihr eigenthümlicher Charakter aber läßt vermuthen, daß sie sich nicht vollständig erhalten habe, sei es nun, daß die Notarien, deren sich Didymus bediente, ursprünglich nur Einzelnes, besonders Bemerkenswerthes aufzeichneten, oder daß Cassiodorus den Epiphanius nur Dasjenige übersetzen ließ, was ihm minder anstößig und zur theologischen Benutzung dieser Briefe wichtiger erschien, wofür sein ähnliches Verfahren bei Bearbeitung der Commentarien des Clemens Alex. zu den katholischen Briefen zu sprechen scheint [29]). Die Vergleichung der

14) Zuerst auf der fünften im J. 553 (nach Niceph. H. e. XVII. 27.), dann auf der ersten Lateranensischen unter Martin I. im J. 649. (Secret. V. can. 18). Die sechste (680) bezeichnete ihn als einen Vertheidiger der scheußlichen Lehre des Origenes, welcher die heidnische Fabel von der Seelenwanderung wieder aufgenommen habe (Conc. VI. Act. II.), was auch die siebente (Conc. Nic. II. Act. 7.) im J. 787 wiederholte. 15) Catal. cap. 109. 16) Commentarius in Psalmos omnes. Vergl. *Hieron.* Ep. 74. ad Augustinum. Opp. T. IV. P. II. Col. 627. Bruchstücke in der Catene des Corderius. 17) Vergl. *Hieron.* Apol. adv. Ruff. Lib. III. (Opp. T. IV. P. II. Col. 465.): tres explanationum in Osee Prophetam libros ad me, me rogante, dictavit. Fragment bei Joh. Damasc. a. a. O. S. 778. 18) adv. *Ruff.* L. III. l. c. Col. 488. 19) Fragment b. Joh. Damasc. a. a. O. S. 754. Mehre in der Catene des Corderius. 20) Ep 31. ad Pammachium. Opp T. IV. P. II. Col. 243. 21) *Hieron.* in Praef. Comment. ad Gal. Opp. T. IV. P. I. p. 220. 221. cf Ep. 74. ad Augustinum T. IV. P. II. Col. 619. 22) Apolog. adv. *Ruff.* Lib. I. Opp. T. IV. P. II. Col. 373. 23) Anecdota Graeca. T. IV. p. 1 sqq. 24) d. i. die s. g. katholischen, welche in der Aufschrift diesen Namen deshalb erhalten hatten, um ihre Kanonicität wider die Bezweifler derselben zu behaupten. 25) *Cassiodori* Instit. divinar. litterar. Cap. 8.: quum de canonicis epistolis magna nos cogitatio fatigaret, subito nobis codex Didymi Graeco stylo conscriptus in expositionem VII canonicarum epistolarum Domino largiente concessus est, qui ab Epiphanio, viro disertissimo, Divinitate juvante, translatus est. 26) Zuerst in *Binii* Bibl. Paris. T. IX. p. 511 seq., dann in die magna Colonienses T. IV., maxima Lugdunensis T. IV. p. 819 sqq., und kritisch verbessert in die Gollandiana T. VI. 27) Quaestiones ac vindiciae Didymianae, sive Didymi Alexandrini enarratio in Epistolas Catholicas latine, Graeco exemplari magnam partem e Graecis scholiis restituta. Partic. I—III. Gotting. 1829—1830. 4. 28) Zu 2 Petr. 3, 5. die Worte: Non est *igitur* ignorandum, praesentem epistolam esse falsatam, quae licet publicetur, tamen in canone non est. Das „igitur" bezieht sich, wie Lücke Part. I. p. 5. zeigt, auf die vorausgegangenen, aus dem origenistischen Standpunkte geflossenen, dogmatischen Bedenken des Commentators. 29) *De Instit. div.*

Digitized by Google

nur aus einer Handschrift bekannten lateinischen Übersetzung mit den griechischen Bruchstücken führt aber auch dahin, daß jene überhaupt höchst fehlerhaft geschriebene Handschrift bedeutende Lücken habe, welche sich theilweise aus den entdeckten griechischen Originalien ergänzen lassen.

In kritischer Hinsicht gewähren diese Commentarien, sowie die Schriften des Didymus überhaupt, geringe Ausbeute. Seine zerstreuten Urtheile über Verfasser und Zeitalter der einzelnen biblischen Bücher schließen sich, wenn man den hingeworfenen Zweifel an der Echtheit der secunda Petri ausnimt, überall an die zu seiner Zeit in der Kirche herrschenden an. In der dogmatischen Benutzung aber zeigt er sich so wenig ängstlich, daß er nicht allein neben den kanonischen auch die apokryphischen Schriften unbedenklich zum Zeugnisse heranzieht, sondern auch auf Pseudepigraphen sich beruft [30]). Hinsichtlich der Wortkritik werden seine Lesarten, da er seine Texte aus dem Gedächtnisse anführte und commentirte, ohne Codices ansehen zu können, der urkundlichen Beglaubigung überall ermangeln müssen. Heinr. Ernst Ferd. Guericke [31]) hat sich die Mühe gegeben, die Lesarten des Didymus aus seinem griechischen Nachlasse zu sammeln und mit dem textus receptus zu vergleichen, welche Samlung aus den neu entdeckten griechischen Scholien zu den katholischen Briefen sich noch wird vermehren lassen.

In seiner exegetischen Methode hält Didymus überall den theologischen Gesichtspunkt fest, verfährt aber dabei ebenso oft antithetisch als thetisch. Neben den Arianern sind es besonders die Manichäer, deren Lehrmeinungen er in seiner exegetischen Polemik entweder ins Auge faßt oder auch offen bestreitet. Den grammatischen Sinn der Texte behält er zwar, zumal in der dogmatischen Benutzung derselben, nach Vermögen bei, doch ohne für seine hinlängliche Begründung Sorge zu tragen. Der Allegorie bedient er sich zu erbaulichen Zwecken, ohne dogmatisches Gewicht auf sie zu legen und ohne sich in dieser Beziehung jenes Übermaßes schuldig zu machen, welches an Origenes und den meisten Origenisten und Alexandrinern zu tadeln ist [32]).

Was fürs Zweite seine dogmatisch-polemischen Werke anlangt, so nennt das Verzeichniß des Hieronymus nur folgende, dem Namen nach hieher gehörige: 1) de dogmatibus, 2) contra Arianos libros duos, 3) de Spiritu Sancto librum unum, von welchem Hieron. bemerkt: quem ego in Latinum verti.

Von dem erstgenannten Werke finden sich keine anderweitigen Spuren vor. Nach Sokrates [33]) aber gab Didymus Erläuterungen zu dem berühmten dogmatischen Werke des Origenes περὶ ἀρχῶν und schrieb ὑπομνήματα zu demselben. Diese kennt auch Hieronymus, nach welchem Ruffinus die „Commentarioli" des Didymus bei seiner lateinischen Bearbeitung dieser Schrift des Origenes benutzt hätte [34]). Nach beiden Zeugen verfolgte er darin die apologetische Tendenz, den Origenes als rechtgläubig darzustellen, indem er die Irrthümer, welche man demselben Schuld gegeben hatte, als aus Mißverständnissen seines tiefsinnigen, wissenschaftlichen Vortrages hervorgegangen nachwies. Wahrscheinlich war es dies Werk, welches Hieron. in dem Verzeichnisse der Kürze wegen unter dem Namen „de dogmatibus anführte.

2) Auch von einer Streitschrift des Didymus contra Arianos in zwei Büchern gibt es keine sonstigen Zeugnisse. Dagegen erwähnt Sokrates a. a. O., daß er drei Bücher de Trinitate dictirt habe [35]). Drei Bücher de Trinitate, welche Joh. Aloys. Mingarelli in einer griechischen Handschrift, die den Verfasser nicht nannte, entdeckt hatte, wurden von seinem Bruder Ferd. Mingarelli in Auszügen bekannt gemacht, aus überzeugenden Gründen dem Didymus, als das von Sokrates erwähnte Werk, zugeeignet [36]) und später vollständig herausgegeben [37]). Da sich dieses Werk durchgängig als eine Streitschrift wider die Arianer darstellt, so liegt die Vermuthnng nahe, daß die Bücher wider die Arianer, welche Hieronymus erwähnt, mit unseren von Sokrates aufgeführten Büchern de Trinitate dieselbe Schrift unter verschiedenem Namen sei.

3) Das Buch de Spiritu Sancto hat sich vollständig in der von Hieronymus verfaßten lateinischen Übersetzung erhalten [38]). Aus der an seinen Bruder Paulinianus gerichteten Vorrede des Übersetzers geht hervor, daß diese zu Rom begonnene Arbeit von ihm in Palästina bald nach dem Tode des römischen Bischofs Damasus (384) vollendet wurde, also zu einer Zeit, wo er sich noch der Schule der Origenisten anschloß. Daher spricht er denn auch mit unbedingter Verehrung von dem Verfasser, welchem er eine prophetische Sehergabe bei seiner Blindheit und einen apostolischen Charakter, sowol hinsichtlich der Gedanken als auch der Einfachheit des Vortrags, bei-

litt. c. 8.: in epistolis canonicis Clemens Alexandrinus Presbyter, qui et Stromateus vocatur, i. e. in epistola S. Petri prima, S. Joannis prima et secunda et Jacobi quaedam Attico sermone declaravit, ubi multa quidem subtiliter, sed aliqua incaute locutus est, quae nos ita transferri fecimus in Latinum, ut exclusis quibusdam offendiculis purificata doctrina ejus securior potuisset hauriri. 30) Merkwürdig ist das Fragment aus der „leprogenesis," — lies „leptogenesis" (λεπτογένεσις, λεπτὴ γένεσις, μικρογένεσις. Vergl. *Fabricius* Cod. Pseudepigr. Vet. T. Vol. I. p. 851 sq.), zu 1 Joh. 3, 11. 12. 31) De schola, quae Alexandriae floruit, catechetica (Halae 1825. 8.) P. II. p. 38. 47. 32) Vergl. Guericke a. a. O. S. 83—95. Lücke a. a. O. Part. I. §. 6.

33) Hist. eccles. L. IV. c. 25. 34) Apol. adv. *Ruff.* L. I. c. Col. 355. Lib. II. Col. 409. 35) ὑπαγορεύσας δὲ καὶ τὰ περὶ τριάδος τρία βιβλία. 36) Veterum testimonia de Didymo Alexandrino caeco, ex quibus tres libri de Trinitate nuper detecti eidem asseruntur. Romae 1764. 4. Vergl. die Rec. von Schröckh in Ernesti's theolog. Bibliothek. Bd. VII. S. 303—312. 37) Didymi Alexandr. de Trinitate libri tres nunc primum Graece editi, Latine conversi ac notis illustrati a Jo. Aloysio Mingarellio. Bononiae 1769. fol. Die Ausgabe ist zugleich mit Abhandlungen versehen, welche die umfassendsten Untersuchungen über Leben, Lehre und Schriften des Didymus enthalten. 38) Didymi de Spiritu Sancto libri tres, divo Hieronymo interprete. In *Hieronymi* Opp. T. IV. P. I. Col. 493—532. Besondere Abdrucke erschienen: Coloniae 1531. 8. und von Joh. a Jucht besorgt Helmst. 1611. 4.

Digitized by Google

legt und welchen man nur zu lesen brauche, um sofort zu erkennen, wie die Lateiner das Ihrige fast überall den Griechen entwandt hätten. In der That zeichnet sich die Abhandlung durch einen einfachen biblischen Vortrag, Vermeidung rhetorischen Prunkes und dialektischer Sophistik aus, und sie umfaßt mit ziemlicher Vollständigkeit die Erklärung der Schriftstellen, welche man im A. und N. Test. auf dieses Dogma zu ziehen pflegte. Die Begriffe aber, welche er festhält, sind durchgängig rechtgläubig. Namentlich bestreitet er die aus mißverstandenem Origenismus geflossenen Vorstellungen der Semiarianer oder Pneumatomachen seiner Zeit, nach welchen der h. Geist in eine Klasse mit den Geschöpfen zu setzen und den dienenden Geistern oder Engeln beizuordnen wäre [39]). Einzelne Erläuterungen aus dem Hebräischen haben zu der Vermuthung geführt, daß der Übersetzer von dem Seinigen eingeschaltet habe. Aber eine allgemeine Kenntniß der hebräischen Sprache verräth sich auch in den Büchern de Trinitate [40]).

4) Eine kurze griechische Abhandlung κατὰ Μανιχαίων entdeckte Emerich Bigot in einer italiänischen Handschrift, welche ihr den Namen des Didymus vorsetzte. Canisius, welcher sie von Ant. Possevinus erhalten hatte, machte sie nach einer von Franz Turrianus gefertigten lateinischen Übersetzung bekannt. Das griechische Original, nach Bigots Abschrift, ließ Combefisius mit einer neuen Übersetzung abdrucken [41]); mit Verbesserungen ausgestattet, wurde dasselbe von Jac. Basnage in seine Ausgabe des Canisischen Werkes aufgenommen und durch schätzbare historische, kritische und dogmatische Untersuchungen über Didymus und seine Schriften vermehrt [42]). Bestimmte Erwähnungen einer solchen Streitschrift des Didymus vermißt man bei den Alten; vorgebliche Fragmente derselben bei Maximus Conf. finden sich zwar in der Abhandlung selbst nicht wieder vor, werden aber auch nicht ausdrücklich als aus einer Schrift κατὰ Μανιχαίων entnommen bezeichnet. Die Abhandlung selbst, welche sehr metaphysisch beginnt, aber sich dann zu einer biblischen Beweisführung wendet, wie sie in den Schriften de Trinitate und de Spiritu S. herrscht, enthält nichts, was ihren vorgeblichen Ursprung zweifelhaft machen könnte. Die häufigen Ausfälle wider die Manichäer, welche in den Auslegungsschriften des Didymus vorkommen, machen es aber wahrscheinlich, daß er auch einen eignen Tractat wider sie gerichtet habe, obwol die Kürze der Abhandlung zu der Vermuthung führt, daß sie nur einen Abschnitt gebildet habe in einem größeren Werke über die Häresien, auf welches er sich einmal im Allgemeinen beruft [43]).

Die theologische Methode, welche in diesen Tractaten befolgt wird, zeichnet sich im Allgemeinen durch ihre Schriftmäßigkeit aus. Denn obwol die Philosophie nicht hintangesetzt und namentlich in den Büchern de Trinitate auch die hellenische Literatur zur Erläuterung benutzt, in dem Tractate wider die Manichäer ein metaphysisches Princip in Syllogismen verfolgt wird; so findet man doch gemeiniglich die Dogmen lediglich auf Schriftzeugnisse gegründet und aus denselben auch die Meinungen der Häretiker bestritten, ohne daß die traditionelle Auctorität zu diesem Zwecke herangezogen würde. In der Trinität zeigt er sich überall orthodox und namentlich auch da, wo Origenes abweichend lehrte. Denn er verwirft aufs bestimmteste jede Subordination des Sohnes unter den Vater (de Trin. L. I. c. 16.), fodert, daß der Sohn ebenso unmittelbar als der Vater in Gebeten angerufen werde (de Trin. L. II. c. 21.) und lehrt ausdrücklich, daß die Sphäre der Wirksamkeit für den h. Geist ebenso unbeschränkt sei als die des Vaters und des Sohnes (de Trin. L. II. c. 4.). In der Angelologie zeigt er seine Hinneigung zu der Lehre des Origenes (daß die gefallenen Engel, als mit Willensfreiheit begabte Wesen, durch weise Züchtigung Gottes gebessert, am Ende der Tage zu ihrer ursprünglichen sittlichen Reinheit zurückkehren werden) versteckter zu der Stelle 1 Petr. 1, 10—12, offener zu 1 Petr. 3, 22 [44]). Die Hypothese des Origenes von der Präexistenz der menschlichen Seele berührt er zu 1 Petr. 1, 1. 2., ohne sie sich bestimmt anzueignen; doch scheinen manche Formeln, deren er sich anderswo bedient [45]), dahin zu deuten, und Hieronymus legt sie ihm offen zur Last [46]). Aus dieser Hypothese ist es vielleicht auch zu erklären, wenn von einer παλαιὰ ἁμαρτία, welche der Geburt voraufgehe, die Rede ist (de Trin. II, 12.) und zu 1 Joh. 5, 19. behauptet wird: omnes sub peccato nascimur, quoniam ipse ortus in vitio est, obwol, wenn man das griechische Scholion bei Lücke (Part. II. p. 37.) vergleicht, auch die Echtheit dieser Worte verdächtig erscheint. Auf keinen Fall darf man in solchen Formeln eine natürliche Verdorbenheit und eine erbliche Sünde finden. Denn überall erkennt er mit sämmtlichen griechischen Kirchenlehrern eine vollkommene Willensfreiheit auch in dem gefallenen Menschen, eifert gegen die Häretiker, welche die Natur für böse halten, und erklärt, daß die Zurechnungsfähigkeit sich auf Dasjenige nicht erstrecke, was in der Natur, nicht aber in dem Willen gegeben liege. Daher gelten ihm die Kinder als sündenfrei vermöge ihrer Natur [47]), und wenn es bei Paulus (Ephes. 2, 3.) heißt: ἡμεν φύσει τέκνα ὀργῆς, so sagt ihm φύσει nicht s. v. a. κατὰ φύσιν, sondern s. v. a. ἀληθείᾳ [48]). Das Übergewicht der Sinnlichkeit, welches durch die Verbindung der Seele mit dem sterblichen Körper gegeben ist, gilt ihm freilich als eine

39) Vergl. besonders L. I. Col. 502 sqq. 40) *Basnage* Animadversiones in Didymum in Canisii Lect. ant. T. I. p 202. Vergl. dagegen Gurtcke a. a. O. S. 83. 41) Auctarium novissimum Bibliothecae Patrum. P. II. p. 21 sqq. 42) *Canisii* Lectiones antiquae ed *Jac. Basnage* T. I. p. 197—208. *Basnagii* animadversiones in Didymum. p. 204—216. *Didymi* liber contra Manichaeos. 43) De Spiritu S. L. I Col. 507.: Spiritus S non accipiens aliunde sapientiam, dictus est spiritus sapientiae: hoc enim ipsum quod subsistit, spiritus sapientiae est, et natura eius nihil est aliud nisi spiritus veritatis et spiritus Dei, de quibus jam abundanter *in sectarum volumine* disputavimus. 44) Lücke a. a. O. Part. I. p 9—18. 45) τὴν ἀρχαίαν ἀπολαμβάνειν παροικίαν de Trin. II, 14. ἀντὶ γῆς πάλιν οὐρανὸν κληθῆναι τὸν οὐρανόν 12. u. m. a. 46) Apol. adv. *Ruff.* L. I. Col. 355. L. III. Col. 464. 47) Enarrat. in 1 Joh. 3, 9. 10. vergl. mit dem griech. Scholien bei Lücke Part. II. p. 23. 48) c. Manichaeos p. 206.

Digitized by Google

fruchtbare Mutter der Sünden, und wiefern diese Verbindung schon mit den Protoplasten ihren Anfang nahm, redet er auch von einer Sünde, welche allen ihren Nachkommen zugerechnet wurde [49]). Aber man muß hier den geheimen Sinn sich vergegenwärtigen, welchen die Origenisten in der Erzählung vom Sündenfalle entdeckt hatten. Mit diesen Grundsätzen hängt es endlich genau zusammen, daß die Erwählung in Christo von dem Vorherwissen des Glaubens und der Werke der Menschen abhängig gemacht wird [50]). Daher denkt er sich denn auch das Verhältniß der Gnade zur Willensfreiheit als ein Zusammenwirken Gottes mit dem Menschen (*θεοῦ συνέργεια*). Der Glaube nimt seinen Anfang von uns selbst (*ἡ πίστις ἀρχομένη ἐξ ἡμῶν*), und gut oder schlecht zu seyn hängt von unserm eignen Vorsatze ab (*προαιρέσει ἰδίᾳ ἔχομεν τὸ εἶναι καλοὺς ἢ κακούς*). Die Gabe des h. Geistes aber kommt denen zu Statten, welche nach eignem Entschlusse Gott Folge geleistet und Vertrauen geschenkt haben [51]). Gemäß den Grundsätzen der Origenisten lehrt er endlich eine geistige Auferstehung [52]) und ein künftiges geistiges Reich Christi, bei ausdrücklicher Verwerfung des Chiliasmus [53]). Wenn er ferner an mehren Stellen von ewigen Strafen redet [54]), so scheint er darin der ökonomischen Lehrart der Origenisten zu folgen, indem er anderswo [55]) die Hoffnung eines Aufhörens der Strafen mit der Besserung der Verdammten ziemlich unverholen an den Tag legt. In seinen ethischen Grundsätzen endlich neigt er sich zu einer mystischen Auffassung der Liebe zu Gott und faßt das Wesen der Tugend als die vollkommenste Beherrschung der sinnlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften, oder als *ἀπάθεια*, daher ihm denn auch das jungfräuliche Leben in einem so hohen Grade tugendlich erscheint, daß das eheliche Leben, mit jenem verglichen, sich ihm fast als Sünde darstellt (c. Manich. p. 209.). Sonst bieten seine Schriften weniger Anempfehlungen des asketischen Lebens dar, als man bei einem Manne voraussetzen möchte, welcher die Bewunderung der ägyptischen Mönche und ihres Vaters Antonius auf sich gezogen hatte [56]). (*v. Cölln.*)

49) c. Manich. p. 209. Christus *ἐνομίσθη καὶ αὐτὸς ὑπεύθυνος εἶναι ἐκείνῃ τῇ ἁμαρτίᾳ, ἥτις καὶ οἱ ἐκ τοῦ Ἀδὰμ πάντες κατὰ τὴν διαδοχὴν* (successione, nicht propagine) *ὑπῆρχον.* 50) Enarrat. in 1 Petr. 1. 2. Lücke Part. III. p. 1. 2.: *προεωρακὼς ὁ θεὸς τὴν πίστιν καὶ πρᾶξιν τῶν ἀνθρώπων.... προεγνωσμένως ἐξελέξατο αὐτοὺς ἐν Χριστῷ.* 51) Nachweisung der Belegstellen gibt Guericke a. a. O. S. 369. 370.

52) Zu Apgsch. 2, 26. b. Wolf a. a. O. S. 11. Enarr. in ep. Jud. p. 337. 53) Zu 1 Petr. 1, 4. Lücke Part. III. p. 4. 54) Vergl. Guericke S. 378. 55) Zu 1 Petr. 1, 10—12. 3, 22. S. o. 56) Über die Glaubenslehre des Didymus vgl. Guericke de schola Alexandr. P. II. p. 352—378. und über seine ethischen Grundsätze p. 443—447.

Ende des vierundzwanzigsten Theiles erster Section.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 745 801

AE
27
A6
Sect.1
v.24

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google